Lista 20,

Fr. Chr. Schlosser's

Weltgeschichte

für

das deutsche Volk.

Zweite Ausgabe.

Mit der Fortsetzung bis auf die Gegenwart.

Mit Zugrundelegung der Bearbeitung von Dr. G. L. Kriegk

besorgt von

Dr. Oscar Jäger und Prof. Dr. Th. Creizenach.

Siebenzehnter unveränderter Stereotyp-Abdruck.

Elfter Band.

Oberhausen u. Leipzig.
Verlagshandlung von Ad. Spaarmann.
1876.

Druck von Ad. Spaarmann in Oberhausen.

Geschichte der neueren Zeit.

II. Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

X. Philipp und Elisabeth; Frankreich, Spanien und die Niederlande bis zum Ende des 16. Jahrhunderts.

1. Die französischen Religions-Kriege von 1577 bis 1580.

Die Geschichte der französischen Religions-Kriege ist oben bis zum Pacifications-Edict von Poitiers und zum Vertrage von Bergerac (September 1577) geführt worden. Wir müssen aber, ehe wir zu den nachfolgenden Begebenheiten über gehen, noch rückblickend einige Ergänzungen und Erläuterungen geben. Vor jenem fünften Religions-Frieden war die heilige Ligue geschlossen worden. Dieser Verbindung bediente sich Philipp II. von Spanien, um Frankreichs Einfluß in Europa zu vernichten. Der französische König Heinrich III. selbst aber, welcher ebenso an Umgängen und anderen kirchlichen Feierlichkeiten, wie an Hunden und kindischen Junkern, mit denen er sein albernes Spiel trieb, großes Vergnügen fand, trug durch die Begünstigung der geistlichen Brüderschaften und ihrer Andachtsübungen viel dazu bei, daß er, ohne es zu ahnen, ein Sclave der fanatischen Priesterschaft ward. Die Ligue war gegen die Thronfolge Heinrich's von Navarra geschlossen worden und die Nation ward vermittelst der Brüderschaften auf dieselbe Weise gegen die bestehende Regierung vereinigt, wie im Jahr 1793 vermittelst der Jakobiner-Klubs. Wir glauben am wenigsten zu irren, wenn wir in Betreff dieser fanatischen Verbindung der Hauptsache nach einem sehr bekannten Buche (Esprit de la ligue) folgen. Es waren, heißt es in demselben, schon seit 1563 einzelne Verbindungen zum Schutze der alten Religion gebildet und dabei besonders die Zünfte, die Brüderschaften und andere Bürgervereine benutzt worden. Es ist indessen, fährt der Verfasser fort, nicht mit Bestimmtheit anzugeben, ob die im Jahre 1576 geschlossene heilige Ligue von

Paris oder von der Picardie ausging; gewiß ist aber, daß die älteste eigentliche Urkunde über dieselbe aus der Picardie stammt. Diese ist die (oben schon erwähnte) durch den Herrn von Humieres aufgesetzte Bundes-Acte, welche, wie alle Bündnisse jener Zeit, mit der Formel: „Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit" begann. Die Verbindung schien auf den ersten Blick hin ganz unverfänglich und heilsam, weil man in jener Urkunde sich nur eidlich verpflichtete, bis zum Tode in der heiligen Einigung zu verharren, welche im Namen der heiligen Dreifaltigkeit zur Vertheidigung des katholischen Glaubens, des Königs Heinrich III. und der Vorrechte, deren das französische Reich unter Chlodwig genossen, geschlossen sei. Der letzte Punkt deutete schon an, daß die Stifter der Ligue im Sinne hatten, ihre Absichten auf Dinge zu richten, welche durchaus nicht mit der Religion zusammenhingen; diese Absichten waren aber überdies auch im Texte der Urkunde ganz deutlich ausgesprochen. Es ward nämlich in der Bundes-Acte ein unbedingter Gehorsam gegen ein nicht genanntes, erst zu erwählendes Haupt der Ligue zur Pflicht gemacht und diesem eine Dictatorial-Gewalt gegeben, welche die königliche eines schwachen Prinzen völlig verdunkeln mußte. Da die Ausrottung der Protestanten als der Hauptzweck der Ligue offen angegeben war, so verbreiteten die Brüderschaften die Bundes-Acte derselben in alle Städte und Provinzen, und sammelten Unterschriften. Die 16 Quartiere von Paris, welche unter der Leitung ihrer Zunftmeister oder Bürgermeister längst eine Art von demokratischer Gewalt gebildet hatten, hörten kaum von der bindenden Acte gegen den Thronfolger, als sie gleich allen denen, welchen die Acte mitgetheilt wurde, diese unterschrieben und den Eid leisteten. Dem Beispiele der Pariser und der Picarden folgten ganz Poitou und Touraine.

Schon waren ganze Provinzen, Städte und Corporationen nebst Hunderten von einzelnen Herren, Rittern und Bürgern der Ligue beigetreten, als König Heinrich III. durch die Protestanten gewarnt wurde und von seinem Gesandten an Philipp's II. Hofe die Nachricht erhielt, daß die Urheber der Ligue geheime Agenten nach Spanien geschickt hätten, um sich von Philipp Unterstützung zu verschaffen. Die Protestanten hatten sich der Papiere des nach Rom gesandten und auf der Rückreise verstorbenen Parlaments-Advokaten David bemächtigt, aus welchen nicht nur hervorging, daß man die Absicht habe, den Herzog Heinrich von Guise mit der Dictatur der Ligue zu bekleiden, sondern in welchen derselbe auch, wie bereits erwähnt, als der geeignetste künftige Beherrscher von Frankreich bezeichnet wurde. Papst Gregor XIII., der sich nach dem Morden der Bartholomäus-Nacht persönlich edel und christlich bewiesen hatte, blieb sich auch jetzt getreu; er wollte, wie es scheint, mit einer gegen einen katholischen König gerichteten Verbin-

dung nichts zu schaffen haben. Philipp II. dagegen dachte anders. Er und die Jesuiten, welche die Sache der Ligue zu Stande gebracht hatten und weiter betrieben, glaubten, daß der Zweck die Mittel heilige; Philipp ward deshalb auch der Schützer der Liguisten. Heinrich III. ließ sich durch die Ligue um so mehr in Angst bringen, da der größte Theil der Deputirten der von ihm in Blois versammelten allgemeinen Stände wüthende Gegner der Protestanten waren und Alles, was er vorschlagen ließ, heftig bekämpften. Er glaubte der Gefahr, die ihm von der Ausbreitung der Ligue und von der Erwählung eines Hauptes derselben drohte, nicht besser begegnen und die Absichten der Guisen und Philipp's II. nicht anders vereiteln zu können, als wenn er selbst sich zum Haupte der Ligue anbiete. Er bedachte nicht, daß es für einen König nicht schicklich sei, sich zum Haupte der einen Partei seiner Unterthanen gegen die andere zu erklären, sowie, daß er sich durch einen solchen Schritt zum Kriege mit den Protestanten verbindlich mache, den er nicht führen konnte, weil er kein Geld hatte und die Stände ihm keines geben wollten. Ueberdies konnte er, was das Aergste war, sicher sein, daß die Partei, zu deren Werkzeug er sich hergab, ihm niemals trauen würde. Nur Eines erlangte er durch seinen Beitritt zur Ligue; es ward nämlich die Bundes-Acte, ehe er sie unterschrieb und beschwor, auf die Weise geändert, daß man Alles, was in derselben dem königlichen Ansehen gefährlich schien, austilgte. Der König legte darauf die Acte den Ständen zur Annahme vor und befahl, daß sie in Paris und in ganz Frankreich unterzeichnet werden solle. Jetzt eilten die Guisen und ihre Anhänger nach Blois und erklärten in Verbindung mit den Ständen dem Könige, daß er der Bundes-Acte gemäß, den Krieg mit den Protestanten wieder beginnen müsse. Heinrich half sich durch eine Ausflucht. Er sagte, man müsse zuerst den Versuch machen, ob nicht die Führer der Protestanten der Aufforderung, in den Schooß der Kirche zurückzukehren, Folge leisten würden. Dies hatte die bereits früher erwähnte Absendung einer Deputation an den König von Navarra, den Prinzen von Condé und den Marschall Damville, welche alle drei noch mit ihren Truppen im Felde lagen, zur Folge. Wir wissen bereits, daß die ablehnende Antwort, welche Heinrich von Navarra ertheilte, zwar würdig gehalten war, daß derselbe dabei aber als muthmaaßlicher Erbe eines seiner Natur nach katholischen Thrones die Möglichkeit durchscheinen ließ, daß er, wenn auch nicht jetzt, doch unter andern Umständen künftig sich könne bekehren lassen.

Jetzt blieb dem Könige nichts Anderes übrig, als den Krieg wieder anzufangen, obgleich die Stände nicht blos kein Geld gewährten, sondern sich sogar auflösten, ohne einen Ausschuß eingesetzt zu haben. Der König stellte zwei Heere auf, das eine unter seinem Bruder, dem

Herzoge von Anjou, das andere unter dem Herzoge von Mayenne, dem Bruder Heinrich's von Guise. Der Erstere brauchte aber viel Geld und dem zweiten traute der König mit Recht gar nicht. Er half sich also durch Intriguen, indem er den Umstand, daß die Führer der Reformirten und der hohe Adel, der mit ihnen gemeine Sache machte, alle ein ganz besonderes Privat-Interesse hatten, sowie die zwischen Damville und den beiden andern Häuptern der Protestanten bestehende Zwietracht diplomatisch benutzte, um die Reformirten unter sich zu entzweien und ihre Macht zu brechen. Auf diese Weise wurde im September 1577 der mehrerwähnte Vertrag zu Stande gebracht, dessen öffentliche Artikel den Katholiken und Liguisten, die geheimen den Protestanten genügen sollten. Es ward nämlich zu Bergerac ein Friedensvertrag geschlossen, welcher theils öffentliche, theils geheime Artikel enthielt, deren Resultat nachher durch das Edict von Poitiers bekannt gemacht wurde. Durch dieses Edict, welches König Heinrich III. immer sein Edict nannte, wurden die getheilten Senate (chambres mi-parties) in den Parlamenten von Paris, Dijon, Rouen und Rennes aufgehoben; dafür erhielten die Reformirten aber in anderer Beziehung Vortheile, die sie vorher nie gehabt hatten. Es ward ihnen die öffentliche Religions-Uebung, frei vom Zwange der alten Beschränkungen, sowie mit einer größeren Ausdehnung und besser bestimmt, gewährt; der König ertheilte ihnen alle Rechte französischer Bürger wieder, er erklärte sie für fähig, alle Stellen, auch die richterlichen, zu bekleiden; er versprach endlich, daß in allen Parlamenten eigene Richter ernannt werden sollen, um in Sachen der Protestanten Recht zu sprechen.

Während der König auf diese Weise die Protestanten zu begünstigen schien, vermehrte er durch seinen kindischen Aberglauben, sowie durch seine lächerliche Eitelkeit und seine Verschwendung die Macht der Guisen, welche zugleich seine Feinde und die der Protestanten waren. In Betreff seines Aberglaubens genügt die Bemerkung, daß neben seinen kindischen und albernen Gespielen ihn nur Mönche und Jesuiten umgaben, denen er durch große Schenkungen und Stiftungen gefällig war, weil sie ihm ebenso zu kirchlichen Spielereien, feierlichen Umgängen und glänzenden Kirchenfesten behülflich waren, wie seine Mignons zu weltlichen Lustbarkeiten. Bei Prozessionen erschien er gern in einer härenen Kutte, den Rosenkranz am Gürtel tragend. Zudem stiftete er, weil der Michaels-Orden nicht mehr genügte, den neuen Orden des heiligen Geistes, weil er in der Pfingstwoche König von Polen und zwei Jahre nachher König von Frankreich geworden war. Die Ritter dieses Ordens mußten dem König und der katholischen Religion vollkommene und stete Treue schwören. Was Heinrich's Eitelkeit und Verschwendung angeht, so erzählen uns die Zeitgenossen, daß er und

sein Hof dem Elende des Volkes in der traurigsten Zeit durch einen ganz unnöthigen Aufwand ebenso Hohn sprachen, wie leider auch jetzt noch oft geschieht. Er trug zum Beispiel, nach einer Angabe in den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Nevers, bei der Eröffnung der Ständeversammlung gleich einer Dame diamantene Ohrgehänge. Er erschien ferner am 17. Januar in einem Aufzuge, welcher ebenso kostbar als lächerlich war.*) Ebenso ward bei einem Feste, das er am 15. Mai 1577 seinem Bruder auf dem Schlosse La Tour du Plessis gab, die Bedienung durch halb nackte Damen in Mannskleidern und mit wallendem Haare besorgt, und das grüne Seidenzeug, aus welchem die Kleider derselben bestanden, war in Paris für 60,000 Livres eingekauft worden. Auch Katharina von Medicis gab nachher zu Chenouceaux ein Fest, welches gegen 100,000 Franken kostete. Wenn man wissen will, was solche Summen bedeuteten, so muß man den Preis des Getreides in jener Zeit mit ihnen vergleichen. Kein Wunder, daß der Dechant von Troyes, um die Zustimmung der Stände zur Veräußerung eines Theiles der Krongüter zu erlangen, die Schulden des Königs so hoch angibt! **).

Am lästigsten waren dem Könige damals eines Theiles die lothringischen Prinzen, besonders Heinrich von Guise, und anderes Theiles sein eigener Bruder, der Herzog von Anjou. Die Guisen, von Spanien aus unterstützt, blieben im Stillen die Leiter der furchtbaren Ligue, an deren Spitze der König nur dem Scheine nach stand. Sie gaben sich alle Mühe, einen neuen Krieg mit den Protestanten zu veranlassen. Dagegen bemühte sich jetzt des Königs Mutter, Katharina von Medicis, den Frieden zu erhalten. Sie reiste deshalb in die südlichen Provinzen. Sie hatte schon bewirkt, daß den Calvinisten außer den vier großen Sicherheits-Plätzen, welche ihnen nach dem letzten Frieden übrig geblieben waren, noch vier kleinere eingeräumt wurden, als sie mit ihrem Schwiegersohne, Heinrich von Navarra, in dessen Residenz Nerac, dem Hauptorte des Herzogthums Albret, eine persönliche Zusammenkunft hielt. Bei dieser Gelegenheit führte sie ihm auch seine Gemahlin Margaretha, die seit Jahren von ihm getrennt war, wenn auch nicht auf lange Zeit, wieder zu. Auf die freundlichste Weise verkehrend, machte Katharina ihm und seiner Partei in Vollmacht des Königs Heinrich III. einige weitere Zugeständnisse. Sie kam nämlich mit demselben am

*) Il se montra vêtu fort richement d'un petit manteau et non grand ni royal, mais bien de drap d'or doublé de toile d'argent passementé d'or si richement, qu'on disoit, que sur le dit manteau et sur le pourpoint et chausses de même *y en avoit quatre mille* aunes etc.

**) Enfin la nécessité n'a point de loi; or cette nécessité est toute manifestée en la personne du roy, *lequel est endetté de cent un millions, six cens et tant de mille livres.*

28. Februar 1579 über gewisse neue Artikel überein, welche der König dann im März zu Paris bestätigte, die aber erst im Jahre 1581 allgemein bekannt wurden. Nach diesen Artikeln, welche die Bestimmungen des Vertrages von Bergerac und Poiters theils erläuterten, theils erweiterten, ward den Protestanten nicht nur gestattet, neue Kirchen zu erbauen und sich Steuern aufzuerlegen, sondern es sollten auch dem König von Navarra 14 Sicherheits-Plätze, drei in Guyenne und elf in Languedoc, als Unterpfand für diese Zugeständnisse, auf sechs bis acht Monate eingeräumt werden. Gleichwohl war schon im folgenden Jahre der Friede wieder gebrochen, und zwar aus sehr losen Gründen, welche den leichtsinnigen Geist der Zeit und des französischen Volkes treffend bezeichnen. Uebrigens kannte Heinrich von Navarra die Katharina von Medicis und ihre italienische Tücke viel zu gut, um nicht gerade aus dem Eifer, mit welchem sie die Erhaltung des Friedens zu betreiben schien, den Schluß zu ziehen, daß sie die Protestanten einschläfern wolle. Er hatte deshalb alle Vorbereitungen getroffen, um die Führer seiner Söldlinge sogleich wieder einberufen zu können.

Zu dem Ausbruche des ganz kurzen neuen oder siebenten Religions-Krieges, den man mit großer Frivolität den Krieg der Verliebten (la guerre des amoureux) nannte, gab eigentlich die Eifersucht des Königs über die Verbindungen seines Bruders, des Herzogs von Anjou, die gelegentliche Veranlassung, obgleich auch vorher schon die katholischen und protestantischen Herren einander befehdet und wie im Mittelalter bald diesen, bald jenen Platz besetzt hatten. Heinrich von Navarra und seine Gemahlin, Margaretha von Valois, die Schwester des Königs von Frankreich, hatten sich nie geliebt. Margaretha hatte den Herzog von Guise ihrem Gemahle offenbar vorgezogen und ihren eigenen Denkwürdigkeiten nach so locker gelebt, daß ihre Liebschaften nicht zu zählen sind. Dabei war sie die ärgste Feindin des Protestantismus und eine fanatische Anhängerin der römischen Lehre. Ihr Gemahl hatte daher auch 1576, als er sich der polizeilichen Aufsicht am Hofe durch die Flucht entzog, spottend seine Gleichgültigkeit in Betreff der beiden Dinge ausgesprochen, die er am Hofe zurücklasse, der Messe und seiner Gemahlin. Margaretha hatte nach der Trennung von ihm nicht anständiger gelebt, als vorher; dessen ungeachtet hielt er es jetzt für politisch klug, sie in seiner Residenz Nerac zu dulden. Dort führte sie, wie sie selbst sagt, neben ihrem lustigen und gegen ihre Galanterieen sehr duldsamen Gemahle das Leben, welches die vornehme Welt auch in unseren Tagen für das größte Erdenglück hält*).

*) Je jouissois d'une félicité, qui me dura l'espace de quatre ou cinq ans, que je fus en Gascogne avec mon mari, faisant pour la pluspart de

Ihr Gemahl war sterblich in ein Mädchen von 14 Jahren, Fosseuse, verliebt; sie selbst hatte ein Verhältniß mit dem jungen Vicomte von Türenne und gestand sogar ihrem Gemahle ganz offen, daß ein Cavalier, welcher keine Liebschaft habe, ohne Seele sei. Indessen glaubte ihr Bruder, der König von Frankreich, sie benutzte ihr Liebesglück am Hofe zu Nerac, um ihm selbst Feinde und dagegen seinem Bruder Anjou Freunde zu erwecken. Er rächte sich grausam, indem er seinem Schwager, der, umgeben von einem ganzen Rudel Mädchen, sich nicht zu beklagen hatte, brieflich anzeigte, was er von Margaretha's Liebschaft wußte. Diese und der Vicomte von Türenne schnaubten hierauf Rache. Der Letztere regte alle junge Herren unter den Reformirten auf, Margaretha aber gewann die Fosseuse und die anderen damaligen Geliebten ihres Gemahles und machte diesen glauben, der König habe sie nur mit einander entzweien wollen. Beide Parteien begannen daher wieder Städte zu überfallen und Burgen zu erobern.

Um diese Zeit trat auch der Herzog von Anjou wieder mit den Protestanten in Verbindung und verbürgte sich ihnen für den Erfolg des neuen Kampfes. Seine Absicht war keineswegs, den Protestanten oder auch seiner Schwester und seinem Schwager beizustehen, sondern er wollte nur seinen Bruder, den König, in große Verlegenheit bringen, damit dieser ihn bei seiner Unternehmung in den Niederlanden mit Geld und Truppen unterstütze; denn der König hatte ihm bisher, um Spanien nicht zu beleidigen, seinen Beistand versagt. Der Herzog rechnete ganz richtig, daß er von dem feigen Könige durch Schrecken Alles leicht erhalten werde. Schon war nicht nur Heinrich von Navarra im Felde und eroberte Cahors (Mai 1580), sondern auch der Prinz von Condé, der sich trotz der Ligue in der Picardie festgesetzt hatte, war zuerst nach Deutschland geeilt, um die Pfälzer zu wecken, hatte dann Beistand in England gesucht und erschien endlich an der Spitze eines Heeres in Languedoc. Heinrich schickte zwar drei Heere gegen die Protestanten aus, und die Letzteren wurden von seinen Truppen überall zurückgeschlagen; nichts destoweniger half er sich aber nach seiner Art durch feige Ränke. Er knüpfte Unterhandlungen mit seinem Bruder an, welcher ihm vorstellte, daß durch eine Unternehmung in den Niederlanden die Franzosen vortheilhafter als durch den Bürger-

ce temps là notre séjour à Nérac, où nostre cour estoit si belle et si plaisante, que nous n'enviions point celle de France, y ayant Madame la princesse de Navarre, sa soeur, qui depuis a esté mariée a Mr. le duc de Bar mon neveu, et le roi mon mary estant suivi d'une belle troupe de seigneurs et gentilshommes, aussi honnestes gens, que les plus galans que j'ai vu à la cour, et n'y avoit rien à regretter en eux, si non qu'ils estoient Huguenots. Mais de cette diversité de religion il ne s'en oyoit parler. (Mémoires, Paris 1628, übersetzt von Friedrich Schlegel, Leipzig 1803).

krieg beschäftigt werden könnten. Heinrich versprach, ihm bei seinem abenteuerlichen Unternehmen in Flandern beizustehen; dafür übernahm der Herzog von Anjou die Vermittelung des Friedens. Wirklich ward noch im November 1580 durch einen auf dem Schlosse Fleix in Perigord geschlossenen Vertrag die siebente dieser Fehden der hochgeborenen Herren und Fürsten, zu welchen die Religion den Vorwand gab, wieder beigelegt. Die Reformirten erhielten durch diesen siebenten Religions-Frieden einige neue Vortheile. Inzwischen hatte der eitele, unbedeutende, ehrgierige Herzog von Anjou mit Abgeordneten der zu Utrecht verbündeten niederländischen Provinzen unterhandelt, die ihn unter gewissen, sehr einschränkenden Bedingungen als ihren Herrn anerkennen wollten; zugleich wandte er seine Blicke wieder nach England, um die Verabredungen wegen seiner Vermählung mit der Königin Elisabeth zum Abschlusse zu bringen. Im December 1580, unmittelbar nach Unterzeichnung des Friedens, begab er sich nach Paris, um die protestantischen Herren und ihre Söldlinge in seine Dienste zu nehmen.

2. Die Niederlande vom Tode des Don Juan d'Austria bis zur Ankunft des Herzogs von Anjou.

In den Niederlanden hatte nach Don Juan's plötzlichem Tode der Erbprinz und nachherige Herzog von Parma, Alexander Farnese, die Statthalterschaft und den Oberbefehl über das spanische Heer erhalten. Dieser stand nicht blos als vortrefflicher Feldherr dem Prinzen Wilhelm von Oranien, geschweige denn dem Herzoge von Anjou voran, sondern er war auch, was sich von Wilhelm ebenfalls rühmen läßt, ein ausgezeichneter Staatsmann. Wie Wilhelm die protestantische Religion und das Vertrauen der nördlichen Provinzen zu benutzen verstand, so gewann Alexander die südlichen Provinzen, indem er sich ihrer Abneigung gegen die Demokratie und Religion der nördlichen geschickt zu bedienen wußte. Während nämlich im Norden der Niederlande Demokratie bestand, gab es bei den im Süden wohnenden Wallonen überall, außer in den Fabrik-Städten, einen mächtigen Herrenstand, und diesem war es vor der fast unbeschränkten Gewalt bange, welche Wilhelm von Oranien sich durch kluge Benutzung des Volksvertrauens zu verschaffen gewußt hatte. Dies kam dem Prinzen Alexander Farnese zu statten, als ihm die demokratische Heftigkeit zweier Anhänger Wilhelm's den Weg bahnte, um endlich die Genter Union ganz zu sprengen und die Wallonen, welche zum Theil ebenso fanatisch waren als die Spanier, wieder auf die Seite Spaniens zurückzubringen.

Jene beiden Männer waren die Edelleute Johann von Imbizen und Franz von Ryhove. Sie hatten, als der zum Statthalter von Flandern ernannte Herzog von Aerschot mit der von ihm anfangs ver-

sprochenen Bestätigung aller alten Privilegien der Stadt Gent zögerte, dies benutzt, um in Gent einen Aufstand zu erregen. Sie hatten im October 1577 den Herzog nebst zehn Herren seines Gefolges verhaftet und 18 Männer aus der Bürgerschaft gewählt, um die Stadt demokratisch zu regieren. Diese 18 hatten die ausübende Gewalt übernommen, während die gesetzgebende bei den Dechanten der 52 Zünfte und der Weber, sowie beim Kriegsrathe der Bürgerwehr war. Das Beispiel der Genter wurde bald von anderen Städten, welche ein großes Proletariat von Webern und anderen Arbeitern hatten, nachgeahmt. Der Prinz von Oranien hatte das Unternehmen seiner beiden Anhänger zwar nicht gebilligt; er durfte aber doch den Einfluß derselben auf den großen Haufen nicht verschmähen. Er ließ daher, als er Ende December nach Gent kam, die beiden Demagogen an der Spitze der Bürgerschaft und bewirkte nur die Freilassung des Herzogs von Aerschot. Die mit dem Letzteren gefangenen Herren dagegen wurden nicht in Freiheit gesetzt. Dadurch ward die Spaltung zwischen Wilhelm und den Wallonen bedeutend erweitert. Im Jahre 1578 nahm der Unfug in Gent so zu, daß die wallonische Aristokratie zugleich für ihre Religion und ihre Existenz in Besorgniß gerathen mußte. Die 18 verfuhren nämlich mit den öffentlichen Kassen und mit den Gütern, Gebäuden und Rechten der Klöster, Stifter und Bisthümer auf ganz revolutionäre Weise, und überließen, gleich der französischen Regierung von 1793, die Ausführung ihrer auf Vernichtung gerichteten Befehle dem niedrigsten Haufen, der dann durch die Entweihung alles dessen, was durch Alterthum oder Religion heilig war, die höheren Stände erbitterte. Die Kirchen wurden beraubt, die Glocken zu Kanonen umgegossen, die katholische Geistlichkeit vertrieben; man kam auf den schwärmerischen Gedanken, Gent zu einer festen Burg für ganz Flandern zu machen. In Gent leitete Imbize die Demagogie; in den anderen Städten benutzte Ryhove seinen Einfluß und seine Verbindungen, um dieselben Unordnungen wie in Gent zu veranlassen. Dendermonde, Courtray, Hulst, Oudenaarde und zuletzt auch Brügge vernichteten die alten Formen der Verfassung, und richteten sich nach dem Muster der Genter ein. Wollten also die wallonischen Städte nicht ebenfalls die Pöbelherrschaft bei sich entstehen sehen, so mußten sie sich widersetzen. Von dieser Widersetzung erhielten sie seit 1579 den Partei-Namen der Malcontenten oder Mißvergnügten. Sie streiften unter der Führung des Franzosen Pardieu, Herrn von la Motte, der mit einer Schaar seiner Landsleute an ihrer Spitze kämpfte, raubend, mordend und verwüstend bis an die Thore von Gent, während Ryhove und der wackere La Noue, welcher französische Reformirte herbeigeführt hatte, das Gebiet der Wallonen verheerten.

Dies Alles geschah gegen den Willen und Wunsch des Prinzen von Oranien. Wilhelm sah nach der Schlauheit, die ihn vor allen seinen Zeitgenossen auszeichnete, zu gleicher Zeit auch ein, daß eine neue Verbindung, welche er im December 1577 gebildet hatte, ihren Zweck verfehlt habe. Wilhelm hatte nämlich erkannt, daß er niemals die katholischen und die protestantischen Provinzen unter seiner Herrschaft werde vereinigen können; er hatte deshalb die in Brüssel versammelten Stände aller Provinzen (Generalstaaten) bewogen, an die Stelle der Genter Union eine ganz neue Verbindung zu setzen; diese neue Union war am 18. December 1577, also noch zu Don Juan's Zeit, geschlossen worden, und man hatte gehofft, daß sie inniger sein werde, als die frühere, da man besonders in Hinsicht auf die Religion jedem Streite zuvorgekommen zu sein meinte. Man gelobte sich nämlich in dem Unions-Vertrage gegenseitig Duldung, um mit vereinter Kraft den gemeinschaftlichen Feind zu bekämpfen; die katholische und die protestantische Religion sollten überall öffentlich neben einander ausgeübt werden dürfen. Am 20. Januar 1578 beschwor Erzherzog Matthias als General-Statthalter die neue Verfassung, nach welcher er dem Staatsrathe und den Generalstaaten untergeordnet war. Der Prinz von Oranien ward zu seinem General-Stellvertreter und zum Statthalter von Brabant ernannt; Jedermann wußte aber, daß Wilhelm allein die Angelegenheiten leite, so daß man Matthias spottweise den Greffier des Prinzen nannte. Schon nach der Schlacht bei Gemblours, welche kurz darauf geliefert wurde, verschwand das Ansehen des Erzherzogs ganz, wogegen Wilhelm durch den endlich erfolgten Beitritt der Stadt Amsterdam, deren Reichthum bald den von ganzen Provinzen aufwog, ein neues Gewicht erhielt. Uebrigens wurden die in Brüssel gefaßten Beschlüsse in den wenigsten Provinzen angenommen und da, wo man sie annahm, nicht lange gehalten. In Nordholland, besonders in Amsterdam, ward mit den Katholiken und ihrem Cultus ebenso verfahren, wie in Flandern von Seiten der Genter Demokraten; der Magistrat wurde vertrieben, der katholisch gesinnte Oberschultheiß Dirkzoon hingerichtet und den Katholiken der öffentliche Gottesdienst untersagt (26. Mai 1578). Die Wallonen beklagten sich daher, daß man ihnen nicht Wort halte, und traten mit Alexander Farnese in Verbindung, mit dem sie in Betreff der Religion einverstanden waren und der in Rücksicht der politischen Rechte und der spanischen Truppen nachzugeben versprach.

Während die Unterhandlungen der katholischen Provinzen und der oben erwähnten Malcontenten mit Alexander durch eine am 6. Januar geschlossene Uebereinkunft feste Gestalt annahmen, eilte Wilhelm von Oranien, die protestantischen in einen Sonderbund zu vereinigen. Dies geschah durch eine sogenannte ewige Einigung, welche am 29. Januar

1579 in Utrecht öffentlich ausgerufen wurde und deshalb den Namen der Utrechter Union führt. Sie war am 23. Januar 1579 von den Deputirten Hollands, Seelands, Gelderns, Utrechts und der Gröninger Landes-Districte (Ommelande) unterschrieben worden, und noch im Laufe desselben Jahres traten auch Friesland, Over-Yssel, Drenthe und die Stadt Gröningen bei, welche insgesammt ebenso wie Prinz Wilhelm anfangs gezaudert hatten und erst, als dieser im Mai unterschrieben hatte, es auch ihrerseits thaten. Der Zweck dieses Bundes war die Vertheidigung gegen den von Alexander zu fürchtenden Angriff, sowie zum Behufe derselben die Errichtung einer allgemeinen Kasse, aus welcher das Heer und die Grenzfestungen unterhalten werden sollten. Ueber Krieg, Frieden, Waffenstillstand und neue Auflagen sollte nur einstimmig, über andere Angelegenheiten dagegen nach Stimmenmehrheit Beschluß gefaßt werden. Die Religions-Angelegenheit sollte jede Provinz für sich ordnen, doch dürfe nirgendwo die Glaubensfreiheit durch gerichtliche Untersuchung verletzt werden. Alle Obrigkeiten und alle waffenfähigen Bürger sollten den Bund beschwören. Das dem alten deutschen Reiche verderblich gewordene Recht, daß jeder einzelne Staat Bündnisse mit Fremden schließen durfte, ward den Mitgliedern der Utrechter Union nicht gewährt.

Schon am 15. Januar 1579 hatten auch die katholischen, aristokratisch regierten Wallonen zu Arras einen Sonderbund geschlossen; einige Monate später sagten sich die katholischen Provinzen ganz von den protestantischen los und erkannten, wenigstens dem Namen nach, die Oberherrschaft Spaniens wieder an. Ehe das Letztere geschah, sollte noch ein Versuch gemacht werden, die Verbindung aller Provinzen zu erhalten. Dieser Versuch ging, nach der Art unserer Zeit, von dem Kaiser und den Hauptmächten Europas aus. Es ward nämlich auf Betreiben des Kaisers Rudolf II., dessen Bruder Matthias damals noch dem Scheine nach an der Spitze der gesammten Niederlande stand, ein großer Kongreß über die niederländischen Angelegenheiten zu Köln veranstaltet und im April 1579 eröffnet. Die vermittelnden Mächte, welche diesen Kongreß beschickten, waren neben dem Kaiser England und Frankreich. Außerdem hatte der Kaiser auch viele deutsche Fürsten bewogen, ihre Bevollmächtigten nach Köln zu senden. Von Seiten des Kaisers erschien der Graf von Schwarzenberg, von Seiten Frankreichs der Herr von Bellievre, von Seiten Englands Cobham und Walsingham. Die Verhandlungen konnten schon aus dem einzigen Grunde keinen Erfolg haben, weil auch ein päpstlicher Gesandter zugelassen wurde, welcher nach dem Grundsatze seiner Kirche jeden Vorschlag von Duldung derer, die den Papst nicht anerkannten, vereiteln mußte. Auch wurden nicht einmal die Feindseligkeiten während der Abhaltung des

Kongresses durch Alexander Farnese eingestellt. Da wir blos den Thatsachen, nicht den Reden und diplomatischen Noten unsere Aufmerksamkeit widmen, so fassen wir uns über diesen Kongreß kurz. König Philipp II. bestand in Köln darauf, daß Alles so bleiben müsse, wie es unter Karl V. gewesen war, obgleich er die spanischen Truppen zu entfernen versprach. In Religions-Sachen wollte er nur für Holland und Seeland den bestehenden Zustand anerkennen, und auch dies nur für einstweilen. Der Gesandte Torranova schlug vor, der Prinz von Oranien solle gegen eine Entschädigung von 100,000 spanischen Thalern die Niederlande verlassen und sein Sohn, der katholische Graf von Büren, seine Güter und Würden erhalten. Dagegen wollten die Generalstaaten ihrerseits nichts von den Bedingungen nachlassen, unter welchen sie dem Erzherzog Matthias die Statthalterschaft übertragen hatten. Der Kongreß blieb also fruchtlos und die Waffen mußten aufs Neue entscheiden.

Von dieser Zeit an waren die Niederlande in drei Theile gespalten, nämlich in die oben genannten reformirten Provinzen des Nordens, welche die Utrechter Union geschlossen hatten und ganz mit Spanien, sowie mit dem monarchischen Princip zu brechen bereit waren; sodann die aus einer fast gleich großen Zahl von Katholiken und Protestanten bestehenden mittleren Provinzen, welche der Utrechter Union erst später beigetreten waren und den Kongreß zu Köln besonders begünstigt hatten; und endlich die ganz katholischen südlichen Provinzen der Wallonen. Die Utrechter Union erließ nachher eine in heftigen Ausdrücken abgefaßte Aufkündigung des Gehorsams und sprach das Volk vom Eide der Treue förmlich los. Die königlichen Siegel wurden zerschlagen und die Beamten und Gerichte mußten einen neuen Eid schwören. Dies geschah, um recht Aufsehen zu erregen, von Ort zu Ort, und erforderte eine ziemliche Zeit. Die Wallonen dagegen waren damals schon längst wieder mit Spanien einig geworden. Sie hatten am 17. Mai 1579 zu Arras ihren bereits im Januar festgestellten Vertrag mit Alexander von Parma zum Abschluß gebracht, in welchem den Bewohnern der Provinzen Hennegau und Artois und der Castellaneien von Lille, Douay und Orchies das Zugeständniß gewährt wurde, daß eine allgemeine Amnestie verkündigt, die Genter Pacification und das ewige Edict aufrecht erhalten, alle fremden Soldaten fortgeschickt und ein nationales Heer gebildet werden sollten. Duldung verlangten jene Provinzen nicht, da sie alle ebenso fanatisch waren, als König Philipp. Von allen Wallonen blieben nur die Städte Tournay, Cambray und Bouchain bei den Generalstaaten. Uebrigens findet sich bei Strada, einem keineswegs demokratischen oder auch nur liberalen Geschichtschreiber, die Angabe, daß die Herren, welche den Spaniern behülflich waren, den

mächtigen Bund zu zerreißen, sich dafür ebenso bezahlen ließen, wie dies noch jetzt alle Tage geschieht. Strada fügt noch hinzu, die adeligen Herren seien in ihren Forderungen unersättlich (inexplebiles) gewesen. Der Preis war ein Militär-Commando, die Statthalterschaft einer Provinz, der Orden des goldnen Vließes und sogar auch Geld. Die Generalstaaten gaben sich, wie die Urkunden bei Groen van Prinsterer zeigen, vergebens große Mühe, die Wallonen abzuhalten, und boten sogar den gierigen Kriegshauptleuten derselben bedeutende Geldgeschenke an.*) Der Burggraf von Gent war anfangs für die Generalstaaten, ging aber zum Herzog von Parma über, als dieser ihn in seinem Amte bestätigte.

Während man zu Köln über Friedensvorschläge verhandelte, blieben die spanischen Truppen, wie oben bemerkt, einstweilen noch in den Niederlanden; sie bewiesen ihre Anwesenheit durch die unerhörten Gräuel, die sie Ende Juni bei der Einnahme von Maastricht verübten. Diese Stadt hatte Alexander Farnese zu belagern begonnen, nachdem er zuvor Miene gemacht hatte, als wenn er Antwerpen, die Hauptfestung und Residenz der Generalstaaten, angreifen wolle. Drei Monate lang wurde die Belagerung fortgesetzt, und die Bürger von Maastricht bewiesen während derselben einen unerschütterlichen Muth, einen Patriotismus und eine Aufopferung, welche die in den Schriften der Alten bewanderten Holländer jener Zeit mit dem ausdauernden Muthe der Saguntiner verglichen. Die Maastrichter, unter dem Oberbefehl des tapferen französischen Protestanten La Noue, schlugen einen Sturm nach dem anderen ab, setzten den 22 Minen der Feinde eine gleiche Anzahl entgegen, sprengten 500 Spanier in die Luft und erschlugen 1000 derselben; sie erhielten aber von den Generalstaaten keinen Entsatz, weil Wilhelm von Oranien mit der Genter Demokratie, zu welcher Maastricht gehörte, unzufrieden war und deshalb, vielleicht aus Staatsklugheit zögerte. Als nach vier Monaten die Stadt entsetzt werden sollte, beschloß Alexander auf die Nachricht davon, das Aeußerste zu wagen. Er ließ neunmal nach einander stürmen. Die Maastrichter schlugen auch jetzt alle seine Angriffe zurück; sie wurden aber endlich am 29. Juni 1579 früh Morgens im Schlafe überrascht und Alexander's Leute (er selbst war krank) drangen durch eine Bresche in die Stadt ein. Die Einwohner, welche wußten, was sie von den spanischen Soldaten zu erwarten hatten, wehrten sich in den Straßen, aus den Häusern und von den Dächern herab verzweifelt gegen dieselben; dafür ward von

*) Näheres aus Briefen und Urkunden findet man in Groen van Prinsterer's oranischen Archiven Th. VI. S. 521—524. Es heißt dort S. 523: estant les états d'avis d'accorder à chacun d'euls (der Anführer) quatre mille francs de rente leur vie durant.

den Feinden Alles niedergehauen und die Stadt sehr grausam mißhandelt. Die Spanier wütheten drei Tage lang auf maurische oder türkische Weise. Die Stadt hatte vor ihrer Einnahme 10,000 Tuchweber enthalten und einen starken Handel nach Deutschland getrieben; nach derselben lag sie einige Zeit hindurch ganz öde, weil alle Bürger erschlagen worden waren. Auch der tapfere Schwarzenberg, welcher die Vertheidigung rühmlich geleitet hatte, verlor bei der Einnahme das Leben. Ein Glück war es für die Niederlande, daß gerade um diese Zeit Alexander Farnese, dem Frieden von Arras gemäß, seine Spanier heimschicken mußte, also bis zur vollständigen Errichtung eines wallonischen Heeres den Krieg weniger hitzig führte.

Wilhelm benutzte die Umstände schon vor dem Ende des Jahres meisterhaft, um sich des Erzherzogs Matthias und der Genter Radikalen zu entledigen und die flämischen Provinzen nach langem Schwanken derselben mit dem Utrechter Verein ernstlich zu verbinden. Die Königin Elisabeth von England, die sich damals stellte, als wenn sie geneigt sei, den Herzog von Anjou zu unterstützen, hatte, seit Philipp II. sich der Königin Maria Stuart, der Liebhaber derselben in Schottland und England und insbesondere auch der englischen Katholiken auf jede Weise annahm, den Niederländern ihren Beistand gewährt. Sie hatte dem Prinzen von Oranien Truppen überlassen und hielt einen Gesandten, Davison, bei den Generalstaaten zu Antwerpen. Dieser machte den Flämingern in offener Versammlung bittere Vorwürfe über die in Flandern geduldete Demagogie und das wilde Treiben derselben, sowie über die Verfolgung der Katholiken, was dann Wilhelm, nachdem er sich der Demagogen lange genug zu seinen Zwecken bedient hatte, zur Unterdrückung derselben benutzte. Er fühlte sich um so mehr dazu gedrungen, da er seit dem Abfalle der Wallonen und der Vernichtung von Maastricht die völlige Nutzlosigkeit des Erzherzogs Matthias erkannt und deshalb ernstlich den Herzog von Anjou und die mit demselben vereinigte französische Aristokratie herbeigerufen hatte. Zunächst waren die lästigen Freunde, deren Wilhelm sich gern entledigen wollte, zwar nur der Erzherzog Matthias und der Pfalzgraf Johann Kasimir; nicht minder aber galt es im Grunde den beiden Häuptern der Genter Pöbelherrschaft. Der Pfalzgraf hatte bis dahin ebenso unter den Flamländern, wie vorher unter den Franzosen, immer Geld gefordert und gepreßt und da, wo es zu plündern galt, geplündert, nie aber irgend eine tapfere Kriegsthat verrichtet. Davison hatte nicht allein in der Versammlung der Generalstaaten ihm sein schmähliches Betragen in Gent, wo er mit den englischen und den durch englisches Geld unterhaltenen deutschen Truppen die Demagogen unterstützte, auf harte Weise vorgeworfen, sondern auch diese seine Rede drucken und vertheilen

lassen. Der Pfalzgraf reiste hierauf sogleich nach England, um sich zu rechtfertigen. Dort wurde ihm zwar zum Troste der Knieband-Orden und ein Jahrgeld gegeben; die Flamländer aber dankten unterdessen sein Raubgesindel ab. Er kehrte auf einem englischen Schiffe nach Vliessingen zurück, reiste von hier aus seinen Truppen nach und war über seine schimpfliche Entlassung so erbittert, daß er, als er an der Stadt Antwerpen vorbeimarschirte, weder dem Erzherzog Matthias, noch dem Prinzen von Oranien einen Besuch machte.

Nach dem Pfalzgrafen kam die Reihe an Imbize und Ryhove und den radikalen Genter Anhang derselben. Die Bewegung hatte sich über Flandern und selbst nach Brabant hin verbreitet; in Brügge wurde der katholische Cultus abgeschafft, in Antwerpen konnten selbst der Prinz von Oranien und der Erzherzog die Unruhen nicht stillen; in Utrecht zerstörte man die Bilder in den Kirchen; selbst in Brüssel wurde der ganz katholisch und spanisch gesinnte Graf Philipp von Egmont, Sohn des Siegers von Gravelines, auf dem Marktplatze von der Bürgerschaft verhöhnt und bedroht. Da indessen die Genter selbst der Demagogie und der steten Veränderungen ihrer Regierung müde geworden waren, so brachte man es leicht dahin, daß der Prinz von Oranien eingeladen wurde, nach Gent zu kommen und im Namen der Generalstaaten die Angelegenheiten der Stadt zu ordnen. Wilhelm erschien am 18. August 1579 in Gent, und schon am folgenden Tage erkannte Imbize, daß seines Bleibens dort nicht länger sein werde. Er floh nach Holland und von da in die Pfalz zu seinem Raubgenossen Johann Kasimir, bei welchem er einen anderen seiner sauberen Freunde antraf. Beide erhielten eine Pension von dem Pfalzgrafen. Später (1584) hatte Imbize den unglücklichen Einfall, nach Gent zurückzukehren, wurde jedoch für einen Verräther erklärt und enthauptet. Der Prinz von Oranien führte in Gent mit Weisheit und Mäßigung eine der früheren ähnliche, weder ochlokratische, noch aristokratische Ordnung ein, nöthigte die Einnehmer öffentlicher Gelder, Rechnung abzulegen, was sie vorher versäumt hatten, und brachte es dahin, daß dem Grundgesetze der Union gemäß Katholiken wie Protestanten ihre Religion, ohne verhöhnt zu werden, öffentlich üben konnten. Den Geistlichen und anderen Bürgern, welche während der revolutionären Regierung ihrer Güter beraubt worden waren, ließ er diese zurückgeben. Im November 1579 wurden auch die 18 entfernt; nur drei von ihnen behielt der Magistrat in untergeordneten Verhältnissen bei.

Dies Alles war eine Vorbereitung für die Einführung des Herzogs von Anjou, welchem der politische und patriotische Prinz von Oranien gern auf einige Zeit den ersten Platz überlassen wollte, da Holland und Seeland ihm immer ganz sicher verblieben. Der Herzog von Anjou

hatte schon lange mit Wilhelm in einem Briefwechsel gestanden, den man gedruckt bei Groen van Prinsterer findet. Er hatte sich sogar schon einmal den Titel eines Beschützers der niederländischen Freiheit beilegen lassen und, obgleich er Katholik war, als Genosse der französischen Protestanten dem gemischten flämischen Bunde viel Vertrauen eingeflößt. Der Religions-Krieg in Frankreich hatte ihn aber immer gehindert, in die Niederlande zu gehen. Endlich gab die 1580 eingetretene Wendung der niederländischen Angelegenheiten ihm die Veranlassung, in dem französischen Religions-Kriege, welcher auch nach dem Frieden von Bergerac in Poitiers wieder ausgebrochen war, den Frieden zu vermitteln und in den Niederlanden neue Abenteuer zu suchen.

Der Krieg war zwar nach der Einnahme von Maastricht und nach dem Abzuge der Spanier nicht sehr lebhaft geführt worden; es hatten sich aber doch deutliche Spuren gezeigt, wie schwer es sei, eine aus ganz verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzte Verbindung gegen die Einheit einer gut geleiteten monarchischen Gewalt zu erhalten. In den einzelnen Provinzen trug man für das Allgemeine geringe Sorge. Einer der großen Herren in Flandern machte sogar die Lage des Prinzen von Oranien durch Verrath sehr bedenklich. Dieser Mann war Georg von Lalaing, Graf von Renneberg, welcher, obgleich er Katholik war, neben Johann Kasimir der Utrechter Union mit seinen Miethsoldaten gedient, Overyssel dem Bunde zugeführt und besonders die Stadt und Festung Gröningen bewacht hatte, im März 1580 aber sich, wie Strada ganz kalt erzählt, für ein Jahrgeld von 20,000 Gulden und einige andere Vortheile den Spaniern verkaufte. Es ist jedoch anzunehmen, daß der moralische Druck, den seine frommen Verwandten und insbesondere seine Schwester auf ihn übten, bei der Umwandlung mitgewirkt hat. Durch den Grafen Renneberg wurde Gröningen für einige Zeit dem Bunde entfremdet und Friesland an jeder Wirksamkeit für denselben gehindert. Zum Glück ließ Philipp II. sich damals nicht nur in andere Händel ein, deren wir unten erwähnen werden, sondern sein eifersüchtiger und mißtrauischer Sinn bewog ihn auch zu derselben Zeit dem Helden, in dessen Person die bürgerliche und militärische Gewalt vereinigt waren, die politische und Civil-Verwaltung zu entziehen und ihn auf den Oberbefehl über das Heer zu beschränken. Es wurde nämlich im August 1580 Philipp's natürliche Schwester, Margaretha von Parma, welche bis auf Alba's Zeit Generalstatthalterin gewesen war, in die Niederlande zurückgeschickt, um ihre alte Stelle wieder einzunehmen. Dies kränkte ihren Sohn, Alexander Farnese, so sehr, daß er jetzt viel dringender, als vorher bei der Entlassung der spanischen Truppen, das Commando niederzulegen verlangte. Damit die Uneinigkeit zwischen Mutter und Sohn nicht laut werde, ward endlich die

Sache im Stillen beigelegt. Margaretha begab sich nach Namur und lebte dort drei Jahre lang ganz ruhig, ohne sich, so viel nachgewiesen werden kann, in die Geschäfte einzumischen.

Bis zum Jahre 1580 hatten alle empörten Provinzen, außer Holland und Seeland, und auch Wilhelm selbst sich noch nicht entschließen können, jeder Aussicht auf eine Wiedervereinigung mit Spanien gänzlich zu entsagen oder mit anderen Worten sich für einen unabhängigen Staat zu erklären. Jetzt aber war eine solche Erklärung aus mehreren Gründen politisch rathsam. Wilhelm von Oranien erwarb sich damals unstreitig vor Anderen den Ruhm der Errichtung und Erhaltung einer Republik, welche bald das gepriesene Venedig verdunkelte, und deren Regierung nie so schauderhafte Verbrechen begangen hat, wie der Senat der Republik Venedig. Es würde deshalb hier der passende Ort sein, die großen Eigenschaften Wilhelm's, sowie die unsterblichen Verdienste zu preisen, welche er und das ganze Haus Nassau-Oranien sich um die Vertheidigung von Freiheit und Recht gegen despotische Gewalt und gegen Verrath erworben haben, wenn wir dies nicht ganz den Verfassern der Specialgeschichten überlassen und blos den nackten Faden des Zusammenhanges der einzelnen Ereignisse der neueren Geschichte andeuten wollten. Wilhelm's Verdienste sind um so größer, da er nicht gerade ein bedeutender Feldherr war, wenigstens im Felde nie besonderes Glück hatte, da er außerdem an der Spitze eines aus Aristokraten und Demokraten zusammengesetzten, in Geld- und Religions-Sachen höchst kleinlichen Bundes stand, und da er weder den Engländern noch den Franzosen, welche Beide ihm Hülfe versprachen, im Geringsten trauen konnte. Diese englische und französische Hülfe war ihm 1580 nöthiger als je; darum unterhielt er die Verbindung mit Elisabeth von England, und erbot sich gegen den Herzog von Anjou, ihm, wenn er ein Heer mitbringe, die Stelle zu verschaffen, welche der Erzherzog Matthias nicht behaupten konnte, weil er ohne alle Hülfsmittel war und unter den Niederländern auch nicht den geringsten Anhang hatte. Weder Elisabeth, noch die Franzosen konnten anständiger Weise fremde Unterthanen im Kriege gegen ihren König unterstützen; es war also die Unabhängigkeits-Erklärung schon in dieser Beziehung erforderlich.

Obgleich Wilhelm ehrgeizig war, so wollte er doch aus Klugheit die Herrschaft über Eifersüchtige nicht suchen, weil diese ihm ja am Ende von selbst zufallen mußte. Er hatte Philipp's und seiner Vorfahren beschränkte Rechte schon früher der Königin Elisabeth und dem König Heinrich III. anbieten lassen; jetzt überließ er sie dem Herzoge von Anjou und brachte mit vieler Mühe die Generalstaaten dahin, daß sie sich entschlossen, ihm hierin beizustimmen. Der Herzog von Anjou, ein an Leib und Seele elender, feiger, durch keine That und keinen Rath

ausgezeichneter, wohl aber durch seine Treulosigkeit und seinen Haß gegen die Protestanten, mit denen er nichts desto weniger in Frankreich einige Zeit hindurch gemeine Sache gemacht hatte, bekannt gewordener Mann, sollte an Matthias Stelle zum Generalstatthalter ernannt werden; da er aber den Niederländern noch weniger Zutrauen einflößte, als Matthias, so sollte er die Stelle nur unter denselben Einschränkungen erhalten wie Matthias. Diese Bedingungen wurden am 12. Juli 1580 festgesetzt und dann durch eine Deputation dem Herzoge von Anjou, welcher gerade damals mit der Friedensstiftung im Kriege der Verliebten beschäftigt war, zur Annahme überbracht. Erzherzog Matthias legte zu Antwerpen seine Stelle nieder; er war kleinlich genug, ein Jahrgeld anzunehmen, welches aus 50,000 Gulden bestehen sollte, während ihm seither 120,000 gezahlt worden waren. Er erhielt jedoch dieses Geld niemals und kehrte deshalb, wiewohl erst im Oktober 1581, nach Oestreich zurück, wo er bald darauf sich als Werkzeug der Unzufriedenen gegen seinen Bruder, den Kaiser Rudolf II., gebrauchen ließ. Die an den Herzog von Anjou abgesendete Deputation traf denselben auf dem durch den langen Aufenthalt Ludwig's XI. der französischen Aristokratie furchtbar gewordenen Schlosse Montils oder Plessis les Tours (s. Bd. VIII., S. 369), und hier wurde dann am 19. September 1580 von beiden Theilen der Vertrag unterzeichnet. Die Bedingungen dieses Vertrages waren eigentlich von der Art, daß der Herzog sie wahrscheinlich nur darum einging, weil er aus Erfahrung wußte, wie wenig bindend in politischen Dingen Unterschrift und Eid für Regenten zu sein pflegen. Er sollte unter Andern alle Privilegien aufrecht halten, ohne Einwilligung der Stände keine außerordentliche Steuer oder Abgabe ausschreiben und Alles, was seither geschehen sei, billigen. Die Generalstaaten sollten ferner das Recht haben, sich so oft zu versammeln, als sie im Interesse des Staates für nöthig hielten. Dem Herzoge ward außerdem die Verpflichtung auferlegt, die Stände wenigstens einmal im Jahr zu versammeln. Die Bezeichnung „Souverain" wurde dem Herzog nicht zugestanden. Auch wurde ihm untersagt, Franzosen oder andere Fremde in den Staatsrath aufzunehmen, außer einen oder zwei. Die Stellen der Commandanten, sowie der Statthalter und Oberbeamten in den Provinzen sollte er nach Listen von je drei durch die Stände vorzuschlagenden Candidaten besetzen. Ebenso sollte er bei der Wahl eines Generals den Rath und die Einwilligung der Stände einholen und selbst bei der Ernennung eines Anführers der französischen Truppen dieselben befragen. Die Religion sollte er in ihrem gegenwärtigen Stande erhalten. Endlich sollte im Falle einer Verletzung des Vertrages allen Provinzen das Recht zustehen, welches bisher nur Brabant gehabt hatte, nämlich entweder einen anderen Fürsten zu

wählen oder auf irgend eine andere passend gefundene Weise für die Regierung zu sorgen. Alle diese Bedingungen wurden vom Herzog im Januar 1581 nochmals zu Bordeaux durch einen Eid bekräftigt. Uebrigens hatte Prinz Wilhelm die ihm unbedingt ergebenen Demokratieen von Holland und Seeland mit schlauer Politik ganz von den übrigen Provinzen getrennt und diese beiden Provinzen, die ihn bereits als ihren Fürsten ansahen, sich gewissermaaßen als Eigenthum gesichert. Beide waren den anderen nicht beigetreten, sondern hatten erklärt, sie wollten bleiben, wie sie wären (nommément au fait de religion *et autrement*). Der Herzog von Anjou mußte in Bezug auf sie sogar Reversalien ausstellen, deren wörtlichen Inhalt auch Borgnet nicht zu kennen eingesteht, welche aber gewiß jenen Provinzen eine sehr weit gehende Selbstständigkeit unter der Regierung Oraniens zusicherten; dann erst bequemten sie sich zur Huldigung.

Gestützt auf die mit Anjou getroffene Uebereinkunft, faßten die Generalstaaten den Beschluß, daß König Philipp II., weil er die Freiheiten und Rechte des belgischen Volkes nicht geachtet, des Herrscherrechtes verlustig sei und daß man einen anderen Fürsten wählen wolle. Uebrigens hatten die Stände von Holland und Seeland dem Prinzen Wilhelm schon vorher fürstliche Gewalt ertheilt und Philipp hatte sich durch Granvella verleiten lassen, ihn, der ein deutscher Fürst, sowie Souverain des Fürstenthums Oranien und Gemahl der Charlotte von Bourbon, einer Prinzessin von königlich französischem Geblüt, war, gleich einem gemeinen Kriminalverbrecher öffentlich zu ächten und einen Preis von 25,000 Ducaten auf seinen Kopf zu setzen; zudem sollte der Mörder in den Adelstand erhoben werden. Wilhelm von Oranien wurde in der Achtserklärung mit Kain und Judas Ischariot verglichen. Dieser Schritt brachte den sonst so diplomatischen, sehr feinen Prinzen ganz außer Fassung, und er ließ von seinem Hofprediger Villers eine so heftige und grobe Vertheidigung *) aufsetzen und unter seinem Namen ausgeben, daß sogar St. Aldegonde zu Paris vor derselben erschrak und daß die Generalstaaten, denen sie mitgetheilt wurde, nichts von ihr wissen wollten. In dieser Schrift wird Philipp nicht blos als Tyrann, als Feind Gottes und der Menschen, als Geisel seiner Unterthanen und dergleichen mehr dargestellt, sondern es wird ihm auch vorgeworfen, daß er seinen Sohn Don Karlos ermordet, seine Gemahlin, die französische Prinzessin Elisabeth, vergiftet und in seiner Familie Blutschande geübt habe.

Wenngleich die Generalstaaten nicht wagten, die radikale Heftigkeit des Prinzen gegen ein gekröntes Haupt zu billigen, so thaten dies

*) Einen ausführlichen Auszug dieser Schrift hat Watson dem zweiten Theile seiner Geschichte Philipp's II. angehängt.

doch die 1681 im Haag versammelten Glieder der Utrechter Union. Sie ließen nicht allein das Decret, in welchem dem König Philipp der Gehorsam aufgesagt wurde, jetzt endlich feierlich verkündigen, sondern es ward von ihnen auch zum ersten Male der in unseren Zeiten oft angewandte Grundsatz der Volks=Souverainetät dem kirchlichen Grundsatze von einer durch Gott eingesetzten Obrigkeit entgegengestellt. In dem am 26. Juli 1581 auf einer Versammlung im Haag bekannt gemachten Manifeste der Utrechter Union heißt es in dieser Beziehung ausdrücklich: „Der Fürst sei nur darum über die Unterthanen gesetzt, damit er sie beschütze und hüte, und die Unterthanen seien nicht des Fürsten wegen und um ihm Sclavendienste zu leisten geschaffen worden, sondern der Fürst sei um der Unterthanen willen da. Er müsse sie billig und väterlich regieren. Wenn er dies vernachlässige, so sei er nicht als Regent, sondern als Tyrann zu betrachten, und die Unterthanen und deren Stellvertreter, die Stände, hätten dann das Recht, zu ihrem Schutze einen Anderen an seiner Statt zu ernennen, besonders wenn sie vorher den Versuch, ihn durch Vorstellungen von seinen tyrannischen Maaßregeln abzubringen, vergebens gemacht hätten, in welchem Falle ihnen kein anderes Mittel, die ihnen angeborene Freiheit, die nach den Naturgesetzen mit Gut und Blut zu vertheidigen sei, zu schützen, übrig bleibe, als die Absetzung. Dies finde besonders in solchen Ländern Anwendung, welche seit undenklichen Zeiten nach beschworenen Verträgen und unter Bedingungen regiert worden seien, deren Bruch unvermeidlich den Verlust des fürstlichen Rechtes mit sich führe." Jetzt mußten auch alle Beamten förmlich dem Könige abschwören und dagegen den Staaten einen republikanischen Eid leisten.

Der Herzog von Anjou hatte unterdessen gar nicht geeilt, von der ihm übertragenen Würde Besitz zu nehmen. Er vermittelte zuerst zu Fleix den siebenten Religions=Frieden der Franzosen, ging im December nach Paris, um sich der Unterstützung einiger protestantischen Führer und der Hülfe seines Bruders, des Königs, zu versichern, und begnügte sich sodann damit, Cambray zu entsetzen, das ein deutsches Reichslehen, aber dem König von Spanien in seiner Eigenschaft als Grafen von Hennegau unterworfen war. Anjou brachte es in der That dahin, daß der Herzog von Parma die Belagerung dieser Stadt aufhob. Dann reiste er nach England, wo er seine stets fruchtlosen Bemühungen um die Hand der Königin Elisabeth erneute. Glücklich fügte es sich, daß gerade in dieser Zeit Alexander von Parma den Krieg nicht mit der gewöhnlichen Energie führte, weil er einige Zeit hindurch wegen der Berufung seiner Mutter mit Philipp gespannt war und namentlich weil er die spanischen und italienischen Veteranen hatte fortschicken müssen. Die Fortschritte der Unionstruppen brachten bald

den Wallonen die Ueberzeugung bei, daß die geübten Spanier und Italiener nicht zu entbehren seien, und sie baten ihrerseits den Herzog von Parma um die Rückkehr derselben. Er sagte begreiflicher Weise zu und hatte nun ein Heer von 60,000 Mann. Im Jahre 1581 nahm er mehr durch Verrath und Bestechung, als durch Gewalt die Stadt Breda ein, und zwang auch Tournay nach einer zweimonatlichen Belagerung zu capituliren. In der letzteren Stadt machte sich damals Maria von Lalaing, die Gemahlin des Fürsten von Espinoi, durch die Ausdauer und Standhaftigkeit berühmt, mit welcher sie in Abwesenheit ihres Gemahles, des Commandanten, die Vertheidigung zwei Monate hindurch leitete; am 29. November 1581 capitulirte sie und zog an der Spitze der Besatzung mit fliegenden Fahnen ab. Mit den Truppen aber, über welche Farnese gebot, war er im Stande, Antwerpen, den Hauptsitz der Regierung und den größten Handelsplatz von Europa, anzugreifen und dem König von Spanien den Besitz des romanischen und katholischen Theils der Niederlande wieder zu sichern.

Elisabeth von England war damals durch die Kabalen und Einverständnisse, welche Philipp II. mit den unzufriedenen englischen und schottischen Großen und mit der unglücklichen Maria Stuart oder für dieselbe machte, erbittert. Sie suchte daher den Spaniern zu Wasser und zu Land zu schaden und verschaffte so ihrem Volke den Vortheil, daß dasselbe, welches in eben dem Maaße reell und bei der Verfolgung seiner Zwecke unermüdlich, als der Spanier in seinen Einbildungen befangen ist, durch die spanische Beute reich und durch die niederländische Industrie gewerbsam wurde. Sie hatte, als unter Alexander von Parma die Niederländer wieder heftiger bedroht waren, ihnen aufs Neue einige Truppen geschickt und ihnen beigestanden, sich der Städte Courtray, Ninove und Mecheln zu bemächtigen; die Engländer hatten sich aber bei der Eroberung von Mecheln so schauderhaft roh bewiesen, daß gerade durch diese mit englischer Hülfe erlangten Vortheile die Wallonen heftig gegen ihre flämischen Landsleute erbittert wurden.

3. Vereinigung der Reiche Portugal und Spanien.

Um diese Zeit ward von Philipp II. das portugiesische Reich in Besitz genommen, eine Eroberung, welche einerseits Spanien nicht mächtiger oder reicher machte, und andererseits den Portugiesen auch noch die geringe Energie, welche ihnen übrig geblieben war, raubte. Portugal war, wie die Leichtigkeit, mit der es von den Spaniern erobert wurde, zeigt, schon vorher sehr gesunken; als spanische Provinz diente es mit seinen Besitzungen und Colonieen nur dazu, Holland und England reich und mächtig zu machen. Die zahlreichen Flotten und

einzelnen Schiffe nämlich, welche aus den holländischen Häfen ausgesandt wurden, nahmen nunmehr die reichen Ladungen nicht blos der spanischen, sondern auch der portugiesischen Schiffe hinweg, und bemächtigten sich der besten Besitzungen und Niederlassungen der durch Klima, Naturell, Regierungs-Weise und Religion zum Müßiggange geneigten Südländer, um dieselben für ihre Gewerbsamkeit zu benutzen, während die Spanier und Portugiesen trotz der Gold- und Diamant-Gruben, welche ihnen blieben, ganz verarmten.

Portugal hatte seit der Zeit der von ihm im Osten gemachten Entdeckungen dort unglaubliche Kriegsthaten vollbracht, welche von Camoens während seines Aufenthaltes in China, wo man noch jetzt eine Grotte bei Macao als den Ort, an dem er zu dichten pflegte, den Reisenden zeigt, in seinem Heldengedicht von den Großthaten der Portugiesen besungen worden sind; „Lusiaden" heißen die Letzteren von ihrem sagenhaften Stammvater Lusus (s. Bd. IX., S. 188). Die Regierung des Königs Emanuel I. (1495—1521) ist diejenige, während deren das portugiesische Reich, so klein es auch in Europa war, in Asien, Afrika und Amerika ebenso ausgebreitet und gefürchtet ward, als das englische in unseren Tagen. Die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien, sowie die Begründung der portugiesischen Macht in diesem Land unter Almeida und dem großen Albuquerque haben wir im neunten Band übersichtlich dargestellt. Goa, einer der besten Häfen der ganzen Welt, jetzt ein elender und armer Ort, ward die glänzende Hauptstadt eines Weltreiches. Fast in jedem Jahre wurden entweder ganze Inselgruppen des fernen Ostens oder einzelne reiche und fruchtbare Inseln entdeckt und deren Producte nach Europa gebracht. Seit im Jahre 1542 portugiesische Schiffe nach Japan verschlagen worden waren, ward auch dieses, in späterer Zeit bis auf unsere Tage den Europäern ganz verschlossene Land mit Portugal in Verkehr gebracht. Durch eine Gunst der Vorsehung, die man Zufall nennt, entdeckte Alvarez de Cabral, wie wir ebenfalls (s. Bd. IX., S. 186) bereits erzählt haben, die Küste von Brasilien für Portugal. Daß Brasilien mit dem spanischen Amerika zusammenhänge, war damals noch unbekannt, und die Ausbreitung der portugiesischen Herrschaft nach Westen hin würde ohne jenen Zufall nicht statt gefunden haben, weil der Papst Alles, was durch die Fahrten nach Osten entdeckt werden würde, den Portugiesen, alle im Westen aufzufindenden Länder dagegen den Spaniern zuerkannt hatte und weil deshalb die Portugiesen keine Schiffe in westlicher Richtung auszusenden pflegten. Wenn man übrigens fragt, welches Recht denn der Papst hatte, die noch nicht entdeckten Länder und Völker zu verschenken, so antworten wir, daß man danach in einer Zeit, wo die Menschen glaubten, daß

der Papst Himmel und Hölle den Seelen öffnen und verschließen und Fürsten ein- und absetzen könne, nicht fragen darf.

Zwischen Spanien und Portugal entstand seit der Entdeckung von Brasilien ein heftiger Streit über die Grenzlinie von Osten und Westen, die auf einer Kugel nicht anzugeben war. Dieser Streit gab unter Emanuel's I. Nachfolger, Johann III. (von 1521 bis 1557), Anlaß zu einem Zwiste zwischen beiden Reichen, weil Karl V. die Molukken, als zu seinem Theile der neuen Welt gehörend, in Anspruch nahm. Der Portugiese Ferdinand Magelhans hatte in spanischem Dienste die erste Weltumsegelung unternommen; immer nach Westen fahrend, wollte er die Gewürz-Inseln erreichen und dadurch den Spaniern ein Recht auf den Besitz derselben verschaffen. Er selbst wurde zwar auf einer der Philippinen von den treulosen Malayen ermordet; allein sein Begleiter, der Biscayer Cano, Kapitän des Schiffes Victoria, umsegelte das Vorgebirge der guten Hoffnung und brachte die Victoria in den Hafen von Sevilla zurück. Dieses Schiff wurde als das erste, welches die Erde umsegelt hatte, in das Zeughaus von Sevilla gebracht. Den Besitz der Molukken mußte nachher der portugiesische König von Karl V., der sie als westlich von Spanien gelegen in Anspruch nahm, für 350,000 Ducaten erkaufen; die Philippinen dagegen verblieben den Spaniern.

Johann's III. Regierung (1521—1557) war übrigens die Zeit des höchsten Glanzes der portugiesischen Nation, welche schon unter Johann's Nachfolger theils durch eine ganz thörichte Anstrengung ihrer Kräfte, theils durch Luxus und Erschlaffung, theils endlich durch die Wirkung des Klima und durch innere Unruhen sehr geschwächt wurde. Der Hauptgrund, warum das portugiesische Reich, schon ehe es durch Philipp II. den Spaniern unterworfen ward, in Verfall gerieth, war der furchtbare Fanatismus, welchen die Jesuiten nach Portugal brachten, sowie die Unduldsamkeit und das unerhörte Verfahren der Inquisition, welche unter dem schwärmerischen und phantastischen Nachfolger Johann's dort noch grausamer wüthete, als in Spanien. Die Jesuiten hatte zuerst unter allen Monarchen von Europa Johann III. auf eine ausgezeichnete Weise begünstigt, und zwar noch ehe der Orden förmlich eingerichtet worden war. Zwei der ersten Genossen des Ignaz von Loyola, Simon Rodriguez und Franz Xaver, wurden von Johann durch dringende Bitten bewogen, zu ihm nach Portugal zu kommen. Der Erstere trieb dort mit jesuitischem Eifer die Ketzerjagd; Franz Xaver aber trat erst in Brasilien als Missionär auf und begab sich dann (1541) nach Ostindien und Japan; durch Johann's Unterstützung ward er in den Stand gesetzt, im fernen Osten nicht blos das Christenthum auszubreiten, sondern auch zugleich sich um die Verbreitung der

Civilisation, welche die neueren Völker dem Christenthum verdanken, in hohem Grade verdient zu machen. Er blieb in Asien bis an seinen Tod (1552) und vollzog Taufen in Goa, Ceylon, Malakka und Japan; in Goa liegt er begraben. Die römische Kirche hat ihn zum Heiligen und zum Schutzpatron von Ostindien erklärt. Wir denken über die Verdienste, die sich dieser Apostel der Japanesen um die Predigt des Evangeliums erworben hat, ganz anders, als König Johann III. und viele Fromme unserer Tage; aber wir können nicht leugnen, daß zunächst Portugals Handel, Herrschaft und Wissenschaft, sowie dann auch die Geographie, die Ethnographie und die Kenntniß der Sprachen und Wissenschaften der fernsten östlichen Gegenden durch den Eifer und die Nachsicht der Jesuiten in Beziehung auf chinesischen und japanesischen Aberglauben mehr gewonnen haben, als durch alle Akademieen der Welt. Bis auf unsere Tage wirkten, wie die mit unbeschreiblichen Beschwerlichkeiten verbundene Reise des Paters Huc und seines Begleiters Gabet durch die Mongolei und Tatarei nach Tübet beweist, der in den Jesuiten-Collegien eingeprägte blinde Glaube und die Ueberzeugung, daß dieser allein zum Himmel führe, auf dieselbe Weise, wie die Ausdauer der Engländer und der Ehrgeiz ihrer Seeleute. So hoch man aber auch die Thätigkeit der Jesuiten in anderen Beziehungen anschlagen mag, worüber wir hier nicht zu urtheilen haben, ihr Haß gegen alle diejenigen, welche nicht dasselbe glauben, wie sie, mußte unter den damaligen Umständen, wo Portugal so viel mit Mohammedanern und Heiden zu thun hatte, diesem Reiche verderblich werden. Die Inquisition aber wurde unter Johann III. hauptsächlich zur Aufspürung heimlicher Juden angewandt und wirkte durch Ermunterung der Unduldsamkeit nicht minder schädlich.

Unter Johann's Enkel und Nachfolger, Sebastian, ward die von den Jesuiten gepredigte, eher dem Koran, als dem Evangelium angemessene Lehre vom Verdienste der Kreuzzüge und der Bekehrung durch das Schwert vollends unheilbringend, weil Sebastian schon in einem Alter von drei Jahren seinem Großvater nachfolgte und also in der jesuitischen Lehre aufwuchs. Die Vormundschaft und Erziehung des jungen Königs fiel zuerst in die Hände seiner alten, bigotten Großmutter Katharina, einer Schwester Karl's V., und als diese nach vier Jahren (1561), um der Welt zu entfliehen, in ein Kloster ging, übernahm dieselbe Sebastian's Großoheim, der dritte Sohn Emanuel's des Großen, Kardinal Heinrich, welcher Erzbischof von Braga, Evora und Lissabon und Groß-Inquisitor war. Dieser dachte als Kardinal mehr an die Kirche, als an die Erhaltung der weltlichen Blüthe, welche Portugal erreicht hatte, und glaubte deshalb die Erziehung und auch sogar den Unterricht des jungen Königs blos der Geistlichkeit, nicht

aber Männern, die in Regierungsgeschäften erfahren waren, anvertrauen zu müssen. Die Jesuiten Don Alexis de Menezes und Don Ludwig de Camara erzogen und leiteten, der Erstere als Hofmeister, der Andere als Beichtvater und Lehrer, den jungen Sebastian. Sie waren Männer von dem besonderen Talente, das auch vielen Hofpredigern und Professoren unserer Zeit eigen ist, welche junge Gemüther voll Phantasie und warmen Gefühles durch poetische und sophistische Redensarten über alle Grenzen des Verstandes hinaus zu romantisiren verstehen. Sie erfüllten daher den König Sebastian schon als Knaben mit einer Begeisterung, die weder den Zeiten, noch den Umständen angemessen war. Sebastian schwärmte von seiner frühesten Zeit an für Rom und für den Papst und dachte Tag und Nacht nur an die Ausrottung der Moslim, an Kreuzzüge gegen sie und an die Krone des gläubigen Ritterthums.

Schon im 18. Lebensjahre entwarf Sebastian den abenteuerlichen Plan, das siegreiche Kreuz Christi und das Reichs-Banner von Portugal unter den Wendekreisen aufzurichten, ein königliches Heer nach Indien zu führen und gleich Alexander dem Großen den Osten und Westen zu unterwerfen. Die Ausführung dieses Planes unterblieb nur aus dem einzigen Grunde, weil Sebastian in seinem 20. Jahre Gelegenheit fand, die gläubige portugiesische Ritterschaft auf näherem Gebiete zum Kampfe für den Glauben in das Feld zu führen. Er unternahm 1574 einen Zug nach Afrika, wo er dann von Tanger aus eine zeitlang ohne besonderen Erfolg mit den Mauren stritt. Als er nach Lissabon zurückgekehrt war, gab ihm die Erscheinung eines marokkanischen Flüchtlings einen Vorwand zur Wiederholung seines Unternehmens, den er für einen besonderen Ruf der Vorsehung ansehen mußte. In Marokko war nämlich nicht lange vorher durch den Kaiser Muley Mohammed das Gesetz gemacht worden, daß beim Tode eines Herrschers nicht der Sohn desselben, sondern seine Brüder nach der Reihenfolge ihrer Geburt nachfolgen sollten, wodurch dann nach der orientalischen Gewohnheit Unruhen, Händel und Ermordungen von Prinzen veranlaßt wurden, welche, als der europäischen Geschichte nicht angehörend, hier übergangen werden. Wir bemerken nur, daß schon der Sohn jenes Muley Mohammed, Abdallah, sich dem Gesetze seines Vaters entgegen in der Regierung behauptete und, wie auch in Constantinopel zu geschehen pflegte (s. Bd. IX., S. 104), alle seine Brüder aus der Welt schaffen ließ. Von den Beiden, welche am Leben blieben, entfloh der eine nach Constantinopel; der andere, Muley Hamet, schien ganz ungefährlich und blieb im Lande, bis bei Abdallah's Tode dessen Sohn, wie sein Großvater Muley Mohammed genannt, zur Regierung gelangte. Dieser ließ ebenfalls seine Brüder tödten, und als er sich

auch seines Oheims Muley Hamet bemächtigen wollte, ergriff derselbe die Flucht und verband sich dann mit seinem nach Constantinopel entflohenen Bruder, welcher mit türkischer Unterstützung zurückkehrte, zum Sturze seines Neffen. Der Letztere wurde 1575 in zwei Schlachten besiegt und Muley Hamet bemächtigte sich des Reiches. Er sicherte sich seine Herrschaft durch verständige Milde und entließ sogar die der maurischen Bevölkerung furchtbaren Türken, welche ihm zum Siege verholfen hatten. Sein Neffe, Muley Mohammed, suchte, als er aus seinem Zufluchtsorte im Atlas vertrieben worden war, fremde Hülfe. Er begab sich zuerst zu den Spaniern nach Pignon de Velez und bat den König Philipp II. um Beistand. Als dieser ihm seine Hülfe unter den damaligen Umständen weder gewähren konnte noch wollte, wandte Muley Mohammed sich an den König Sebastian von Portugal und begab sich deshalb nach Tanger.

Sebastian war zu sehr für Glauben und Heldenthaten begeistert als daß er sich einen Augenblick bedacht hätte, diese Gelegenheit zu benutzen. Die weisen Räthe seines Großvaters bewiesen ihm aber doch, daß der kolossale Plan, Afrika zu unterwerfen und sich dem Angriffe der osmanischen Türken auszusetzen, abenteuerlich sei. Er wandte sich deshalb 1576 an Philipp II., den Bruder seiner Mutter, und ersuchte ihn um Hülfe in dem beabsichtigten Kriege mit den Ungläubigen, welche er leicht zu besiegen hoffte. Philipp wies den Antrag nicht unbedingt von sich, sondern lud seinen Neffen zu einer Zusammenkunft ein. Bei dieser Zusammenkunft, welche im Liebfrauen-Kloster zu Guadalupe statt fand, boten Philipp und der Herzog von Alba Alles auf, um den König Sebastian von dem tollen Unternehmen abzuhalten. Französische Schriftsteller behaupten sogar, Philipp habe das Unternehmen blos aus dem Grunde abgerathen, weil er gewußt habe, daß dadurch der junge König nur noch mehr für dasselbe eingenommen werden und sich also ins Unglück stürzen würde, worauf dann der König von Spanien im Trüben fischen könne. Dies glauben wir jedoch nicht. Wohl aber ist die Thatsache außer Zweifel, daß Sebastian trotz aller Abmahnungen auf seinem abenteuerlichen Vorsatze bestand, den ganzen Glanz von Portugal auf das Spiel zu setzen, um Afrika für die römische Kirche und die Inquisition zu erobern. Auch Sebastian's Großmutter, welche viele Schriftsteller aus Schmerz über die Verblendung ihres Enkels im Kloster sterben lassen, und sein Groß-Oheim, der Kardinal Heinrich, suchten vergebens einen Zug zu hindern, der alle Kräfte des Reiches erschöpfen mußte. Uebrigens versprach Philipp, den Zug mit 50 Galeeren und 5000 Mann zu unterstützen.

Am 24. Juni 1578 segelte Sebastian nach Tanger ab, um den Kriegszug zu beginnen. Sein Heer bestand aus 10,000 Portugiesen,

3000 Deutschen, welche Sebastian durch den Prinzen von Oranien hatte anwerben lassen und die von dem Oberst Amberger commandirt waren, aus 2000 Castilianern und der Führung des Don Alfons d'Aguilar, aus 600 Italienern unter Thomas Stuckley, welche der Papst den katholischen Irländern gegen die protestantischen Engländer hatte zu Hülfe schicken wollen, sowie endlich aus einer zahllosen Menge von Freiwilligen. Der größte Theil des portugiesischen Adels, sowie eine Anzahl Bischöfe und alle Prinzen, unter ihnen sogar ein Knabe von acht Jahren, begleiteten den König auf seinem Kreuzzuge.

Von Tanger aus sollte der Zug zunächst gegen el Arische oder Larache gerichtet werden. Dieses hätte man zur See erreichen können; Sebastian und seine begeisterte Umgebung setzten aber durch, daß man die wüste und sandige Ebene bis Kassr el Kebir (Alcassar), welches 12 Meilen südlich von Tanger liegt, durchzog. In der Ebene lag ein marokkanisches Heer von 40,000 maurischen Reitern, denen der König nur 14,000 Mann zu Fuß und 2000 zu Pferde entgegen stellen konnte. Etwa 15 Stunden von el Arische kam es am 4. August 1578 zwischen beiden Heeren zu der verhängnißvollen Schlacht, welche nach Alcassar genannt wird, obwohl das Schlachtfeld einige Meilen nördlich von der Stadt entfernt ist. Das christliche Heer ward in derselben so gänzlich vernichtet, daß wir nicht einmal eine zuverlässige Nachricht von diesem Treffen haben, in welchem König Sebastian, seine Ritterschaft und die beiden moslemischen Prätendenten, welche bei ihm waren, das Leben verloren. Die beste Nachricht davon scheint in der Reisebeschreibung des Franzosen Le Blanc enthalten zu sein. Le Blanc schrieb zwar das, was er gesehen hatte, nicht selbst nieder, sondern ein Anderer führte die Feder; allein die Hauptsache des in seinem Buche Enthaltenen ist gewiß wahr und nur diese wollen wir hier mittheilen. Le Blanc sagt, er selbst sei mit 60 Marseillern, von welchen nur wenige entkommen wären, in der Schlacht gewesen und in dieser hätten 12,000 Christen das Leben verloren und mehr als 800 Weiber und 200 Kinder seien zu Sclaven gemacht worden. Einige melden, des Königs Leiche sei von Gefangenen erkannt und zu Alcassar begraben worden. Le Blanc aber will den Leichnam in einem Kasten gesehen haben, welcher nachher dem spanischen Könige überlassen worden sei. Je eifriger später Philipp II. und seine Leute behaupteten, dieser nach Lissabon gebrachte und im Kloster Belem (Bethlehem) beigesetzte Kasten enthalte wirklich die Leiche Sebastian's, desto weniger schenkten die Portugiesen ihnen Glauben. Es breitete sich vielmehr, wie dies nicht selten unter ähnlichen Verhältnissen geschah, unter dem Volk die Meinung aus, der König lebe noch und werde irgendwo wieder zum Vorschein kommen. Dies veranlaßte nachher, als die Spanier Portugal besetzt hatten, viele Unruhen, da

sich mehrere Leute für den vermißten König ausgaben und das Reich in Anspruch nahmen.

In Portugal war, als man von Sebastian nichts erfuhr, der Kardinal Heinrich eine zeitlang Regent; dann wurde derselbe als König ausgerufen. Da er alt und kinderlos war, so standen mehrere Prätendenten des portugiesischen Thrones auf. Von diesen wollen wir nur drei nennen, nämlich Philipp II. von Spanien, die Herzogin von Braganza und Antonio, Prior von Crato; die beiden Ersteren deshalb, weil erst Philipp und 60 Jahre später ein Enkel der Herzogin von Braganza wirklich zum Besitze der Herrschaft gelangten, den Letzteren deshalb, weil er vom Volke kurze Zeit als König anerkannt ward. Philipp II. war der Sohn von Johann's III. älterer Schwester, Isabella, die Herzogin Katharina von Braganza die Tochter des jüngsten und Antonio der Sohn eines älteren Bruders von Johann III., des Herzogs Ludwig von Beja. Dem Letzteren hätte unstreitig die Krone gebührt; allein er war nicht im Stande zu beweisen, daß seine Mutter die rechtmäßige Gemahlin seines Vaters gewesen sei. Der Herzogin von Braganza dagegen stand der Umstand entgegen, daß sie eine ältere Schwester hatte, welche mit dem als Statthalter der Niederlande von uns oft erwähnten Herzog Alexander von Parma vermählt gewesen war und einen Sohn, Ranuccio Farnese, hinterlassen hatte, der offenbar, wenn man den Prior Antonio verwarf, das nächste Recht an den Thron besaß. Philipp II. aber traf vom ersten Augenblicke des Verschwindens Sebastian's an seine Maaßregeln, um sich des portugiesischen Reiches und seiner Colonieen zu bemächtigen. Er bedachte dabei nicht, daß er an den Engländern und Holländern Feinde habe, welche das, was die Spanier und auch die Portugiesen nicht zu benutzen verstanden, benutzen würden, um alle Vortheile der Gold-, Silber- und Diamant-Gruben des Ostens und Westens an sich zu ziehen.

Der alte Kardinal Heinrich hätte seiner Nation viele Leiden und eine lange Bedrückung ersparen können, wenn er sich zu Gunsten eines der erwähnten Kron-Prätendenten erklärt hätte; allein er beobachtete ein vorsichtiges Schweigen und die kurze Zeit seiner Regierung ward von Philipp benutzt, um Alles vorzubereiten, damit er sich gleich nach Heinrich's Tode in den Besitz setzen könne. Die Geistlichkeit und ein großer Theil des Adels waren für Philipp, und Heinrich's jesuitischer Beichtvater, Leon Henriquez, wußte auch den alten König auf dessen Seite zu ziehen. Nachdem Heinrich fünf Männer ernannt hatte, welche unmittelbar nach seinem Tode die Verwaltung des Reiches übernehmen sollten, ward ein Reichstag nach Almeria berufen. Auf diesem zeigte es sich dann, daß die Städte und das Volk ebenso sehr gegen Philipp eingenommen wären, als ein großer Theil des Adels und die Geist-

lichkeit für ihn. Es wurde also kein Beschluß gefaßt. Gleich darauf (31. Januar 1580) starb König Heinrich.

Philipp II. hatte sich schon lange vorher bereit gemacht, seine Ansprüche an den portugiesischen Thron mit den Waffen geltend zu machen. Er hatte unter dem Vorwande, daß ein Einfall des Herrschers von Marokko bevorstehe, ein Heer von geübten und abgehärteten Truppen in Spanien und Italien vereinigen lassen, mit welchem der Herzog von Alba gleich nach Heinrich's Tode in Portugal einrücken sollte. Da die Portugiesen, wie dies bei Nachbarvölkern nicht selten ist, einen unversöhnlichen Haß gegen die Spanier hegten und folglich die damals so zahlreichen portugiesischen Besitzungen jenseit des Oceans und Portugal selbst nicht anders als mit den Waffen genommen und behauptet werden konnten, so war seit dem Einrücken Alba's in Portugal der Verfall beider Reiche unfehlbar gewiß. Dies war um so mehr der Fall, als die Kabalen, welche Philipp zu gleicher Zeit in Frankreich zu Gunsten der Guisen spielen ließ, sehr große Summen erforderten. Uebrigens war Philipp, gerade als seine Truppen in Portugal einrücken sollten, mit dem Herzoge von Alba in Zwietracht, weil dessen Sohn, Don Garcias, sich in einem Liebeshandel Dinge erlaubt hatte, welche einen König, der so viel auf Etikette und Anstand hielt, nothwendig erbittern mußten. Alba war wegen der Vergehungen seines Sohnes, dem er aus der Haft geholfen und ihn gegen den Willen des Königs verheirathet hatte, nicht blos vom Hofe verbannt, sondern sogar als Gefangener auf die Burg von Uzeda verwiesen worden (1578). Philipp's Absichten aber auf Portugal bewogen nunmehr den stolzen König zu einem demüthigenden Schritte. Er schickte nämlich einen seiner Kabinets-Secretäre an Alba, um anzufragen, ob derselbe den Oberbefehl der nach Portugal bestimmten Heeresmacht übernehmen wolle. Der Herzog willigte ein. Philipp blieb sich jedoch auch diesmal getreu; er erlaubte dem Herzoge nicht, daß derselbe, wie er gebeten hatte, nach Madrid komme, sondern schickte ihm blos schriftliche Verhaltungs Befehle.

Alba rückte mit 22,000 Mann zu Fuß und 2000 zu Pferde, unter welchen 3500 Deutsche waren, in Portugal ein. Als dies geschah, hatte das Volk sich bereits zu Gunsten des Prätendenten Antonio ausgesprochen. Dieser hatte der unglücklichen Schlacht bei Alcassar beigewohnt und nach derselben 40 Tage lang die härteste Sclaverei erduldet, war dann wie durch ein Wunder gerettet worden und hatte nachher lange geglaubt, daß König Heinrich sich zu seinen Gunsten erklären werde, war aber in Folge der spanischen Kabalen von demselben sehr ungnädig behandelt worden. Als die Spanier in Portugal einrückten, befand er sich zu Santarem, wo er zu seiner eigenen Bestürzung

plötzlich zum König ausgerufen ward. Das Landvolk und die Bürger ergriffen die Waffen für ihn und am 24. Juni 1580 wurde er auch in Lissabon als König anerkannt. Ein anderer Prätendent, welcher ebenfalls bei Alcassar in Gefangenschaft gerathen und dann wieder frei geworden war, der noch sehr junge Sohn der Herzogin von Braganza, ward durch den Herzog von Medina Sidonia, bei dem er seit seiner Rückkehr nach Potugal sich befand, festgehalten, bis die Spanier von dem Reiche Besitz genommen haben würden. Er hatte beim Einrücken Alba's bereits dem König Philipp eine Entsagungs-Acte überschickt, welche dieser zwar sehr schnöd und stolz mit der Erklärung, es bedürfe derselben gar nicht, aufnahm, aber doch im Archiv von Simancas aufbewahren ließ.

Antonio's Herrschaft war von kurzer Dauer. Alba zog, während Philipp selbst, um in der Nähe zu sein, sich nach der Grenzfestung Badajoz am Guadiana begab, mit seinem Heere gerade auf Setubal los, wo Antonio, wie in Santarem und Lissabon, zum Könige ausgerufen worden war, und nahm diese und andere Städte schnell ein. Während er hierauf in Portugal ebenso, wie vorher in den Niederlanden, furchtbare Grausamkeiten verübte, erhoben sich die Portugiesen überall wüthend gegen die Spanier und strömten in großen Haufen zu Antonio, der sich in Estremadura (am Tajo) lagerte; dieser konnte aber gegen regelmäßige, disciplinirte Truppen, welche unter einem so ausgezeichneten General wie Alba standen, unmöglich das Feld behaupten. Acht Tage lagen beide Heere bei Alcantara einander gegenüber, als endlich Alba angriff. Jetzt erfolgte ein blutiges Treffen, in welchem Antonio zwar selbst aufs Tapferste mitkämpfte, aber einem Alba, einem Ferdinand von Toledo und einem Prosper Colonna, sowie den unter ihnen dienenden Spaniern, Italienern und Deutschen, die aus dem Kriege ein Handwerk machten, nicht zu widerstehen vermochte. Geschlagen und verwundet kehrte er auf kurze Zeit nach Lissabon zurück. Die Spanier drangen hierauf bis über Coimbra hinaus vor. Sie besetzten das Land nicht wie ein Erbe ihres Königs und benahmen sich nicht als Freunde, sondern als Feinde, weil alle Miethtruppen jener Zeit hauptsächlich nur wegen der Beute und wegen des ihnen gegen die Besiegten vergönnten Unfuges dienten. Die Hauptstadt Lissabon ward freilich von ihnen nicht geplündert; wohl aber hatten die Vorstädte derselben dieses Schicksal, und vier reich beladene indische Schiffe, welche fast zu gleicher Zeit mit den Spaniern bei Lissabon ankamen, wurden nicht als ein Besitzthum der neuen Unterthanen Philipp's geschont, sondern als feindliches Eigenthum weggenommen. Antonio war unterdessen zwar so glücklich gewesen, in der Nähe von Oporto noch einmal 5000—6000 Mann um sich zu vereinigen; dies konnte ihm

aber nichts nützen. Hätte er, dem es an kriegerischen Eigenschaften nicht mangelte, ordentliche Soldaten gehabt, so würde er den Sancho d'Avila, welcher mit 6000 Mann an den Duero zog, vom Uebergange über diesen Fluß abgehalten haben; allein die zu ihm geströmten Bauern konnten, auch wenn ihrer, wie man erzählt, 10,000 waren, es mit geübten Soldaten nicht aufnehmen. Seine Anstrengung war daher noch einmal vergeblich. Er mußte nach Viana fliehen, wo er vergebens sich einzuschiffen versuchte. Er hatte nachher die sonderbarsten Abenteuer zu bestehen, mußte sich ganz der Treue seiner Landsleute anvertrauen und erfuhr, als die spanischen Truppen ihn in jedem Winkel Portugals aufsuchten und Philipp einen Preis von 90,000 Dukaten auf seine Entdeckung gesetzt hatte, diese Treue auf eine ganz ausgezeichnete Weise. Er hielt sich drei Monate lang bald in dem einem, bald in dem anderen Theile seines Vaterlandes verborgen, und verließ dasselbe erst im Januar (nicht, wie de Thou und Andere sagen, im Juni) des Jahres 1581. Ein Schiffskapitän nahm ihn zu Setubal auf und brachte ihn nach Calais, wo er dann den Schutz der französischen Regierung erhielt.

König Philipp war, während der Herzog Alba ihm das portugiesische Reich eroberte, gefährlich krank; als er genesen war, berief er den portugiesischen Reichstag nach Tomar. Hier nahm er dann die Huldigung der Portugiesen an, gewährte aber weder den Städten, noch dem Adel die Bitten, welche Beide ihm schriftlich vortrugen. In Santarem, wohin Philipp von Tomar aus ging, benahm er sich mit ausgezeichneter Güte und Milde und suchte das Andenken der Gräuel vergessen zu machen, welche Alba's siegendes Heer dort verübt hatte. Er traf sogar Anstalten, die Handlungsweise des alten Herzogs untersuchen zu lassen, scheute aber doch das Aufsehen; überdies starb Alba schon im Januar 1582 zu Tomar. Der König begab sich auf einer spanischen Galeeren-Flotte, die der Marquis von Santa Cruz befehligte, von Villafranca aus nach dem der Hauptstadt Lissabon gegenüber auf der anderen Seite des Tajo gelegenen Almada. Er verkündete eine allgemeine Amnestie, nahm aber doch 52 Personen von derselben aus und ließ sie hinrichten; auch schloß er die Anhänger Antonio's von allen Aemtern aus. In Lissabon verlor er am 26. November 1582 seinen ältesten Sohn Diego, dem die Stände schon als ihrem künftigen Könige gehuldigt hatten; er berief daher eine zweite Ständeversammlung nach Lissabon. Diese Versammlung wurde am 26. Januar 1583 gehalten; des Königs zweiter Sohn, der ihm später als Philipp III. nachfolgte, empfing die Huldigung, und der Kardinal Albrecht, ein Bruder des deutschen Kaisers Rudolf II., ward, als Philipp Anfang Februar 1583 nach Spanien zurückkehrte, Statthalter von Portugal.

Die Portugiesen in allen auswärtigen Besitzungen, selbst der Vice-

König auf den Inseln und dem Festlande von Ostindien, Don Ferdinand Tellez de Menezes, erkannten Philipp II. freiwillig als König an; nur die azorischen Inseln erklärten sich für Antonio. Auf diesen behauptete Cyprian von Figveredo nicht allein Terceira für Antonio, den er zu sich einladen ließ, sondern er schlug auch den Pedro Valdes zurück, welcher mit spanischen Truppen Terceira hatte besetzen wollen. Antonio beschloß daher, noch einmal einen Versuch gegen die Spanier zu machen. Er erhielt zu diesem Zwecke eine Anzahl französischer Schiffe von Katharina von Medicis, was dann wohl der einzige Grund war, warum Philipp, dessen Finanzen und Angelegenheiten damals in sehr schlechtem Zustande waren, eine kostspielige Ausrüstung machen ließ, deren Terceira und die anderen Azoren gewiß nicht werth waren. Am 12. Juni 1583 lief Antonio mit 55 großen und kleinen Schiffen von Nantes aus, begleitet von dem in französischen Diensten stehenden Philipp Strozzi, der sich Admiral der französischen Hülfsflotte und General des auf derselben eingeschifften kleinen Heeres nannte. Man wollte zuerst die Insel San Miguel, die einzige, welche von den Spaniern besetzt worden war, diesen entreißen und hatte auch schon die Truppen auf derselben ausgeschifft, als der Marquis von Santa Cruz mit der spanischen Flotte erschien. Die französischen Truppen wurden darauf eilig wieder eingeschifft. Nun wollte man ein Seetreffen liefern; allein die Franzosen ließen sich nicht zusammenhalten, sondern ergriffen die Flucht. Selbst Antonio eilte, noch ehe es zur Schlacht kam, davon. Strozzi ward gefangen und auf Befehl des spanischen Admirals grausam gemordet. Antonio war nach Terceira geflohen und er oder vielmehr sein getreuer Emanuel da Silva vertheidigten mit Unterstützung einiger hundert Franzosen diese Insel so hartnäckig, daß König Philipp ein neues Heer von 10,000 Mann ausrüsten mußte. Mit diesen Truppen, bei denen sich 1000 Deutsche befanden, eroberte dann Santa Cruz im Juli 1583 auch die Insel Terceira, weil die Portugiesen nicht Stand hielten und man den Franzosen freien Abzug gewährte. Emanuel da Silva gerieth in Gefangenschaft und wurde enthauptet; Antonio aber entkam glücklich. Er machte 1589 mit Hülfe des englischen Admirals Franz Drake noch einmal einen vergeblichen Versuch, Portugal von Spanien abzureißen und starb endlich 1595 zu Paris im Exil, in fortwährender Angst, es möchten Meuchelmörder die von Philipp auf sein Haupt gesetzte Belohnung verdienen wollen.

Wie tief die Abneigung gegen die spanische Herrschaft und die Sehnsucht nach der früheren Unabhängigkeit im portugiesischen Volke lag, zeigt sich darin, daß bis zum Ende des Jahrhunderts nicht weniger als vier falsche Sebastiane auftraten, deren jeder sich für den bei Alcassar verschwundenen König ausgab und mehr oder weniger Glauben

fand. Der erste kam zur Strafe auf eine Galeere, der zweite wurde gehängt und dann geviertheilt, ein dritter, besser eingeübt, gewann sogar die Unterstützung einer Tochter des Don Juan, erwies sich aber als ein gewöhnlicher Betrüger. Der vierte erschien 1598 in Venedig und wurde von einigen dort lebenden Portugiesen wegen seiner auffallenden Aehnlichkeit mit Sebastian als echt anerkannt; er behauptete, erst in Afrika, dann als Einsiedler in Sicilien gelebt zu haben. Der Senat hielt ihn drei Jahre lang fest und verwies ihn sodann aus der Republik. Später wurde er von Toskana an den Vicekönig von Neapel ausgeliefert und wahrscheinlich von diesem nach Spanien gesandt. In Portugal regten sich Viele zu seinen Gunsten; er wurde daher auf das Schloß San Lucar gebracht, wo er als Gefangener starb. Daß sein Loos die forschende Neugier auch im Ausland vielfach beschäftigt hat, ist selbstverständlich.*)

4. Die Niederlande von der Ankunft des Herzogs von Anjou bis zur Eroberung von Antwerpen (1585).

Der Herzog von Anjou, welcher gerade in der Zeit, als Philipp ganz mit den portugiesischen Angelegenheiten beschäftigt war, zum Beschützer und Regenten der katholischen Niederlande ernannt wurde, ließ sich durch die Chimäre einer Vermählung mit der Königin Elisabeth fast zwei Jahre lang von kräftigem Auftreten abhalten. Er vereinigte zwar, als Alexander von Parma 1581 Cambray hart bedrängte, ein ansehnliches Heer von Franzosen, und nöthigte, wie oben erzählt worden, die Spanier zur Aufhebung der Belagerung; allein Wilhelm von Oranien konnte ihn nicht bewegen, daß er der errungenen Vortheile wegen die Niederlande nicht verlasse. Nachdem der Herzog sich schon die sechs ersten Monate des Jahres 1581 ausschließend mit seinem englischen Hochzeitsplane beschäftigt hatte, verfolgte er denselben im Herbste 1581 aufs Neue. Er reiste im November mit einem sehr glänzenden Gefolge nach England und ließ sich dort so sehr täuschen, daß nicht blos er, sondern auch sein Bruder, der König von Frankreich, fest überzeugt waren, der Tag der Vermählung werde nächstens anberaumt werden. Erst im Januar 1582 ward er der Sache müde. Er reiste am 1. Februar 1582 nach den Niederlanden zurück, wo er am 10. in Vliessingen landete. Hier wurde er vom Prinzen Wilhelm und anderen niederländischen Standesherren ehrenvoll bewillkommnet und auf einer für ihn ausgerüsteten Flotte nach Antwerpen gebracht. Am 19. Februar hielt er seinen feierlichen Einzug in diese Stadt, leistete drei Tage darauf den Eid, nur nach den ihm vorgeschriebenen

*) Vgl. d'Antas „Les faux Don Sebastien". Paris 1865.

Artikeln regieren zu wollen, nahm die Huldigung der Stände ein und ward im flämischen Lande als Herzog von Brabant und Markgraf des heiligen römischen Reiches ausgerufen.

Um diese Zeit, wo der Gedanke der constitutionellen Freiheit und einer rein evangelischen Lehre eine neue Stütze zu erhalten schien, wurden zugleich in den Niederlanden und in Frankreich schauderhafte Verbrechen verübt, die offenbar gerade von den Leuten angestiftet, wenn auch nicht vollbracht wurden, welche vorgaben, Religion, Recht und Ordnung aufrecht erhalten zu wollen. In dem einen Lande ward auf Veranlassung des spanischen Königs und seiner Umgebung ein Mordanschlag auf Wilhelm von Oranien gemacht; in dem anderen zettelte ein Mann aus Anjou's Gefolge, im Einverständnisse mit den Guisen und mit dem spanischen Kabinet, eine Verschwörung an. Was das Erstere betrifft, so hatte Philipp II. schon längst einen Preis auf den Kopf des größten Mannes seiner Zeit gesetzt, welcher allein verstand, durch sein moralisches Uebergewicht Ordnung in die niederländische Anarchie zu bringen. Jetzt suchte die Umgebung des Königs für 80,000 Dukaten einen Mörder zu dingen. Man trat deshalb mit einem Kaufmann aus Biscaya, Anastro, in Verbindung, welcher zu Antwerpen schlechte Geschäfte gemacht hatte, und dieser bewog durch die Aussicht auf jene Geldsumme und auf das höchste Verdienst um den Glauben einen seiner Commis und Landsleute, Jauregui, den Prinzen Wilhelm als die einzige Stütze der Ketzer und Rebellen aus dem Wege zu räumen. Ein Priester, Timmermann, dem Jauregui seine Absicht in der Beichte eröffnete, bestärkte den jungen Mann in seinem Vorhaben und fanatisirte ihn. Zur Ausführung der That wählte der Mörder den Geburtstag des Prinzen (18. März 1582). Er überreichte demselben auf dem Schloß von Antwerpen in Gegenwart mehrerer Herren eine Bittschrift und drückte, während der Prinz las, eine Pistole auf ihn ab, daß die Kugel durch die Wange drang. Der Mörder wurde sogleich von den Umstehenden erstochen; Timmermann starb auf dem Schaffot. Der Zweck der Unthat wurde nicht erreicht, da die Wunde nicht lebensgefährlich war, obgleich man den Prinzen anfangs getödtet glaubte. Die unmittelbare Folge der That war ein unversöhnlicher Zwist der Franzosen des Herzogs von Anjou und der Niederländer; denn es verbreitete sich, nachdem der Mörder sogleich niedergehauen worden war, das Gerücht, Anjou und seine Franzosen hätten das Verbrechen angestiftet. Die tobende Bevölkerung von ganz Antwerpen strömte in die Abtei St. Michael, wo der Herzog und die Seinigen wohnten, und ohne die Geistesgegenwart von Wilhelm's damals erst 17 Jahre altem Sohne Moritz würde ein furchtbares Blutbad erfolgt sein. Moritz hatte das, was geschah, sogleich geahnt und des Mörders

Taschen durchsucht, in welchen er Papiere fand, aus denen hervorging, daß die Sache von Spanien aus angestiftet worden war. Diese Papiere zeigte er dem Volke und dadurch ward die Wuth desselben gegen Anjou beschwichtigt. Allein das gegenseitige Zutrauen, welches nie groß gewesen war, blieb sehr beeinträchtigt.

An der damals in Frankreich gemachten Verschwörung, welche von Salcede, einem Franzosen aus der Umgebung des Herzogs von Anjou, betrieben wurde, nahmen die bedeutendsten Personen der fromm und königlich gesinnten Partei Frankreichs Theil. Obgleich wir nämlich diese Sache nicht, wie Jauregui's That, mit positiver Gewißheit auf Philipp II., die Guisen und den Religionshaß der Liguisten zurückführen können, und obgleich unsere Kenntniß der Verschwörung nur auf dem Geständnisse beruht, welches die Folter von einem Bösewichte, wie Salcede war, abgepreßt hat, und das ebenso oft zurückgenommen, als wieder erneut wurde, so läßt sich doch die Hauptsache nicht bezweifeln. Salcede hatte sich gegen den König Philipp und den Herzog von Guise erboten, die Absendung französischer Truppen in die Niederlande dadurch zu verhindern, daß er einen neuen Bürgerkrieg in Frankreich errege. Er sei, sagte er, der Picardie, der Champagne, des Herzogthums Burgund, des Cotentin und der Bretagne ganz versichert, und er wolle, während die Truppen des Papstes und des Herzogs von Savoyen, sowie von der anderen Seite die Spanier den Süden Frankreichs besetzen sollten, ein Regiment werben, es zum Scheine dem Herzoge von Anjou zuführen, dann aber plötzlich abfallen, einen Grenzplatz besetzen, den Zusammenhang Anjou's mit seinem Bruder hindern und so den feigen König zwingen, sich an die Spitze des gegen die Protestanten erbitterten Volkes zu stellen. Daß Salcede diesen seinen tollen Plan dem Herzoge von Guise mittheilte und daß er schon seit langer Zeit mit dem spanischen Kabinet in Verbindung stand, ist das Einzige, was wir hervorheben wollen; die Namen der vielen Herren dagegen, welche nach seinen Geständnissen mit ihm verschworen gewesen sein sollten, nennen wir nicht, weil wir Allem, was von Menschen seines Gelichters kommt, durchaus keine Bedeutung beilegen. Salcede wußte sich wirklich bei dem Herzoge von Anjou in Flandern einzunisten; dieser entdeckte aber das ganze Vorhaben und gab seinem Bruder, dem Könige, Nachricht von demselben. Der König würdigte anfangs die Sache keiner Aufmerksamkeit, wurde aber nachher gezwungen, sie ernster zu nehmen, nachdem Anjou den Urheber des Complots nach Frankreich hatte bringen lassen und dieser dort aufs Neue peinlich befragt worden war. Indessen bebte der König gleich zurück, als sich zeigte, wie weit die Verschwörung verbreitet und wie viele angesehene Personen in dieselbe verwickelt wären. Die Sache wurde deshalb

nicht weiter verfolgt und der Urheber, damit er keine weiteren Aufschlüsse geben könne, schnell als Majestäts-Verbrecher hingerichtet.

In den spanischen Niederlanden empfand der Herzog von Anjou seit dem Mordanschlage auf den Prinzen Wilhelm, von dem er wie von einem Hofmeister überwacht wurde, das Unbequeme seiner Stellung immer mehr. Er wurde in dieser Stimmung durch viele adelige Herren, wie den Herzog von Montpensier und den Marschall Biron, bestärkt, die sich aus Frankreich zu ihm begeben hatten und bei ihm das lustige, unabhängige Leben, dessen sie daheim gewohnt waren, entbehren mußten. Er konnte, nachdem Philipp II. die Eroberung Portugals vollendet hatte, sich nicht darüber täuschen, daß er dem Helden, welcher die Spanier commandirte, nicht gewachsen sein werde. Die Wallonen beschwerten sich, daß Anjou seine Versprechungen nicht erfülle. Er selbst war unzufrieden mit ihnen, weil jede Stadt und jede Herrschaft nur für sich sorgte, keine Befehle annahm und nicht für das Allgemeine beisteuern wollte, die meisten aber der ganz papistischen Gesinnung des Herzogs von Parma mehr trauten, als dem sehr zweifelhaften Katholicismus der unter Anjou dienenden Franzosen. Wiederum sahen diejenigen unter diesen, denen es mit der alten Kirche ernst war, sich nicht gern durch den ketzerischen Prinzen in Schatten gestellt. Anjou wollte sich darauf nach und nach der vorzüglichsten Städte bemächtigen und vertheilte deshalb seine Franzosen als Besatzungstruppen in die Festungen, anstatt sie gegen die Spanier im Felde zu gebrauchen. Dies reizte dann die Wallonen zum Widerstande und entzweite sie mit dem von ihnen gewählten Fürsten, welcher weder Besitzungen noch einen Anhang in ihrem Lande hatte. Gerade damals war Philipp II. endlich im Stande, einen Theil seiner Truppen in die Niederlande zu schicken, wodurch das Heer Alexander's von Parma bis auf 60,000 Mann vermehrt wurde. Der Letztere eroberte hierauf Oudenarde und konnte jetzt von dieser Festung aus zugleich Brabant und Flandern ängstigen. Gerade als die Feinde eine solche Stellung eingenommen hatten, ging die stille Uneinigkeit der Wallonen und des Herzogs von Anjou in einen offenen Kampf über. Die Umgebung des Herzogs konnte den Gedanken nicht ertragen, daß derselbe in den Städten von Brabant und Flandern nicht auf französische Weise durch Beamte und Officiere zu regieren vermöge, sondern daß diese von ihren Gemeinderäthen beherrscht würden; es ward deshalb verabredet, sie mit Franzosen zu besetzen. Man entfernte den wackeren, dem Prinzen von Oranien sehr geneigten Protestanten, du Plessis Mornay, welcher diesen Plan nie gebilligt haben würde, und die Befehlshaber in den Städten übernahmen den schimpflichen Auftrag, sich ein jeder seiner Stadt zu bemächtigen und dieselbe ganz in die Gewalt der Franzosen zu bringen.

Der Anschlag gelang in Dendermonde, Dixmuyden, Dünkirchen, Alost und Meenen; er ward dagegen in Brügge, Ostende und Nieuport von den Bürgern vereitelt und veranlaßte in der Stadt Antwerpen, deren Besitznahme der Herzog sich selbst vorbehalten hatte, ein furchtbares Blutbad.

Diese Stadt, damals ebenso wie Gent eine der volkreichsten der Welt, wurde unter des Herzogs Oberbefehl von Wallonen und Bürgern bewacht; die Truppen des Herzogs aber lagen, mit alleiniger Ausnahme seiner nicht zahlreichen Leibwache, außerhalb derselben bei Borgerhout. An einem bestimmten Tage (17. Januar 1583) zog der Herzog unter dem Vorwand einer Heerschau seine Truppen nahe bei der Stadt zusammen und begab sich mit seiner französischen und Schweizer Garde an ein Thor, wo ihm dann auf der zweiten Zugbrücke einige hundert Mann aus dem Lager entgegenkamen und absichtlich Verwirrung und Lärm erregten, damit das ganze französische Heer Gelegenheit erhalte, in die Stadt einzudringen. Dies geschah auch wirklich; schon waren 17 Compagnieen eingezogen, machten die Bürgerwache am Thor nieder und vertheilten sich unter dem Geschrei: „Die Messe! Die Messe! Schlag' todt! Schlag' todt! (tue! tue!)" in die Straßen. Doch nun griffen die Einwohner und ihre Landsleute, Papisten und Protestanten, zu den Waffen und ein furchtbarer Kampf entstand in der Stadt. Die eingedrungenen Franzosen, welche die Stadt erobert zu haben glaubten, hatten sich sogleich getrennt, um zu plündern. Allein überall wurden die Straßen schnell mit Ketten gesperrt und Barrikaden errichtet; aus den Fenstern ward auf die plündernden Franzosen geschossen und zwar, da nicht genug Kugeln vorhanden waren, mit Geldmünzen und Metallknöpfen; Bürger und Fremde, Milizen, Handwerksbursche und Ladendiener, ja sogar Weiber und Kinder stürmten mit dem was ihnen der Zufall in die Hände gab auf die Franzosen ein; und diese wurden nach blutigen Kämpfen theils gegen die Thore hin getrieben, theils genöthigt sich einen Weg über die Wälle und Gräben zu suchen. Von den 3000 Franzosen, welche in die Stadt eingedrungen waren, sollen 1500, nach Anderen sogar 2000 das Leben verloren haben; Viele ertranken in der Dyle, die angesehensten Herren aus der Umgebung des Herzogs wurden gefangen.

Seit diesem Ueberfalle von Antwerpen hörten die Niederländer auf, den Herzog von Anjou, welcher bald darauf seinen Aufenthalt in Dünkirchen nahm, als ihren Schützer anzusehen; sie betrachteten fortan die Franzosen als Feinde. Doch bewirkten die Diplomaten der Königin Elisabeth, daß die Generalstaaten, deren einzige Hoffnung auf England beruhte, sich zu einer Aussöhnung mit dem Herzoge geneigt zeigten. Diese ward auch durch Wilhelm von Oranien gefördert, weil derselbe fürchtete, Heinrich III. möchte sich seines Bruders wegen

mit den Spaniern vergleichen. Noch ehe jedoch die vielköpfige Antwerpener Regierung zu einem festen Beschlusse gekommen war, gelang es dem Anführer der Spanier, die Republikaner schon im Juli 1583 durch die Eroberung von Dünkirchen, Dixmuyden und Nieuport aus einem großen Theil von Belgien zu vertreiben. Nachher machte Alexander von Parma noch im Herbste neue Anstrengungen, denen die Generalstaaten nicht begegnen konnten, weil die Genter ebenso dachten, wie man in reichen Handelsstädten zu denken pflegt, und also ihren Beitrag verweigerten. Es fielen daher der Hafen (het Sas) von Gent, Hulst, Axel, Rüpelmonde und Alost noch im Oktober und November 1583 in die Gewalt der Spanier. Der Statthalter von Flandern selbst, Karl von Croy, Herr von Chimay, begünstigte heimlich die Unternehmungen Alexander's; er war der einzige Sohn Aerschots, mit einer Protestantin vermählt, und genoß das Vertrauen der Republikaner. Unterdessen gab Wilhelm von Oranien sich Mühe, die Aussöhnung mit Anjou zu Stande zu bringen. Auch ward wirklich schon an einem neuen Vertrage mit diesem gearbeitet; noch ehe derselbe aber unterzeichnet war, starb der Herzog am 10. Juni 1584 zu Chateau Thierry an einem Blutsturz.

Obgleich dieser Prinz ein ganz unbedeutender Mann gewesen war und nie in seinem Leben irgend etwas Ernstes gethan oder auch nur gedacht hatte, so übte gleichwohl sein Tod sehr großen Einfluß auf die französischen wie auf die niederländischen Unruhen aus. In Frankreich erlangten durch denselben die Ligue, die Familie der Guisen und König Philipp II., welcher diese stets mit bedeutenden Summen unterstützte, eine Macht, die sie bisher nicht gehabt hatten. Heinrich III. war nämlich kinderlos, und da jetzt sein Bruder gestorben war, so kam dereinst die Erbschaft des französischen Thrones an den protestantischen König von Navarra, welcher so lange mit den Katholiken Krieg geführt hatte; ein protestantischer König aber konnte, auch wenn nicht bei weitem die Mehrzahl der Franzosen katholisch gewesen wäre, der ganzen Beschaffenheit und Einrichtung des Reiches nach unmöglich den Thron besteigen oder behaupten. Man beschloß daher, den König Heinrich III. zur Ausschließung des Königs von Navarra zu zwingen und ihm den Herzog Heinrich von Guise gewissermaaßen als Vormund zur Seite zu setzen. Dies veranlaßte dann die neuen Unruhen, von welchen weiter unten die Rede sein wird. In den Niederlanden bestand die nächste Folge, welche der Tod des Herzogs von Anjou hatte, darin, daß alle Einheit in den Maaßregeln der Generalstaaten verschwand und daß die innige Verbindung der nördlichen Provinzen mit Flandern und Brabant zerrissen wurde. Da nämlich nach dem Tode des Herzogs der Staatsrath sich auflöste, so gab es für die nicht zum

Utrechter Bunde gehörenden Provinzen weder einen Mann, noch eine Behörde, welche im Nothfalle schnell hätte beschließen und handeln können.

In Holland und Seeland herrschte Wilhelm fast unbedingt. Er kehrte daher auch jetzt, höchst unzufrieden mit den Antwerpenern und den Flämingern überhaupt, nach sechs Jahren wieder dahin zurück. Im April 1584 hatte der Herzog von Parma nach langer Belagerung Ypern eingenommen; im Mai schlossen Brügge und die Landschaft, die man das Freie nannte, unter dem Einfluß des Herrn von Chimay einen förmlichen Vertrag mit dem Statthalter, worin sie sich dem König von Spanien unter Zusicherung ihrer Freiheiten im Finanz- und Gerichtswesen unterwarfen; die Protestanten sollten auf öffentliche Religionsübung verzichten, aber im Lande bleiben und ihre Güter behalten dürfen. Die Stimmung, welche dieser Vertrag eingab, wurde bald im Süden vorherrschend. Unstreitig war Wilhelm auch durch das, was er in Antwerpen gesehen hatte, von der Nothwendigkeit überzeugt worden, im Norden eine Art von Dictatur einzurichten; denn blos aus Eitelkeit oder auch aus Ehrgeiz konnte er, wie Groen van Prinsterer im achten Bande seiner Briefsammlung richtig bemerkt, die Würde eines souverainen Grafen von Holland und Seeland, welche ihm damals von den Ständen angeboten wurde, wohl nicht suchen. Jedoch nahm er das Anerbieten der Stände nebst einer Declaration an, welche deutlich aussprach, daß er als Graf künftig mit denselben Rechten und Ehren, welche Karl V. und Philipp II. gehabt hatten, die Provinzen fürstlich regieren werde. Die betreffende Acte wurde ihm am 7. December 1583 vorgelegt; für Feststellung der alten Rechte war darin genügend gesorgt. Er sollte niemals außerordentliche Gerichte aufstellen; die Staaten sollten sich jederzeit versammeln dürfen und alle Verhandlungen in niederdeutscher Sprache stattfinden. Auch übernahm er die Verpflichtung, die Reformirten zu beschützen. Nach seinem Tode sollten die Stände einen seiner rechtmäßigen Söhne zum Grafen wählen. Ehe indessen die Sache ausgeführt wurde, ereilte den Prinzen von Oranien der Tod. Am 10. Juli 1584, gerade einen Monat nach dem Tode des Herzogs von Anjou, als Wilhelm eben im Begriffe war, sich in Delft als Graf von Holland und Seeland feierlich anerkennen zu lassen, wurde er meuchelmörderisch erschossen. Der Franzose Balthasar Gerard aus Villefans in Burgund hatte sich unter dem Namen Franz Guion Empfehlungsbriefe an den Prinzen zu verschaffen gewußt, sich als Kundschafter bei ihm geltend gemacht und dadurch Zutritt in seine Zimmer erlangt. Er nahm den Augenblick wahr, als der Prinz von der Tafel aufstand, um eine mit drei Kugeln geladene Pistole auf ihn abzudrücken. Wilhelm sank sogleich todt nieder; er war 52 Jahre alt geworden. Guion erklärte vor Gericht, ein Fran-

ziskaner zu Tournay und ein Jesuit in Trier hätten ihn zu der That ermuntert; er ward auf fürchterliche Weise hingerichtet. Wilhelm war viermal verheirathet. Aus seiner ersten Ehe mit Anna von Egmont stammte sein katholisch erzogener Sohn, der Graf von Büren. Seine zweite Gemahlin war die Tochter des Kurfürsten Moritz von Sachsen, Anna, von der er sich 1575 scheiden ließ. In der dritten Ehe mit Charlotte von Bourbon wurden ihm sechs Töchter geboren. Nach dem Tode dieser dritten Gemahlin vermählte er sich mit Luise von Coligny, einer Tochter des Admirals, die in Wilhelm's Todesjahr den Prinzen Friedrich Heinrich gebar, welcher in späterer Zeit seinem Stiefbruder Moritz als Statthalter folgte.

Zur Zeit von Wilhelm's Ermordung und im folgenden Jahre standen die Angelegenheiten der Niederländer sehr schlecht und Philipp II. schien ihrer Unterdrückung gewiß zu sein; denn Niemand ahnte, daß Wilhelm einen Sohn hinterlassen habe, der als Feldherr und im Kriege dieselben großen Eigenschaften zeigen werde, welche sein Vater im Kabinet, in den Staatsgeschäften und im schwierigen Verkehr mit den allerverschiedensten Parteien und Partei-Häuptern bewiesen hatte. Dieser Sohn Wilhelm's aus zweiter Ehe war der damals erst 19 Jahre alte und zu Leyden studirende Prinz Moritz. Ihm bewiesen die Staaten dadurch, daß sie ihn schon am 18. August in Delft zum Statthalter von Holland, Seeland und Utrecht und zum Groß-Admiral ernannten, die schuldige Dankbarkeit dafür, daß durch seines Vaters Verdienst bisher nicht nur die Last des Krieges nicht auf sie gefallen war, sondern auch ihr Wohlstand gerade in Folge des Krieges zugenommen hatte. Dagegen übergaben sie dem jungen Prinzen den Oberbefehl im Felde nicht, weil sie seinem Talente nicht trauten. Man setzte ihm nämlich, abgesehen von einem aus 18 Mitgliedern bestehenden Staatsrathe, als General den Grafen von Hohenlohe zur Seite, der dann als Deputirter der Stände ihn bevormundete.

Alexander von Parma verband mit seinen militärischen Eigenschaften Milde und kluge Mäßigung. Er suchte die Städte, die er angriff, zu schonen und nahm sie deshalb selten durch Sturm ein, sondern er pflegte sie einzuschließen oder die Flüsse, an denen sie lagen, zu sperren, bis sie capitulirten. Dann gewährte er ihnen sehr billige Bedingungen. Oudenarde war schon 1582 von ihm erobert worden; 1583 wurden, wie oben erzählt, Dünkirchen und Nieuport, sodann (im October und November) das Sas von Gent, sowie Hulst, Axel, Rupelmonde und Alost genommen; im April 1584 capitulirte Ypern. Brügge brachte der Fürst von Chimay in die Gewalt der Spanier. Vom März bis zum Juli 1584 wurden auch Mecheln, Brüssel und Dendermonde durch Einschließung zur Uebergabe genöthigt, und im August capitulirte Ter-

monde. Jetzt waren von den flandrischen Städten nur noch Gent, Sluys (l'Ecluse), Antwerpen und Ostende in der Gewalt der Generalstaaten. Die zuerst genannte Stadt aber war seit dem Falle von Termonde unhaltbar, weil sie durch die Einnahme des Sas von der See abgeschnitten und durch die Uebergabe von Termonde auch vom Zusammenhange mit Antwerpen und ganz Brabant getrennt worden war. Sie ward von Alexander enge eingeschlossen und litt nicht blos dadurch, sondern auch durch die wiedererwachte Demagogie. Imbize nämlich, das Haupt der Genter Schreckenspartei, war 1584 nach Gent zurückgekehrt und hatte, nachdem die Protestanten und Proletarier der Stadt seine Aufnahme in den Magistrat durchgesetzt hatten, sein ultra-demokratisches Treiben wieder begonnen. Um ihn zu verdrängen, brachte der aristokratische und auch der reformirte Theil das Gerücht auf, Imbize habe schon von der Pfalz aus mit Alexander von Parma correspondirt. Es erfolgte hierauf ein Tumult und Imbize wurde verhaftet. Man nahm nach der Sitte jener Zeit sogleich ein peinliches Verhör mit ihm vor. Da er und seine Freunde durchaus rohe und gewissenlose Menschen waren, so wagen wir zwar nicht zu leugnen, daß sie an irgend einen Verrath dachten; ganz gewiß aber wollten diejenigen, welche der engen Einschließung der Stadt müde waren, sich dieser Leute entledigen, um eine Capitulation möglich zu machen. Imbize wurde, fast 70 Jahre alt, hingerichtet, weil er auf Gnade gehofft und deshalb selbst seine Frevelthaten eingestanden hatte. Gleich nach seinem Tode begann die Unterhandlung wegen der Uebergabe der Stadt und am 17. September 1584 wurde eine aus 12 Artikeln bestehende Capitulation unterzeichnet. Nach dieser sollten die Genter eigentlich 300,000 Gulden bezahlen; Alexander von Parma erließ aber, weil die Stadt in der letzten Zeit sehr gelitten hatte, ein volles Drittel der Summe; von der allgemeinen Amnestie wurden nur 12 Personen ausgenommen und auch diesen schenkte der Herzog das Leben. Sonst zeigte sich in den Bedingungen der mit den niederländischen Städten geschlossenen Capitulation der Religions-Eifer des Königs Philipp II. ebenso gehässig, wie in der zweifachen Anstiftung von Meuchelmord gegen Wilhelm von Oranien, wie in der schändlichen liguistischen Verschwörung gegen den katholischen König Heinrich III. von Frankreich und dessen Thronfolger, Heinrich von Navarra, und wie in den Gräueln der Inquisitions-Gerichte des spanischen Königs. Man gab nämlich in allem Uebrigen Manches nach, in Betreff der Protestanten aber waren die Bedingungen überall dieselben. Sie erhielten die Wahl, entweder ihren Glauben abzuschwören oder das Land zu verlassen. Im letzteren Falle wurden ihnen zwei Jahre Zeit vergönnt, um ihre Güter zu veräußern.

Damals begaben sich niederländische Abgeordnete nach Frankreich,

um mit Heinrich III. wegen Uebernahme der Herrschaft zu unterhandeln. Die Bedingungen, welche sie vorlegten, waren weit günstiger als jene, die man einst dem Herzog von Anjou gestellt hatte. Katharina von Medicis war mit einer Partei am Hofe dem Vorschlage geneigt und es war schon von einer Entschädigung für das Haus Nassau-Oranien die Rede. Doch erhoben sich gegründete Bedenken und wurden noch verstärkt, als im März 1585 die Hauptstadt von Brabant, Brüssel, vom Hunger bedrängt, sich ungefähr in derselben Weise, wie früher Gent, dem Herzog von Parma ergab. Die Gesandten wurden mit großer Höflichkeit und mit dem nicht unaufrichtigen Bedauern, daß man ihnen nicht willfahren könne, entlassen. Inzwischen hatte Alexander die Belagerung von Antwerpen, welches bisher nur eingeschlossen gewesen war, endlich mit großem Ernste betrieben. Diese Belagerung dauerte, die Einschließung eingerechnet, an zwei Jahre. Sie ist wegen der mechanischen und militärischen Mittel, welche dabei aufgeboten wurden, so merkwürdig, daß Strada*) ihrer Beschreibung einen besonderen, dem Livius nachgebildeten Prolog vorausschickt, und daß sie in allen Geschichten der niederländischen Unruhen einen bedeutenden Raum einnimmt. Wir dürfen bei dem Einzelnen nicht verweilen und können daher über diese wichtige Belagerung nur wenige Bemerkungen machen, wobei wir auf eine ausführliche Beschreibung oder auch nur auf die Darstellung der Verdienste der Anführer und der streitenden Völker nicht eingehen.

Eine eigentliche Belagerung von Antwerpen war länger als ein Jahr durchaus unmöglich, weil von den beiden am Ausflusse der Schelde gelegenen Forts (Lilloo und Liffenshoek) das erstere von den Spaniern nie eingenommen, das zweite ihnen bald wieder entrissen ward, weil also die Holländer und Seeländer, welche den Spaniern und Wallonen zu Wasser überlegen waren, den Hafen ungestört befuhren. Um diese Verbindung abzuschneiden, ließ Alexander den Fluß durch eine Brücke sperren, welche mit unglaublicher Anstrengung und unter steten Gefechten da, wo die Schelde am schmalsten ist und eine Krümmung macht, zwischen Ordam am nördlichen und Calloo am südlichen Ufer, erbaut wurde. Sie war in der Mitte unterbrochen, weil man in der größten Tiefe des Flusses keine Pfähle einrammen konnte. Die dort gelassene Oeffnung ward mit einem furchtbaren Floßwerke von 32 mit Barken und mit entmasteten, zu Batterien eingerichteten Schiffen ausgefüllt. Das Kolossale des Unternehmens wird man schon daraus beurtheilen können, daß die Holländer und Seeländer das Meer beherrschten, daß

*) Famianus Strada, Jesuit, gest. 1649 in Rom, schrieb in gutem Latein die Geschichte der niederländischen Kriege; er steht entschieden auf der spanischen Seite.

Stürme und Fluthen dort furchtbar sind, und daß Bentivoglio die Länge der Brücke auf 432 Schritt, Andere auf 200 Fuß an dem süd-lichen und auf 900 am nördlichen Ufer angeben. Zum Herbeiführen des Materials wurde ein Kanal angelegt, der später großen Segen brachte, indem er das vorher öde und sandige Land der Waes zu einer der fruchtbarsten Strecken umschuf.

Was die Vertheidigung der Stadt betrifft, so wurde sie nicht, wie der Angriff, von einem trefflichen Kopfe und von Fachmännern, welche er ausgewählt hatte, geleitet, sondern sie war ganz verschiedenen Aus-schüssen (conseils) der republikanischen Stadt-Regierung anvertraut, von denen der eine oft dem anderen geradezu entgegen handelte. Schon vor Beginn der Belagerung hatte Wilhelm von Oranien gerathen, einen Deich zu durchstechen und so jede Sperrung der Schelde unmög-lich zu machen; da aber die Antwerpener Metzger auf diesem Deich Tausende von Ochsen weiden ließen, so hintertrieben sie das Unter-nehmen. Nunmehr hätte, da blos die Erbauung des spanischen Brücken-Dammes volle sechs Monate dauerte, der holländische Admiral Tres-long nicht so lange müßig zusehen, sondern den erhaltenen Befehlen gemäß etwas Entscheidendes unternehmen sollen. Er und viele Andere aber wollten nach Wilhelm's Tode die Oberbefehlshaber spielen und Niemand wollte gehorchen. Als Treslong endlich abgesetzt wurde und der Graf von Hohenlohe erschien, war es zu spät, obgleich die Hol-länder dem Talente der italienischen Ingenieure und Architekten Alex-ander's das Genie und die Kunst eines in ihren Dienst genommenen italienischen Feuerwerkers entgegensetzten. Dieser Mann war Giani-belli aus Mantua. Er gab den Holländern den Plan an, durch zwei große und 32 kleine Brander die Brücke zu zerstören. Dieser Versuch erreichte jedoch seinen Zweck nicht, weil das eine von den beiden grö-ßeren Schiffen, welches mit 6000 Pfund Pulver beladen war, an die Küste getrieben wurde, das andere, welches 7000 Pfund Pulver enthielt und viele durch Steine und anderen Ballast beschwerte Barken mitschleppte, zwar die Brücke traf und bedeutenden Schaden verur-sachte, die Holländer aber den Augenblick zu benutzen versäumten. Man hatte nämlich vernachlässigt, der Besatzung des Forts Lilloo Nachricht zu geben; als daher 800 Spanier unter den Trümmern des unge-heueren Baues begraben waren und die Wassermassen des Flusses durch die Explosion so mächtig bewegt wurden, daß sie aus dem Bette traten und die Werke der Spanier überschwemmten, griff jene Besatzung den Feind nicht an. Der an der Brücke angerichtete Schaden wurde mit ungeheurer Anstrengung in wenigen Tagen wieder ausgebessert. Nachher erbauten die Antwerpener zwar, gegen Gianibelli's Rath, eine ungeheure Höllenmaschine, welche den Namen „Ende des Krieges“

erhielt; diese that aber wenig Schaden, weil die Spanier jetzt auf ihrer Hut waren.

Die Belagerten und besonders die Holländer versuchten später noch durch das Wasser zu bewirken, was sie durch Feuer vergebens versucht hatten. Sie stachen überall die Deiche durch, damit die Gewalt des Wassers die spanischen Wälle wegschwemme und den Feind in seinen Schanzen ertränke. Dagegen benutzten die Spanier einen Querdeich oder einen sogenannten Cruysdijk, welches Wort eigentlich nur einen Fahrdamm in jener niedrigen Gegend bedeutet. Dieser brach die Gewalt des gegen die Wälle geleiteten Wassers und es entstand wegen desselben noch zuletzt ein blutiges Gefecht. Die Antwerpener, die Besatzung des Forts Lilloo und die unter Hohenlohe vereinigten Holländer griffen die Spanier an, um des Querdeiches Meister zu werden. Sie waren schon im Besitze desselben, als Alexander von Parma selbst erschien, seine Leute in das Treffen zurückführte, den Deich wieder eroberte, über 30 Schiffe der Holländer mit allem Geschütze nahm und dritthalbtausend Feinde niederhauen ließ. Nach diesem mißglückten Versuche war Antwerpen nicht mehr zu halten. Die Stadt hatte zwar einen Theil ihrer Bevölkerung durch Wegzug eingebüßt, enthielt aber noch immer 85,000 Einwohner. Am 17. August 1585 schloß Philipp Marnix von St. Aldegonde die Capitulation ab; es war seine letzte politische Handlung von Wichtigkeit, indem er von dieser Zeit an fast nur noch als Schriftsteller und Gelehrter thätig war. Antwerpen erhielt in Betreff der Protestanten unter den Einwohnern billigere Bedingungen, als irgend eine der anderen Städte erhalten hatte. „Antwerpen unterwirft sich," hieß es in der Capitulation, „dem Könige, und der Statthalter desselben ertheilt dagegen volle Amnestie; die Protestanten dürfen noch vier Jahre lang in der Stadt bleiben, nach Verfluß dieser Zeit aber mit ihrer ganzen Habe abziehen; die Stadt zahlt 400,000 Gulden, wird dagegen wieder in den Genuß aller ihrer Privilegien gesetzt und soll nicht mehr als 2200 Mann zur Besatzung erhalten."

Jetzt schien der Augenblick gekommen, wo die sämmtlichen Niederlande der Herrschaft Philipp's II. wieder unterworfen werden würden. Die Generalstaaten waren aus Brüssel, Antwerpen, Middelburg und Dortrecht vertrieben und nach Delft gekommen; Alexander Farnese machte Anstalt, sie auch von dort zu verjagen und Utrecht zu belagern; gerade damals aber verwandte Philipp II. die Summen, welche Alexander nöthig hatte, auf andere Dinge. Schon während der Belagerung von Antwerpen hatte er es seinem Feldherrn so sehr an Gelde fehlen lassen, daß dieser oft die unvermeidlichsten Ausgaben nicht zu bestreiten vermochte. Dagegen wandte Philipp große Summen auf die Unterstützung der französischen Ligue und noch weit größere auf seine Rüstungen

gegen England. Wir wollen zunächst den ersten Punkt durch die Erzählung der französischen Geschichte bis zum Ende des Königs Heinrich III. ins Licht setzen, und dann am Faden der englischen und niederländischen Geschichte den zweiten Punkt ausführen.

5. Die französischen Religions-Kriege in den letzten Jahren Heinrich's III.

In Frankreich bildete sich die Ligue, welche scheinbar aufgelöst war, nach des Herzogs von Anjou Tode aufs Neue, und zwar aus ganz verschiedenen Elementen. Diese bestanden aus den ehrgeizigen Anhängern der lothringischen Prinzen, aus den für die katholische Lehre aufrichtig besorgten und sehr zahlreichen halb theologischen, halb juristischen Mitgliedern der verschiedenen Parlamente, aus den blind und wüthend fanatischen Mitgliedern der andächtigen Klubs oder der geistlichen Brüderschaften und endlich aus den steif am Herkommen hängenden Bürgerschaften der Städte, besonders den 16 Quartieren von Paris. Die beiden letzteren Klassen wurden gänzlich von fanatischen Mönchen und Priestern geleitet, welche damals sogar auf den Kanzeln gegen den kindischen und in ein ärgerliches Laster versunkenen König heftig polterten. Alle stimmten darin überein, daß ein protestantischer Prinz den Thron unmöglich besteigen könne und dürfe, daß also an Heinrich's III. Nachfolger, den König von Navarra, im Namen des jetzt sehr verstärkten katholischen Bundes eine bestimmte Forderung gestellt werden müsse. Hätte man nun nichts weiter verlangt, als daß Heinrich von Navarra der reformirten Religion entsage, so würde dies, wie sich später zeigte, keine große Schwierigkeit gehabt haben; allein man forderte zugleich, er solle den Protestantismus ausrotten helfen. Darauf konnte Heinrich unmöglich eingehen. Auch durfte der Bund nicht einmal wagen, es ihm zuzumuthen. Man suchte also einen anderen Ausweg. Es ward nämlich auf Betreiben der Guisen beschlossen, zum Haupte der Ligue und zum Nachfolger des Königs einen schwachen Mann zu bestimmen, hinter dessen Schatten man den Herzog Heinrich von Guise verstecken könne. Zu diesem willenlosen Werkzeuge der Ligue wurde der Vatersbruder Heinrich's von Navarra, der alte schwache Kardinal Karl von Bourbon, ausersehen. Zugleich kam man überein, eine Verbindung mit Philipp II. einzugehen, weil derselbe damals wegen der Unterstützung, welche König Heinrich III. seinem Bruder Anjou kurz vor dessen Tode aufs Neue gegen die Spanier hatte leisten wollen, mit diesem Könige sehr gespannt war und Gleiches mit Gleichem vergelten konnte. Gerade damals waren die niederländischen Gesandten unterwegs, welche im Januar 1585 dem König von Frankreich die Herrschaft anboten. Um so lieber versprach Philipp, die Ligue und die Guisen,

sobald die Waffen ergriffen würden, mit 50,000 Goldthalern monatlich zu unterstützen. Auch der Herzog von Lothringen, der nächste Anverwandte der Guisen, ward durch das Versprechen, ihm künftig Metz, Toul und Verdun zu überlassen, zum Beitritte bewogen.

Hierauf versammelte der Herzog von Guise die wüthenden Fanatiker unter den Großen seiner Partei in Nancy und ließ sich von ihnen eine Vollmacht geben, um den gegen seinen König gerichteten Vertrag abzuschließen. Dann ward vom 29. December 1584 bis zum 3. Januar 1585 zu Joinville auf dem Schlosse des Herzogs ein Congreß gehalten, auf welchem Philipp's Bevollmächtigte, Taxis und Moreo, ein Bevollmächtigter des Kardinals von Bourbon als Repräsentant der Ligue und die Herzoge von Guise und Mayenne in ihrem eigenen Namen und im Namen der Herzoge von Aumale und Elboeuf eine geheime, heilige, beständige Offensiv- und Defensiv-Ligue zur alleinigen Beschützung, Vertheidigung und Erhaltung der katholischen Religion, zur Wiederherstellung derselben und zur gänzlichen Vertilgung aller Secten in Frankreich und in den Niederlanden verabredeten. Es ward darüber eine förmliche Bundes-Acte aufgesetzt und unterzeichnet, welche festsetzte, daß bei kinderlosem Absterben des Königs der Kardinal von Bourbon dessen Nachfolger werden, alle Ketzer und Begünstiger der Ketzerei vom Thron ausgeschlossen bleiben sollten; unter anderen bestimmte sie auch, daß Frankreich ins Künftige jeder Verbindung mit den Türken entsagen müsse. Der Papst Gregor XIII. wurde von den Führern des Bundes über die Absichten desselben unterrichtet. In Folge dieses Schrittes war fortan das seither nur in zwei feindselige Parteiungen gespaltene französische Volk in drei getheilt. An der Spitze der einen Partei, welche zugleich die elendeste, verächtlichste und schwächste war, stand König Heinrich III.; das Haupt der anderen war der König von Navarra; die dritte wurde scheinbar von dem alten Kardinal von Bourbon, in der That aber von König Philipp II. und dem Herzog Heinrich von Guise geleitet.

In Betreff des Antheiles, welchen Papst Gregor XIII. an der Sache nahm, folgen wir lieber den bekannten Nachrichten, als dem Briefe des Jesuiten Matthieu, den uns Capefigue neulich als ein glaubwürdiges Document hat verkaufen lassen. *) Der Pater Matthieu, welcher den Liguisten zwar nicht geradezu die Ermordung des Königs, aber doch dessen Einsperrung anzuempfehlen scheint, wurde zweimal nach Rom geschickt, einmal um eine förmliche Bulle gegen Heinrich, das andere Mal um wenigstens ein Breve zu erhalten. Beides verweigerte Gregor, obgleich er eine Anzahl ermunternder Aussprüche that, welche

*) Capefigue, Histoire de la Réforme, de la Ligue et de Henri IV. Band IV, 198.

der Jesuit dann nach seiner Art benutzte. Der Papst blieb dabei, er könne unmöglich den Aufstand gegen einen rechtgläubigen, anscheinend sogar sehr kirchlich frommen König förmlich billigen oder gar durch eine von ihm ausgehende Urkunde selbst hervorrufen. Er mußte sich freilich dabei drehen und wenden, um nicht das Ansehen zu haben, als wenn er den König von Navarra begünstigen wolle. Sein Nachfolger, Sixtus V., welcher in demselben Jahre (am 24. April 1585) Papst ward, sprach sich noch bestimmter aus, obgleich er den König von Navarra und den Prinzen von Condé in den Bann that und also Beiden unmittelbar das Recht der Nachfolge entzog. Er mißbilligte nämlich den revolutionären Schritt der lothringischen Prinzen und des Königs Philipp ausdrücklich.

König Heinrich III. hätte, als er die Nachricht von dem Beginnen der Guisen erhielt, die Protestanten an sich ziehen und dann losschlagen sollen; er zögerte und zauderte aber, während der Aufstand sich überallhin verbreitete. Er begnügte sich damit, alle geheimen Verbindungen durch ein Edict zu untersagen und durch ein zweites die Anwerbung von Truppen für ein Majestätsverbrechen zu erklären. Philipp II. dagegen, welcher fürchtete, Heinrich möchte Antwerpen, welches gerade damals aufs Aeußerste gebracht war, unterstützen, drängte seine Bundesgenossen zum Kriege. Der bereits 61 Jahre alte Kardinal von Bourbon begab sich (das ließ der König geschehen) vorgeblich nach Rouen in seinen erzbischöflichen Sprengel, wurde aber bald nach Peronne gebracht, wo der ganze unzufriedene Adel der Picardie sich um ihn sammelte, und Kriegshauptleute von Erfahrung warben Schweizer und deutsche Reiter. Am 31. März 1585 ließen die Guisen, welche dies Alles leiteten, durch ein im Namen des alten Kardinals abgefaßtes Manifest eine förmliche Aufforderung zur Empörung ergehen. Karl von Bourbon erklärte darin als erster Prinz von königlichem Blute, das allerchristlichste Reich im Bunde mit den Prinzen, Pairs, Prälaten, Gouverneuren, Edelleuten und Städten, die sich ihm angeschlossen, von den zerrüttenden Unruhen zu befreien, die allein wahre Religion in ihr volles Recht einzusetzen, das Volk zu erleichtern und freie Reichsversammlungen einzurichten; die Erhebung, hieß es dabei, sei nicht gegen den König gerichtet und würde aufhören, sobald er den Gefahren des Staates ein Ende mache. Der Adel von Burgund und Champagne sammelte sich um Heinrich von Guise und seine Brüder und viele Städte wurden entweder durch Ueberfall genommen oder öffneten freiwillig ihre Thore. Lyon ließ die Truppen ein, welche den fanatischen Aufrührern von Savoyen aus zu Hülfe geschickt worden waren; Toul und Verdun öffneten ihre Thore den Deutschen, welche Guise mit spanischem Gelde hatte werben lassen; ebenso wurden Bourges, Orleans und Angers von

den Liguisten besetzt. Dagegen wurden die liguistischen Schaaren, welche Marseille und Bordeaux überfallen wollten, mit blutigen Köpfen zurückgetrieben. Die Stadt Paris, in welcher das vornehmste Parlament und die Sorbonne sich befanden, war und blieb ebenso der Hauptsitz dieser von den Theologen und Juristen ausgehenden Revolution, wie es im 18. Jahrhundert der Sitz der von Belletristen, Philosophen, Damen und Herren der Salons und Amerikomanen gepredigten Umwälzung war.

In Paris bildete sich auch der heilige Klub der Sechszehn, welcher mit der Municipal-Regierung der 16 Quartiere ebenso innig zusammen hing und ebenso furchtbar für das ganze Reich ward, als im 18. Jahrhundert die für gottlos gescholtenen Klubs der Jakobiner und Cordeliers (Franziskaner). Auch war sonderbarer Weise der Sitz desselben ebenfalls ein Jakobinerkloster. Die beste Nachricht über diese von der fanatisirten Bürgerklasse und ihren Pfaffen ausgehende Demagogie findet sich nach unserem Dafürhalten in den bereits früher erwähnten Denkwürdigkeiten Cayet's. Ein frommer Pariser Geschäftsmann, Karl Hottman de la Roche Blond, kam zuerst auf den Gedanken, die Stadt liguistisch zu organisiren; er wurde bei der Ausführung von den Pariser Pfarrern Prevot, Bucher und Matthieu de Launay unterstützt. Jeder der Genannten gab einen Mann an, auf den man sich verlassen könne; so erhielt man sieben bis acht neue heilige Klubisten, zu welchen sich La Chapelle, der Parlaments-Procurator Bussy Le Clerc und der Notarius La Morliere gesellten. Der Ausschuß bestand zuerst nur aus sieben bis acht Mitgliedern, dann aber aus 16, nach der Zahl der Quartiere der Stadt. Diese versammelten sich anfangs im Collegium der Sorbonne, nachher in Boucher's Zimmern und zuletzt im Collegium Forteret. Aehnliche Complotte wurden in allen anderen Städten des Reiches gestiftet und einige Parlaments-Räthe, die man an die Spitze der Bürgersleute stellte, leiteten die aus jedem Handwerk gewählten Mitglieder. Diese besorgten Waffenankäufe, verbreiteten Schmähschriften, führten die Correspondenz mit den verschiedenen Städten, schickten Sendboten aus und empfingen von allen Seiten her die Berichte der Klubs.

Die Sechszehn von Paris und die mit ihnen verbundenen Klubs der anderen Städte bemächtigten sich überall der Regierung, so daß alle Einheit der Verwaltung im Reiche aufhörte, weil man ja dem Haupte der Rebellion förmlich Treue schwor. Das Letztere geschah zuerst durch Beauftragung (instruction), dann durch den Eid derer, die zur Ligue gehörten (serment pour ceux de la ligue des seize) *). Die Klubs

*) Die Actenstücke hat Cayet uns aufbewahrt: Collection des Mémoires, vol. LV. pag. 91—97.

erließen Proklamationen, schossen Geld zusammen, rüsteten für den Krieg und verbreiteten immer neue Schmähschriften gegen die Reformirten, worin auch der König nicht geschont ward. Man sagte allgemein, sie wollten den König aufheben. Daß dies ihre Absicht war, wollen wir nicht behaupten; daß aber der König sich davor fürchtete, ist ganz gewiß, weil er eine Anzahl von Haudegen in seinen Palast aufnahm. Es traten nämlich damals 45 handfeste, zu jeder That bereite Edelleute, größtentheils Gascogner und andere an Mord und Todtschlag gewöhnte Männer, in seinen Hausdienst; er bezahlte sie vorzüglich gut und gab ihnen die Tafel unter der Bedingung, daß sie ihn nicht aus den Augen verlören. Ueberall rüstete man sich gegen eine geahnte Gefahr *). Unter Allen war der Pater Matthieu, jener nach Rom gesandte Jesuit, dessen Brief nur ein Mann wie Capefigue für ein glaubwürdiges Document halten konnte, der allergeschäftigste, weshalb man ihn auch den Courier der Ligue nannte. Der Präsident von Neuilly, Meneville, Bussy und die angesehensten Männer der Stadt-Obrigkeiten von Paris hatten sich mit den Guisen vereinigt; sie hatten nicht nur die Bürger-Hauptleute gewonnen und Waffen angeschafft, sondern auch 300,000 Thaler niedergelegt, und erwarteten nur den Anmarsch des Heeres der Guisen, um dem Könige, wenn er nicht mit Heinrich von Navarra ganz breche, förmlich den Gehorsam aufzukündigen. Der König aber, anstatt sogleich zu den Waffen zu greifen, ließ sich von seiner Mutter verleiten, mit seinen offenbar weniger religiös, als politisch-fanatischen Feinden Unterhandlungen anzuknüpfen und also einer Katharina von Medicis Raum und Gelegenheit zu neuen Kabalen zu geben. Zugleich erließ er als Antwort auf das Manifest des Kardinals eine schwache Erklärung, worin er sich rechtfertigte und seine Gegner ermahnte, Vertrauen zu ihm zu fassen.

Während die Königin-Mutter zu Epernay in der Champagne treulos unterhandelte oder vielmehr sich von den Empörern Bedingungen vorschreiben ließ, traf der König keine Anstalten, um, im Falle diese Unterhandlung scheiterte, mit Energie verfahren zu können. Er hatte kein Heer gerüstet und besaß auch kein Geld, um eines zu miethen; wenn er daher nicht wollte, daß die Verbündeten ihn in Paris aufsuchten, so mußte er sich zu ihren Bedingungen verstehen. Die Unterhandlung über seine Aussöhnung mit den Liguisten zog sich jedoch in die Länge, und ward endlich von Epernay nach Nemours verlegt. Dort wurde am 7. Juli 1585 ein Vertrag geschlossen, ohne daß die ligui-

*) Pasquier schreibt einem seiner Freunde: Nous sommes maintenant tous devenus guerriers désespérés. Le jour nous gardons les portes, la nuit faissons le guet, patrouilles et sentinelles. Bon dieu; que c'est un métier plaisant a ceux, qui en sont apprentifs!

stische Partei der königlichen oder diese jener im geringsten getraut hätte. Die Bedingungen, über welche man übereinkam, waren von der Art, daß, wenn der König das diesem Frieden gemäß erlassene Edict von Nemours*) hätte halten wollen, das königliche Ansehen völlig untergegangen wäre. Nach jenem Edicte sollte erstens Alles, was zu Gunsten der Protestanten geschehen war, zurückgenommen, in Zukunft nur Eine Religion im Lande geduldet werden; die Prediger des Evangeliums sollten innerhalb eines Monates, alle übrigen Reformirten, die sich nicht bekehrten, innerhalb sechs Monaten das Reich verlassen. Zweitens sollten die Glaubensgerichte Todesurtheile gegen die Protestanten fällen dürfen, die getheilten Senate (chambres mi-parties) der Parlamente aber aufhören. Ferner sollte Keiner, der nicht ein katholisches Glaubensbekenntniß abgelegt hätte, ein Amt erhalten. Außerdem sollten die Herzoge von Guise, Elboeuf, Mayenne, Aumale und Mercoeur nicht allein die Statthalterschaften, welche sie bereits besaßen, behalten, sondern es wurden auch den Prinzen Leibgarden von 20 bis 50, dem Kardinal eine von 100 Mann bewilligt; ferner sollten ihnen acht feste Plätze, nämlich Chalons, Toul, Verdun, St. Diziers, Reims, Soissons, Dijon und Beaune, auf fünf Jahre eingeräumt werden. Endlich sollten die fremden Truppen des Kardinals von Bourbon und des Herzogs von Guise aus dem königlichen Schatze bezahlt werden. Die beiden letzteren Punkte wurden noch geheim gehalten, als der Vertrag am 18. Juli dem Parlamente zum Registriren mitgetheilt ward; sie wurden aber durch ihre Ausführung bald bekannt. Uebrigens kam der Herzog von Guise in Folge dieses Vertrages nicht weniger in Sorge, als der König von Navarra. Ein Geschichtschreiber jener Zeit schildert sehr naiv die Angst, in welche der Herzog gerieth, als er nach dem Frieden von Nemours nach St. Maur kam, um dem Könige die Aufwartung zu machen, und sich von den Haudegen der Garde desselben umringt sah.*)

Mit Heinrich von Navarra unterhielt der König von Frankreich das freundlichste Verhältniß. Er hatte ihn auch kurz vorher durch Abgeordnete ersuchen lassen, alle Pläne der Verbündeten dadurch zu vereiteln, daß er die Religion wechsele. Allein der König war beiden Parteien verdächtig, sowie zugleich seiner übeln Neigungen wegen verächtlich, und Heinrich von Navarra suchte sich ohne ihn so gut als er konnte zu helfen. Er wußte Damville, welcher nach dem Tode seines älteren Bruders Herzog von Montmorency geworden war und als aufrichtiger Katholik sich schon früher wieder an die Katholiken angeschlossen hatte, von den verderblichen Absichten der Ligue, mit welcher

*) Es steht in den Mémoires de la ligue, vol. I. pag. 178. sq.

**) Il se crut mort, et son chapeau étoit porté sur la pointe de ses cheveux.

Heinrich III. verbunden war, zu überzeugen, worauf derselbe sich von der Partei der Guisen trennte und den Protestanten näherte. Dies war von großer Bedeutung, weil Montmorency Statthalter von Languedoc war. Auf die Angriffe der Liguisten erließ Heinrich von Navarra eine vortreffliche Erklärung an Frankreich: er selbst thue den Gewissen keinen Zwang an und mache keinen Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten; er sei kein Ketzer, sondern ein Anhänger der echten Kirchenlehre; die Liguisten handelten aus Ehrgeiz und Selbstsucht. Auch erbot er sich zu einem Zweikampf mit Heinrich von Guise, den dieser als für die Sache nicht entscheidend ablehnte. Diese Erklärung des Königs von Navarra erschien vor dem Edict von Nemours. Noch stärker sprach er sich aus, als Sixtus V. am 9. September ihn und den Prinzen von Condé excommunicirt hatte. Er machte eine Erwiderung bekannt, in welcher er von dem nichtigen Ausspruch des Papstes an den Hof der französischen Pairs appellirte, die Anklage der Ketzerei für lügenhaft erklärte und hierüber Entscheidung durch ein freies Concil verlangte; weigere sich Sixtus dessen, so halte der König ihn selbst für einen Antichrist und Ketzer. Im Sommer und Herbst zogen dem Könige von Navarra von allen Seiten her einzelne Schaaren zu Hülfe und die deutschen Reformirten machten Anstalt, ihm in dem bevorstehenden neuen Religions-Kriege nachdrücklichen Beistand zu leisten. Heinrich III. versprach der Ligue, mehrere Heere ins Feld zu stellen, und um dies auszuführen, fragte er sogar den Herzog von Guise um seine Meinung über die Befehlshaber, welche er an die Spitze derselben stellen solle. Der Herzog von Guise übernahm, um dem Hofe näher zu bleiben, den Oberbefehl über dasjenige Heer, welches den Deutschen den Einmarsch ins Reich verwehren sollte. Es war jedoch dem Könige nicht Ernst mit dem Kriege. Dies merkten die Guisen bald. Sie machten sich deshalb auch kein Gewissen daraus, die königlichen Plätze durch Verrath in ihre Gewalt zu bringen. Der Anschlag, den sie auf Boulogne machten, zeigt am besten, wie weit sie ihre Dreistigkeit trieben. Einer aus dem Bunde der Sechszehn nämlich, welcher für den König in Boulogne commandirte, übernahm es, diese Stadt nebst ihrer Besatzung in die Hände der Liguisten zu liefern, wenn Philipp seinem Versprechen gemäß spanische Soldaten schickte und der Herzog von Aumale mit seinen Soldaten am Thore erschiene. Die Sache blieb jedoch kein Geheimniß, und als sie ausgeführt werden sollte, ward der Herzog von Aumale mit Kanonenkugeln begrüßt. Dies geschah vor dem eigentlichen Anfang des neuen Krieges. In Paris bewog man den Herzog von Mayenne, sobald er dahin kam, einen allgemeinen Aufstand zu proclamiren; er bedachte sich aber einige Zeit und nachher ward die Sache entdeckt. Er erhielt darauf vom Könige den Oberbefehl über

das gegen Heinrich von Navarra bestimmte Heer. Der Form wegen mußte er, noch ehe er den König von Navarra angriff, eine Aufforderung an denselben ergehen lassen. Dies geschah durch eine sonderbare, aus gelehrten Theologen, Juristen und Staatsbeamten bestehende Gesandtschaft, welche den König von Navarra noch einmal dringend aufforderte, der Ketzerei zu entsagen und die Beschützung der Ketzer aufzugeben. Die Herzogin von Uzès machte den guten Witz, jetzt müsse Heinrich von Navarra sich gewiß bekehren, wenn er nicht ohne Kirchensühne sterben wolle, weil ja mit den Bußpredigern und Beichtvätern zugleich die Henker und ihre Helfer erschienen. Statt sich zu fügen, kam Heinrich von Navarra vielmehr den Liguisten zuvor, indem er den Krieg mit einer reißenden Schnelligkeit begann. Er hatte zuvor gemeinschaftlich mit dem Prinzen von Condé und mit dem gut katholischen Herzog von Montmorency eine kräftige Proklamation erlassen, worin sie ihre Friedensliebe betheuerten, aber auch Gehorsam gegen den König verlangten und ihren festen Willen aussprachen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Heinrich von Navarra nahm in Zeit von zwei Monaten, theils selbst, theils durch seine Generale Besitz von Guyenne, Dauphiné, Saintonge und Poitou. Zu gleicher Zeit drangen die Protestanten unter dem Prinzen von Condé bis nach Anjou vor. Den auf diese Weise begonnenen achten Religions-Krieg nannte man später den Krieg der drei Heinriche (Heinrich's III., des Herzogs von Guise und des Königs von Navarra). Im Augenblicke seines Beginnes erließ Sixtus V., ohne darum die Ligue zu billigen, die oben erwähnte Bannbulle, welche indeß nur durch die Ligue verbreitet ward, weil auch der König von Frankreich nicht zugeben durfte, daß der Papst sich eine ihm nicht zukommende Gerichtsbarkeit anmaaße.

Heinrich III. betrieb den Krieg, zu welchem er zugleich durch seine politischen Gegner und durch die seine tägliche Gesellschaft bildenden Geistlichen, Mönche und Brüderschaften gedrängt worden war, so langsam als möglich. Zugleich gab er durch eine Verordnung seine Feindschaft gegen die Protestanten zu erkennen. Er machte nämlich am 7. October bekannt, daß die durch sein Juli-Edict den Protestanten gestattete Frist zum freien Abzuge auf 14 Tage herabgesetzt sei. Heinrich von Navarra dagegen verbot in den von ihm besetzten Provinzen diesem Edicte Folge zu leisten, zog als Repressalie die Güter der Katholiken ein und verschaffte sich durch den Verkauf derselben die zum Kriege nöthigen Gelder. Unterdessen hatte Heinrich III., weil die beiden Guisen zwei seiner Heere commandirten, zwei andere aufgestellt, welche er seinen beim Volk verhaßten Lieblingen, den Herzogen von Joyeuse und Epernon, anvertraute. Um die Kosten dafür bestreiten zu können, schrieb er eigenmächtig Steuern aus und zwang das Parlament

auf die seit dieser Zeit trotz des Widerspruches desselben eingeführte Weise in einer feierlichen Sitzung (lit de justice), seine Edicte au mündlichen Befehl zu registriren. Das auf diese Art erpreßte Geld theilten nachher die beiden erwähnten Generale, welche der König gleich Maitressen begünstigte, unter sich. Die Verschwendung dieser sogenannten Schoßkinder (mignons) des Königs erregte den höchsten Unwillen; denn sie wurden mit Aemtern und Statthalterschaften überladen, und wenn einer von ihnen einmal weniger erhielt als der andere, so ward er durch Geld entschädigt. Der König war daher auch immer in Geldnoth, während Alle, die ihn umgaben, Schätze in Fülle hatten.

Die Protestanten strömten von allen Seiten her zu den Fahnen Heinrich's von Navarra. Die Schweizer schickten zu ihren Gunsten an den französischen König eine Gesandtschaft, welche auf eine so feine Weise drohte, daß dieser nothwendig auf gleiche Weise antworten mußte. Sie deuteten nämlich auf die von ihnen einst mit Franz I. gewechselten Briefe hin, und fügten hinzu, sie seien beauftragt, den König zu beschwören, daß er doch nicht eine so lang erhaltene Freundschaft um der Religion willen brechen möge. Die deutschen Fürsten dagegen verfuhren nach ihrer gewohnten Weise: sie zögerten und berathschlagten. Ueberdies hatten die Agenten der Bourbons kein Geld, und die deutschen Fürsten wollten für ihre Glaubensbrüder in Frankreich keines hergeben. Die Werbungen in Deutschland hatten deshalb keinen rechten Fortgang. Endlich reiste der greise Beza von Genf nach Deutschland und predigte von den Kanzeln herab mit der Beredsamkeit, welche einst zu Poissy einen so tiefen Eindruck gemacht hatte. Es gelang ihm, im Volke den erloschenen Enthusiasmus für die Sache der Religion wieder zu beleben; von den Fürsten aber wurde er als Apostel und Papst des Calvinismus ehrerbietig empfangen. Die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, sowie Johann Kasimir, der in der Pfalz für seinen minderjährigen Neffen regierte, und andere Fürsten, auch Reichsstädte versprachen ihren Beistand, beschlossen jedoch nach deutscher Sitte, erst noch einmal schreiben und Reden halten zu lassen. Friedrich von Würtemberg, Graf von Mümpelgard, und der Graf Wolfgang von Isenburg begaben sich mit einer vornehmen und zahlreichen Begleitung nach Paris. Sie erschienen dort im August 1586, fanden jedoch den König nicht. Dieser hatte sich unter dem Vorwande, die unter Joyeuse und Epernon in der Provence und Languedoc aufgestellten Heere zu besuchen, aus Paris entfernt. Man sagte zwar den Gesandten, er werde im Oktober wieder eintreffen; er eilte aber mit seiner Rückkehr nicht, theils weil er hoffte, daß die Deutschen nach längerem Warten wieder heimkehren würden, theils weil er sich in Lyon mit Kindereien und Albernheiten vortrefflich unterhielt. Er zeigte dort eine wahre Leiden=

schaft für junge Hunde, so daß er einen mit solchen angefüllten Korb an einem um den Hals befestigten Bande im Hause umhertrug. Er verschwendete außerdem für Affen und Papageien bedeutende Summen und unterhielt eine ganze Schaar von Männern und Weibern, welche alle diese Thiere füttern und pflegen mußten. Eine andere Liebhaberei, die er in Lyon trieb, war noch kostspieliger: er kaufte nämlich die kleinen Bilder, die sich in alten Andachtsbüchern fanden, für ungeheuere Summen und klebte sie selbst an die Wände seiner Haus-Kapelle. Unterdessen hatten die vornehmen Herren der deutschen Gesandtschaft es wirklich übel genommen, daß man sie so lange hatte warten lassen, und waren nach Hause zurückgekehrt. Statt ihrer sollten Geschäftsleute, Juristen, welche damals nicht gerade die höflichste Klasse der Deutschen waren, dem französischen Könige zu Gunsten der Calvinisten, die sie ihre Brüder nannten, Vorstellungen machen. Diese thaten es auf eine sehr ungeschickte Weise. Gleich im Anfange ihrer Rede an den König sagten sie, es wäre ihnen wohl bekannt, daß der König blos durch den Papst zur Bedrückung seiner protestantischen Unterthanen gedrängt werde; sie böten ihm daher ihre Hülfe gegen die Päpstler seines Landes, die ihn ängstigten, an. Schon dies war unter den damaligen Umständen nicht diplomatisch klug; die Gesandten beleidigten aber außerdem noch den König geradezu, indem sie ihm vorwarfen, er habe sein Wort gebrochen und Treue und Glauben dadurch verletzt, daß er die beschworenen Friedens-Edicte widerrufen habe. Der König wies sie in seiner Antwort mit ernster Würde zurück. Er sagte ihnen, die Deutschen hätten früher viele Jahre lang mit einander über Religions-Angelegenheiten gestritten und Frankreich habe sie ihre Sache unter sich allein ausmachen lassen; er werde daher jetzt auch nicht die Einmischung der Deutschen in die Streitigkeiten des französischen Reiches dulden, in welchem das Recht und die Pflicht, Gesetze für das Wohl der Unterthanen zu geben und zu ändern, dem Könige allein zustehe. Hierauf schloß Johann Kasimir mit den Gesandten des Königs von Navarra einen Hülfsvertrag ab.

König Heinrich III. hatte zu derselben Zeit, als er zwei Heere ins Feld stellte, durch seine Mutter mit den Reformirten über einen neuen Frieden unterhandeln lassen. Dies war den Mitgliedern der Ligue nicht entgangen, und sie fingen daher, ohne weiter zu fragen, den Krieg an. Der Herzog von Guise fiel, während die Deutschen, gegen welche sein Heer bestimmt war, noch zögerten, in das Gebiet des Herzogs von Bouillon, eines Protestanten, ein, und der Herzog von Mayenne erfocht im Süden einige unbedeutende Vortheile. Als endlich die Deutschen zum Zuge bereit waren, kam Alles darauf an, ihnen Mißtrauen einzuflößen und sie so mit dem Könige von Navarra zu entzweien. Um

dies zu bewirken, mußte Katharina von Medicis im December 1586 eine Zusammenkunft mit dem Könige von Navarra halten. Diese Zusammenkunft fand in Angoumois auf dem nahe bei Cognac gelegenen Schlosse St. Bris statt. Katharina bot auf derselben nicht nur alle ihre italienischen Künste, sondern auch, da sie die übermäßige Leidenschaft Heinrich's von Navarra für das schöne Geschlecht kannte, einen ausgesuchten Kreis von Damen auf, um ihn zu fesseln und zu täuschen; alle ihre Versuche schlugen aber diesmal fehl; Heinrich von Navarra verweigerte mit aller Bestimmtheit den Uebertritt zur katholischen Religion, den Katharina als unumgänglich verlangte. König Heinrich III. gerieth dadurch in dieselbe Lage, in welcher Ludwig XVI. sich 1792 befand: er mußte sich entweder dem Haupte der Ligue oder dem der Protestanten enger anschließen. Die Letzteren ließen ihm damals in der That durch ihren Helden La Noue Vorschläge machen, durch welche ihm in Beziehung auf die Religion nichts Neues zugemuthet wurde. Der König war aber eher geneigt, dem Herzoge von Guise sehr große Vortheile zu gewähren, um ihn von der Ligue abzuziehen. Dieser traute indessen natürlich einem so unzuverlässigen Fürsten, welcher von den erbärmlichsten Leuten bald auf diese, bald auf jene Weise hin gelenkt wurde, durchaus nicht.

Der Herzog von Guise wurde damals durch die Kanzelredner, die Verfertiger von Bildern und Flugschriften, die heiligen Brüderschaften und ihre Processionen ebenso der Phantasie der Pariser und ihrer Verbündeten in allen Städten als Heil und Hort empfohlen, wie Robespierre in späterer Zeit den Jakobinern. Auch hatte er einen Ausschuß von Frommen neben sich, der ihn eben so gewaltsam gegen seinen König vorwärts trieb, wie der Ausschuß der Gottlosen Robespierre gegen den seinigen. Dieser leitende Rath der Ligue (conseil de la ligue) bestand aus allerlei Menschen. Advokaten, Gerichtsboten, Procuratoren, Actuare, Parlaments-Räthe, fanatische, Aufruhr predigende Geistliche, ein Reformirter, der seinen Glauben abgeschworen hatte, bankerotte Handelsleute, ein ehemaliger Fechtmeister, Bussy Le Clerc, Krämer, Handwerker und Gewerbsleute führten in demselben das große Wort. Repräsentant des Herzogs von Guise in diesem Rathe war Franz Roucherolle von Meneville, ein liebenswürdiger, beredter und kühner Edelmann, der das Talent Enthusiasmus zu erregen besaß und den Rath nach des Herzogs Sinne lenkte. Auch fehlte es, wie bei allen Revolutionen, nicht an einer weiblichen Megäre, welche die Fanatiker mit Wuth und und Racheburst erfüllte. Als ein Prediger, der in der Severinskirche den König heftig geschmäht hatte, von der Leibwache in Haft gebracht werden sollte, zog man die Sturmglocke, bewaffnetes Volk eilte herbei und Heinrich III. nahm den Haftbefehl zurück. Uebrigens wurde

damals der ganze innere Raum der Stadt Paris mit seinen engen Gassen und Plätzen zu einer Art Festung gemacht, in welcher man die einzelnen Abtheilungen einrückender Truppen von einander absperren konnte. Dies geschah durch Ketten, welche am Eingange und Ausgange der Straßen befestigt wurden, und durch Fässer, welche mit Ketten unter einander verbunden werden konnten, also Barrikaden. Die Hauptplätze konnten leicht abgesperrt werden, wenn man sich der Gebäude, die sich vertheidigen ließen, d. h. der Bastille, des Arsenals und des großen und kleinen Chatelet, versichert hatte. Die Veranlassung zur Errichtung jener Barrikaden gab der von den Liguisten gemachte, durch den Herzog von Mayenne auszuführende Plan, den ersten Parlaments-Präsidenten du Harlay, den General-Advokaten d'Espasses, den Kanzler und alle Anhänger des Königs zu ermorden, das Stadthaus und das Louvre zu befestigen, den König zu verhaften u. A. m. Dieser an sich abenteuerliche Plan ward dem Könige verrathen, welcher dann Truppen sammelte und die bedrohten Plätze sowie zwei Thore besetzen ließ, so daß der Herzog von Mayenne rathsam fand, die Stadt zu verlassen. Der König wagte nicht, ihn zurückzuhalten und zur Rechenschaft zu ziehen; er sagte ihm blos beim Abschiede spöttisch: „Wie, mein Vetter? Sie verlassen Ihre guten Freunde, die Liguisten, auf eine solche Weise?"

Im Jahre 1587 mußte der Herzog von Guise sich wieder gegen die östliche Grenze wenden, weil das längst angekündigte deutsche Heer endlich wirklich auf dem Marsche war. Einiges Geld zur Besoldung desselben war von der Königin Elisabeth und von einigen deutschen Fürsten vorgestreckt worden. Die von dem Pfalzgrafen Johann Kasimir nach seiner gewohnten Art ungeschickt zusammengesetzte Truppenmasse wurde durch den Grafen von Dohna so schlecht geleitet, als Johann Kasimir selbst sie nur immer hätte leiten können. Der Herzog von Bouillon zog ihr von Sedan aus, das in seinem Gebiete lag, mit seinem Bruder, dem Grafen von Lamark, und mit einigen tausend Franzosen zu. Doch das deutsche Heer glich mehr einem Zuge wandernder Heuschrecken, als einem regelmäßigen Heere, und konnte, obgleich es 40,000 Mann stark gewesen sein soll, unmöglich einem dreisten General, wie Heinrich von Guise war, die Spitze bieten. Es brauchte nicht weniger als drei Monate (Juli, August und September), um von der Grenze bis nach Chatillon an der Seine zu gelangen. Wäre es von dort, der getroffenen Abrede gemäß, nur noch 30 Meilen weiter bis an die obere Loire marschirt, wo das Heer der französischen Protestanten stand, so würde wahrscheinlich der Krieg im ganzen Reiche zu Gunsten Heinrich's von Navarra entschieden worden sein. Dieser erfocht nämlich im Oktober einen glänzenden Sieg über das zahlreiche und gut ausgerüstete Heer des Herzogs von Joyeuse. Der Letztere hatte sich bei Coutras, einem

kleinen Orte in Guyenne am Flusse l'Isle, welcher nicht weit davon in die untere Dordogne fällt, dem Könige von Navarra entgegen gestellt, dessen Heer nicht blos viel kleiner, sondern auch schlecht ausgerüstet war, der aber Energie und Feldherrntalent besaß, während es jenem Lieblinge des französischen Königs an Beidem fehlte. Am 20. Oktober 1587 kam es bei Coutras zur Schlacht und das königliche Heer ward völlig geschlagen und zerstreut; neben dem König von Navarra thaten sich besonders seine Vettern, der Prinz Condé und der Graf von Soissons, hervor. Joyeuse selbst stürzte sich, als er die Schlacht verloren sah, mit seinem Bruder Claudius von St. Sauveur unter die Feinde und ward getödtet. Nach dem Siege zeigte Heinrich seine Gutmüthigkeit durch die Sorgfalt, mit der er sich der Verwundeten annahm. Unglücklicher Weise ging er, anstatt seinen Sieg lebhaft zu verfolgen, einer der Liebschaften nach, an denen es ihm nie fehlte. Diesmal war die verwittwete Gräfin Corisande von Guiche seine Göttin, der er dann auch auf seiner Reise nach Bearn die bei Coutras eroberten Fahnen zu Füßen legte. Auch die Deutschen, welche gerade in diesem Augenblicke den Reformirten, von denen sie gerufen waren und bezahlt wurden, recht nützlich hätten werden können, trugen nichts zur Benutzung jenes Sieges bei, sondern kehrten alsbald wieder um.

Dies konnte der Herzog von Bouillon, welcher dem Scheine nach an ihrer Spitze stand, ebenso wenig verhindern, als er und der Graf Dohna, der sie in Johann Kasimir's Namen anführte, sie von dem Plündern, Rauben und Brennen abhalten konnte, welches sie den Franzosen verhaßt machte. Auch Condé's Bruder, der Prinz von Conti, welchen Heinrich von Navarra zu ihnen geschickt hatte, vermochte nicht ihrer Unordnung zu steuern. Sie marschirten bis La Charité, fanden aber den Paß, den sie bei ihrem vorigen Zuge unbesetzt gefunden hatten, gesperrt, und zogen dann mordend und plündernd im Lande umher, wofür Tausende von ihnen durch das Landvolk erschlagen wurden. Außerdem wurden sie von Guise in ihrem Lager zu Vimory bei Montargis überfallen und besiegt. Noch empfindlicher war für sie der Verlust, den ihnen der Herzog von Guise beibrachte, als er sie am 11. November 1587 in ihrem Lager bei Anneau, einem kleinen Orte des Gebiets von Chartres, unerwartet angriff. Auch König Heinrich III. zog von Paris mit einem Heere aus, um sie zu verfolgen, schloß aber alsbald vermittelst des Herzogs von Epernon einen Vertrag mit ihnen, durch welchen sie unter der Bedingung, daß sie aufhörten zu morden und zu rauben, und daß sie nie wieder gegen den König dienten, freien Abzug erhielten. Diesen Vertrag, welchen die Franzosen ihrem Könige zum Verdienste anrechnen, erkannte Heinrich von Guise, der damals schon dem Könige ganz feindlich gegenüberstand und die Absichten desselben

verdächtig machte, nicht allein nicht an, sondern er setzte auch die Verfolgung der Deutschen sogar bis über die französische Grenze hinaus fort. Nachdem Guise nämlich den größten Theil des deutschen Heeres niedergehauen hatte, trieb er den Rest desselben bis in die Grafschaft Mümpelgard, wo er dann ganze Ortschaften in Brand stecken ließ *).

Gleich nach seiner Rückkehr von der Verfolgung des deutschen Heeres begab der Herzog von Guise sich zu dem Herzog von Lothringen nach Nancy, wo die vornehmsten Glieder seiner Familie und die Häupter der Ligue mit ihm zusammenkamen, um endlich gegen den König, den sie nun schon seit dritthalb Jahren als einen Beschützer von Ketzern und als einen unzuverlässigen, insgeheim mit den Reformirten im Einverständnisse stehenden Fürsten gescholten, sowie durch Verschwörungen und sogar mit den Waffen bekämpft hatten, einen entscheidenden Schritt zu verabreden. Auf dieser im Januar 1588 gehaltenen Versammlung wurde dann der Beschluß gefaßt, daß Heinrich von Guise zunächst mit spanischem Beistande das Herzogthum Bouillon besetzen und hierauf peremtorisch vom Könige die ausdrückliche öffentliche Billigung alles dessen, was die Ligue gethan und beschlossen habe, fordern solle. Insbesondere sollte er nicht nur die Beschlüsse des Concils von Trident, sondern auch die Inquisition in Frankreich einführen und die Letztere in die Hände von Ausländern legen. Zur Fortführung des Krieges und zur Abwehr deutscher protestantischer Hülfstruppen sollte er den Sold herbeischaffen und zu diesem Zwecke die Güter der Ketzer einziehen lassen, von jedem gewesenen Ketzer aber ein Drittel, von jedem Katholiken im Reich ein Zehntel seiner jährlichen Einkünfte erheben. Zugleich wurde, da man voraus sehen konnte, daß der König dies Alles nicht freiwillig thun werde, eine Verschwörung in Paris gestiftet, um dem Herzoge von Guise wider den Willen des Königs Einlaß in die Stadt zu verschaffen und vermittelst seiner den König in die Gewalt der Ligue zu bringen. Man verabredete zu diesem Zwecke auf der Versammlung in Nancy eine dringende und drohende Vorstellung an den König, in welcher dieser aufgefordert ward, endlich Ernst zu machen.

Durch diese Schritte der Ligue wurde der König in die größte Verlegenheit gesetzt, da außer seinen Lieblingen, unter welchen der Herzog von Epernon am meisten Einfluß hatte, Niemand in seiner Umgebung mit wahrer Liebe an ihm hing, dagegen aber Heinrich von Guise

*) Der Messire de Cheverny im 50. Theile der Mémoires sagt: A cette retraicte fut donné passage à ceux, qui y pourroient gaigner la Bourgogne, tousjours néantmoins pousuivis par le Marquis du Pont, fils de Mr. le Duc de Lorraine, et par Mr. de Guise, qui entrèrent avec eux jusqués dans le pays de la Comté de Montbeillard, où il bruslèrent quantité de villages par vengeance de ceux, que les dits etrangers avaient pillés et brulés en Lorraine.

sowohl wegen seiner majestätischen Gestalt, als auch wegen seines Geistes und seiner Talente von Jedermann bewundert ward. Fast alle, die den König umgaben, waren eifrige Katholiken und sahen in Heinrich von Guise und dessen Bruder, dem Kardinal, die Stützen des rechten Glaubens, durch welche Heinrich von Navarra und dessen Ketzer, die der König insgeheim beschütze, vom Throne abgewehrt würden. Als der König die unverschämte Forderung des Herzogs und seiner Anhänger nicht sogleich befriedigte, obwohl er sie keineswegs ablehnte, machte der Rath der Sechszehn oder mit anderen Worten der Ausschuß der Pariser Gemeinde-Regierung den Plan, sich des Königs tumultarisch zu bemächtigen. Der Rath der Ligue behauptete, daß er eine Volksmacht von 30,000 Gewerbsleuten aufstellen könne, und versprach, mit dieser Macht, sobald der Herzog nach Paris komme, das Louvre zu stürmen, den König zu verhaften und die Garden, sowie alle verdächtigen Personen, Hofleute und Minister umzubringen. Paris wurde, unbeschadet der alten 16 Quartiere, in fünf militärisch eingerichtete Bezirke getheilt; Guise schickte einige tüchtige Offiziere, darunter den Grafen von Brissac ab, um bei der Organisation behülflich zu sein. Als der Köng durch Verrath diese Vorgänge und Beschlüsse erfuhr, ließ er am hellen Tage Waffen in das Louvre bringen und seine Garde durch 4000 Mann Schweizer verstärken. Auf die Nachricht davon kehrte der Herzog von Guise, welcher nur noch vier Stunden von Paris entfernt war, nach Soissons zurück. Dies brachte die Sechszehn in Verzweiflung, weil sie, vom Herzoge verlassen, die Rache des Königs zu fürchten hatten; sie schickten also Abgeordnete an denselben, um ihn dringend einzuladen, daß er nach Paris komme. Der König dagegen gab dem Herrn von Bellievre Befehl, zu dem Herzoge zu reisen und ihm die Reise nach Paris zu verbieten. Bellievre reiste zwar ab, wagte aber nicht dem Herzoge den unbedingten Befehl des Königs kund zu thun, sondern nahm die Gegenvorstellungen desselben an und überschickte sie dem Könige. Dieser ließ hierauf dem Herrn von Bellievre unbedingt befehlen, daß er dem Herzoge die Reise strenge verbiete. Nach der als Anekdote begierig nacherzählten Ueberlieferung wäre dieser Befehl zu spät an Bellievre gekommen, weil es in der königlichen Kasse an den zur Bezahlung eines Couriers erforderlichen 25 Thalern gefehlt habe und deshalb der Befehl mit der gewöhnlichen Post habe geschickt werden müssen. Wahrscheinlich verhielt sich aber die Sache anders. Bellievre fand es, wie uns scheint, klüger, den königlichen Befehl nicht mit dem gehörigen Nachdruck auszurichten; er fiel deshalb auch nachher in Ungnade.

Wie ähnlich Heinrich's III. Lage der Lage Ludwig's XVI. im Jahre 1791 war, zeigt das Betragen der Schwester Guise, der Herzogin von

Montpensier, welche in Abwesenheit ihres Bruders Heinrich die fanatische Ligue leitete. Sie kam zwar zum Könige in den Palast, that einen Fußfall und beschwor ihn, das, was man von ihrem Bruder sage, nicht zu glauben, stellte aber zu gleicher Zeit in der Antons-Straße Bewaffnete auf, um sich seiner zu bemächtigen, wenn er aus Vincennes in die Stadt komme. Der König entging dieser Gefahr nur aus dem Grunde, weil Poulain, der dem Rathe der Sechszehn angehörte, ihm stets von den Anschlägen der Ligue Nachricht gab und ihn auch diesmal warnte. Am 9. Mai kam der Herzog von Guise in die Stadt. Er war zwar blos von sieben Personen begleitet, sah sich aber in einem Augenblicke von der ganzen jubelnden Menge der fanatisirten Bürger umgeben. Er stieg bei der verwittweten Königin ab und verließ sich, im Fall der König heftige Entschlüsse gegen ihn fassen würde, darauf, daß derselbe nicht wagen werde, ihn in Paris zu verletzen. Im Louvre ward der Herzog allerdings gewissermaaßen als Feind empfangen; unter den Vertrauten des Königs war eben berathen worden, ob man nicht Guise bei seinem Eintreffen im Palast aus dem Wege räumen solle; bewaffnete Soldaten füllten die Zimmer und Höfe und im Vorsaale standen Edelleute und Hofbeamte mit sehr finsteren Gesichtern. Nichtsdestoweniger trug er dem Könige die in Nancy verabredeten Forderungen trotzig vor und der König wagte nicht, ihn in Paris verhaften oder gar tödten zu lassen. Die Stadt wurde daher jetzt gewissermaaßen in ein doppeltes Lager umgewandelt. Der König bewaffnete die reicheren Bürger, denen Alles an der Erhaltung der Ruhe lag, rief den Adel zu sich und stellte im Quartier des Louvre Truppen auf. Guise dagegen ließ die Fanatiker und den niederen Haufen bewaffnen und die Sechszehn riefen die volkreichen Quartiere der Universität, des Platzes Maubert, des Greve-Platzes und der Hallen zum Aufstande auf, indem sie vorgaben, man habe die Absicht, 120 Katholiken aus der Welt zu schaffen.

Vorerst blieb Alles noch ruhig und das Volk widersetzte sich nicht, als am 12. Mai die 4000 Schweizer einzogen und die Plätze sowie andere Orte besetzten. Nur den Platz Maubert ließen dieselben unbesetzt, weil sie sich scheuten, ihn gewaltsam von den ihn füllenden Weibern und Proletariern zu reinigen und folglich den Anfang des Blutvergießens zu machen. Gerade von diesem Platze, sowie von der Brücke St. Michel ging gegen Mittag der Ruf zum allgemeinen Aufstande aus, nachdem ein Schweizer, durch Beschimpfungen gereizt, die Geduld verloren und einen Schuß abgefeuert hatte. Hierauf wurden die Straßen durch Ketten und Barricaden gesperrt, die Soldaten in den Straßen eingeschlossen und von der Gemeinschaft mit einander abgeschnitten. Der Herzog von Guise hielt sich anfangs in seinem festen

Hause, dessen hinteren Ausgang er bewachen ließ. Der König aber gerieth in die größte Verlegenheit und schickte eine Botschaft nach der anderen an den Herzog, welcher jetzt in den Straßen umherzog und den Unruhestiftern Befehle ertheilte. Der König ließ ihn auffordern, daß er dem Lärm ein Ende machen möge; der Herzog erwiderte aber ganz kalt, die Lärmmacher wären Stiere, die sich losgerissen hätten, er sei ihrer nicht mächtig. Da alle engen Straßen durch die von der einen Seite zur andern gespannten Ketten, die breiteren aber durch die zum Sperren eingerichteten Tonnen geschlossen werden konnten, so waren die Schweizer, welche nicht in den Straßen, sondern nur auf den Plätzen standen, und die auf den Brücken aufgestellten französischen Garden bald von einander abgeschnitten. Die Ersteren wurden dann in ihren Wachthäusern, auf dem Kirchhofe des Innocents und auf den Plätzen eingesperrt, die Garden vertrieben und die Ketten nach und nach bis in die Nähe des Louvre vorgeschoben. Gleichwohl verloren dabei nur etwa 30 Soldaten das Leben. Endlich gab der Herzog von Guise den wiederholten Botschaften des Königs nach, ließ die Barricaden öffnen und gewährte den eingeschlossenen Truppen freien Abzug nach dem Louvre. Sie zogen gedemüthigt mit umgekehrtem Gewehr, mit entblößtem Haupte und ohne Trommelschlag aus der Gefangenschaft, in der sie vom Volke gehalten worden waren. Hinter ihnen wurden die Barricaden wieder geschlossen. Der König befestigte sich im Louvre, der Herzog von Guise aber in seinem Quartiere. Als der Prevot, welcher damals das Ansehen hatte, welches jetzt Präfect und Maire haben, die Parole im Namen des Königs geben wollte, litten die Bürger dies nicht, sondern der Herzog mußte dieselbe austheilen.

Endlich übernahm die Mutter des Königs eine Vermittelung. Sie begab sich zu diesem Zwecke am 12. Mai vom Louvre in das Quartier des Herzogs. Man ließ sie jedoch mit ihrem Wagen nicht durch, sondern sie mußte sich in einer Sänfte tragen lassen, und die Ketten der Straßen wurden immer gleich hinter ihr wieder geschlossen. Erst nach zwei Stunden gelangte sie in das Quartier des Herzogs. Dieser machte für sich und für die Fanatiker, deren Bundeshaupt er war, die unverschämtesten Forderungen und die Königin sah bald ein, daß mit ihm nichts anzufangen sei. Guise verlangte, der König solle ihn zum Generalstatthalter des Reiches ernennen, Epernon, Biron und andere Rathgeber verbannen und Guise an die Spitze zweier Armeen stellen. Katharina rieth nun selbst ihrem Sohne, sich heimlich und verkleidet aus der Stadt zu retten; damit er dies bewerkstelligen könne, begab sie sich am folgenden Tage noch einmal zum Herzog und zog die Unterredung mit ihm in die Länge. Wirklich schlich sich während derselben der König aus der Stadt hinaus. Er wurde jedoch trotz seiner

Verkleidung von den am Thor von Nesle aufgestellten liguistischen Posten erkannt und diese feuerten nicht allein auf ihn, sondern sie schnitten sogar das Seil der Fähre ab, in welcher er über die Seine setzte, so daß er nur mit genauer Noth entkam und sich zunächst nach Rambouillet begab. Als dem Herzog noch während der Unterredung mit Katharina die Nachricht von der Flucht Heinrich's überbracht wurde, gab er der Königin zu verstehen, daß er diese für ihn höchst verdrießliche Flucht ihrer Florentinischen Kunst zuschreibe; sie antwortete aber auf seinen Zuruf: „Der König flieht, um mich zu verderben!“ ganz kalt: „Von dem Entschlusse wußte ich nichts.“ Die französischen Garden und die Schweizer waren dem Könige, welcher bei der Flucht keine 30 Personen um sich hatte, schon vorausgezogen; der Hof und der Adel folgten ihm in verwirrter Eile und ohne Ordnung. Er übernachtete das erste Mal in einem Dorfe; am anderen Tage verschaffte ihm Nikolaus de Thou, Bischof von Chartres, in dieser Stadt den Liguisten zum Trotz eine ehrenvolle Aufnahme.

Jetzt warf der Herzog von Guise die Maske ganz ab. Er errichtete in Paris eine fanatische Republik, nicht weniger furchtbar, als die liberale, welche 200 Jahre später Mirabeau dort errichten ließ, nur mit dem einzigen, für den König sehr furchtbaren Unterschiede, daß Guise Dictator seiner Pfaffen-Republik blieb. Er versammelte das Volk, ließ statt des bisherigen gemäßigten prévôt des marchands einen fanatischen Liguisten wählen und der städtischen Miliz neue Hauptleute geben, die ihm anhängiger waren als die früheren. Auch des Parlamentes, das schon längst die Rechte der Stände an sich zu ziehen gestrebt hatte, wußte er sich zu seinen Zwecken zu bedienen. Der erste Präsident desselben, Achilles du Harlay, zeigte damals eine antike Entschlossenheit und Würde. Als Guise ihn in seinem Garten aufsuchte und höflich anredete, setzte er seinen Gang fort und sagte mit Ruhe: „Es ist beklagenswerth, wenn der Unterthan den Herrn vertreibt; aber meine Seele gehört Gott, mein Herz dem König; mein Körper gehört jedem Räuber; es geschehe damit, was man will.“ Auf die Aufforderung, das Parlament zusammenzurufen, erwiderte er, daß, wenn die Majestät des Fürsten verletzt sei, das Richter-Amt keine Macht mehr habe. Der zweite Präsident, Brisson, ließ sich williger finden. Dem Herzog wurde darauf die Bastille, das Schloß von Vincennes und das Arsenal übergeben; er ließ die Barricaden wegräumen, stellte die Ordnung wieder her und besetzte, damit die Zufuhr nicht verhindert werden könne, die benachbarten Städte. Auch wurden alle Stellen an Creaturen der Familie Guise übertragen und diese herrschte jetzt bis zum Jahre 1594 in der Hauptstadt.

Die Königin-Mutter war in Paris zurückgeblieben und leitete die

Unterhandlungen, welche der schwache König beginnen ließ. Guise schickte ihm ein Schreiben, worin er ihn mit offenkundiger Heuchelei seiner Ergebenheit versicherte; dasselbe that das Parlament durch eine Deputation. Die Liguisten in Paris beschwerten sich bei ihm über Epernon, den er nun in der That kälter behandelte; in seinen eigenen Ausschreiben vermied er jeden harten Ausdruck über die Pariser Vorgänge, ermahnte zur Pflichttreue, erklärte sich für den entschiedensten Ketzerfeind, versprach die Einberufung der Stände und hob an einem Tag 36 Steueredicte auf. Dabei wurde er durch seine eigenen Freunde lächerlich gemacht, indem dieselben eine der Processionen, die er stets so sehr geliebt und begünstigt hatte, als Mittel gebrauchten, um ihn von Chartres abzuholen. Nichts bezeichnet besser den Geist, den die Jesuiten, welche die Seele der Ligue waren, zur heiligen Pflicht zu machen suchten und noch jetzt suchen, um über ein gedankenloses, durch Müßiggang, durch Almosen und durch das Schaugepränge einer falschen Andacht tief herabgewürdigtes Volk unbedingt herrschen zu können, als diese Procession der Pariser nach Chartres, wie sie von de Thou beschrieben wird. Sie glich sowohl in Betreff ihres Zweckes, den König zu seinem Volke nach Paris zu führen, als auch durch die Maskerade des Zuges selbst dem bekannten, von Maillard, dem Kopfabschneider, angeführten Zuge der Pariser nach Versailles im Jahre 1789, um den König zu holen. Haupt-Personen waren bei der Procession der Ligue die Mitglieder der heiligen Brüderschaft der Büßenden, welche Heinrich III. stets vor allen anderen begünstigt hatte. Vor diesen her ging ein Kerl mit langem, schmutzigem, ungekämmtem Barte. Er war mit einem groben Bußkittel bekleidet, über welchem an breitem Wehrgehenk ein krummer Säbel hing, und in der Hand hielt er eine alte rostige Trompete, die, wenn er blies, die widrigsten Töne von sich gab. Ihm folgten drei ebenso schmutzige Leute, welche statt des Helmes einen schmierigen Kochtopf und außer ihren Bußkitteln Ringel-Panzerhemde, Armschienen, Panzerhandschuhe und verrostete Hellebarden trugen. Sie warfen wüthende Blicke um sich und stellten sich gar wunderlich, um den Andrang des Volkes abzuwehren. Hinter ihnen folgte der Bruder Ange von Joyeuse, ein Hofmann, welcher ein Jahr vorher Kapuziner geworden war. Er stellte in dieser Procession den zur Schädelstätte geführten Heiland vor. Er hatte zu diesem Zwecke sich binden und, um seinen alten Freund, den König Heinrich, der dies Alles mit ansehen mußte, eher zu rühren, Blutstropfen ins Gesicht malen lassen, welche von seinem mit Dornen gekrönten Haupte herabzuströmen schienen. Außerdem schleppte er, scheinbar mit großer Anstrengung, ein langes Kreuz von angestrichenem Pappdeckel, und ließ sich von Zeit zu Zeit unter jämmerlichem Klagen und Seufzen auf die

Erde fallen. Ihm zur Seite gingen zwei junge Kapuziner in Chorhemden, von welchen der eine die Jungfrau Maria, der andere die Maria Magdalena vorstellte. Beide blickten andächtig gen Himmel, thaten, als wenn sie bitterlich weinten, und warfen sich, so oft jener auf die Erde fiel, nach dem Tacte ihm zu Füßen. Vier andere Trabanten, den drei ersten sehr ähnlich, hielten das Seil, mit welchem Ange gebunden war, und gaben ihm Peitschenschläge, die man sehr weit hören konnte. Hinter dieser grotesken und gotteslästerlichen Komödie folgte dann ein langer, gedrängter Zug anderer Büßer.

Der König mißbilligte freilich laut diese Maskerade; er erkannte aber bald, daß ein sehr ernster Zweck unter ihr versteckt sei, da die Büßer alle ihre Genossen in Chartres und in den anderen Städten in Bewegung gebracht hatten. Er verließ daher Chartres, ging aber nicht nach Paris, sondern nach Rouen. Dort beschäftigte er sich, wie wenn nichts vorgefallen wäre oder vorfallen könnte, mit Lustbarkeiten, Wasserfahrten und Schauspielen, während seine Mutter mit seiner Zustimmung einen Frieden mit den Rebellen schloß, der diesen die Protestanten und das ganze Reich in die Hände gegeben haben würde, hätte man nicht schon bei der Abschließung desselben die Absicht gehabt, ihn zu benutzen, um sich der Guisen zu entledigen. Das Resultat dieses Friedens war ein neues Edict, welches am 19. Juli 1588 im Parlament von Rouen und am 21. in dem von Paris registrirt wurde und den Namen des Union-Edictes führt. Nach demselben sollten den Genossen der Ligue außer den Plätzen, welche schon in ihrer Gewalt waren, noch Orleans, Bourges, Montreuil und einige andere Städte eingeräumt und eine allgemeine Amnestie für das, was in Paris geschehen war, gewährt werden. Außerdem entschuldigte sich der König in der Einleitung zu diesem Edicte förmlich, daß er so lange mit den Ketzern Geduld gehabt habe, indem er zugleich betheuerte, daß er jetzt zu einem unerbittlichen Ausrottungs-Kriege mit denselben entschlossen sei und die Waffen nicht eher niederlegen werde, als bis sie insgesammt vernichtet wären. Dies bekräftigte er mit einem Eide. Er erklärte ferner, es solle künftig Niemand ein Amt erhalten, der sich nicht durch Bescheinigung eines Bischofs und durch Aussage von zehn zuverlässigen Männern als guten Katholiken ausweise. Zugleich befahl er allen seinen Unterthanen, sich innig zu verbinden, den Bund zu unterschreiben, und in der Acte desselben zu versprechen, daß sie nie einen Prinzen als König von Frankreich anerkennen wollten, der sich nicht zur römisch-katholisch-apostolischen Religion bekenne. Dieses war der Inhalt der öffentlichen Artikel des Edicts. Es waren aber noch geheime Artikel beigefügt, deren Inhalt unmittelbar darauf durch die Ausführung derselben bekannt gemacht wurde. Der König ertheilte nämlich dem Herzog Heinrich

von Guise schon am 4. August die Würde eines Generalissimus mit ganz unbeschränkter Gewalt. Außerdem wurden die Truppen der Ligue in die derselben überlassenen Sicherheits=Plätze gelegt, und endlich mußte der König auf den Anfang des October eine Ständeversammlung nach Blois berufen, durch welche Alles, was dem Herzoge von Guise gewährt worden war, bestätigt und folglich der König unter dessen Vormundschaft gestellt werden sollte.

Der Herzog von Mayenne machte darauf Anstalt, den Oberbefehl des Heeres zu übernehmen, welches gegen Montmorency und seine Freunde nach Languedoc marschiren sollte. Der Prinz von Condé war schon am 5. März, erst 35 Jahre alt, gestorben, nach Erklärung seiner Aerzte an Gift; doch schrieb man das Verbrechen nicht seinen politischen Gegnern, sondern seiner Gemahlin zu. Der Herzog von Guise zog vorerst nicht gegen Heinrich von Navarra, weil er der gar zu großen Nachgiebigkeit des Königs nicht traute und ihn zu beobachten wünschte, ganz besonders aber, weil er dafür sorgen wollte, daß die Wahl der Stände=Deputirten, die der König gar nicht zu beachten schien, ganz nach seinem Willen ausfalle. Als die Stände=Versammlung am 16. October 1588 eröffnet wurde, glaubte der Herzog seiner Sache ganz gewiß zu sein. Die meisten Deputirten waren seine Creaturen oder doch Mitglieder der Ligue; er selbst war schon seit August Oberbefehlshaber; der alte Kardinal von Bourbon hatte viele neue Vortheile und Ehrenvorrechte erlangt; eine der Hauptstützen der Guisen endlich, der Erzbischof von Lyon, dem in den Denkwürdigkeiten jener Zeit die gröbste Unwissenheit und alle Laster vorgeworfen werden, war in den königlichen Rath aufgenommen worden. Auch hatte der Herzog bereits die nöthigen Maaßregeln getroffen, um Alles, was er wünschte, von den Ständen zu erlangen. Die Forderungen, welche seine Partei in ihren Sendschreiben an die Wähler als empfehlenswerth bezeichnet hatte, enthalten eine höchst merkwürdige Mischung von Ketzerhaß und von demokratischer Heftigkeit; es hieß darin, die königliche Macht solle in die Schranken der Vernunft und der Reichsgesetze verwiesen werden und bei Verletzung derselben sollten die Stände die Macht, welche sie den Königen verliehen, wieder zurücknehmen. In jedem der drei Stände wurde ein unbedingter Anhänger des Herzogs von Guise zum Präsidenten gewählt; es bedurfte ferner nur eines Wortes von ihm, um die Pariser zum offenen Aufstande zu bewegen, und die Picardie, die Normandie, Soissonnois, La Brie, Burgund und Orleannois waren jeden Augenblick bereit, dem Beispiele derselben zu folgen. In den anderen Provinzen aber waren Parlamentsräthe, Beamte, viele Glieder des hohen Adels, alle Erzbischöfe, Bischöfe, Doctoren des Rechts und der Theologie, Pfarrer und Mönche aller

Orden und namentlich alle Jesuiten, welche schon damals die Beichtstühle inne hatten, fanatisch für ihn eingenommen. Ueberdies hatte sich in der letzten Zeit die Unzufriedenheit mit dem Könige sehr gesteigert, weil der Herzog von Savoyen, ohne Widerstand zu finden, die Grafschaft Saluzzo besetzt hatte. Niemand zweifelte deshalb mehr, daß die Stände-Versammlung, welche fast aus lauter Mitgliedern der Ligue bestand, den König unter die Vormundschaft der lothringischen Prinzen bringen wolle. Der Herzog von Mayenne selbst scheute sich nicht, dies merken zu lassen, und der Herzog von Guise sprach sich darüber in kühnen Worten gegen den Marschall von Aumont aus, welcher dann die mit ihm gehabte Unterredung dem Könige berichtete. Im November beschlossen die Stände nach Vorgang der Geistlichkeit, Heinrich von Navarra sei als Beleidiger göttlicher und menschlicher Majestät sammt seinen Nachkommen der Thronfolge unwürdig und seine Güter seien einzuziehen. Den König aber brachten sie besonders dadurch in Verlegenheit, daß sie zwar andauernden Krieg gegen die Ketzer verlangten, aber die nöthigen Mittel nicht bewilligten.

Wir übergehen eine ganze Anzahl Anekdoten, welche in den Geschichten und Denkwürdigkeiten jener Zeit in Betreff der Insolenz Heinrich's von Guise und seiner Schwester gegen den König erzählt werden. Der Herzog verließ sich stets auf die Feigheit des Königs, weil er wußte, daß dieser zwar schon seit langer Zeit auf eine rettende That (coup d'état) gedacht, die Vollbringung derselben aber nie gewagt hatte. Allein jetzt ward es mit der Sache wirklich Ernst. Der König war durch die ganze Demagogie des Herzogs von Guise, den uns de Thou als den Abgott der Damen und der fanatischen Liguisten und als einen geübten Demagogen schildert*), schon längst aufs Höchste gereizt worden, und hatte den Herzog bereits früher in St. Maur und in Paris ermorden lassen wollen. Jetzt ward er durch eine neue Insolenz desselben beleidigt. Der König forderte nämlich die Stadt Orleans zurück und erhielt von dem Herzog die übermüthige Antwort, er werde die Stadt behalten und auch zu behaupten wissen. Es wurde also jetzt Rath gehalten, wie man sich am besten des Herzogs entledigen könne. Der Marschall von Aumont, welcher nebst noch drei anderen Herren, darunter der Corse Ornano, an dieser Berathung Theil nahm,

*) In den Observationen über die Denkwürdigkeiten des Messire de Cheverny, chancelier de France, wird der Schilderung des Herzogs von Guise, welche de Thou gegeben hat, die Frage angehängt: Ce portrait ne seroit-il pas celui de nos roués qui ont de l'esprit? An einer anderen Stelle wird Balzac's bombastisches Lob des Herzogs mitgetheilt und dann hinzugefügt: Que reste-t-il à son héros? de l'esprit, de la hardiesse, une belle figure et une taille majestueuse. Il en falloit moins pour tourner la tête aux femmes; aussi en était-il l'idole.

war der Meinung, man solle den Herzog vor Gericht stellen; dies wurde aber als zu gefährlich verworfen, und Heinrich III., der in der Bartholomäus-Nacht eben so thätig beim Morden gewesen war, als sein Bruder Karl IX., konnte wohl kein großes Bedenken haben, in einen Mord einzuwilligen, der angeblich den Staat retten sollte. Zur Ausführung dieses Mordes hatte man, wie es heißt, zuerst den Hauptmann der Leibwache, Crillon, ausersehen, welcher den Herzog tödtlich haßte. Auch soll dieser sich anfangs dazu bereitwillig gezeigt haben; als er aber erfuhr, daß nicht von einem offenen Kampfe, sondern von einem Meuchelmorde die Rede sei, weigerte er sich entschieden. Der König drang hierauf nicht weiter in ihn, da Crillon sich bereitwillig finden ließ, während der Ermordung des Herzogs und der Verhaftung seiner Begleiter alle Zugänge zum Palast besetzt zu halten. Es fanden sich leicht Andere, die aus Privathaß gegen den Herzog und die lothringischen Prinzen überhaupt geneigt waren, dem Könige als Mörder zu dienen. Lognac, der erste Kammerherr des Königs, hatte mit dem Herzoge und seinen Brüdern Streit gehabt und war ganz sicher, daß er, wenn die Guisen die Oberhand behielten, entfernt werden würde. Er konnte sich bei der Vollbringung der That des Beistandes der 45 gasconischen Haudegen, die den König innerhalb seiner Zimmer bewachten, versichert halten; denn diese waren den Liguisten vor allen Anderen verhaßt und die lothringischen Prinzen hatten beschlossen, durch die Stände ihre Entlassung zu bewirken.

Ueber die Art, wie der Mord ausgeführt ward, weichen die Berichte sehr von einander ab und es läßt sich nicht angeben, welcher von ihnen der wahre ist. Wir verweisen in Betreff derselben auf Cayet's Denkwürdigkeiten (chronique novennaire), und beschränken uns darauf, dasjenige zu berichten, was uns am wahrscheinlichsten zu sein scheint. Der König ließ aus jenen 45 Leibwächtern acht auswählen; in einer kurzen Anrede stellte er ihnen seinen Beschluß als ein Todesurtheil dar, welches auszusprechen er das Recht habe, das er aber wegen Ungunst der Zeiten nur auf unregelmäßigem Wege vollziehen lassen könne. Es wird hinzugesetzt, was wir aber nicht für ausgemacht halten, daß er selbst die Waffen zum Vollzug unter sie vertheilt habe. Nun berief der König auf den 23. December 1588 eine große Rathsversammlung und ließ den Herzog von Guise und dessen Bruder, den Kardinal, wiederholt und dringend zu derselben einladen; damit Beide ja nicht versäumten, zu erscheinen, wurden allerlei wichtige Dinge angegeben, über welche in der Sitzung berathschlagt werden sollte. Auch fanden Beide sich wirklich ein, obwohl man den Herzog gewarnt hatte. Das Rathszimmer war durch einen schmalen Gang mit dem Schlafgemach des Königs verbunden, welcher in eigener Person die gewählten

acht Gascogner hinter seinem Bette versteckt hatte. Als der Herzog und sein Bruder, der Kardinal, im Rathszimmer Platz genommen hatten, ließ der König plötzlich den Ersteren in sein Schlafgemach rufen. Hier warf Lognac, welcher mit verschränkten Armen auf einem Kasten saß, einen wüthenden Blick auf den Herzog; dieser trat sogleich einen Schritt zurück und griff an seinen Degen. Noch ehe er denselben aus der Scheide hatte ziehen können, durchbohrte ihn Lognac. Die Gascogner kamen hierauf aus ihrem Verstecke hervor und vollendeten den Mord unter den Augen des Königs, der dabei mit Blut bespritzt ward. Der Herzog war 38 Jahre alt geworden. Sein Bruder, der Kardinal Ludwig von Guise, und der Erzbischof von Lyon, welche ebenfalls mit in das Schlafgemach gekommen waren, wurden, als sie dem Herzoge beispringen wollten, ergriffen und in einen schrecklichen Kerker geworfen. Auch die Mutter des Ermordeten, sein Sohn Joinville, seine nächsten Anverwandten, der alte Kardinal von Bourbon und die vornehmsten Anhänger des Herzogs, sowohl diejenigen, die sich im Schlosse befanden, als auch die außerdem noch in der Stadt Anwesenden, wurden verhaftet. Der abergläubigste aller Könige fragte bei Gelegenheit dieser Mordthat weder nach den Vorrechten der Kirchenbeamten, noch nahm er Rücksicht auf den Papst, welcher stets ohnmächtig ist, wenn er mit entschlossenen Leuten zu thun hat. König Heinrich ließ nämlich den Kardinal von Guise schon am Tage nach seiner Verhaftung hinrichten. Der Erzbischof von Lyon ward einem königlichen Vasallen zur Bewachung übergeben. Der neue Prévôt des marchands und einige Deputirte des dritten Standes, welche zur Ligue gehörten, wurden zum Theil in ihrem Sitzungs-Lokale auf dem Stadthause verhaftet und dann in der Citadelle von Blois eingesperrt.*) Die meisten von ihnen wurden jedoch freigelassen oder retteten sich durch die Flucht, da der König nicht einmal die Kühnheit des Verbrechers hatte, die ihm jetzt nöthig gewesen wäre. Auch der Herzog von Mayenne, den der König in Lyon hatte verhaften lassen wollen, entkam glücklich. Der Katharina von Medicis, welche zu der Zeit, als der Mord vollbracht wurde, in den untern Zimmern des Schlosses auf ihrem Todbette lag, zeigte der König die geschehene That, die mit ihrer Pariser Bluthochzeit verglichen zu

*) Die Chronique novennaire ist hier am ausführlichsten: Le grand prévost par le commandement du roi sortit du chasteau et alla à l'hostel de la ville en la chambre des députés du Tiers-Etat, se saisit du sieur la Chappelle-Marteau, prévost des marchands de Paris, du président de Neuilly, de l'eschevin Compan (qui estoient les députés de Paris) et du lieutenant d'Amiens, lesquels il emmena au chasteau et furent mis prisonniers en une chambre audessus la garderobe du roi En même tems aussi le roy fist arrester le comte de Brissac, le sieur de Bois-Dauphin et quelques seigneurs des plus intimes du duc de Guise.

werden verdiente, sogleich selbst mit den Worten an, er sei nun König von Frankreich, denn er habe den König von Paris tödten lassen; sie äußerte sich aber über diese That in sehr bedenklicher Weise. Der Kardinal von Bourbon, den sie in seinem Kerker besuchte, empfing sie mit Vorwürfen, welche auf die bejahrte Frevlerin einen tiefen Eindruck machten; sie starb zu Blois schon am 5. Januar 1589, zwei Wochen nach der Mordthat.

Die Pariser, welchen die Nachricht vom Tod ihres Helden am Weihnachtsabend zukam, erholten sich bald von dem ersten Schrecken, der sie niedergeschlagen hatte, und ernannten, nachdem sie auf dem Stadthause wüthend gegen den König getobt hatten, einen Guise, den Herzog von Aumale, zum Statthalter von Paris. Sobald dieser seine Würde übernommen hatte, dachte er daran, ein Heer zum Entsatze von Orleans, welches der König hatte einschließen lassen, aufzustellen. Was die in Blois versammelten Stände betrifft, so machten sie es so, wie bis auf den heutigen Tag die Stände es zu machen pflegen: sie hielten gar schöne Reden, von welchen die Leute viel sprachen, baten dann den König um ihre Entlassung und gingen am 16. Januar 1589 auseinander, ohne das Geringste gethan zu haben. Den König gab Jedermann ganz auf. Der spanische Gesandte Mendoza verließ den Hof, ohne Abschied genommen zu haben, und begab sich nach Paris, wo der Mittelpunkt der papistischen und jesuitischen Gegen-Regierung war. Dorthin kam auch am 15. Februar der Herzog von Mayenne mit 500 Adeligen und 4000 Mann.

Das ganze Reich gerieth in Aufstand und jede Stadt, jeder Flecken, jedes Dorf bildete eine Art Republik, an deren Spitze irgend ein Mann stand, welcher der Robespierre der Frommen war und einen bedeutenden lokalen Einfluß hatte. In Paris benahmen sich das Volk und die Geistlichen in den Kirchen und Straßen auf die anstößigste Weise. Es wurde von allen Kanzeln herab aufs Wüthendste nicht blos gegen den König, sondern auch gegen das ganze Geschlecht der Valois gepredigt. Der Pfarrer Lincestre ließ am Neujahrstag seine Zuhörer die Hand erheben und schwören, bis zum letzten Heller und dem letzten Blutstropfen die beiden Märtyrer zu rächen. Mädchen, Weiber und Kinder hielten bei Tag und bei Nacht auf höchst unanständige Weise Processionen und diese wurden zuletzt so ärgerlich, daß die Pfarrer selbst, welche doch die Urheber und Leiter des ganzen Skandals gewesen waren, dagegen predigen mußten. Die Sechszehn legten der Sorbonne in einer Vorstellung (requête) die Frage vor, ob das Volk das Recht habe, sich dem König zu widersetzen; und diese ertheilte mit 71 Stimmen die Erlaubniß unter Berufung auf die Bibel und das kanonische Gesetz. Wie sie sich früher zu Gunsten des weltlichen Regiments ein päpstliches

Ansehen angemaaßt hatte, so gebrauchte sie dasselbe jetzt gegen den rechtmäßigen und rechtgläubigen König. Sie that dies ganz in römischer Manier. Sie entband durch ein Decret alle Franzosen von dem Eide der Treue gegen Heinrich III., und erklärte in einem zweiten, man könne mit gutem Gewissen die Waffen ergreifen, einen Bund bilden, Geld erheben, und Alles, was sonst zur Beschützung der katholischen Religion gegen die übeln Absichten des Königs nöthig erscheine, unternehmen, weil jedes Mittel rechtmäßig geworden sei, seitdem der König zum Nachtheile der katholischen Religion und des Unions-Edictes durch die begangenen Mordthaten alle Gesetze der natürlichen Freiheit gebrochen habe. Das Parlament, von seinen Präsidenten, du Harlay und de Thou, ermuntert, wollte an den Freveln der demagogischen Sechszehn keinen Theil nehmen; die Demokraten aber, an ihrer Spitze der Procurator Bussy le Clerc, ließen alle Parlamentsglieder, die ihnen verdächtig waren, verhaften und in die Bastille setzen. Nachdem dies geschehen war, hielten die fanatischen Parlaments-Glieder unter Brisson's Leitung Sitzungen und decretirten das, was die Sechszehn vorschrieben. Dagegen versammelte der König, der sich in Tours aufhielt, eine Anzahl von Mitgliedern der ihm getreu gebliebenen Senate (cours des comptes, des aides u. a.) um sich und erklärte Alles für nichtig und ungültig, was vom Pariser Pseudo-Parlament beschlossen werden würde. Dies war um so nothwendiger, da in Paris eine neue Behörde unter dem Namen „Generalrath der Union der Katholiken" zusammengetreten war und den Herzog von Mayenne eigenmächtig zum Generalstatthalter des Reiches erklärt hatte. Das Parlament in Tours faßte dann als Pariser Parlament vom März 1589 bis zum März 1594 seine Beschlüsse.

In dieser Zeit that Heinrich von Navarra Alles, was er konnte, um die Franzosen mit sich auszusöhnen und sich zugleich im Felde zu behaupten. Er war schon seit November 1588 angelegentlich bemüht gewesen, sein Recht der Nachfolge mit Hülfe der reformirten Bevölkerung von Frankreich sicher zu stellen; und eine General-Synode und Versammlung aller protestantischen Städte und Landherren, welche vom 17. November bis zum 14. December in La Rochelle gehalten worden war, hatte die Vertheidigung der Rechte der protestantischen Reichsbürger in seine Hand gelegt und ihn zum Protector der evangelischen Kirche erklärt. Am 4. März 1589 erließ er ein trefflich abgefaßtes Schreiben an die drei Stände, worin er erklärte: Das einzige Rettungsmittel für Frankreich sei Eintracht des Königs mit seinen Unterthanen beider Bekenntnisse; er selbst werde als wahrer Franzose zu dem König stehen, den man verderben wolle; er wolle durch Milde, Frieden und gutes Beispiel wirken. In der That setzte er zwar, so weit sein Macht-

gebiet reichte, die Reformirten in ihre Rechte ein, ließ aber die Katholiken ungekränkt. Der französische König konnte lange nicht zu dem Entschlusse kommen, sich ihm in die Arme zu werfen, weil er immer noch hoffte, daß der Herzog von Mayenne sich werde gewinnen lassen. Er bot diesem ehrgeizigen, aber zu jedem ernsten Geschäfte unfähigen Manne alle Vortheile an, die derselbe nur verlangen würde, und gebrauchte den päpstlichen Legaten Morosini, um den Herzog zur Aussöhnung zu bewegen; Mayenne lehnte aber trotzig alle Anträge ab. Jetzt erst entschloß sich der König, welchem damals von bedeutenderen Orten in seinem Reiche nur noch Blois, Beaugency, Amboise, Tours und Saumur übrig geblieben waren, zu einer Verbindung mit Heinrich von Navarra. Zu diesem Entschlusse trugen die natürliche und legitimirte Schwester des Königs, Diana von Angouleme, und sein Günstling, der Herzog von Epernon, welcher früher den Hof hatte verlassen müssen, am meisten bei. Man kam zunächst über einen Waffenstillstand von einem Jahre, der mit dem 3. April beginnen sollte, überein. Auch jetzt noch gab der schwache König die Hoffnung auf eine Aussöhnung mit dem Herzog von Mayenne nicht ganz auf, während bereits liguistische Geistliche in dem Kirchengebet, statt für den König, für die „christlichen Prinzen" beteten. Er hielt die Bekanntmachung der Uebereinkunft, die er mit Heinrich von Navarra geschlossen hatte, 14 Tage lang zurück, weil eine Hauptbedingung derselben war, daß beide Könige vereinigt gegen den Herzog von Mayenne ausziehen wollten. Seine Hoffnung zeigte sich jedoch bald als nichtig, da Mayenne gerade jene 14 Tage benutzte, um mit dem ganzen Heere gegen Tours zu ziehen. Dadurch wurde allem Zögern ein Ende gemacht, und die beiden Könige hielten am 31. April 1589 eine Zusammenkunft auf dem oft genannten Schlosse Plessis les Tours. Mayenne eilte, sich der Stadt Tours zu bemächtigen, ehe beide Könige ihre Heere vereinigt hätten. Er griff am 8. Mai diese Stadt an und schon waren die Vorstädte hart mitgenommen worden, als der König in einem blutigen Scharmützel einige Vortheile errang und Mayenne die Nachricht erhielt, daß auch Heinrich von Navarra gegen ihn auf dem Marsche sei. Dies bewog ihn zum Rückzuge, besonders weil der Herzog von Aumale, welcher ebenso ungeschickt war als er, am 17. Mai bei Senlis von La Noue und dem Herzog von Longueville geschlagen wurde.

Jetzt vereinigten die beiden Könige ihre Truppen und zogen gegen Paris, welches sie förmlich zu belagern beschlossen. Obschon Sixtus V. den König von Frankreich mit dem Banne bedrohte und ihn aufforderte, sich innerhalb 60 Tagen in Rom zu verantworten, begaben sich doch auch viele katholische Herren in das Lager. Bei St. Cloud stießen nicht blos die von allen Seiten herbeiströmenden Truppen und Frei=

willigen, sondern auch die Schweizer und Deutschen zu ihnen, so daß ihr Heer, als Ende Juli die Belagerung ernstlich begonnen wurde, 30- bis 40,000 Mann stark gewesen sein soll. Die Stadt wurde von den beiden Königen heftig bedrängt und schien unrettbar verloren. Deshalb steigerte sich der Fanatismus des Volkes, der Pfaffen und der theologischen Juristen bis zu einer unglaublichen Höhe, und die Prediger und Beichtväter erklärten den Mord der beiden Könige oder eines derselben für eine die Religion rettende That. Durch diese Predigten und die überall gegen Heinrich III. vorgebrachten, allerdings nicht unverdienten Schmähungen ward der 25jährige Dominikaner- oder Jakobiner-Mönch Clement zu dem Gedanken gebracht, er werde den Himmel verdienen, wenn er den argen Feind des Glaubens aus dem Wege räume. Clement war ein so einfältiger Mensch, daß man ihn deshalb zum Gegenstand des Spottes gemacht hatte; er glaubte aber, gerade weil dies der Fall war, durch eine göttliche Eingebung zur Ermordung Heinrich's III. aufgefordert worden zu sein. Er theilte seine vermeintliche Eingebung seinem Prior Bourgoing mit, und dieser gab ihm ganz im Sinne der Leute, zu welchen er und seine Genossen gehörten, ebensowenig als die Beichtväter die einzige Antwort, die ihm gebührt hätte, daß nämlich zwar der Teufel zuweilen, niemals aber Gott den Menschen einen Mord eingebe. Der Prior hieß ihn beten, fasten und Acht haben, daß der Teufel ihm nicht einen Streich spiele; als aber der Mönch auf seinem Entschlusse beharrte, wurde er von dem Prior ermuntert; derselbe erklärte ihm nämlich, die beabsichtigte That sei verdienstlich und gottgefällig, insofern sie nicht aus persönlichen Gründen, sondern zum Vortheil des Glaubens und des Staates unternommen werde. Wie weit man es trieb, um den rohen, unwissenden jungen Fanatiker noch mehr zu erhitzen, kann aus den Denkwürdigkeiten jener Zeit ersehen werden. Selbst Aumale und die Herzogin von Montpensier, die Schwester der Guisen, bearbeiteten denselben auf jede mögliche Weise. Die Vorlassung vor den König verschaffte Clement sich dadurch, daß er im königlichen Lager bei St. Cloud erschien und erklärte, er habe dem Könige Briefe von dem ersten Präsidenten des Parlaments, du Harlay, und dem Grafen von Brienne, welche Beide Gefangene der Ligue waren, zu überbringen. Der General-Procurator de la Guesle ließ ihn in das Lager ein und am 1. August 1589 wurde Clement vor den König geführt. Nachdem er diesem einen Brief überreicht hatte und der König ihn näher treten ließ, zog er einen Dolch, den er im Aermel seiner Kutte versteckt hatte, hervor und stieß denselben in den Leib des Königs. Dieser zog den Dolch sogleich heraus und verwundete mit ihm den Mörder im Gesichte; die Herren des königlichen Gefolges aber hieben dann den Verbrecher in Stücke. Die Wunde des Königs war tödtlich

und er starb schon am nächsten Tag, kaum 38 Jahre alt. Vor seinem Tode hatte er den Oberbefehl an Heinrich von Navarra übertragen, welcher von den Protestanten sogleich als König von Frankreich anerkannt wurde, dem aber Heinrich III. auf seinem Todbette erklärt hatte, er werde den Thron von Frankreich nimmer behaupten können, wenn er Protestant bleibe. Mit Heinrich III. war das Haus Valois im Mannsstamme völlig erloschen; es war im Jahre 1328 mit Philipp VI. auf den Thron gelangt, hatte demnach 261 Jahre geherrscht (s. Bd. VI., S. 272). Die nächsten Ansprüche hatten nun die Bourbons, welche in gerader Reihenfolge von Robert von Clermont, dem sechsten Sohn des heiligen Ludwig, abstammten.

6. Philipp II. und Elisabeth von England.

Es ist bereits oben bemerkt worden, daß nach der Ermordung Wilhelm's von Oranien und nach der Einnahme von Antwerpen die Niederlande ganz sicher wieder in die Gewalt der Spanier gekommen wären, wenn nicht Philipp seine Schätze, Heere und Flotten zu Unternehmungen verwendet hätte, welche, auch bei einem ganz glücklichen Ausgange, der blühenden Macht des spanischen Reiches verderblich werden mußten. Dahin rechnen wir die Einverleibung Portugal's und der portugiesischen Colonieen in die spanische Monarchie; dahin rechnen wir die kostspieligen Anstrengungen, welche Philipp bis an seinen Tod machte, um in Frankreich Anarchie und Bürgerkrieg stets neu anzufachen und zu erhalten; dahin endlich rechnen wir auch den Krieg, den er mit der Königin Elisabeth begann, als diese die Maria Stuart aus dem Wege geräumt und den Niederländern kräftiger als vorher beigestanden hatte, ganz besonders aber das thörichte Project, welches Philipp mit diesem Kriege verband.

Philipp II. und die Königin Elisabeth oder vielmehr der alte abgefeimte Minister der Letzteren, Lord Burleigh, waren aus Politik fanatisch, und hatten Beide, wenn sie von Religion redeten, eigentlich nur das im Auge, was man Kirche nennt, d. h. die äußere, rein politische Anstalt zur Erhaltung einer Form der Gottesverehrung und einer Anzahl von auswendig gelernten, mehr oder weniger mit der Bibel übereinstimmenden Dogmen. Da Elisabeth eine halb katholische, halb protestantische, Philipp eine ganz streng papistische Liturgie zum bürgerlichen Gesetze machte, da Beide in Betreff der Mittel zum Zwecke ganz unbedenklich und auf gleiche Weise grausam verfuhren, so wurden die Katholiken in England ebenso furchtbar verfolgt, als die Protestanten in Spanien oder in den Niederlanden. Elisabeth hatte aber dabei vor Philipp den Vortheil voraus, daß ihr bei den Verfolgungen die seit ihres Vaters Zeiten eingeführten rechtlichen Formen zu

Gebote standen und daß sie Beamte vorfand, welche diese Formen und die blutigen Kriminal-Gesetze Englands mit Vergnügen geltend machten, daß sie also nicht, wie Philipp, selbst hervorzutreten und sich mit Härte zu äußern brauchte. Dies würde sich leicht durch die Geschichte der Verschwörungen beweisen lassen, welche zur Befreiung der Maria Stuart von dem ihr ergebenen Theile der schottischen Nation und von englischen Großen gemacht wurden. Da jedoch ein näheres Eingehen auf diese Verschwörungen uns zu weit führen würde, so erinnern wir nur daran, daß bei Gelegenheit des durch die Grafen von Westmoreland und Northumberland zu Ende des Jahres 1569 erregten, von Alba unterstützten Aufstandes zu Gunsten der schottischen Königin, Elisabeth selbst keine Verfolgungen anordnete, sondern dieselben ganz dem Grafen von Sussex überlassen konnte. Dieser verkündigte das uns unter dem Namen Belagerungszustand auch in unserem Jahrhundert nur allzu bekannte Kriegsgesetz, zersplitterte die großen Grafschaften der genannten beiden Herren und ließ viele Menschen, besonders Katholiken, hinrichten und ihre Güter einziehen. Die Zahl derer, welche damals hingerichtet wurden, soll an 800 betragen haben; unter ihnen befanden sich 66 Constabler, welche ihre Pflicht nicht gethan hatten. Wie alle jene Verschwörungen von Philipp's Agenten, Gesandten und Dienern mehr oder weniger unterstützt wurden, so schürte der schlaue Lord Burleigh das Feuer in den Niederlanden und leistete den dortigen Protestanten, seinen Glaubensgenossen, auf dieselbe Weise Hülfe, wie Philipp den französischen Katholiken, d. h. er schickte ihnen von Zeit zu Zeit so viel Geld und Truppen, daß sie ihren Gegnern nicht unterlagen, aber nicht soviel, daß diese besiegt werden konnten.

Maria Stuart war die Hoffnung der englischen, schottischen und irländischen Katholiken, und Lord Burleigh kannte die Neigung seiner Landsleute zum Positiven und Aristokratischen, welche noch jetzt so manchen Lord, so manchen Priester und so manche vornehme Dame dem Papismus zuführt, viel zu gut, um nicht zu befürchten, daß, wenn Elisabeth sterben und Maria Stuart den englischen Thron besteigen würde, die alte Religion obsiegen werde, weil die demokratische Religions-Lehre eines Knox bei der tonangebenden Klasse in England niemals Wurzeln schlagen könne. Es mußte also einerseits der König von Spanien schon aus dem angeführten Grunde die Maria Stuart zu erhalten suchen; andererseits aber mußten aus dem gleichen Grunde der diplomatische und, wie man jetzt sich ausdrückt, ächt praktische Lord Burleigh und die Protestanten seiner Art daran denken, dieselbe auf irgend eine Weise aus dem Wege zu räumen, damit nicht sie, sondern ihr im fanatischen schottischen Protestanten-Zelotismus erzogener Sohn, der zu acht Jahren schon in der Bibel belesen und zu 15 ein disputirender Theolog

war, König von England werde. Philipp und Burleigh glaubten, wie die meisten Staatsmänner unserer Zeit, daß die Rücksicht auf einen moralischen Grundsatz in der Politik nur bürgerliche Beschränktheit sei; Beide erregten daher oder förderten doch die thörichten Versuche, Maria Stuart aus dem Gefängnisse zu befreien, der Eine, um ihr zu helfen, der Andere, um sie ganz zu verderben. Diese Versuche, sowie die grausamen Verfolgungen, welche in Folge derselben 14 Jahre lang ausgeübt wurden, sind von Lingard in seiner englischen Geschichte und neuerdings von Mignet in seiner Geschichte der Maria Stuart genau angegeben und beschrieben worden. Burleigh unterstützte, während er die Mutter zu verderben suchte, auch die Feinde des Sohnes, welcher den schottischen Thron inne hatte, von Zeit zu Zeit aber Gefangener des schottischen Adels und zu jeder Zeit ein Sclave des Volkes, der Geistlichkeit und der raubsüchtigen Edelleute war. Philipp schickte Jesuiten nach England, und die heftigen Predigten dieser Mitglieder eines zur ewigen Bekämpfung der Protestanten gegründeten Ordens riefen eines Theils die früher erwähnten grausamen Gesetze gegen die Ausübung der katholischen Religion, besonders der Messe, und die furchtbaren Strafen gegen jeden, der nicht dem Gottesdienste der anglikanischen Kirche beiwohnte, hervor, und bewirkten anderes Theils, daß die Königin Maria immer härter behandelt wurde. Uebrigens waren der Leichtsinn der Letzteren und die Verbrechen, die sie (was auch ihre zahlreichen Vertheidiger und Lobredner sagen mögen) in Schottland begangen hatte, längst vergessen, und die schöne, andächtige, lang eingekerkerte Dulderin erregte nicht nur allgemeine Theilnahme, sondern auch viele ganz uneigennützige Bemühungen zu ihrer Rettung. Jeder Versuch ihr zu helfen aber weckte Elisabeth's Eifersucht und Haß aufs Neue; denn es läßt sich nicht leugnen, Elisabeth war, mochte sie auch tugendhaft und sogar eine große Regentin sein, nichts weniger als liebenswürdig. Die Zahl von Maria's Dienern ward immer mehr beschränkt, ihre Tafelgelder wurden vermindert, kein Fremder ohne Erlaubniß der englischen Königin zu ihr gelassen und diese Erlaubniß Vielen, sogar dem französischen Gesandten, versagt. Auch ihr Briefwechsel ward gehindert, was man übrigens kaum tadeln kann, und unter ihre Umgebung mischte man Spione und Verräther. Nicht einmal Luft und Bewegung wurden ihr gestattet.

Die Königin Elisabeth selbst, nicht blos ihre Minister, leitete die steigende Härte gegen die Gefangene, deren Untergang endlich beschlossen wurde, als ihr Sohn Jacob sich von der Vormundschaft, welche Burleigh's Werkzeug, Morton, über ihn geübt hatte, frei gemacht und unter Leitung neuer Günstlinge die Regierung von Schottland übernommen hatte. Jener Regent wurde zur Rechenschaft

gezogen und im Juni 1581 enthauptet. Als im folgenden Jahr die englischen Kabalen in Schottland eine neue Bewegung hervorriefen, und sogar der junge König eine zeitlang zu Stirling von den Lairds und Baronen in Haft gehalten wurde, milderte Elisabeth wieder ihr Verfahren. Sie war zu der Kühnheit eines Mordes noch nicht diplomatisch genug, und schob den Gewaltschritt gegen die unglückliche Königin, welcher nach einer dreitägigen Berathschlagung in ihrem geheimen Rathe schon beschlossen worden war, noch einmal auf. Im Jahr 1583 wurde Jacob wieder frei und nun wurden die Verabredungen zu Gunsten Maria's in allen katholischen Kabinetten lebhafter als je zuvor; der Herzog von Guise betrieb die Sache am eifrigsten. Er selbst wollte sich an die Spitze einer Invasions-Armee stellen, die in den nördlichen Häfen zu landen hätte; der Papst sollte Geld und Ablaß geben, der König von Spanien Truppen senden; selbst vom Kurfürsten von Bayern wurde Beistand erwartet. Philipp II. verlangte, der König von Schottland müsse zum Katholicismus zurückgebracht werden. Aber Walsingham wußte sich einen Theil der in dieser Sache gewechselten Briefe zu verschaffen; einer der Mitwisser, Throckmorton, machte in Folge der Tortur umfassende Geständnisse. Der spanische Gesandte Mendoza wurde in auffallender Weise vor den Kanzler geladen und aus dem Lande gewiesen (Januar 1584). Diese Verschwörungen erregten wieder die Besorgniß der englischen Königin, ohne daß sie der Maria Stuart, welche längst wie eine Verbrecherin gehalten wurde, genützt hätten. Die Behandlung der unglücklichen Gefangenen und die Art, wie man vor ihren Augen mit denen verfuhr, die sich auf irgend eine Weise für sie verwandt hatten, war sieben Jahre hindurch von Monat zu Monat ärger geworden, als endlich der unglückliche Einfall Babington's, eine neue Verschwörung der heimlichen Katholiken zu Gunsten Maria's zu stiften, den Ministern Walsingham und Burleigh, welche auch diesmal in diese Unterhandlungen einen Verräther einschoben, Gelegenheit gab, ihre Königin zur Ausführung des lange beschlossenen Staatsstreiches zu bewegen.

Wir wagen nicht, die verschiedenen Fäden der zu Maria's Vortheil angesponnenen, von Verräthern im Auftrage der englischen Minister unter dem Anschein eifriger Theilnahme beobachteten und geförderten Complotte in einer allgemeinen Geschichte zu verfolgen; wir wollen nur bemerken, daß durch Vermittelung der Minister die Verschworenen sich der Maria oder doch ihrem Secretär mittheilten, und daß so eine Art von Beweis der Mitwissenschaft der Letzteren erhalten wurde, dessen man sich nachher gegen Maria bediente. Walsingham hatte überdies zwei Männer in seinen Diensten, von denen der eine Meister im Oeffnen und Schließen der Briefe, der andere im Entziffern der

Handschriften war; die wichtigsten Schriftstücke waren gelesen, ehe sie an ihre Adresse gelangten. Ueber Anton Babington mögen die folgenden Bemerkungen genügen. Er gehörte einer guten und wohlhabenden Familie aus der englischen Grafschaft Derby an und hatte der Maria, als sie noch zu Sheffield bewacht wurde, Briefe ihrer schottischen Freunde überbracht und großen Enthusiasmus für sie gezeigt. Diesem jungen, heftigen Manne spiegelten die Katholiken, deren Walsingham sich bediente, um Andere in die Schlinge zu locken, beständig vor, es komme nur darauf an, die Königin Elisabeth zu ermorden, weil dann Alexander von Parma landen und die Katholiken Maria Stuart befreien würden. In der That waren die Verabredungen mit dem niederländischen Statthalter und mit Philipp II. selbst sehr weit gediehen. Babington ließ sich entflammen; er trat in Verbindung mit John Savage, den ein Seminarpriester in Reims zur Ermordung Elisabeth's aufgefordert hatte, und wurde durch zwei von Walsingham's schändlichen Agenten zur Mitwirkung dabei ermuntert. Auch andere junge Leute aus verschiedenen Grafschaften wurden in die Verschwörung verwickelt. Man wechselte über die Sache viele Briefe. Durch diese Correspondenz wurden die Secretaire der schottischen Königin, Nau und Curle, sowie sie selbst compromittirt, die Pakete der Briefe aber übermachte der Priester Gifford, welcher Alles eingeleitet hatte, an Walsingham. Nachdem dieser vom Mai bis zum August 1586 das Treiben der jungen Enthusiasten beobachtet und alle Actenstücke gegen sie und und gegen Maria in seine Hände gebracht hatte, machte er seiner Königin die Anzeige. Es war für den Fall schon gesorgt durch ein im vorhergehenden Jahr vom Parlament angenommenes Gesetz, das verfügte: es solle jede Person, zu deren Gunsten ein Aufstand oder ein Versuch gegen das Leben der Königin stattfinde, ihr Anrecht an die Krone verlieren; habe aber eine solche Person an einem derartigen Unternehmen Antheil genommen, so solle sie des Todes schuldig erkannt werden. Elisabeth ließ im August eine gerichtliche Verfolgung eröffnen, und diejenigen unter den Verschworenen, die sich nicht durch die Flucht retteten, wurden verhaftet und auf die Folter gebracht. Da dieselben den Plan der Verschwörung, die Königin Elisabeth zu ermorden, nicht leugnen konnten, so wurden 14 von ihnen zum Tode verdammt. Von diesen erlitten Babington, Savage und fünf Andere zu St. Giles jene empörende und eher der Kannibalen und Neger, als einer christlichen und germanischen Nation würdige Strafe des Hochverraths, welche in England noch bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts gesetzlich war und ausgeübt wurde, nämlich Tod durch Ausreißen der Eingeweide. Sieben Andere wurden gehängt. Dadurch ward das Publikum auf das Schicksal der schottischen Königin auf-

merksam gemacht, die man in den Proceß der bethörten jugendlichen Enthusiasten verwickeln wollte. Sir Amias Pawlet, ein harter und strenger Puritaner, welcher die königliche Gefangene zu bewachen hatte, erhielt schon am 8. August Befehl, sich ihrer Briefe und Papiere zu bemächtigen. Er antwortete ganz theologisch, daß er dies mit Hülfe des allmächtigen Gottes thun werde, führte es aber ganz auf die Art aus, wie ein Diener des Groß-Sultans es nur immer hätte ausführen können.

Da wir uns weder eine dramatische, noch eine rhetorische oder poetische Darstellung erlauben dürfen, so fassen wir uns ganz kurz und verweisen in Betreff der letzten Schicksale der unglücklichen Maria unsere Leser auf die sehr zahlreichen Geschichten derselben, welche in unseren Tagen von Schotten, Engländern, Franzosen, Deutschen und sogar von einem Russen mit Vorliebe geschrieben worden sind. Maria Stuart, welche bis zum letzten Augenblicke ihr, unglücklicher Weise auch vom Papste anerkanntes, näheres Recht auf den englischen Thron behauptete, ward dem Interesse des Protestantismus zum Opfer gebracht. Daß dies geschehen müsse, darüber war man im englischen Kabinet schon längst einig geworden; nur waren, als es zur Ausführung kommen sollte, die ersten Minister und der Liebling der Elisabeth über die Art, wie es geschehen solle, ganz verschiedener Meinung. Graf Leicester, der begünstigte Liebhaber der Königin, wollte, daß man sich der Maria durch Gift entledige; die Minister dagegen verlangten ein öffentliches Gericht, weil damals in England ein Justiz-Mord fast leichter zu begehen war, als ein geheimer Mord. Aus diesem Grunde erhielt ihr Rath den Vorzug. Es wurden hierauf 47 Personen, Pairs, Mitglieder des geheimen Rathes und Oberrichter, zu Commissären des Gerichtes ernannt, welches im Schloß Fotheringhay in Northamptonshire, wohin Maria deshalb gebracht wurde, über diese, die man juristischer Weise nicht einmal Königin von Schottland nannte (sie hieß nur commonly called queen of Scotland), gehalten werden sollte. Wir finden es nicht der Mühe werth, die Beschuldigungen, welche vor diesem parteiischen Gerichte gegen Maria vorgebracht wurden, anzuführen. Nur einem schwachen, verlassenen und verrathenen Weibe kann man es verzeihen, daß sie ein willkürlich bestelltes englisches Gericht anerkannte; von einem Manne würde man erwartet haben, daß er den Richtern erklärt hätte, er wisse, daß sie ihn aus dem Wege räumen wollten, sie sollten sich deshalb nur der Formen überheben und ihn ohne Weiteres morden lassen. Gleichwohl hatte sie bei der ersten Aufforderung (11. October 1586) noch Festigkeit genug, zu erklären, daß sie als ein gekröntes Haupt nicht vor Unterthanen Rede stehen werde; doch ließ sie sich von dieser Weigerung abbringen und erschien bereits

am 14. October im großen Saal des Schlosses vor Gericht. Was die Beschuldigung in Betreff der mit Babington gepflogenen Correspondenz angeht, so ist neulich hinreichend dargethan worden, daß Hume Unrecht hatte, wenn er behauptete, Maria habe gesagt, sie sei nie in Briefwechsel mit diesem Manne gewesen; sie behauptete nur, sie habe nie eine solche Correspondenz mit ihm gehabt, wie dieselbe nach den Copien der ihr vorgelegten Briefe gewesen sein sollte. Ueberhaupt wurden bei Gericht keine Originalien der mit Babington gewechselten Schriftstücke, sondern nur Copien vorgelegt. Die Verurtheilung erfolgte am 25. Oktober unter dem Vorgeben, daß Maria verderbliche Anschläge auf das Leben und die Sicherheit der Königin von England gemacht habe.*) Von diesem Augenblick an behandelte Amias Pawlet sie als bürgerlich todt; er ließ den Thronhimmel aus ihrem Empfangszimmer wegräumen und erschien vor ihr ohne Gruß. Das Urtheil wurde später in den Straßen von London bekannt gemacht und 24 Stunden lang läutete man in der Hauptstadt und in anderen großen Städten die Glocken.

Die Ausführung des Urtheiles ward vorerst noch aufgeschoben, und Elisabeth spielte, sowohl in Hinsicht auf die Bestätigung als in Betreff der Ausführung desselben, eine Komödie des Zauderns. Sie suchte die Schuld der Bestätigung auf die Nation, die der Ausführung auf ihren Minister zu werfen und ließ den Letzteren ihre eigenen Sünden büßen. Sie berief nämlich zuerst ausdrücklich dieser Sache wegen ein Parlament, das schon am 29. October zusammentrat, und ließ den beiden Häusern desselben das Urtheil der Commission vorlegen. Beide zeigten sich mit den Richtern übereinstimmend und baten die Königin demüthig, das Urtheil zu bestätigen. Bei dieser Gelegenheit gab übrigens Elisabeth dem Sprecher des Unterhauses eine jener sonderbaren, lächerlich gewundenen und manchmal höhnischen, manchmal drohenden, stets aber dunkeln Antworten, die sie dem Parlamente zu ertheilen pflegte. Ihren Wunsch hatte sie erreicht: sie konnte, als sie am 25. November unterschrieb, erklären, es sei dies der Wille der Nation. Mit dem Befehle der Ausführung zögerte sie nachher noch bis zum Februar 1587. Unterdessen that der Sohn der unglücklichen Maria Stuart, König Jakob von Schottland, nichts zur Rettung seiner Mutter. Er war gerade damals bald mit den pietistischen Radikalen seines seit Knox demokratisirten Volkes, bald mit dem räuberischen Adel in Streit, wurde mitunter von dem Letzteren gefangen gehalten, und konnte oder wollte nichts für seine Mutter thun. Wir finden zwar in Halliwell's

*) Mary, daughter of James V., pretending title to this crown of England, had compassed and imagined divers matters to the hurt, death and destruction of the royal person of the queen, contrary to the form of the statute specified in the commission.

Briefen der englischen Könige*) drei Schreiben, welche Jakob in dieser Sache erließ; allein der Herausgeber derselben muß eingestehen, daß sich in ihnen kein Pflichtgefühl des Sohnes gegen die Mutter und keine Theilnahme an ihrem langen und schweren Leiden, sondern nur ächt schottische Klugheit und diplomatische Besorgniß kund gebe.**) Der Schluß des dringendsten dieser Briefe, welcher an Jakob's Gesandten in London gerichtet war, enthält nichts als die Besorgniß, daß das schottische Volk toben werde, sowie die Furcht vor der Ungnade der englischen Königin. Der Aermste ist in Todesängsten, Elisabeth möge es sehr übel nehmen, daß er ihr grausames Verfahren gegen seine Mutter nicht ganz und durchaus billige.***) Später sandte Jakob nach einander Sir Robert Keith, Grey und Robert Melville an Elisabeth, um dringende Fürbitten thun zu lassen; seine Gesandten selbst aber wünschten nicht ernstlich, daß Elisabeth ihren Bitten Gehör schenken möchte, und die Letztere verachtete den König Jakob zu sehr, um nicht seine Drohungen zurückzuweisen. Auch die zum Theil sehr dringenden Vorstellungen, die Heinrich III. von Frankreich zu Gunsten seiner ehemaligen Schwägerin machen ließ, blieben ohne Erfolg.

Die Heuchelei der Elisabeth in Hinsicht auf die wirkliche Ausführung des von ihr unterzeichneten Befehles der Hinrichtung läßt sich durch nichts beschönigen; denn sie rächte ihr eigenes Verbrechen an Männern, welche ihr viele Jahre treu gedient hatten. Sie nahm es dem Amias Pawlet, in dessen Gewalt Maria war, übel, daß er die Hinrichtung nicht ohne einen mit dem großen Siegel versehenen königlichen Befehl vollziehen lassen wollte, oder mit anderen Worten, daß er den Justiz-Mord nicht auf seine eigene Rechnung nehmen wollte. Die Aufforderung, welche Walsingham und der Kabinets-Secretär Davison an ihn richteten, beantwortete der rauhe, aber ehrliche Mann unverzüglich in einem noch erhaltenen kurzen Schreiben, worin er eine von Gott und dem Gesetz verbotene Handlung von sich weist. Elisabeth wußte dann in anderer Art Davison selbst vorzuschieben. Diesem befahl sie, den von ihr unterzeichneten Vollzugs-Beschluß dem Kanzler zur Besiegelung zu überbringen; am anderen Tage aber stellte sie sich höchst

*) Letters of the kings of England, now first collected etc. by James Orchard Halliwell Esquire. 2 voll., London 1848.

**) Er sagt voll. II. p. 74: These letters were part of the feeble efforts made by James to save the life of his mother. It is almost unnecessary to observe, they were dictated more from feelings of fear and shame than from affection.

***) Vol. II. p. 78: Guess you in what strait my honour will be in, this unhappy thing being perfected; since before God I already dare scarcely go abroad for crying out of the whole people. And what is spoken by them of the queen of England, it greaves me to hear.

erschrocken, als Davison ihr sagte, daß er den erhaltenen Befehl ausgeführt habe, und gebot ihm, zu warten. In der Ungewißheit darüber, welches denn der eigentliche Wille der Königin sei, wandte Davison sich an den alten Lord Burleigh, von dem er wußte, daß sein Gewissen für jede rettende That weit genug sei. Dieser rief den Rath zusammen, welcher ebenfalls von Scrupeln frei war. Er erklärte demselben, die Königin habe Alles, was nöthig sei, gethan, und es wäre daher recht und billig, daß jetzt die Räthe derselben, ohne weiter zu fragen, die Verantwortung auf sich nähmen und die Vollziehung der Hinrichtung anordneten. Die Grafen von Schrewsbury und Kent begaben sich hierauf am 7. Februar 1587 nach Fotheringhay und kündigten der Königin an, sie habe sich am nächsten Tag um acht Uhr Morgens bereit zu halten. Sie nahm Abschied von ihren Dienerinnen, betheuerte ihre Anhänglichkeit an die katholische Kirche und stellte jede Theilnahme an einem Anschlag gegen Elisabeth's Leben in Abrede. Sie genoß eine vom Papst geweihte Hostie und wies die Tröstungen des protestantischen Geistlichen Fletcher, der sich noch am Schaffot sehr zudringlich benahm, zurück. Die Hinrichtung fand um die bestimmte Zeit in einem Saale des Schlosses in Gegenwart von etwa 200 Edelleuten und Einwohnern der Umgegend, sowie von vier Dienern und zwei Dienerinnen der Königin statt; ihr Haupt fiel erst beim dritten Schlage. Sie hatte ein Alter von 45 Jahren erreicht und 19 Jahre in England als Gefangene verlebt.

Als Elisabeth die Hinrichtung erfuhr, wiederholte sie die früheren Verstellungskünste. Sie brach in Klagen und Jammern aus und behauptete, sie habe geglaubt, daß Davison, nachdem er ihr angekündigt, er habe das Urtheil nicht sogleich dem Kanzler übergeben, noch einen zweiten Befehl abwarten werde; dies habe derselbe aber böswilliger Weise vernachlässigt. Sie entfernte darauf diesen Mann und ließ ihn Jahre lang in Haft halten, sowie sein Vermögen einziehen. Es gelang ihr vielleicht, viele ihrer Zeitgenossen zu täuschen; jeder etwas tiefer Blickende aber errieth ihre Gesinnung.

Mit der Hinrichtung der Königin Maria hörte die Verfolgung der Katholiken eine zeitlang auf, weil diese ohne eine Stütze nicht gefährlich sein konnten und weil der Puritanismus in Schottland und England so furchtbar ward, daß Elisabeth ihre ganze Aufmerksamkeit darauf richten mußte, die dreisten und radikalen Frommen, die sich nach und nach erhoben, in Schranken zu halten. Ehe wir jedoch auf die Verfolgung der Puritaner und ihrer religiös-revolutionären Lehre übergehen, müssen wir noch der Streitigkeit mit Philipp II. erwähnen, welche die Veranlassung gab, daß England sich zur ersten Seemacht

erhob und daß die spanischen Flotten auf allen Meeren besiegt, der portugiesische und spanische Seehandel vernichtet wurden.

Der Proceß und die Hinrichtung der Maria Stuart fielen in die Zeit, als nach dem Tode Wilhelm's von Oranien und nach der Uebergabe von Antwerpen die Niederländer daran verzweifelten, sich gegen die durch Alexander von Parma angeführte spanische Macht auf die Dauer behaupten zu können. Sie wandten sich, als Heinrich III. von Frankreich ihnen nicht helfen konnte, dringender als je an die Königin Elisabeth. Die Generalstaaten boten dieser damals dasselbe an, was sie dem französischen Könige für sich oder für seinen nächsten Anverwandten hatten gewähren wollen, nämlich die Herrschaft über die sieben Provinzen unter denselben Bedingungen, unter welchen Karl V. diese beherrscht hatte. Die alten Minister der Elisabeth bewogen jedoch die Königin, den Antrag der Niederländer abzulehnen. Die Engländer waren zu praktisch, um sich durch ein Anerbieten, welches keinen reellen Vortheil darbot, locken zu lassen. Andererseits wollten sie aber auch nicht, daß gerade in dem Augenblicke, als Philipp wegen der Verfolgung der Katholiken und des Verfahrens gegen die gefangene Maria mit Krieg drohte, die Niederländer unterdrückt würden. Elisabeth erbot sich daher, 6000 Mann nach Holland zu schicken und dort zu unterhalten. Die Kosten für dieses den Niederländern überlassene Heer sollten später bezahlt, als Sicherheit dafür aber den Engländern die Häfen Briel in Holland, Vliessingen und das Fort Ramekens in Seeland eingeräumt werden. Diese Uebereinkunft, welche nothwendig einen Krieg zwischen England und Spanien herbeiführen mußte, ward gerade im August 1585 geschlossen, als Antwerpen capitulirte.

Elisabeth schickte den Niederländern mit ihrem Heere einen hochmüthigen, eiteln, zu jedem ernsten Geschäfte untauglichen vornehmen Herrn, den oft erwähnten Grafen von Leicester, der sich durch dieselben Eigenschaften bei den Niederländern verächtlich und verhaßt machte, welche ihm die höchste Gunst der Königin verschafft hatten. Es hieß daher auch, daß die englischen Hofleute die Sendung dieses Mannes, welcher ihre Königin ganz beherrschte, eifrig betrieben hätten, um seiner Intriguen auf einige Zeit entledigt zu sein. Der Graf von Leicester war der Sohn jenes Herzogs von Northumberland, der die Johanna Grey mit einem anderen seiner Söhne vermählt hatte. Leicester war als Mann der Mode (fashionable) Elisabeth's Günstling und Liebhaber geworden, und man sagte sogar, er habe zuerst noch bei Lebzeiten seiner ersten Frau eine zweite geheirathet und dann mit Elisabeth eine dritte Gewissensehe geschlossen. Dieser ganz unfähige Mann brachte seinen erst 18 Jahre alten Stiefsohn, Robert Devereux, Grafen von Essex, mit nach Holland. Er kam im December 1585 in Vliessingen

an, wurde mit Jubel empfangen und erschien am 1. Februar 1586 in der Ständeversammlung als Generalkapitain. Er war als solcher Statthalter von Geldern, Zütphen, Flandern und Holland und konnte in dieser Eigenschaft nicht nur für jede Provinz ein Mitglied des Staatsrathes ernennen, sondern sogar auch zwei Engländer neben sich in die Ständeversammlung einführen. Daß man außer dem Oberbefehle über das Heer ihm auch alle übrigen Rechte, welche Karl V. besessen hatte, übertragen und ihn zum „absoluten“ Statthalter ernannt hatte, mißbilligte Elisabeth öffentlich; es erfolgte hierauf eine Einschränkung des Ausdrucks, indem die Stände erklärten, er sei nicht in Besitz der Souverainetät und jene Bezeichnung solle nur sein Ansehen in der Verwaltung stärken.

Prinz Moritz von Oranien fügte sich ganz willig in die ständischen Beschlüsse; doch übertrugen ihm Holland und bald auch Seeland die besondere Statthalterschaft in ihrer Provinz, wodurch er Generalkapitän zu Land und zu See wurde. Leicester, darüber einigermaaßen verstimmt, nahm seinen Aufenthalt meist in Utrecht. Er verstand nur englisch und italienisch; der letzteren Sprache bediente sich der Staatsrath Daniel Burggraaf als sein Dolmetscher. Die Holländer in ihrer Derbheit und Einfachheit lachten über das Gepäck, die Umgebung und die weichlichen Bequemlichkeiten des verwöhnten Engländers, der es wagte, den Kampf mit einem Helden, wie Alexander von Parma war, aufzunehmen. Auch das von demselben mitgebrachte Heer konnte den Krieg mit Alexander's disciplinirten Veteranen nicht wohl glücklich führen, da es zum Theil aus Irländern bestand, welche in Betreff ihrer Tapferkeit und ihres Aufzuges den nordamerikanischen Wilden glichen und folglich für den sparsamen und fleißigen Niederländer, dem sie Hülfe leisten sollten, furchtbarer waren, als für die regelmäßigen Truppen des Feindes. Graf Leicester kam gerade in dem Augenblicke nach Holland, als Alexander von Parma Sluys (l'Ecluse) belagerte; er wollte diesen Ort entsetzen, vermochte es aber nicht, und da er die Schuld davon auf die Holländer schob, so erregte er gleich im Anfange den Unwillen seiner Bundesgenossen. Dabei nahm er sich mit englischem Uebermuth Dinge heraus, welche weder dem Prinzen Wilhelm, noch dem Herzoge von Anjou je eingefallen waren. Er vernachlässigte die Interessen des Handelsstandes und gab sogar gegen denselben Geringschätzung zu erkennen. Er setzte sich ohne Bedenken über das republikanische Herkommen hinweg, um monarchisch zu gebieten. Die Niederländer bestürmten daher die Königin Elisabeth mit Beschwerden. Der Graf dagegen klagte über ihre Undankbarkeit und suchte sich gleich dem Herzoge von Anjou verschiedener Plätze zu bemächtigen. Die Staaten wechselten hierauf die Besatzungen, ließen die Thore bewachen und

gaben Befehl, daß sogar Leicester selbst nur mit einer gewissen Zahl von Begleitern eingelassen werden solle.

Uebrigens hatten sich die Hülfsquellen und die Blüthe der sieben Provinzen in den letzten Jahren ganz außerordentlich vermehrt. Man berichtet uns, daß blos in den letzten drei Jahren über 100,000 Menschen aus den südlichen Provinzen in die nördlichen übergesiedelt wären. Diese brachten ihr Vermögen, ihren Fleiß und ihre Betriebsamkeit mit in die neue Heimath und wurden dort einfach und sparsam, wie die Holländer. Fast der ganze bedeutende Handel von Antwerpen, sowie ein großer Theil der Einwohner dieses Platzes, welcher neben Gent und Brügge zu den volkreichsten Städten von Europa gehörte, wanderte nach Amsterdam hinüber. Van der Vynckt sagt, es werde kaum glaublich sein, wenn er berichte, daß gerade in den beiden traurigsten Jahren 1586 und 1587, mehr als 800 Schiffe in die Häfen der sieben Provinzen eingelaufen seien, obgleich nur einer oder zwei von diesen Häfen eine ganz günstige Lage hätten. Er rechnet außerdem, daß die sieben Provinzen 100 Kriegsschiffe besaßen, um ihre Fischer und Kauffahrer zu schützen. Sie hatten ferner ein Heer von 24,000 Mann und ein vollständiges Belagerungs- und Feldgeschütz. Da Philipp nach der Eroberung von Antwerpen die Schelde hatte schließen lassen, so zog sich der Handel und die Fischerei in den zwei Jahren, welche den Bürgern durch die Capitulation zum Abzuge vergönnt wurden, ganz nach Holland, sowie ein Drittel der Manufacturen nach England hinüber.

Seitdem Leicester an die Spitze gestellt war, gingen die Angelegenheiten eher schlechter als besser, besonders nachdem ein Complot, durch welches die Stadt Leyden dem Grafen hatte in die Hände gespielt werden sollen, entdeckt und die Urheber desselben hingerichtet worden waren. Leicester ließ, ohne daß er ernstlich versucht hatte, es zu hindern, im Juni 1586 Grave in Nordbrabant und Venlo in Ober-Geldern in die Hände der Spanier fallen, welche jetzt, da Nymwegen schon in ihrer Gewalt war, nicht allein zum großen Theil Herren der Maas und der Waal waren, sondern sich auch in den Stand gesetzt sahen, ihre Verbindung mit den in ihrer Gewalt befindlichen Plätzen Steenwyk, Coevorden, Groll und Gröningen zu unterhalten. Die beiden Parteien, die in Holland kämpften, wurden auch in eine deutsche Angelegenheit verwickelt. Der Kurfürst-Erzbischof von Köln war Calvinist geworden; die Holländer unterstützten ihn, indem sie Godesberg bei Bonn eine zeitlang für ihn besetzt hielten; der Herzog von Parma dagegen belagerte Neuß und erstürmte diese Stadt, die sich einst gegen Karl den Kühnen so standhaft vertheidigt hatte, nach wenigen Tagen. Leicester vermochte Neuß nicht zu retten und besetzte nur einige Punkte

an der Yssel.*) Er schenkte außerdem ganz unwürdigen Leuten, mehrentheils Katholiken, sein Vertrauen, und diese überlieferten, wie wir weiter unten am Beispiele von Deventer sehen werden, die ihnen anvertrauten Plätze dem Feinde. Elisabeth rief daher schon 1586 Leicester nach England zurück. Es gelang ihm aber, ihre Gunst in dem Maaße wieder zu gewinnen, daß sie ihm neue Würden und Ehren ertheilte; sie machte ihn zum Oberhofmeister (steward of the household), und schon im folgenden Jahre (Juni 1587) ward Leicester noch einmal nach Holland geschickt, wo er bei den calvinistischen Geistlichen einen starken Anhang hatte, da er sich einer überaus frommen Redeweise zu bedienen pflegte. Endlich wurde jedoch Elisabeth durch die Verrätherei Stanley's, des englischen Commandanten in Deventer, und durch viele andere Umstände bewogen, den Lord Buckhurst nach Holland zu senden, damit er die Beschwerden der Holländer gegen ihren Liebling prüfe. Buckhurst fand diese begründet. Im Sommer belagerte Alexander Farnese Sluys, dessen Umgebung furchtbar verödet, das aber durch seine Lage noch immer wichtig war; Leicester vermochte nicht es zu entsetzen und am 5. August zogen die Spanier ein. Nun ward der Graf endlich in Ungnade zurückgerufen (Oktober 1587), und Elisabeth gebot, daß er sich vor dem geheimen Rathe wegen jener Beschwerden rechtfertigen solle. Am Tage seiner Rückkehr jedoch (den 21. November) warf Leicester sich der Königin zu Füßen und sagte ihr, sie habe ihn in die Niederlande geschickt, um ihn zu ehren; wie sie es denn über das Herz bringen könne, ihn in Ungnade zu empfangen? sie habe ihn aus dem Staube erhoben; wie sie sich denn werde entschließen können, ihn lebendig zu begraben? Wie richtig Leicester gerechnet hatte, indem er auf die Zuneigung der Königin baute, zeigte sich schon am nächsten Morgen, als er vor ihr im geheimen Rathe erschien, um sich gegen die ihm dort vorzulesenden Anklagen zu vertheidigen. Er nahm, anstatt als Verklagter am unteren Ende des Tisches niederzuknieen, seinen gewöhnlichen Sitz ein und stieß die heftigsten Reden gegen die vorgelesenen Beschuldigungen und deren Urheber, Lord Buckhurst, aus. Der Letztere erhielt darauf zu aller Welt Erstaunen Haus-Arrest und wagte bis nach Leicester's Tod (neun Monate lang) nicht, sein Haus zu verlassen. Der Graf behauptete sich nachher bis zu seinem Ende in der ganz ausgezeichneten Gunst der Königin. Ihm wurde, als die spanische Armada Englands Küsten bedrohte, der Oberbefehl über das Heer und die Miliz anvertraut, und er würde sogar trotz der dringenden Gegenvorstellungen Burleigh's und Hatton's wahrscheinlich zu einer Würde erhoben worden sein, die ihn mächtiger als die Königin selbst gemacht hätte, nämlich zum Lord-

*) In diesem Feldzuge fiel der geistvolle Philipp Sidney, Verfasser der „Arkadia", ein Neffe Leicester's, in tapferem Kampfe bei Zütphen (October 1586).

Lieutenant von England und Irland, wenn ihn nicht am 4. September 1588 der Tod ereilt hätte, ehe noch die Königin alle Bedenklichkeiten überwunden hatte.

Die Niederländer machten den Lord Willoughby, welchem Elisabeth an Leicester's Stelle die Führung der englischen Hülfstruppen anvertraut hatte, nicht, wie früher den Grafen Leicester, zum Oberbefehlshaber ihres gesammten Heeres, weil sie sich mit Recht beklagten, daß Leicester und seine Engländer ihnen mehr geschadet als genützt hätten. Leicester hatte nicht nur, wie wir bereits wissen, im Jahre 1586 Grave und Venlo nebst einigen kleineren Orten in die Hände der Spanier fallen lassen, sondern auch treulosen Miethlingen katholischer Religion sein Vertrauen geschenkt und ihnen Gelegenheit gegeben, die Festung Deventer und ein der Stadt Zütphen gegenüberliegendes Fort dem Feinde zu überliefern. Die Art, wie Deventer fiel, wird verschieden und oft etwas abenteuerlich erzählt; ausgemacht erscheint, daß der englische Befehlshaber, welcher die Stadt verrieth, Sir William Stanley, katholisch war, daß auch die aus 1300 Mann bestehende Besatzung von Deventer sich größtentheils zu derselben Religion bekannte, und daß Stanley als Freund Babington's und als Vertheidiger der Maria Stuart die Verfolgung der englischen Minister fürchtete. Diese Gründe stellte ihm einer der Offiziere, Sir Roland York, vor Augen, um ihn zu überzeugen, daß er nichts Besseres thun könne, als zu den Spaniern überzugehen. Stanley erklärte der Besatzung, es sei gegen sein Gewissen, Rebellen gegen ihren rechtmäßigen Herrscher zu unterstützen. Räthselhaft bleibt es indessen immer, wie er in so kurzer Zeit ein Corps von 1300 Mann dahin bringen konnte, daß es mit ihm in Philipp's Dienste übertrat. Auch den Verlust von Sluys, sowie die Besetzung von ganz Geldern durch die Spanier schrieben die Niederländer öffentlich dem Grafen Leicester zu. Die Provinz Geldern war nämlich durch Leicester einem Manne, der ihm glich, dem schottischen Obersten Paton, anvertraut worden, und dieser hatte, sobald er erfuhr, daß er von seiner Statthalterschaft abgerufen werden solle, dem spanischen General Hautepenie die Provinz Geldern überlassen.

Im Jahre 1587 machten die Niederländer den zweiten Sohn Wilhelm's von Oranien, Moritz, — der älteste, der Graf von Büren, befand sich immer noch in spanischer Umgebung — zum wirklichen Oberbefehlshaber, statt daß derselbe dies vorher nur dem Namen nach gewesen war. Moritz hatte weder die diplomatischen noch die politischen Vorzüge seines Vaters und war stolz, gebieterisch und herrschsüchtig; er war aber ein geborener Feldherr. Dies bewies er bald nach jener Erhebung in seinem 21. Lebensjahre. Die Republik der vereinigten Niederlande hatte daher dasselbe Glück, welches Rom gehabt hat: die beiden

geschichtlichen Gründer des niederländischen Staates besaßen ebenso, wie die sagenhaften des römischen, die sich ergänzenden entgegengesetzten Regenten=Eigenschaften, nur herrschte der Numa der Holländer vor dem Romulus derselben. Schon ehe Leicester im Oktober 1587 die Statthalterschaft niederlegte, welche nachher nebst dem Oberbefehle an Moritz übertragen wurde, hatte dieser als Statthalter von Holland ihm entgegengewirkt, und Johann von Oldenbarneveldt, welcher zuerst Pensionarius von Rotterdam und dann Advokat von Holland war, hatte den englischen Grafen sogar beschuldigt, er habe ihn, Hohenlohe und Moritz verhaften und in Amsterdam den Magistrat stürzen wollen. Etwas dieser Art schien vorerst von Moritz nicht zu fürchten. Doch bebte die Aristokratie, die hauptsächlich in den patricischen Städte=Magistraten ihren Halt besaß, vor dem Gedanken einer möglichen Monarchie zurück, besonders da die oranische sich auf demokratische Grundsätze stützte und da die Demokratie in den vereinigten Provinzen so stark war, daß man es nicht wagte, den jungen Helden zurückzusetzen. Von dieser Zeit an waren in Holland die unteren Klassen zugleich oranisch und demokratisch.

Der Augenblick des ersten Auftretens von Moritz war äußerst günstig, weil Alexander Farnese, (welcher 1586 nach dem Tode seines Vaters Herzog von Parma geworden war) in den folgenden Jahren zuerst wegen des Krieges, den sein König 1588 mit England führte, seine Kräfte theilen und dann der französischen Ligue gegen Heinrich IV. beistehen mußte. Daß Philipp den Krieg mit England begann, forderte seine Ehre. Dies wird man jedenfalls zugeben müssen, was man auch immer von Philipp's Herrschsucht und von seiner Verblendung, alles Mögliche zu unternehmen, ohne irgend etwas oder wenigstens Eines nach dem Anderen fest und consequent durchzuführen, sagen mag. Wir wollen von den Kabalen der Engländer in Schottland, sowie von den Marterungen und Hinrichtungen englischer Katholiken und der schottischen Königin nicht reden, weil Philipp selbst, der Papst und die Guisen durch ihre Agenten ebenfalls Unruhen stifteten und weil in Spanien, Portugal und Frankreich Tausende der Religion wegen gemordet wurden; wir bleiben vielmehr bei den offenen Feindseligkeiten stehen. Daß schon seit 1576 englische Truppen den Niederländern Hülfe leisteten, daß man spanische Schiffe aufbrachte, um sich des auf ihnen nach den Niederlanden verladenen Geldes zu bemächtigen, daß nachher Truppensendungen von England in die Niederlande stattfanden und daß der englische Graf von Leicester fast zwei Jahre lang Generalkapitain und Generalstatthalter der empörten Niederländer war, ist bereits früher angegeben worden. Hier müssen wir noch der Räubereien gedenken, welche durch englische Seemänner in den Gebieten des Königs von

Spanien begangen wurden und nebenbei für das Seewesen, die Erdkunde und den Handel der neueren Welt sehr förderlich waren. Wir werden uns jedoch enthalten, das zuletzt erwähnte Verdienst der kühnen englischen Abenteurer jener Zeit zu preisen und ihre Ausdauer und Thatkraft zu erheben, indem hier blos von dem Verfahren der Engländer gegen Spanien die Rede ist. Nur drei jener berühmten Seefahrer und Räuber, Hawkins, Franz Drake und Thomas Cavendish, wollen wir erwähnen.

Hawkins trieb, wie uns scheint, zwar verbotenen Handel in den spanischen Colonieen, aber doch nicht eigentlich Räuberei, wenn nicht vielleicht der größte Theil der Negersclaven, welche er nach Westindien verkaufte, an der Westküste von Afrika geraubt worden war. Hawkins ist es, der, als es strenge verboten ward, die eingeborenen Amerikaner zu Arbeiten in den Bergwerken zu zwingen, auf den Einfall kam, afrikanische Neger nach Westindien zu bringen und dort zu verkaufen. Dieser Handel gewährte den Vortheil, daß diejenigen Neger, die man nicht geradezu raubte, in Afrika für Produkte der englischen Industrie, welche damals sonst wenig Absatz gefunden haben würden, gekauft wurden, und daß man für sie in Westindien kostbare Waaren eintauschte, welche in England mit Vortheil abgesetzt wurden. Er war also dem englischen Wohlstande in demselben Grade vortheilhaft, als er der von den Engländern affectirten Frömmigkeit unwürdig war. Hawkins, der erste englische Sclavenhändler, erhielt von der Königin Elisabeth die Erlaubniß, einen mit einem Stricke gebundenen Neger in sein Wappenschild aufzunehmen. Er mußte jedoch für diesen Schleichhandel büßen, als er 1567 eine neue Raubfahrt machte, an welcher auch seine Königin Antheil hatte, indem zwei Schiffe seiner Flotte ihr gehörten. Er war damals kaum in die Bay von St. Juan d'Ulloa eingelaufen, als der spanische Vice-König mit zwölf Schiffen aus Europa daselbst eintraf und nach einigen Unterhandlungen die englische Flotte angriff. Hawkins wurde von ihm im Hafen von Veracruz geschlagen und verlor den größten Theil seiner Mannschaft und seiner Schiffe, sowie alle seine Schätze. Von den sechs Schiffen, die er befehligte, retteten sich nur zwei; auch von diesen scheiterte das eine nachher und nur eine Barke, welche von Franz Drake commandirt wurde, gelangte nach Hause zurück.*)

Glücklicher, aber auch viel roher und raubgieriger war Franz

*) John Hawkins hatte schon 1565 das Verdienst, die Kartoffeln in Irland einzuführen; doch waren sie bereits durch die Spanier von Peru aus nach Süd-Europa gebracht worden. Franz Drake brachte sie 1585 nach England und ist unter den Verbreitern der Frucht am bekanntesten, obwohl Walter Raleigh mehr für den Anbau that. Nach Deutschland kam sie im 18. Jahrhundert aus Italien, wo sie tartufolo hieß.

Drake aus Tavistock in Devonshire, welcher als der zweite Weltumsegler berühmt ist und nicht, wie sein Vorgänger Magelhaens, unterwegs das Leben einbüßte. Er war im eigentlichen Sinne ein Seeräuber und bemannte, als er fünf Jahre nach jenem Siege der Spanier (1572) gegen sie zog, seine Schiffe mit Frevlern, welche ohne allen Auftrag vorgaben, die an Hawkins vollzogene Bestrafung rächen zu wollen. Er fuhr damals in den Meerbusen von Mexiko, nahm in demselben alle kleinen Schiffe, die er antraf, hinweg, machte hierauf in Verbindung mit räuberischen Negern und Franzosen einen Raubzug in das innere Land, stieß dort auf einen mit kostbaren Metallen beladenen Zug von Maulthieren und kehrte mit unermeßlicher Beute nach Hause zurück. Die Nachricht von den durch ihn gewonnenen Reichthümern wirkte, obgleich diese durch Raub, Mord und Brand im tiefen Frieden erlangt worden waren, auf die Engländer und Holländer ebenso, wie in unseren Tagen die Entdeckung des californischen und australischen Goldes auf alle Völker, sogar auf die Chinesen gewirkt hat. Man betrachtete fortan alles spanische Land und Gut als preisgegeben und das Meer wimmelte bald von englischen und holländischen Seeräubern. Drake hatte auf jener Raubfahrt, wie einst Franz Balboa (s. Bd. IX., S. 181) von einem Berge des Isthmus von Darien herab den stillen Ocean gesehen; er fiel auf die Kniee und nahm Gott zum Zeugen, daß er denselben seinen Landsleuten eröffnen und sie zu großen Entdeckungen führen wolle, wie sie früher von den Portugiesen und Spaniern gemacht worden waren. Es gelang ihm nachher, das englische Ministerium zu bewegen, daß es sich der von ihm beabsichtigten neuen Unternehmung annahm, welche jedoch mehr auf Raub und Gewinn, als auf die Erweiterung der menschlichen Kenntnisse berechnet war. Die Königin selbst steuerte 1000 Kronen zu der Fahrt bei. Er schiffte im November 1577 nach Brasilien und im folgenden Jahre an der Ostküste von Amerika her und durch die Magellanische Meerenge nach St. Jago in Peru. Hier beging er rohe Gewaltthaten gegen die Spanier, die doch mit England in Frieden waren: er verwüstete die ganze Küste von St. Jago an bis nach Lima hin, zerstörte die Häfen und Städte derselben, bemächtigte sich der dortigen Schiffe und verbrannte sie. Zuletzt gerieth er aber in große Gefahr, als die Spanier Anstalt machten, den frechen Räuber, der nur fünf schwach bemannte Schiffe hatte, bei seiner Heimkehr aufzufangen. Um sich zu retten, übernahm Drake das Wagniß, sich über das stille Meer hin einen neuen Weg in die Heimath zu suchen. Er erreichte glücklich die Molukken, legte später bei Java, dann am Vorgebirg der guten Hoffnung an, und kam am 5. November 1580 nach Plymouth zurück, hatte aber nur ein einziges seiner Schiffe, die „goldene Hindin", gerettet. Welche Zerstörungen

und Gräuelthaten er überall verübt hatte, kann hier nicht berichtet werden; wohl aber müssen wir auf den Umstand aufmerksam machen, daß das einzige von Drake heimgebrachte Schiff 800,000 Pfund englischen Geldes an Bord hatte, daß der zehnte Theil dieser Summe an die Mannschaft vertheilt wurde und daß die schnell verbreitete Nachricht von diesem Gewinne eine große Zahl frecher Mörder und Räuber weckte. Ein Theil des Geldes wurde dem spanischen Gesandten überlassen, über die Hauptsumme aber keine Rechenschaft abgelegt. Die Königin Elisabeth verschmähte es nicht, den Räuber als verdienten Seemann zu belohnen; sie nahm zu Deptford die Bewirthung auf seinem Schiffe an und erhob ihn zum Range eines Baronet.

Einen anderen Raubzug machte Drake als königlicher Admiral, und zwar im Jahre 1585, als der offene Bruch mit Spanien schon unvermeidlich war. Er segelte im September jenes Jahres mit 21 Schiffen, welche 2000 Mann rohen Gesindels an Bord hatten, zuerst nach Westafrika und nahm St. Jago, eine der Inseln des grünen Vorgebirges; dann fuhr er nach Westindien, plünderte St. Domingo und Cartagena und verheerte die Ostküste von Florida. Aus Virginien brachten damals heimkehrende Colonisten nach England die Unsitte des Tabak-Rauchens, durch welche später die ärmere Klasse unseres Welttheiles ein ganz unnützes Bedürfniß mehr erhielt und noch später vielen Getreideboden einbüßte. Predigten und Verordnungen, wie sie z. B. in Rußland, in England und in der Schweiz gegen das Rauchen erlassen wurden, fruchteten kaum vorübergehend. Schon früher kannte man den Tabak als Zierpflanze, dann als Arznei; Nicot, französischer Gesandter in Portugal, empfahl sie als solche. Da spanische Geistliche das Schnupfen in Rom einführten, erließ Urban VIII. (1624) eine Bulle dagegen; doch war das Papstthum der Mode gegenüber nicht mächtig genug und nach 100 Jahren wurde das Verbot zurückgenommen.

Schaaren von englischen Abenteurern wurden durch einen glücklichen Raubzug des Thomas Cavendish zur Beraubung der Spanier und Portugiesen angetrieben. Dieser Mann unternahm die Fahrt, welche ihn berühmt machte, auf eigene Rechnung. Er fuhr 1586 mit drei Schiffen nach der Ostküste von Amerika, fand aber, weil Drake's Zug die Spanier gewarnt hatte, Alles wohl gerüstet und segelte deshalb in das stille Meer. Auch dort versuchte er sich vergebens an verschiedenen Städten der Küste, bis er endlich das Glück hatte, dem ungeheueren Schiffe Santa Anna zu begegnen, welches jedes Jahr von den Philippinen nach Amerika segelte und den ganzen Handel zwischen dem Osten und Westen unterhielt. Cavendish bemächtigte sich dieses Schiffes und fand auf demselben eine so große

Menge von Waaren, daß seine eigenen Fahrzeuge nicht Raum genug zur Aufnahme derselben hatten. Nur das Gold und der kostbarste Theil der Waaren konnten von den Engländern verladen werden; den aus 500 Tonnen bestehenden Rest ließ Cavendish zugleich mit dem eroberten Schiffe verbrennen. Der glückliche Räuber gelangte nachher auf dem von Drake bezeichneten Wege, über die Molukken und um das Vorgebirge der guten Hoffnung herum, nach England zurück (September 1588) und war demnach der dritte Weltumsegler.

Die angeführten Räubereien würden einen anderen König als Philipp II. war, längst bewogen haben, den Krieg zu erklären und eine Landung in England zu versuchen, weil damals noch die spanische und portugiesische Seemacht allen übrigen überlegen war; der bedenkliche, umständliche und langsame Philipp aber, welcher durchaus alle Geschäfte des Staates allein besorgen wollte, wartete den Angriff ab. Erst als die Engländer zu Lande und bei dem Versuche, Sluys zu entsetzen, auch zur See die Spanier bekämpften, beschloß er, Rache zu nehmen. Er verfehlte jedoch auch diesmal, wie bei jeder Gelegenheit, weil er nach dem Uebergroßen und Unmöglichen strebte, das Erreichbare und Mögliche. Zuerst verschaffte er sich an dem Franziskaner Peretti, welcher 1585 unter dem Namen Sixtus V. Papst geworden war, einen besonderen Bundesgenossen für den Krieg mit England. Er verlangte von demselben nach einer Urkunde des Archivs von Simancas, welche erst Lingard benutzen konnte, weil dieses Archiv erst unter Bonaparte nach Paris gebracht wurde, einen Geldbeitrag, sowie die Erneuerung des gegen Elisabeth ausgesprochenen Bannfluches, und gab dagegen das Versprechen, dem Papste wieder zur Herrschaft über die englische Kirche zu verhelfen. Sixtus ernannte wirklich nicht allein den Engländer Dr. Allen, obgleich derselbe früher die ihm von Gregor XIII. angetragene Kardinals-Würde ausgeschlagen hatte, auf Philipps Wunsch zum Kardinal, damit derselbe als Legat in England gebraucht werden könne, sondern er versprach auch dem König Philipp die Zahlung einer Subsidie von einer Million Kronen, sobald die Spanier in England gelandet sein würden, sowie nach vollbrachtem Siege die Verleihung der Königswürde.

Zu dieser Landung wurden in Spanien und in den Niederlanden so ungeheuere Rüstungen gemacht und so große und unbehülfliche Schiffe gebaut, daß nicht allein die darauf verwendeten Kosten die spanischen Finanzen ganz erschöpften, sondern daß dadurch auch die Kriegführung des Herzogs von Parma gänzlich gehemmt und, wenn Philipp's kolossales Unternehmen gegen England mißlang, das ganze Reich gefährdet wurde. Der Herzog von Parma sollte nämlich im Jahre 1588 jede bedeutende Unternehmung aufschieben und sich mit 30,000 Mann

Fußvolk und 1800 Reitern zu einer Landung in England bereit halten, in den Niederlanden aber, von den Besatzungen abgesehen, nur 11,000 Mann unter dem Grafen von Mansfeld zurücklassen. Auf allen niederländischen Werften wurde emsig gearbeitet und auf den Flüssen und Kanälen fuhren neugebaute Schaluppen und flache Boote einher, die den Truppen Farnese's als Transportschiffe dienen sollten. Die Ausfahrt sollte von Niewpoort und Dünkirchen aus stattfinden, da Ostende noch im Besitze der Gegner war. Die eigentliche Kriegsflotte, an welcher in Spanien fünf Jahre lang gebaut wurde, bestand aus Schiffen von — nach damaligem Maaßstab wenigstens — so ungeheuerer Größe, daß es keine ähnlichen in irgend einem anderen Lande gab. Gerade ihre Größe aber machte sie durchaus unbehülflich, und man übersah ganz, daß für solche Schiffe die Küste der Niederlande und des nördlichen Frankreich keine Häfen darbiete, und daß die Watten und Sandbänke ihnen verderblicher werden könnten, als der Feind. Die Zahl der großen Kriegsschiffe dieser Flotte betrug, wie es heißt, 135; sie hatten 8000 Matrosen und 19,000 Soldaten an Bord.

Bei der Ausrüstung der Flotte war der Marquis von Santa Cruz thätig gewesen, welcher im Seedienste ergraut war und bei der Eroberung von Portugal sich durch tapfere Thaten ausgezeichnet hatte; zum Unglück für Philipp aber starb dieser erfahrene und kühne Seemann kurz vor dem Beginne des Krieges, und das Commando der Flotte ward dem Herzoge von Medina Sidonia übertragen, der schon einige Male Proben seiner Unfähigkeit gegeben und bereits mehrere Niederlagen erlitten hatte.

Die englische Königin ward, wenn wir ihre Anstalten genauer untersuchen, im Kriege mit Philipp mehr durch die Fügung des Schicksals und durch den Unverstand des spanischen Angriffes, als durch die von ihr getroffenen Maaßregeln und durch die Weisheit ihrer Vertheidigungsanstalten gerettet. Sie war wenigstens anfangs dem Frieden nicht abgeneigt; ja Besprechungen zwischen ihren Bevollmächtigten und den spanischen in Bourbourg bei Calais zogen sich hin, bis die Spitzen der Flotte Philipp's im Kanal erschienen. In England war weder das regelmäßige Heer, mit welchem Lord Hunsdon ausziehen sollte, zu rechter Zeit in Bereitschaft, noch hätte Leicester, welcher die Miliz commandirte, einem Alexander von Parma sich entgegenstellen können. Das Schicksal fügte es aber, daß die Spanier gar nicht zum Landen kamen und daß selbst zur See die Hauptstärke der fabulosen Armada Philipp's, noch ehe diese einen Kampf zu bestehen hatte, durch die Beschaffenheit der Küsten, durch das Meer und durch Wind und Wetter vernichtet ward. Wir geben die Zahl der Schiffe an, welche damals in England zusammengebracht wurden und unter dem katholischen

Lord Howard von Effingham, dem Admiral von England, die Oberherrschaft des Meeres erfochten, weil die bloße Aufzählung derselben zeigen wird, wie unglaublich seit der Verfolgung der Niederländer der Handel und die Seemacht Englands gewonnen hatten. Die königliche Seemacht bestand aus 34 Kriegsschiffen, unter denen sich fünf Schiffe von 800—1100 Tonnen befanden; die Stadt London stellte 33, einzelne Herren 18 Schiffe; außerdem wurden 43 Fahrzeuge gemiethet und noch 53 Küstenfahrer aufgeboten. Der Oberbefehlshaber der Flotte und die Lords, welche die obere Leitung mit ihm theilten, hatten freilich keine Erfahrung im Seewesen; es standen ihnen aber die in ganz Europa berühmten Seeleute Drake, Hawkins und Frobisher mit ihrem Rathe zur Seite; Franz Drake war sogar erster Unterbefehlshaber. Außerdem versprachen die Niederländer die Schelde zu sperren und schickten auf Elisabeth's Ersuchen 20 Schiffe zur englischen Flotte. Ihr Vice-Admiral, Justus de Moor, legte sich mit 90 Schiffen vor Dünkirchen und trug wesentlich dazu bei, die Ausfahrt des Herzogs von Parma zu verhindern. Die besten Bundesgenossen der Engländer waren jedoch Philipp's Eigensinn und seine Gewohnheit, alle Dinge unmittelbar und allein leiten zu wollen.

Philipp forderte eine übereilte Abfahrt seiner Flotte. Er wies alle Vorschläge zurück, sich Häfen zum Schutze derselben zu sichern. Farnese hatte gewünscht, erst Vliessingen zu nehmen; der Ueberläufer Stanley rieth, einen Hafen in Irland zu besetzen; der König aber, der so lange gezaudert hatte, trieb nun zur Eile. Die Armada, die man in Spanien als die unüberwindliche bezeichnete, fuhr deshalb am 19. Mai 1588 aus dem Tajo in die See; sie wurde aber schon drei Tage nachher auf der Höhe des Cap Finisterre von einem furchtbaren Sturme getroffen und an der Küste von Gallicien herumgeschleudert. Dabei gingen einige Galeeren unter, kein Schiff blieb unbeschädigt und die Flotte war genöthigt, in den Hafen von La Corugna einzulaufen, wo sie dann drei Wochen zu ihrer Ausbesserung brauchte. Als sie aufs Neue ausgelaufen war, segelte der englische Admiral mit seiner Flotte ihr in die Bucht von Biscaja entgegen; er wurde aber durch denselben Wind, welcher die spanische Flotte in den Kanal führte, genöthigt, in den Hafen von Plymouth zurückzukehren. Hier erschien alsbald die spanische Flotte im Angesichte der englischen auf der Höhe des Cap Lizard in Cornwall und es zeigte sich damals auf recht auffallende Weise, wie verderblich Philipp's Despotismus auf die Seelen seiner ersten Diener wirkte, während bei den Engländern ein ganz anderes Verhältniß zwischen der Regierung und den Beamten bestand. Die englische Königin nämlich, der man übertriebene Sparsamkeit (eine seltene Tugend bei Fürsten!) zum Vorwurf zu machen pflegt, hatte bei der falschen

Nachricht, daß Philipp's Flotte an der Nordküste Spaniens völlig verunglückt sei, sogleich befohlen, drei ihrer größten Schiffe abzutakeln und die Mannschaft zu entlassen; ihr Admiral wagte aber, diesen Befehl unbefolgt zu lassen. Philipp's Admiral dagegen hatte nicht den Muth, von den schriftlichen Befehlen, die der König ihm ertheilt hatte, auch nur ein Haarbreit abzuweichen, obgleich alle erfahrenen Befehlshaber ihm dies anriethen. Diese forderten ihn, als er vor Cap Lizard einen Kriegsrath hielt, entschieden auf, sogleich Wind und Wetter zu benutzen und die vor Anker liegende englische Flotte anzugreifen. Er folgte aber ihrem Rathe nicht, weil ihm der König befohlen hatte, kein Gefecht zu veranlassen, ehe das spanische Heer aus Flandern glücklich nach England herübergebracht sei. Die Engländer erhielten auf diese Weise Zeit, sich zu bedenken, wie sie den großen Schiffen, denen ihre kleinen in der Linie keinen Widerstand hätten leisten können, am besten beikommen könnten. Die Armada gewährte, da sie, halbmondförmig gereiht, langsam in den Kanal einfuhr, einen großartigen Anblick; aber die Spanier selbst gaben, als sie absichtlich einer Schlacht auswichen, den Feinden Gelegenheit zum Angriffe außer der Linie.

Vom 20. bis zum 27. Juli 1588 griffen einzelne Schiffe der Engländer oder ein kleiner Theil ihrer Flotte von Zeit zu Zeit einzelne spanische Schiffe an und die Flotte der Spanier konnte, nachdem sie bereits einige Galeeren verloren hatte, erst am 27. in der Nähe von Calais Anker werfen. Gerade hatte sich das halbe Heer des Herzogs von Parma, 14,000 Mann, in Nieuport eingeschifft und die andere Hälfte sollte in Dünkirchen die Schiffe besteigen, als (29. Juli) acht englische Brander einen solchen Schrecken unter der Armada verbreiteten, daß die Schiffe derselben schnell ihre Anker kappten, die hohe See suchten und dabei auf einander stießen. Ein Sturm trieb gleich darauf die Schiffe auf die Untiefen der sehr gefährlichen Küste von Flandern und zerstreute sie von Ostende an bis nach Calais hin. Nachdem dann die Spanier ein nicht ganz ungünstiges Gefecht mit den Engländern gehabt hatten, litten sie am 30. und noch mehr am 31. durch Wind und Wasser so sehr, daß ihre Flotte, welche noch keine Schlacht gewagt hatte, blos durch kleine Gefechte, sowie durch Sturm uud andere Seegefahren von 135 Segeln auf 120 herabgebracht war. Auch von diesen waren viele bedeutend beschädigt, als sie in den Hafen von Calais zurückkamen. In einem dort gehaltenen Kriegsrathe ließ sich der unfähige spanische Admiral gern und leicht überzeugen, daß es weder möglich sei, die Truppen in England ans Land zu setzen, noch auch, was sich eher hören ließ, durch den Kanal nach Hause zurückzukehren. Man beschloß hierauf, daß die Flotte, obgleich sie nicht das Geringste vollbracht hatte, nach Spanien zurückgeführt werden sollte, und zwar,

um die gefährlichen Küsten vermeiden und das offene Meer halten zu können, nicht auf geradem Wege, sondern auf einem gewaltigen Umweg um Schottland und Irland herum. Dies wurde dann auch ausgeführt.

Die spanische Flotte ward nur durch einen Theil der englischen unter Lord Seymour matt verfolgt, weil diese nicht hinreichend mit Schießbedarf versehen war; allein Wind und Wetter in einem den Spaniern unbekannten, unter einer so hohen Breite — man gelangte bis zum 59. Grad — gelegenen Meere, waren ihnen verderblicher, als der Feind. Medina Sidonia wollte Unterhandlungen eröffnen; aber die zahlreichen Geistlichen auf der Flotte widersetzten sich. Nach Norwegen konnte man sich nicht wenden; bei den Orkaden wandte man sich südwärts; aber am 11. September wurde die Flotte durch einen neuen, heftigen Sturm zerstreut. Die Küsten Schottlands, Irlands und der Inseln waren bald mit Trümmern spanischer Schiffe bedeckt. Auf dem Strande von Connaught wurden die ans Land getriebenen Spanier von ihren irischen Glaubensgenossen mißhandelt. Als endlich der Herzog von Medina Sidonia im Hafen von St. Andero an das Ziel seiner Fahrt gelangte, gestand er, daß er 30 der größten Schiffe und 10,000 Mann verloren habe. Philipp blieb auch diesmal seinem eigenen und dem spanischen Charakter getreu. Wenn wir hier gegen unsere Gewohnheit die pomphafte, ächt spanische Redensart, welche Philipp bei der Nachricht von dem Schicksale seiner Armada gebraucht haben soll, berichten, so geschieht dies nur, um zu zeigen, wie wenig dieser König den großen Herren, welche seiner Willkür dienten, ihre Ungeschicklichkeit zu verweisen geneigt war, und wie leicht er sich beruhigte, wenn er aus Hochmuth und Trotz das Leben und Gut seiner Unterthanen muthwillig geopfert hatte. Von San Andero aus hatte der Admiral den Cristoval de Mora an den König gesandt, um ihm die Nachricht vom Schicksale seiner Armada zu überbringen; Philipp erwiderte ganz kalt und ohne einen Zug zu verändern: „Ich danke Gott, daß er mir Hülfsquellen genug verliehen hat, um auch einen so großen Schaden ohne besonderen Nachtheil ertragen zu können. Ein Zweig ist herausgeschnitten, der Baum aber lebt und blüht und ist im Stande neue zu treiben." Andere berichten, Philipp habe gesagt, seine Flotte sei gegen Menschen und nicht gegen Sturm und Wetter ausgeschickt worden, er müsse sich also dem Geschicke fügen. Wir legen wenig Bedeutung auf die Worte, welche die Schriftsteller ihre Personen sprechen lassen. Die Trostgründe Philipp's aber erwiesen sich nicht als haltbar, denn die niederländischen und englischen Schiffe gewannen in allen Meeren die Oberhand und namentlich die letzteren verfuhren gegen spanisches Gut noch rücksichtsloser als vorher.

Die Niederländer hatten von Philipp's Unternehmung gegen England nicht blos den Vortheil, daß sie fast das ganze Jahr 1588 hindurch im Stande waren, ihren republikanischen Einrichtungen Festigkeit zu geben, sowie neue bedeutende Rüstungen zu machen und den Kampf, den der Herzog von Parma nicht mit Nachdruck im Großen fortsetzen konnte, zu zersplittern; sondern sie waren auch seit diesem Jahre den Spaniern eher gewachsen, weil Philipp dem Herzoge damals und in den beiden folgenden Jahren weder Geld noch Truppen schicken konnte.*) Der Herzog und, wenn er krank oder in Spanien war, sein Stellvertreter, der Graf von Mansfeld, mußten sich auf die Belagerung einzelner festen Städte beschränken, oder mit anderem Worte, sie mußten eine Art von Krieg führen, in welcher Prinz Moritz und seine Unterbefehlshaber Meister waren. Unter den Letzteren zeichnete sich besonders Schenk aus. Dieser baute da, wo beim Eintritt des Rheins in Holland die Waal beginnt, das Fort, welches noch jetzt seinen Namen trägt, und hielt von dort aus, nahe bei Nymwegen und an der Grenze von Geldern, die ganze Macht der Spanier in steter Bewegung. Der Herzog von Parma zog, sobald er nicht mehr durch die beabsichtigte Landung in England in Anspruch genommen wurde, mit seinem Heere gegen die Stadt Bergen op Zoom, die einzige in Brabant, die noch zu der Republik hielt. Hier erlitt er alsbald durch eine Kriegslist des Prinzen Moritz einen bedeutenden Verlust. Moritz ließ nämlich durch einige Schotten, welche unter der Besatzung von Bergen op Zoom dienten, mit den Spaniern eine scheinbare verrätherische Unterhandlung anknüpfen und den Feinden das Versprechen geben, daß, wenn 4000 Mann von ihnen in der Nähe der Festung erschienen, diese ihnen übergeben werden solle. Die Spanier ließen sich täuschen und wurden, als sie herannahten, noch dadurch in ihrer Sicherheit bestärkt, daß man die 50 Vordersten von ihnen in die Stadt einließ. Unmittelbar darauf wurde das Fallthor niedergelassen und nicht nur jene 50 Mann, sondern auch alle Anderen theils im Thore, theis unmittelbar vor demselben vernichtet. Der Herzog hielt darauf für rathsam, sich ganz an die Grenze zurückzuziehen.

In den beiden folgenden Jahren richtete sowohl der Herzog von Parma, als Prinz Moritz seine Aufmerksamkeit auf Festungen. Moritz war in den Alten sehr belesen und namentlich ein tüchtiger Mathematiker; seine Kenntnisse wandte er mit Vorliebe auf die Kriegskunst, insbesondere auf das Belagerungswesen an, daher die älteren Offiziere anfangs, doch nicht lange, ihn als einen bloßen Theoretiker zu über-

*) Die Generalstaaten (nicht, wie Schiller angibt, Elisabeth) ließen zur Erinnerung an den Untergang der Armada eine Denkmünze prägen mit der Inschrift „Afflavit Deus el dissipati sunt“ (Gott blies und sie wurden zerstreut).

sehen glaubten. Im Herbste 1590 benutzte der Herzog den Umstand, daß in Gertruydenburg eine englische Besatzung lag, welche weder von ihrer Königin, noch von den Generalstaaten ordentlich bezahlt ward, um die Festung von ihr zu kaufen. Die Miethlinge schlossen einen Handel mit dem Herzoge, der sich in die Nähe des Ortes begeben hatte, und ließen die Spanier ein, soviel Mühe auch Prinz Moritz, welcher ebenfalls in der Nähe ein Lager bezogen hatte, sich geben mochte, den Platz zu behaupten. Dagegen bemächtigte Moritz sich im Februar 1590 durch eine Kriegslist der wichtigen Festung Breda. Dieser bedeutendste Grenzplatz Brabants gegen Holland war von Spanien besetzt und hatte den Italiener Lanzavecchia, einen der ältesten und erfahrensten Offiziere Alexander's, zum Commandanten. Dieser war aber zugleich auch Commandant von Gertruydenburg, weil Alexander schon damals durch einen Fall ins Wasser krank geworden war und seinen alten, erfahrenen Generalen mehr überlassen mußte, als er sonst gethan hatte, auch weil er seine gewissenlosen Italiener zum großen Verdruß der Niederländer übermäßig begünstigte. Lanzavecchia brachte also seine Zeit abwechselnd in Breda und in Gertruydenburg zu, und seine Abwesenheit von dem ersteren Orte wurde einst von Moritz benutzt, um durch eine Kriegslist zuerst ein Thor der Festung von Innen aus besetzen zu lassen und dann seine sämmtlichen in der Nähe liegenden Truppen in dieselbe zu bringen. Er bediente sich dazu eines Torfschiffers, welcher auf dem kleinen Flusse Merk die Stadt mit Torf versorgte. Dieser mußte sein Schiff so einrichten, daß 80 Mann unter den Brettern, auf welchen der Torf lag, versteckt werden konnten, damit dieselben heimlich in die Citadelle gelangen und dort ein Thor besetzen könnten. Die Sache würde nicht gelungen sein, wenn der alte Lanzavecchia anwesend gewesen wäre; denn dieser ließ in Betreff dieses Torfschiffes immer große Vorsicht anwenden. Sein Stellvertreter aber ließ das Schiff so, wie es war, in die Stadt ein*) und beauftragte erst dann eine Anzahl Soldaten mit der Abladung desselben. Diese Soldaten brachte man dazu, ihre Arbeit auf den nächsten Morgen aufzuschieben und in der Nacht eilten nun die Versteckten, ein Thor zu besetzen. Hohenlohe, der mit einer Heeresabtheilung in der Nähe lag, marschirte sogleich herbei, Moritz selbst folgte und mit der Citadelle fiel die Stadt in die Gewalt der Feinde (Februar 1590). Alexander ließ später die vornehmsten Offiziere der Besatzung hinrichten, weil er behauptete, sie hätten leicht die Brücke niederlassen oder sich so lange behaupten können, bis sie Entsatz erhalten hätten. Mansfeld und

*) Einer der 70, von Husten gequält, bat die Anderen, ihn zu tödten, damit sie nicht entdeckt würden; der Schiffmeister Adrian von Bergen aber machte dies durch lautes Singen unnöthig.

Lanzavecchia rückten bald nachher gegen Breda vor; Moritz stellte sich aber, als wenn er Nymwegen ernstlich angreifen wolle, und bewog dadurch die Spanier, sich nach dieser Stadt zu wenden. Seit dem Falle von Breda konnte der Herzog nichts Bedeutendes mehr gegen die Niederländer unternehmen, weil er seine Aufmerksamkeit auf zu viele andere Dinge richten mußte. Im Erzstift Köln unterstützte er das Domkapitel gegen den calvinistischen Erzbischof und ließ zu Gunsten des neugewählten katholischen Kurfürsten die Städte Neuß, Rheinberg und Bonn besetzen; auch war er in Frankreich thätig, wo Philipp und die Ligue dem König Heinrich IV. den Thron streitig machen wollten.

7. Frankreich, Spanien und die Niederlande am Ende des 16. Jahrhunderts.

Wir übergehen vorerst die noch übrigen Begebenheiten der Regierung der Königin Elisabeth, auf welche wir später bei Gelegenheit der Thronbesteigung ihres Nachfolgers, Jakob I., zurückkommen werden, um zunächst die Wiederherstellung der monarchischen Ordnung in Frankreich und die feste Einrichtung der Republik der sieben vereinigten Provinzen der Niederlande ins Auge zu fassen.

Nach Heinrich's III. Ermordung trug derjenige Theil des Belagerungsheeres von Paris, welchen Heinrich IV. herbeigeführt hatte, kein Bedenken, diesen als König von Frankreich anzuerkennen. Die katholischen Herren von Heinrich's III. Heere dagegen konnten sich nicht unbedingt dazu entschließen. Sie erklärten den König von Navarra zwar für den rechtmäßigen Thronfolger Heinrich's III., aber nur unter der Bedingung, daß er sich durch einen Eid verpflichte, die römisch-katholisch-apostolische Religion im Reiche aufrecht zu erhalten, sich selbst in derselben unterrichten zu lassen, sich der Entscheidung eines Conciliums zu unterwerfen, zu diesem Zwecke innerhalb sechs Monaten ein allgemeines oder doch ein National-Concilium halten zu lassen und die Mörder Heinrich's III. strenge zu bestrafen. Zu allen diesen Punkten verpflichtete er sich in einer Erklärung vom 4. August 1589; gleichwohl beurlaubten sich Viele, darunter der Herzog von Epernon. Der neue König, welcher nicht im Stande war, die Belagerung von Paris fortzusetzen, ließ zuerst an alle oberen Behörden und an die Parlamente schreiben, berief dann die Stände auf den 31. Oktober nach Tours, und schickte endlich drei Abtheilungen seines vor Paris versammelten Heeres in verschiedene Gegenden. Die eine sollte unter dem Herzoge von Longueville, dem Statthalter der Picardie, den Spaniern, welche in die Picardie einzurücken drohten, entgegengehen, die zweite unter dem Herzoge von Aumont die Champagne und Burgund besetzen, die

dritte unter dem Könige selbst in die Normandie einrücken und dort die von Elisabeth versprochenen englischen Truppen erwarten.

Es war für Heinrich IV. ein Glück, daß damals kein Prinz vorhanden war, der mit einigem Scheine des Rechtes ihm hätte entgegengesetzt werden können. Der alte Kardinal von Bourbon war noch immer gefangen; von den Brüdern des ermordeten Herzogs Heinrich von Guise war keiner, den man einem nationalen Helden, wie Heinrich IV. war, hätte entgegenstellen können; der noch ganz junge Sohn Heinrich's von Guise saß zu Tours gefangen; der ältere Bruder des Herzogs Heinrich aber, der Herzog von Mayenne, war gleichfalls noch jung, bei manchen tüchtigen Eigenschaften schwerfällig und dem Wohlleben geneigt und zum Haupte einer Partei im bürgerlichen Kriege durchaus nicht geeignet. Dem Letzteren machte nichtsdestoweniger Heinrich IV. die glänzendsten Anerbietungen, wenn er die Ligue verlassen und sich an ihn anschließen wolle. Dies ward durch den spanischen Gesandten verhindert; denn Philipp II. verwendete die Summen, die er dem Herzoge von Parma vorenthielt, auf die Unterstützung eines Krieges, welcher Frankreich zerrüttete, ohne daß Spanien den geringsten Vortheil daraus zog. Die Liguisten erwählten schon am 5. August den gefangenen Kardinal von Bourbon zum Könige, sowie den Herzog von Mayenne zu dessen Stellvertreter.

Während hierauf Mayenne's Heer sich bei Paris sammelte, reiste er selbst in die Niederlande, um mit dem Herzoge von Parma wegen gemeinschaftlicher Operationen Abrede zu nehmen. Dann (Ende August) marschirte er von Paris in die Normandie, indem er prahlte, er ziehe aus, um den Fürsten von Bearn gefangen zu nehmen. Glücklicher Weise marschirte er so langsam, daß er erst in der Mitte Septembers in der Nähe des Königs Heinrich anlangte. Diesem waren Caen und Dieppe von ihren katholischen Befehlshabern übergeben worden; er hatte volle Zeit, bei der letzteren Stadt eine sehr feste Stellung zu nehmen, zumal da sein Gegner nachher noch bis zum 21. September mit dem Angriffe wartete. Bei Gelegenheit der Stürme, welche Mayenne nachher auf Heinrich's Lager unternahm, besonders seit dem blutigen Gefechte bei Arques, zeigte Heinrich die großen Feldherrn-Talente und die persönliche Tapferkeit, die ihn, auch wenn sie nicht mit Treuherzigkeit, Biederkeit, gascognischer Lustigkeit und Galanterie verbunden gewesen wären, zum Ideal einer durchaus militärischen Nation, wie die Franzosen sind, gemacht haben würden. Jenes Gefecht bei Arques (21. Septbr.) ward den ganzen Tag hindurch fortgesetzt; Mayenne mußte es aber am Ende aufgeben, obgleich er 25,000 Mann gegen 8000 in den Kampf geführt hatte. Er blieb nachher noch vor Dieppe, bis der König eine Verstärkung von 4000 Engländern erhalten hatte und in Folge davon

es mit ihm aufnehmen konnte. Dann zog er in die Picardie, wo er von Alexander Farnese einen Zuwachs seines Heeres zu erhalten hoffte.

König Heinrich, dessen Heer durch den freiwilligen Zuzug der französischen Ritterschaft und ihrer Vasallen noch mehr verstärkt worden war, hoffte durch einen schnellen Marsch die Hauptstadt Paris überraschen zu können. Schon am 1. November besetzte er die Vorstädte derselben und sogar einen Theil der Stadt selbst; er erbitterte aber die Bürger, als er seinen Leuten, zu deren Bezahlung er kein Geld hatte, das Plündern der Häuser erlaubte. Doch hatte der Herzog von Mayenne, der ihm auf dem Fuße gefolgt war, nicht den Muth, ihn anzugreifen. Heinrich zog nachher herausfordernd am feindlichen Lager vorüber, ohne daß Jemand ihn anzugreifen gewagt hätte. Er gelangte ungehindert nach Tours, und alle Städte zwischen Paris und Tours nahmen ihn als König auf. Die protestantischen Kantone der Schweiz gaben ihren Angehörigen den Befehl, unter seinen Fahnen zu bleiben; unter den katholischen Staaten war die Republik Venedig die erste, die ihn anerkannte. Auch viele Herren, welche bisher unbedingtes Vertrauen in Spanien gesetzt hatten, begannen an Philipp's Uneigennützigkeit zu zweifeln. Dieser hatte den Plan ausgebrütet, Frankreich solle, etwa nach dem Tode des Kardinals von Bourbon, die Infantin Klara Eugenia Isabella, seine Tochter von seiner dritten Gemahlin, als Königin von Spanien anerkennen, da sie eine Valois und Schwester der letzten drei französischen Könige war. Der Herzog von Savoyen, dessen Mutter ebenfalls eine Valois war, erhob gleichmäßig Ansprüche für sich und der Herzog von Lothringen, als Gemahl einer Tochter Heinrich's II., für seinen Sohn; alle drei Herren aber dachten jedenfalls einiges Grenzland für sich zu gewinnen. Das Pariser Parlament jedoch erließ unter Brisson's Vorsitz ein Edict, in welchem verordnet ward, daß man im ganzen Reiche den Kardinal von Bourbon unter dem Namen Karl X. als König und den Herzog von Mayenne als Generalstatthalter ausrufen solle. Aber der geringen Thätigkeit des Letzteren gegenüber zeigten sich die großen Fähigkeiten Heinrich's, der in dem ganz zerrissenen Lande über den Parteien stand, gleich in den ersten Monaten des Jahres 1590 auf eine glänzende Weise. Heinrich erfocht nämlich nicht blos einen entscheidenden Sieg über den Herzog von Mayenne, sondern er führte auch mit dem Herzoge von Parma, der für den größten General seiner Zeit galt, einen Krieg, bei welchem der Vortheil und die Ehre auf seiner Seite waren. Heinrich, dessen Parlament in Tours die Beschlüsse der anderen Parlamente kassirte, setzte der Vielherrschaft der Ligue und der zweideutigen Politik des Königs Philipp Einheit des Willens und der Interessen entgegen und gründete seit dem December

1589 sein königliches Ansehen in Maine und in der Normandie. Im März 1590 marschirte er aufs Neue gegen Paris.

Dort hatte sich Mayenne während des Winters ein Heer gebildet, welches nicht blos glänzender und dem äußeren Ansehen nach besser und vollständiger ausgerüstet, sondern auch viel zahlreicher war, als das Heinrich's. Am 14. März 1590 kam es zwischen beiden Heeren in der Ebene von Ivry, nahe bei Dreux, zu einer Schlacht. Die Denkwürdigkeiten sagen, Heinrich habe bei dieser Schlacht keine Einrichtung für den Rückzug getroffen und denen, die ihm darüber Vorstellungen machten, die Antwort gegeben, sein einziger Rückzug werde das Schlachtfeld sein. Seine Lage wäre allerdings verzweifelt gewesen, wenn er die Schlacht verloren hätte; denn es mangelte ihm so sehr an Geld, daß er kurz vor dem Kampfe Schomberg's Bitte, den deutschen Reitern ihren Sold zu bezahlen, nicht erfüllen konnte. Ohne Helm und mit zum Himmel gerichteten Augen sprach Heinrich der Sitte der Reformirten gemäß vor dem Beginne der Schlacht im Angesichte seines Heeres laut ein kurzes Gebet, und als ihn der Enthusiasmus der Seinigen jubelnd begrüßt hatte, erinnerte er seine Leute mit wenigen Worten daran, daß sie Franzosen und er ihr angestammter Herrscher sei. Wenn sie, fügte er hinzu, im heißesten Kampfe ihre Fahnen nicht mehr sähen, so sollten sie mit den Augen seinen Federbusch suchen. Er setzte hierauf seinen Helm mit hohem weißen Federbusch auf und gab das Zeichen zum Kampfe. Die Truppen des Fanatismus waren in einem Augenblicke gesprengt und wurden dann bis in die Nacht hinein verfolgt; doch rief Heinrich den Seinigen zu, sie sollten unter den Fliehenden die Franzosen schonen und nur die Ausländer niedermachen. Er rieb nicht allein fast das ganze Fußvolk seines Gegners auf, sondern er tödtete ihm auch 1000 Reiter und eroberte den größten Theil seines Geschützes. Der Herzog von Mayenne selbst kam fast ohne alle Begleitung nach Mantes, in dessen Nähe der König auf dem Schlosse Rosny, einem Eigenthum seines vertrauten Freundes, des reformirten Marquis von Rosny (Sully), übernachtete.

Mayenne wagte sich nicht wieder nach Paris, sondern ging nach St. Denys, wo die wüthendsten Feinde des Evangeliums und seines Vertheidigers sich um ihn sammelten. Diese Freunde des Klerus und seiner Mißbräuche waren: der Legat, der Gesandte des Königs Philipp, der Erzbischof von Lyon, der sich von dem königlichen Vasallen, in dessen Gewahrsam er seit der Hinrichtung des Kardinals von Guise gewesen war, losgekauft hatte und die fanatische Schwester der Guisen, die Herzogin von Montpensier. König Philipp hatte kurz vorher ein prächtig lautendes Manifest bekannt gemacht, in welchem er erklärte, daß er die Waffen nicht eher niederlegen werde, als bis er alle Ketzer

ausgerottet und dann die katholischen Fürsten vereinigt habe, um an ihrer Spitze gegen die Türken zu ziehen; seine Bevollmächtigten konnten daher nicht umhin, in St. Denys spanische Hülfe zu versprechen. Ehe jedoch diese Hülfe gewährt ward, knüpfte man, weil die Spanier den Krieg zu verlängern, nicht zu endigen wünschten, allerlei Kabalen, Intriguen und Unterhandlungen mit den katholischen Herren von Heinrich's Partei an. Dadurch ward Heinrich eine lange Zeit hindurch unthätig erhalten. Im Mai 1590 endlich, als der von den Liguisten zum König ernannte alte Kardinal starb und kein neuer Gegenkönig statt seiner gewählt wurde, zog Heinrich wieder gegen Paris.

Seine Erscheinung setzte die Bürgerschaft von Paris in große Aufregung. Die Geistlichkeit veranstaltete, um den Muth der Gläubigen aufzurichten, eine schändliche Procession, welche von den Verfassern der Satyre Menipée mit Recht zum Gegenstande des Hohnes gemacht worden ist. Schon am 31. Mai schwur der katholische Adel auf dem großen Altar der Notredame, lieber zu sterben, als sich dem Bearner zu unterwerfen; die bewaffneten Bürger leisteten in ihren Quartieren denselben Eid. An der geistlichen Procession aber, welche am 3. Juni 1590 gehalten wurde, nahmen alle Priester und Schüler Theil, sowie die Mönche aller Orden mit Ausnahme der regulirten Chorherren von St. Genovefa und St. Victor, der Benedictiner und Cölestiner, welche von einem so ärgerlichen und rebellischen Aufzuge nichts wissen wollten. Voran zogen der Bischof von Senlis, Wilhelm Rose, und der Prior der Karthäuser, in der einen Hand das Crucifix, in der anderen eine Hellebarde haltend. Hinter Beiden gingen die Mönche, je zwei und zwei in ihrer Ordenskleidung; sie waren außerdem zum Theil in voller Rüstung, zum Theil blos mit einem Panzer versehen und trugen neben diesen Vertheidigungswaffen noch Degen, Piken, Säbel und besonders Flinten, die sie sehr ungeschickt handhabten. Während des Zuges wurden unter beständigem Feuern Kirchenlieder und Psalmen gesungen. Auch der Legat des Papstes glaubte den ärgerlichen Aufzug mit seiner Anwesenheit beehren zu müssen. Man scheint das Anstößige dieser hierarchisch-demokratischen Komödie gefühlt zu haben; denn gleich darauf wurde eine schicklichere Procession veranstaltet. Die nicht durchaus zum Gottesdienst nothwendigen silbernen Kirchengeräthe wurden in die Münze geschickt. Schon im Juni wurde Paris durch die Vernichtung der Mühlen und durch den gänzlichen Mangel an Lebensmitteln und Zufuhr aufs Aeußerste gebracht, so daß der spanische König sich entschließen mußte, den Herzog von Parma gerade in dem Augenblicke, als die Gegenwart desselben in den Niederlanden am nöthigsten war, zum Entsatze von Paris nach Frankreich zu schicken. In Paris kam es allmählich dahin, daß man Hunde, Ratten, eingeweichtes Leder und

Gras verspeiste und zerstoßene Knochen wie Mehl benutzte; bis zum Ausgang der Belagerung starben über 25,000 Menschen. Auch fehlte es nicht an Unruhen und Zusammenrottungen.

Der Herzog von Parma, welcher bereits an der Wassersucht litt, traf sogleich Anstalten, welche bewiesen, daß er einsah, er werde mit einem großen Feldherrn zu kämpfen haben, der die Soldaten und Unterthanen durch Herablassung und Freundlichkeit an sich fessele. Er zog ein starkes Heer und eine bedeutende Zahl von Geschützen zusammen und führte nicht nur einen großen Vorrath von Schießbedarf auf schweren Wagen mit sich, welche in der Form einer Wagenburg das Heer auf dem Marsche deckten, sondern er ließ auch jeden Abend das Lager durch Schanzen schützen und während des Marsches stets leichte Cavallerie voranziehen. Er hielt außerdem sehr strenge Mannszucht und hatte, damit nicht geplündert werde, im Voraus reichlich für Lebensmittel gesorgt. Diese in jenen Zeiten fast unerhörte systematische Ordnung bewirkte freilich auch, daß der Zug sehr langsam ging. Erst am 22. August 1590 vereinigte sich Alexander bei Meaux mit dem aus 10,000 Mann bestehenden Heere Mayenne's. Als dies geschehen war, glaubte Heinrich IV sich nur durch ein Treffen aus seiner bedenklichen Lage ziehen zu können. Der Herzog von Parma war jedoch ein zu vorsichtiger und erfahrener General, als daß er gegen einen König, welcher entschlossen war, zu siegen oder zu sterben, einen Kampf auf offenem Felde hätte wagen sollen. Er blieb ruhig liegen, obgleich Heinrich ihn nicht blos durch seine Stellung zu einem Treffen einlud, sondern auch sogar durch einen Herold zum Kampfe auffordern ließ und die Pariser sich bitter beklagten, daß sie trotz der Nähe des spanischen Heeres keine Zufuhr erhielten. Am 5. September brach endlich Alexander aus seinem Lager auf und Heinrich eilte, eine Schlacht erwartend, ihm voll Freude entgegen, als plötzlich Alexander's Heer durch einen Thalgrund sich seinen Augen entzog, um die Stadt Lagny zu besetzen und durch die Einnahme derselben die Schiffahrt auf der Marne frei zu machen, was dann die Möglichkeit gewährte, zu Wasser Vorräthe nach Paris zu schaffen. Vergebens suchte Heinrich Lagny zu entsetzen; die Stadt fiel in die Hände des Feindes und der König verlor in Folge davon alle Vortheile der langen Einschließung von Paris. Er hob dieselbe auf, nachdem er vorher noch den Versuch gemacht hatte, die Stadt mit Sturm zu nehmen, und dabei zurückgeschlagen worden war. Man sagte allgemein, er hätte die Belagerung eifriger betreiben können, wenn er einerseits nicht den Prinzen und vornehmen Landherren, die ihm zum Theil nach der alten Weise mit ihren Vasallen umsonst dienten, zuviel hätte nachsehen müssen, und andererseits nicht selbst, anstatt Sturm auf Sturm anzuordnen, zu viele

und zu lange galante Besuche bei der schönen Aebtissin von Montmartre gemacht hätte.

Als Heinrich von Paris aufbrach, theilte er sein Heer in mehrere Abtheilungen und entließ, da auch die Spanier zurückeilen mußten, vorerst die freiwillig dienenden Vasallen. Die einzelnen Abtheilungen schickte er in verschiedene Provinzen, während er selbst nur ein kleines Heer bei sich behielt, um die Feinde zu beobachten und zu necken. Sein Glück war die in Paris herrschende Anarchie, sowie das Streben des Herzogs von Parma, den Befehlen seines Herrn gemäß festen Fuß in Frankreich zu fassen, und die dadurch geweckte Eifersucht aller Parteien und ihrer Führer. Diese Eifersucht mußte der Herzog von Parma empfinden, als er das vier Stunden von Paris entfernte Corbeil zu einem Waffenplatze einrichten wollte, weil er voraussah, daß seine Gegenwart noch öfters nöthig sein werde. Man machte ihm dabei so viele und so wunderliche Schwierigkeiten, daß er im Anfang des November jenen Plan ganz aufgab und den Rückmarsch nach Flandern antrat. König Heinrich, der mit der Unterwerfung einiger Städte, die ihn noch nicht anerkannt hatten, beschäftigt war, folgte mit seinem Heere dem Herzoge, beunruhigte ihn auf jegliche Weise und kehrte erst jenseit der Grenzen wieder um. Die Kämpfe in den Provinzen dauerten fort und die Anhänger der Ligue zeigten dabei wenig Sinn für die Einheit Frankreichs; Marseille und andere Städte der Provence huldigten dem Herzog von Savoyen als Protector; doch wurde dieser von dem tapferen Lesdiguieres bei Pontcharra besiegt.

In dieser Zeit (24. August 1590) starb Papst Sixtus V.; er hatte sich in der letzten Zeit gegen Spanien und die Liga sehr zurückhaltend benommen. Sein Kardinal-Legat, der darin andere Gesinnungen hegte, reiste von Paris ab, um der Wahl eines neuen Papstes beizuwohnen; er ließ aber den Philipp Sega, Kardinal von Piacenza, als seinen Stellvertreter zurück, welcher ebenso sehr als er von Spanien abhängig war. Zum Papste ward zuerst Urban VII. und, als dieser schon nach 13 Tagen gestorben war, im December 1590 Gregor XIV. gewählt, der als Mailänder ein geborener Unterthan Philipp's II. war. Er und sein Legat in Frankreich geriethen mit dem Parlament, auf das ihre Partei sich allein stützen konnte, in einen heftigen Streit, weil das Parlament die Rechte der gallikanischen Kirche in Schutz nahm. Zu gleicher Zeit erhoben sich überall Ehrgeizige, die sich vom Könige unabhängig machen wollten. Diese wurden in ihrem Streben von den Spaniern unterstützt, welche unterdessen in den Niederlanden ihre Kräfte so sehr zersplitterten, daß Prinz Moritz von den früher verlorenen Orten einen nach dem anderen wieder besetzte. Der dem lothringischen Geschlechte angehörende Herzog von Mercoeur, welcher von Heinrich III.

das Herzogthum Bretagne als Statthalterschaft erhalten hatte, suchte die Anarchie zu benutzen, um sich dort festzusetzen, indem er als Gemahl der Maria von Luxemburg, der Erbin der Rechte des Hauses Penthièvre (s. Bd. VIII., S. 366), Ansprüche auf dieses Herzogthum machte. Er erhielt von Spanien 5000 Mann und König Heinrich mußte Engländer herbeirufen, um sich seiner zu erwehren, worauf denn diese und die Spanier das französische Gebiet ohne Schonung verheerten. Ebenso bildete der dritte Sohn des Prinzen Ludwig von Condé, Erzbischof und Kardinal von Vendôme, sich eine Partei, indem er mit Gewalt in die Rechte seines Oheims, des Kardinals von Bourbon, eintreten und den Papst für sich gewinnen wollte. Um die Verwirrung vollständig zu machen, entwischte auch der junge Herzog von Guise aus seiner Haft und suchte sich eine Partei zu machen. Die Sechszehn erklärten sich für ihn und wünschten ihn zum König; die Sorbonne ließ dem König von Spanien vorschlagen, ihn zu seinem Schwiegersohn zu erheben. Jeder Statthalter einer Provinz verfuhr, wie wenn er ein unabhängiger Fürst wäre; in Lyonnais dachte der Herzog von Nemours sich unabhängig zu machen; in allen Gegenden des Reiches löste die Ordnung sich auf und überall herrschte die Gewalt der Waffen. Paris erhielt, als Heinrich durch eine List sich vergebens der Stadt zu bemächtigen gesucht hatte, 1591 aufs Neue eine Besatzung von Spaniern und Neapolitanern. Heinrich hatte nämlich Officiere und Soldaten als Müllersknechte und Eseltreiber verkleidet in die Stadt bringen wollen, ein Versuch, der nachher von den Witzlingen die Mehlschlacht (la journée des farines) genannt ward. Der König eroberte hierauf die Stadt Chartres und gewährte, obgleich er sie mit Gewalt genommen hatte, den Einwohnern sehr billige Bedingungen.

Papst Gregor XIV. erneuerte im März 1590 den Bannfluch gegen Heinrich und dessen Anhänger, ja er ließ durch einen seiner Neffen in Mailand zur Unterstützung der Ligue Truppen sammeln. Er schadete aber dem König nicht nur wenig, sondern verschaffte ihm sogar durch seine herrschsüchtigen Bestrebungen einen bedeutenden Anhang unter den auf die Freiheiten der gallikanischen Kirche sehr eifersüchtigen Geistlichen und unter den Juristen, welche stets gegen die ultramontanen Grundsätze eiferten. Heinrich hatte nämlich die Geistlichkeit nach Reims berufen und aufs Neue das Versprechen gegeben, sich in der katholischen Lehre unterrichten zu lassen; der Legat Landriano aber hatte gerade in demselben Augenblicke neuen Trotz gezeigt, indem er die Laien aufforderte, den König zu verlassen, und den Geistlichen unter Androhung der Excommunication und des Verlustes ihrer Pfründen dasselbe befahl. Dagegen erneute der König in einem Edict vom 4. Juli sein Versprechen, sich in der katholischen Religion unterrichten zu lassen,

indem er sich zugleich bitter beschwerte, daß seine Feinde ihm alle Tage neue Verlegenheiten bereiteten und dadurch seiner Bekehrung Hindernisse in den Weg legten. Der Papst, heißt es in diesem Edict, übereile sich und der Nuntius sei unvorsichtig. Außerdem fügte Heinrich noch die Erklärung hinzu, er überlasse, um das königliche Ansehen aufrecht zu halten, um die Gesetze des Königreiches zu beschützen und um die Freiheiten der gallikanischen Kirche zu wahren, seine Sache den Parlamenten, und fordere alle Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten auf, sich den Kirchensatzungen gemäß über die Ungerechtigkeit der Vorwürfe, welche ihm im Monitorium des Legaten Landriano gemacht wären, zu erklären. Das Parlament von Tours protestirte in aller Form (appellèrent comme d'abus) gegen die Bullen des Nuntius; es erklärte diese für ärgerlich (scandaleuses), voll Truges (impostures) und geeignet, Rebellion zu erregen, und verurtheilte sie deshalb zur Verbrennung durch Henkers Hand. Auch lud es den Nuntius selbst vor und fertigte, als derselbe nicht erschien, einen Haftsbefehl gegen ihn aus. Zugleich wurde jeder Geistliche, welcher die Bullen des Legaten annehmen oder bekannt machen werde, für einen Hochverräther und seiner Pfründen verlustig erklärt. Auch die katholischen Geistlichen, von welchen Heinrich als König anerkannt worden war, erklärten sich in einer Versammlung zu Chartres gegen den unbedachtsamen Schritt des Legaten, indem sie den Ausspruch thaten, daß die von diesem verkündigten Bannflüche der Form und dem Wesen nach ungerecht wären, daß dieselben auf Ansuchen der Feinde Frankreichs erlassen worden wären, und daß sie weder für die Bischöfe, noch für die übrigen Katholiken, welche dem Könige anhingen, verbindlich sein könnten; doch forderten sie zugleich die Gläubigen auf, zu Gott zu beten, daß er das Herz des Königs erleuchte und ihn zur katholischen Kirche zurückführe. Die Bischöfe und Prälaten, welche zur Ligue gehörten, sowie das Pariser Parlament gaben dagegen ganz entgegengesetzte Befehle und ließen die Verordnungen der anderen Partei durch Henkers Hand verbrennen, so daß die Franzosen sich mit Decreten wie mit den Waffen bekriegten. Die Wuth der pariser Fanatiker überstieg jedes Maaß, ihre Geistlichen bezeichneten den König als den rothen Drachen der Apokalypse und einer derselben, Boucher, erklärte es für gottgefällig, den Hund von Bearn zu erwürgen. Die Masse wurde auf das Furchtbarste gegen die Politiker, d. h. gegen die Gemäßigten, aufgereizt; der Präsident des Parlaments, Brisson, wurde mit zwei Räthen verhaftet und im Gefängniß aufgehängt. Dieses Uebermaaß brachte jedoch insofern einen Umschlag hervor, als Mayenne im November die Bastille in seine Gewalt brachte und einigermaaßen Ordnung stiftete.

Der König hatte unterdessen bei den protestantischen Fürsten Deutsch-

lands Hülfe gesucht und deshalb Heinrich de la Tour d'Auvergne, Vicomte von Turenne nach England, Holland und Deutschland geschickt. Hier wurde er zwar lange aufgehalten, brachte aber zuletzt doch, namentlich mit Hülfe der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, mehr als 5000 Reiter und etwa 11,000 Mann Fußvolk zusammen. Um ihn für diesen Dienst zu belohnen, vermählte Heinrich ihn mit der Schwester und Erbin des Herzogs von Bouillon, wodurch er zugleich noch einen anderen Zweck erreichte. Turenne war nämlich in Perigord, Quercy und Limousin wegen der großen Anzahl von Vasallen, die er aufbieten konnte, fast unabhängiger Fürst, wurde aber durch jene Heirath aus den Besitzungen seiner Vorfahren entfernt, konnte im Kampfe gegen das Haus Lothringen, dem er benachbart ward, viel nützen, kam mit den Deutschen in unmittelbare Berührung und war im Besitze der Festung Sedan, welche damals sowie noch im 17. Jahrhundert für unüberwindlich galt. Ehe die von Turenne geworbenen Truppen auf französischem Boden erschienen, hatte Heinrich, trotz der zahlreicheren Kriegsmacht des unfähigen Mayenne, zuerst Chartres und dann unter den Augen des feindlichen Heeres auch Noyon genommen. Die Einnahme von Chartres war es besonders, was die Wuth der Liguisten in Paris aufregte. Sobald Heinrich im September 1591 die Nachricht erhielt, daß die deutschen Truppen sich der Grenze näherten, verlegte er sein Fußvolk in feste Plätze der Picardie und marschirte mit der Reiterei jenen entgegen. Wie groß damals die Verlegenheit des Fürsten war, welcher von seinen Landsleuten mit Recht als das Ideal eines Franzosen und eines christlichen, einfachen, angebeteten Regenten betrachtet wird, zeigt sich bei der Befriedigung der Habgier der deutschen Miethlinge und ihrer fürstlichen Führer. Er sah sich nämlich gleich nach der Hochzeit Turenne's genöthigt, den ganzen Schmuck der Neuvermählten zu borgen, um die Deutschen befriedigen zu können, welche sehr mürrisch waren, als sie das Geld nicht bereit liegen fanden, das man ihnen versprochen hatte. Uebrigens mußten jetzt die dem Könige trotzenden Fanatiker, da sie unter einander ganz zerfallen waren und da der Herzog von Mayenne mit dem jungen Herzoge von Guise, der eine Partei um sich vereinigt hatte und den die Fanatiker sehr begünstigten, in offener Feindschaft lebte, aufs Neue beim Herzoge von Parma Hülfe suchen, um sich gegen die jetzt sehr bedeutende Macht des Königs halten zu können.

Dies kam den empörten Niederländern und ihrem Oberhaupte, dem Prinzen Moritz von Oranien, sehr zu statten. Moritz hatte schon im Jahre 1590 die Entfernung des Herzogs von Parma vortrefflich benutzt, um mit Hülfe der Engländer Streifzüge nach Brabant und Flandern zu machen. Seine Macht erhöhte sich auch dadurch, daß er

nach dem Tode des Statthalters von Utrecht, Overyssel und Geldern diesem in Amt und Würde folgte. Im folgenden Jahre hatte der Geldmangel der Spanier und die Kränklichkeit des Herzogs dem Prinzen die Gelegenheit gewährt, bedeutendere Unternehmungen zu machen. Er eroberte nämlich damals in den Monaten Mai und Juni Zütphen und Deventer und vereinigte hierdurch die von den sieben Provinzen so lange getrennt gewesene Grafschaft Zütphen wieder mit denselben; auch nahm er die Festung Delfzyl am Dollart ein. Hierauf richtete er sich gegen Nymwegen. Der Herzog von Parma eilte mit seinem Heere herbei, um diesen wichtigen Platz zu retten, und belagerte die Schanze Knodseeburg, es kam zu Kämpfen, und Moritz behielt die Oberhand, was um so rühmlicher für ihn war, als er bei dieser Gelegenheit den berühmtesten, erfahrensten und vorsichtigsten General in Europa überlistete. Alexander hatte nämlich ganz gegen seine gewohnte ängstliche Behutsamkeit seine Reiterei ins Feld geschickt, Moritz lockte dieselbe durch eine verstellte Flucht bis zu einer Brücke, wo die Enge des Weges den Seinigen großen Vortheil gewährte, und die Feinde verloren dort eine Anzahl ihrer besten Officiere. Der große Feldherr verließ Nymwegen, von den Bürgern verhöhnt. Am Ende des Jahres 1591, als zu besorgen war, daß die Menschen und das Geld, welche Spanien zur Erhaltung der Unruhen in Frankreich aufgeboten hatte, ganz umsonst geopfert seien, erhielt Alexander von Philipp den ausdrücklichen Befehl, den Krieg in den Niederlanden nur vertheidigungsweise zu führen und ein neues Heer zu einem Zuge nach Frankreich zu sammeln. Während dieser Befehl vollzogen ward, reiste Alexander nach Spaa in das Bad und Moritz benutzte die Zeit seiner Abwesenheit, um den Spaniern noch einige Plätze wieder zu entreißen. Er gab sich das Ansehen, die Fortsetzung des Krieges mit seinem väterlichen Freund Oldenbarneveldt zu erörtern, setzte sich in dem Theile von Flandern fest, den man die Waes nennt, und eroberte nach kurzer Belagerung Hulst. Dann wandte er sich, nachdem er eine Brücke über die Waal geschlagen hatte, im Oktober gegen Nymwegen. Diese Stadt gerieth, da die Besatzung nicht stark und die Bürger der spanischen Herrschaft müde waren, nach einer Belagerung von sechs Tagen in die Gewalt des Prinzen; die Bürgerschaft, obwohl meist katholisch, zwang den Magistrat zur Uebergabe. Jetzt konnte Moritz nach dem Haag zurückkehren, wo er als Retter der Republik der sieben vereinigten Provinzen mit lauten Freudenbezeugungen aller Art empfangen wurde. Er konnte auch 1592 fortsetzen, was er im vorigen Jahre begonnen hatte, weil der Herzog von Parma zum zweiten Male nach Frankreich ziehen mußte.

Der kranke Herzog von Parma zog sehr ungern nach Frankreich, weil diejenigen, denen er zu Hülfe geschickt ward, unter einander in

Zwietracht gerathen waren. Mayenne, der in der Gegend von Soissons mit einem Heere lag, hatte fast allen Einfluß verloren; die spanische Partei sogar war unter sich zerfallen. Das nächste Ziel, welches Alexander von Parma bei seinem Zuge nach Frankreich hatte, war der Entsatz der Stadt Rouen, die seit dem November 1591 von Heinrich hart bedrängt wurde. Diese Stadt war bisher ein starkes Bollwerk der Ligue gewesen, zu welcher der größte Theil der Bürger gehörte. Ihre Besatzung ward von einem vortrefflichen General, Villars Brancas, befehligt, welcher die Festungswerke in guten Stand gesetzt und eine aus großen Schalupen bestehende Flotte unter einem guten Seemann auf der Seine aufgestellt hatte. Das Parlament zu Rouen, welches ebenso fanatisch war, als das Pariser, unterstützte den Commandanten in seinen Maaßregeln auf jede Weise. Auf Geheiß desselben wurde der Eid der Ligue erneut und bei Todesstrafe verboten, die geringste Verbindung mit Heinrich von Navarra zu unterhalten. Auch für die nöthigen Lebensmittel war Sorge getragen worden. Dessen ungeachtet herrschte schon Ende December 1591 ein solcher Mangel in Rouen, daß man der Erscheinung des Herzogs von Parma sehnlich harrte. Heinrich wurde im Anfang des nächsten Jahres durch englische und holländische Hülfstruppen verstärkt; die letzteren brachten Geschütz und Munition mit. Mayenne selbst kam zu Guise mit dem Herzog zusammen; auch päpstliche Truppen vereinigten sich mit ihnen. Doch rückten die Herzoge in sehr langsamem Zuge heran. Parma war ärgerlich über jenen Plan seines Königs, nach welchem die Stände Frankreichs sich versammeln sollten, um dessen Tochter, Clara Eugenia Isabella, welche Philipp nunmehr mit dem Herzog Ernst von Oestreich vermählen wollte, zur Königin zu erwählen. Der Herzog von Parma erkannte in diesem Plane ein Hirngespinnst der spanischen Agenten, welche den König irre leiteten; er durfte dies aber nicht laut werden lassen, so daß er seines Theiles mit Mayenne, welcher von dem, was hinter seinem Rücken betrieben wurde, vollständig unterrichtet war, gemeinschaftliche Sache machte. Das Project des spanischen Königs erzeugte bald Mißtrauen zwischen den beiden Feldherren und einen gegenseitigen Haß der Franzosen und Spanier. Dies war dann großentheils schuld an dem geringen Erfolge des Zuges; Rouen hatte bereits durch Mangel und durch den Feind Vieles gelitten. Heinrich zog mit einem Theile seiner Truppen den vereinigten Heeren Alexander's und Mayenne's entgegen, stürzte sich aber, als er bei Aumale diese traf, von ritterlichem Eifer getrieben, mit der Unvorsichtigkeit eines Husaren-Rittmeisters an der Spitze einer einzigen Schwadron auf die ganze Vorhut der feindlichen Macht. Er wurde in diesem Reitertreffen nicht nur verwundet, sondern dasselbe würde auch ganz verderblich

für ihn geworden sein, wenn nicht Alexander aus übertriebener Behutsamkeit versäumt hätte, den erlangten Vortheil zu benutzen.

Unterdessen hatte der Commandant von Rouen durch einen Ausfall den Belagerern wesentlich geschadet und Vorräthe in die Stadt geschafft. Alexander warf deshalb vorerst nur 800 Reiter in die Stadt und kehrte sogleich in die Picardie zurück. Im April ward er wieder gerufen und Villars erklärte ihm, daß, wenn er nicht am 21. April in der Nähe der Stadt sei, diese capituliren müsse. Alexander erschien hierauf am 20. vor Rouen und Heinrich hob jetzt die Belagerung auf, weil er zuerst die Rückkehr des Adels, welcher freiwillige Dienste leistete und auf seinen Lehengütern zerstreut war, erwarten mußte. Alexander zog dann triumphirend in Rouen ein. Hier sagte man ihm, daß er, wenn Rouen behauptet werden solle, auch den an sich unbedeutenden Ort Caudebec besetzen müsse. Er begann also die Belagerung dieses Ortes, und der Name Caudebec ward damals historisch merkwürdig, weil zwei große Feldherren dort ihre Talente gegen einander aufboten. Alexander wurde während der Belagerung von Caudebec am rechten Arm verwundet, nahm aber bald nachher die Stadt ein. Unmittelbar darauf machte er jedoch ein Versehen, welches von Heinrich sogleich benutzt ward, um ihn in große Verlegenheit zu bringen. Heinrich schloß nämlich den Herzog während der Genesung desselben in der von der Seine auf drei Seiten umflossenen Halbinsel Ceaux ein, auf welcher die Stadt Caudebec gelegen ist. Der Herzog gerieth dadurch um so mehr in Verlegenheit, da Heinrich's Heer, welches unterdessen die zurückkehrenden Vasallen verstärkt hatten, in seinem befestigten Lager nicht leicht anzugreifen war. Er rettete sich jedoch durch eine List aus seiner bedenklichen Lage. Nachdem er nämlich alle nöthigen Anstalten getroffen hatte, um über die Seine zu setzen, schickte er einen Theil seines Heeres zu einem Schein-Angriff auf Heinrich's Lager ab und benutzte, während die Feinde auf diese Weise getäuscht wurden, einen dicken Nebel, um, zum Erstaunen und zur Beschämung der Franzosen, sein Herr nebst dem Geschütze und dem Troß über die Seine zu setzen (16. Mai). Die Feinde folgten ihm zwar mit überlegener Macht nach; er gewann aber einige Märsche über sie. Er zog an Paris vorbei, damit seine Soldaten dort keinen Unfug verübten, ging bei St. Cloud wieder über die Seine und kehrte in die Niederlande zurück.

Dort hatte Prinz Moritz die Abwesenheit des Herzogs nicht unbenutzt gelassen und die zwei in jenen Zeiten wichtigen Festungen Steenwyk und Coevorden erobert. Alexander von Parma, der indessen zurückgekehrt war, konnte nicht selbst gegen ihn ziehen und schickte den tüchtigen Statthalter Verdugo mit einem kleinen Heer ab, um Coevorden zu entsetzen; aber Moritz besiegte denselben, was den Muth

der Seinigen um so mehr hob, als dies seit sechs Jahren der erste Sieg der unirten Staaten im offenen Feld war. Farnese, dessen Krankheit fortwährend zunahm, bat dringend um seine Entlassung, erhielt dieselbe aber nicht; er starb im December 1592 zu Arras. An seine Stelle ward von Philipp der Erzherzog Ernst von Oestreich ernannt. Bis zur Ankunft desselben sollte Graf Karl von Mansfeld die Verwaltung der Niederlande leiten; dieser mußte aber ebenso, wie vorher Alexander von Parma, auf Philipp's Befehl ein Heer nach Frankreich führen. Prinz Moritz eroberte Gertruydenberg nach einer Belagerung, die von Kennern der Taktik als meisterhaft bewundert wurde; er erwarb sich den Ruhm, die ganze Republik der sieben Provinzen von der Herrschaft der Spanier befreit zu haben. Zwar blieb Gröningen noch eine zeitlang in der Gewalt derselben; diese Stadt lag aber so weit von den andern Provinzen der Spanier entfernt, daß ihr Fall vorauszusehen war, und Moritz hatte andererseits auch auf dem linken Ufer der Maas und der Schelde festen Fuß gefaßt, indem er im Namen der Generalstaaten die flandrischen Städte Ostende, Axel und Hulst, sowie die brabantischen Städte Breda und Bergen op Zoom behauptete.

Der Abzug des Herzogs von Parma aus Frankreich, seine nachherige Krankheit und sein Tod waren für den König Heinrich vortheilhafter, als ein Sieg im Felde hätte sein können; denn die Franzosen merkten nach und nach, was König Philipp eigentlich beabsichtigte, und der Herzog von Mayenne fand rathsam, dem, was ihm von Seiten des jungen Herzogs von Guise drohte, dadurch auszuweichen, daß er sich Heinrich dem Vierten näherte. Die Unterhandlungen Mayenne's mit Heinrich wurden von Seiten des Letzteren durch du Plessis Mornay geführt, dessen Denkwürdigkeiten eine gute Quelle der Geschichte Frankreichs und der Niederlande in dieser Zeit sind. Sie führten freilich zu keinem Ziel; dagegen gelang es aber dem König Heinrich ganz wider Erwarten, mit einem Papste anzuknüpfen, der sich anfangs als seinen heftigen Feind bewiesen hatte und durch spanischen Einfluß Papst geworden war.

Nachdem sowohl Sixtus V., als auch seine beiden Nachfolger, Urban VIII., der nur 12 Tage regierte, und Gregor XIV., Beschützer der Ligue gewesen waren, und Philipp's Pläne in Betreff Frankreichs begünstigt hatten, wurde im Oktober 1591 nach Gregor's Tode durch spanischen Einfluß ein 73jähriger Kardinal, Facchinetti, zum Papst gewählt. Dieser nannte sich Innocenz IX. und begann seine Regierung damit, daß er der Ligue monatlich 50,000 Scudi versprach und den Herzog von Parma ermunterte, sich für Philipp's Sache aufzuopfern. Er starb noch in demselben Jahre, und an seine Stelle wurde am 30. Januar 1592 der Kardinal Aldobrandini

gewählt, welcher den Namen Clemens VIII. annahm. Dieser Mann war ebenso sehr durch seinen Lebenswandel, als durch seine Geistesbildung, Gelehrsamkeit und Geschäftstüchtigkeit ausgezeichnet, und wenn er gleich anfangs in Betreff der französischen Angelegenheiten in die Spuren seiner Vorgänger trat, so war er doch ein zu guter Geschäftsmann, um nicht den französischen Geistlichen und Laien Gehör zu geben, welche ihm riethen, Heinrich IV. in den Schooß der Kirche zurückzubringen, weil dies das beste Mittel sei, auch dessen Fürsten, Grafen und Barone katholisch zu machen. Eine seiner ersten Maaßregeln bestand indessen darin, daß er öffentlich erklärte, Heinrich IV. dürfe und könne nicht König von Frankreich werden. Zugleich versprach er der Ligue eine Unterstützung an Geld, und forderte die Gläubigen in Frankreich auf, mit Uebergehung des Königs von Navarra einen anderen König zu wählen. Dadurch wurde große Unzufriedenheit in Frankreich hervorgerufen. Diejenigen Katholiken, welche dem König Heinrich anhingen, und unter denen auch viele Bischöfe waren, erlaubten sich sogar leise Drohungen gegen den Papst. Man machte diesem besonders den Vorwurf, er nehme gar keine Rücksicht darauf, daß Heinrich sich wirklich in der katholischen Lehre unterrichten lasse, und daß die spanische Politik den unseligen Zustand Frankreichs zu benutzen suche, um entweder einen Verwandten des spanischen Königs oder doch einen Clienten desselben auf den französischen Thron zu bringen. Wir kennen bereits Philipp's Plan, nach welchem Erzherzog Ernst mit Philipp's Tochter, Clara Eugenia Isabella, vermählt und demselben das Königreich Frankreich überlassen werden sollte. Um die Frage zur Entscheidung zu bringen, wurde auf Verlangen des spanischen Gesandten und auf Betreiben des päpstlichen Legaten Philipp Sega, welcher bei allen Scandalen der Ligue eine Rolle gespielt hatte, durch den Herzog von Mayenne eine allgemeine Ständeversammlung auf den Januar 1593 nach Paris berufen. Am Schlusse des Berufungs-Edictes sprach Mayenne ausdrücklich aus, er wünsche, daß auch die Katholiken von Heinrich's Partei sich dabei einfinden möchten. Heinrich erlaubte auf den Rath staatskluger Männer wirklich, daß die Prinzen, Prälaten, Barone und Herren seiner Partei sich erboten, zwar nicht in Paris zu erscheinen, aber doch mit Abgeordneten der Pariser Stände in einem nahe gelegenen Ort eine Conferenz abzuhalten. Diese Erlaubniß gab Heinrich jedoch nur nach einer feierlichen Protestation gegen die Gültigkeit der durch den Herzog von Mayenne berufenen Stände, sowie gegen Alles, was auf der Versammlung einseitig möchte beschlossen werden.

Die Verhandlungen dieser Stände, die pedantischen Reden der Deputirten und ihre Protestationen und Gegenprotestationen haben

den Verfassern der Satyre Menippée reichlichen Stoff zu beißendem Spott gegeben. Erst Ende April ward man, so sehr auch der spanische Gesandte und der päpstliche Legat sich dagegen anstrengten, darüber einig, daß mit den königlich Gesinnten in dem zwei Stunden von Paris entfernten Dorfe Surene eine Conferenz gehalten werden sollte. Als diese Conferenz am 29. April begann, hatte glücklicher Weise bereits der spanische Gesandte, der Herzog von Feria, in der Pariser Ständeversammlung sogar den lächerlichsten aller Fanatiker, den Kardinal von Pellevé, geschweige denn die anderen Franzosen, durch seine spanischen Prahlereien beleidigt. Die Conferenz blieb bis zum 16. Mai ohne Ergebniß, weil der Erzbischof von Lyon, welcher im Namen der Liguisten das Wort führte, immer darauf bestand, es dürfe nur ein katholischer König gewählt werden, und dagegen die Abgeordneten Heinrich's dessen Erbrecht vertheidigten. An der Spitze der Letzteren stand der Erzbischof von Bourges und zu ihnen gehörte der berühmte Geschichtschreiber de Thou. Als endlich am 16. Mai der Erzbischof von Lyon auf's Neue einen katholischen König verlangte, verlas der Erzbischof von Bourges eine schriftliche Erklärung Heinrich's, in welcher dieser aussprach, er stehe im Begriff, zum alten Glauben zurückzukehren, und lasse sich schon gegenwärtig in demselben unterrichten. Er habe, hieß es weiter, zu diesem Zwecke schon die besten Theologen nach Mantes an der Seine entboten und lade die Bischöfe ein, dieselben in ihrem guten Werke zu unterstützen. Nach der Verlesung dieser Erklärung machte der Erzbischof von Bourges den Gliedern der Ligue den Vorschlag, mit Heinrich auf der Grundlage seines Uebertrittes zur katholischen Kirche zu unterhandeln, unter der Voraussetzung, daß, wenn Heinrich sich nicht bekehren werde, Alles nichtig sein solle. Die Deputirten der Ligue geriethen dadurch in Verlegenheit; sie erklärten, sie müßten erst die Pariser und besonders den Legaten um Rath fragen, wollten aber doch keine Abschrift der königlichen Erklärung und des von dem Erzbischof von Bourges gemachten Vorschlages mitnehmen. Der Parlaments-Präsident, Jean le Maitre, jedoch ließ sich insgeheim eine Abschrift geben, sorgte für ihre Vervielfältigung und verbreitete sie in der Stadt.

Die Spanier hatten damals nicht nur eine Garnison in Paris, sondern es befanden sich daselbst auch drei spanische Gesandte, und die großen Summen, welche Philipp thörichter Weise austheilen ließ, unterhielten die Aufregung im Volke. Auch ward der Legat des Papstes, Philipp Sega, von Spanien bezahlt. Dieser Legat wagte es, selbst die von Heinrich's Freunden angebotene Bedingung des Uebertritts zu verschmähen. Er erließ ein Manifest (edictum), in welchem Heinrich ein zweimal abtrünniger Ketzer (haereticus relapsus), dessen Sache

dem Papste allein vorbehalten bleiben müsse, genannt und zugleich Alles, was die französischen Prälaten etwa in der Sache thun würden, für nichtig und ungültig erklärt wurde. Philipp Sega und andere Fanatiker bewirkten auch, daß von allen Kanzeln herab gegen den möglichen Frieden getobt wurde, und daß man dem Volke predigte, die vorgebliche Bekehrung Heinrich's sei nur ein Trug, um die Krone zu erlangen und dann die Religion wieder zu verläugnen. Dreimal war damals schon der römisch-spanischen Partei der Vorschlag erneuert worden, die Tochter Philipp's zur Nachfolgerin im Reiche erklären zu lassen. Dadurch wurden die Franzosen und besonders Mayenne heftig gereizt. Man brachte das salische Gesetz, nach welchem die Weiber vom Throne ausgeschlossen waren, in Erinnerung, und zuletzt erklärte sich sogar das Pariser Parlament gegen das päpstliche Treiben. Dieses Parlament erließ am 28. Juni 1593 das berühmte Decret, welches dem Präsidenten le Maitre befahl, sich mit einer hinreichenden Anzahl von Parlaments-Räthen zum Herzoge von Mayenne, als dem Generalstatthalter des Reiches, zu begeben und in Gegenwart der zusammengerufenen Prinzen und Herren ihn aufzufordern, daß er als Oberhaupt des Reiches feste und sichere Maaßregeln ergreife, damit nicht unter dem Vorwande der Religion ein fremdes Haus auf den französischen Thron gebracht und ein dahin zielender Vertrag geschlossen werde. Zugleich erklärte das Parlament jede diesem entgegenstehende Verabredung oder Uebereinkunft im Voraus für nichtig und ungültig. Der Herzog stellte sich, als ihm dies Alles verkündigt wurde, sehr unwillig, und erklärte den vom Parlament gefaßten Beschluß für einen Eingriff in seine Rechte und für eine persönliche Beleidigung. Er drohte, den Beschluß des Parlaments zu kassiren; die Festigkeit des Präsidenten und der Mitglieder brachte ihn aber zur Ruhe. Nun machte der Herzog von Feria einen letzten Versuch, indem er erklärte, die Infantin solle mit dem Herzog von Guise, also einem Franzosen, vermählt werden, sobald dieser von den Ständen zum König gewählt sei. Mayenne brachte diesen Vorschlag zur Kenntniß der Versammlung, bezeichnete aber die Durchführung als schwierig und den Abschluß eines Waffenstillstandes mit Heinrich als wünschenswerth (22. Juli).

Bereits am 9. Juli hatte der König eine Anzahl katholischer Theologen, Bischöfe und Prälaten um sich versammelt und nach mehrtägiger Unterhandlung mit ihnen, seinen Entschluß ausgesprochen, der protestantischen Religion zu entsagen, obgleich auch jetzt noch der Legat sich Mühe gab, die Aussöhnung desselben mit der Kirche zu verhindern. Der Letztere nahm es den bisher dem Könige feindlichen Geistlichen sehr übel, daß sie sich an denselben angeschlossen hatten; er verhängte sogar über einen derselben einen Kriminal-Prozeß, vor dessen Folgen

sich dieser nur durch eine schleunige Flucht zum Könige retten konnte. Die um Heinrich versammelten Geistlichen, welche die Tücke des Legaten, der Spanier und des Herzogs von Mayenne erkannt hatten, verkündigten indessen ihre Bereitwilligkeit, den König in den Schoß der Kirche wieder aufzunehmen, wenn er nur verspreche, sich mit dem Papste abzufinden. Am 18. Juli wohnte er zum letzten Mal dem protestantischen Gottesdienst in Mantes bei; am 23. erklärte er dem Erzbischof von Bourges und anderen Prälaten seines Anhanges, er sei vollständig belehrt, namentlich über das Abendmahl, und wünsche in die katholische Kirche aufgenommen zu werden. Diese ließen für die feierliche Handlung großartige Anstalten machen, und zwar, da Paris nicht in Heinrich's Gewalt war, zu St. Denis. Auch gegen diese von den katholischen Prälaten versprochene Aussöhnung Heinrich's mit der Kirche protestirte der Legat. Er beschwor die Prälaten, keine Kirchenspaltung (schisma) zu veranlassen, und ertheilte ihnen, wie er sich ausdrückte, aus schuldiger christlicher Liebe die Warnung, daß sie, im Fall seine Vorstellungen kein Gehör fänden, sich kirchliche Strafen, namentlich den Verlust ihrer Titel, Würden und Pfründen, zuziehen würden. Auch der Herzog von Mayenne ließ befehlen, daß am Tage der Lossprechung Heinrich's Niemand aus der Stadt Paris gelassen werden solle. Sein Gebot wurde aber ebenso wenig beachtet als die Drohungen des Legaten. Der König unterzeichnete ein Glaubensbekenntniß und schwur dem römischen Stuhl denselben Gehorsam, den seine Vorfahren geleistet hätten; auch übernahm er die Verpflichtung, baldmöglichst sich an den Papst selbst zu wenden. Am 25. Juli 1593 nahm der Erzbischof von Bourges die feierliche Ceremonie der Zurückführung des Königs in den Schoß der Kirche vor; die Pariser strömten allen Polizei-Maaßregeln des Herzogs zum Trotz nach St. Denis hinaus, um derselben beizuwohnen. Unmittelbar darauf schloß Mayenne den bereits vorgeschlagenen Waffenstillstand wirklich auf drei Monate vom 1. August an ab; Adel und Bürgerstand hatten ihre Einwilligung gegeben; die Geistlichkeit erklärte, mit einem vom Papst noch nicht absolvirten Fürsten keinen Vergleich eingehen zu können. Der König setzte unter den Stillstandsvertrag nur den Namen Heinrich, Mayenne unterzeichnete als „Karl von Lothringen."

Der König hatte schon zur Zeit der Conferenzen, welche zwischen seinen Anhängern und den in Paris versammelten Ständen gehalten worden waren, eine Gesandtschaft nach Italien geschickt, um unmittelbar mit dem Papste zu unterhandeln; seinen Gesandten war aber damals nicht erlaubt worden, nach Rom zu kommen. Jetzt schickte er auf's Neue drei Gesandte, Ludwig Gonzaga, Herzog von Nevers, den Bischof von Mans und den Dechanten der Pariser Hauptkirche, nach

Rom. Diese sollten mit dem Papste die geistlichen Angelegenheiten ins Reine bringen; als weltlicher Bevollmächtigter aber war Brochard de Clielle, ein katholischer Edelmann von Heinrich's Partei, ihnen voraus geschickt worden. Zu gleicher Zeit sandte der Herzog von Mayenne den Cardinal Joyeuse nach Rom, um den Papst zu bewegen, daß er die durch den Erzbischof von Bourges ertheilte Absolution nicht anerkenne noch bestätige. Anfangs gestattete Clemens VIII., welcher ganz in den Händen der Spanier war, dem Herzoge von Nevers nicht einmal, nach Rom zu kommen; zuletzt erhielt der Herzog zwar die Erlaubniß dazu, aber blos als Privatmann und nur auf zehn Tage, sowie unter der Bedingung, daß er mit keinem der Kardinäle über die französischen Angelegenheiten rede. Der Herzog kam im December nach Rom. Clemens blieb fest und erklärte sich sehr bestimmt gegen jeden Frieden mit Heinrich, obgleich er jetzt gar keinen Grund mehr hatte, diesem zu zürnen und viele Kardinäle für die Aussöhnung waren. Gleichzeitig hatte Heinrich lange Verhandlungen mit seinen ehemaligen Glaubensgenossen, deren Anhänglichkeit er doch noch sehr bedurfte; er empfing am Schlusse des Jahres eine Deputation derselben und schwur ihnen zu, die früher zu ihren Gunsten erlassenen Edicte aufrecht zu erhalten. Diejenigen freilich, welchen die Messe ein Baalsdienst war, schmollten standhaft.

Um diese Zeit schickte der König von Spanien ein Heer nach Frankreich, um zu verhindern, daß Mayenne ganz in Ohnmacht gerathe und die Pariser von ihrem Könige zur Unterwerfung gezwungen würden, nachdem schon vorher, weil Philipp's Anhang sich auflöste, der Waffenstillstand um zwei Monate verlängert worden war. Philipp hatte seit dem Tode des Herzogs von Parma seine Gunst den Brüdern des Kaisers Rudolf II., die seit Abschluß seiner vierten Ehe seine Schwäger waren, zugewendet. Von den acht Brüdern Rudolf's waren damals nur noch vier am Leben, von welchen einer, der nachherige Kaiser Mathias, uns bereits in der Geschichte des Abfalles der Niederlande bekannt geworden ist. Dieser war wegen der Rolle, welche er in den Niederlanden gespielt hatte, dem Könige von Spanien tödtlich verhaßt. Dagegen standen zwei seiner Brüder, Ernst und Albrecht, von denen der Letztere schon lange in Spanien lebte, bei Philipp in hoher Gunst und wurden von ihm nach einander für die Niederlande bestimmt. Da Albrecht von Philipp zum Erzbischof von Toledo und vom Papste zum Kardinal gemacht worden war, so erkor Philipp zuerst den Erzherzog Ernst für die Ausführung der von ihm entworfenen Pläne. Er wollte diesen mit seiner Tochter Clara Eugenia Isabella vermählen, und ernannte ihn beim Tode Alexander's von Parma zum Statthalter der Niederlande; wie wir gesehen haben, hoffte er auch eine zeitlang, ihn

zum Könige von Frankreich machen zu können. Ernst war aber wegen seines milden, ja schwachsinnigen Wesens zu keinem ernsten Geschäfte zu gebrauchen. Philipp zog daher später dessen Bruder Albrecht hervor, welcher, obgleich Erzbischof von Toledo, doch nie die Priesterweihen erhalten hatte und, obgleich Kardinal, doch die Erlaubniß zum Heirathen leicht erlangte.

Ernst war, als der Herzog von Parma starb, in den Niederlanden nicht anwesend und es war daher der Graf von Mansfeld zu dessen Stellvertreter ernannt worden. Mansfeld erhielt jedoch nicht einmal die eigentliche Leitung der Geschäfte und des Krieges, weil Philipp auch damals wie immer durch seinen autokratischen Eigensinn die besten Maaßregeln seiner ausgezeichneten Diener und Beamten verdarb. Da in der Uebereinkunft mit den Wallonen ausgemacht war, daß kein Spanier im eigentlichen Regentschaftsrath sitzen dürfe, so schob Philipp den Grafen nur vor und bestellte einen besonderen Kriegsrath. In diesem Rathe waren neben dem Vorsitzer desselben, Pedro Henriquez, Grafen von Fuentes, noch andere Spanier, welche Philipp ausdrücklich in die Niederlande geschickt hatte, um Mansfeld zu beobachten. Fuentes, ein seines Herrn würdiger Diener, erließ gleich anfangs ganz unmenschliche Befehle; namentlich sollte kein Pardon mehr gegeben und kein Gefangener mehr ausgewechselt, auch dem Feind keine Contribution mehr gezahlt werden. Diese zum Theil ganz unsinnigen Befehle riefen, als man sie auszuführen begann, so grausame Vergeltungs-Maaßregeln hervor, daß sie schnell wieder zurückgenommen werden mußten. Während Fuentes den einen Theil der Niederländer durch die ihren Landsleuten zugefügte Behandlung erbitterte, zog Philipp zum dritten Male seine Truppen von dem Kriegsschauplatze hinweg, wo sie gerade damals am nöthigsten waren; denn er hoffte noch immer den Krieg in Frankreich unterhalten zu können, obgleich er damals schon den Gedanken aufgegeben hatte, seine Tochter mit Ernst zu vermählen und diesem Paare den französischen Thron zu verschaffen.

In Rom hatte unterdessen Heinrich IV., trotz aller Gegenbemühungen des Kardinal-Legaten zu Paris, der gesammten Ligue und des Herzogs von Mayenne, durch seinen Agenten, den Herrn von Clielle, welcher dort anfangs eben so wenig, wie der Herzog von Nevers, hatte vorkommen können, den ersten Schritt zur Anknüpfung von Unterhandlungen mit dem Papste gethan. Clielle hatte nämlich in dem zu Rom lebenden Franzosen Armand von Ossat einen Mann gefunden, welcher Talent und Patriotismus genug besaß, um dem Papst über die eigentlichen Absichten Philipp's mit Frankreich und über den Zweck der Häupter der Ligue die Augen zu öffnen. Dies bewirkte Ossat dadurch, daß er alle Flugschriften, welche von der spanischen Partei und

der Ligue in Rom verbreitet wurden, widerlegte und seine Widerlegungen dem Papste in die Hände spielte. Er wußte insgeheim Zutritt zum Papste zu erhalten, setzte demselben die Lage der französischen Angelegenheiten aus einander und erwirkte endlich eine Audienz für den Herrn von Clielle, welcher einen Brief seines Königs zu übergeben hatte. Clemens wollte freilich von einem König Heinrich nicht reden hören und auch den Brief desselben nicht annehmen; der Herr von Clielle legte diesen aber im päpstlichen Kabinet nieder und der Inhalt gelangte trotz der Sprödigkeit des Papstes zu dessen Kunde. Die Kardinäle waren sehr unwillig geworden, daß der Papst eine so wichtige Angelegenheit für sich allein oder mit den spanischen und liguistischen Prälaten, ohne die Kirche oder mit andern Worten ohne sie, ausmachen wolle; Clemens sprach sich daher in einem Consistorium sehr heftig und unartig gegen diese sich ihm aufdringende Kirche aus.

In den Niederlanden verschaffte Philipp der Republik der sieben vereinigten Provinzen dadurch, daß er 1594 und 1595 seine Aufmerksamkeit, seine Streitkräfte und sein Geld auf die französischen Angelegenheiten richtete, die Möglichkeit, sich vollends zu einer europäischen Hauptmacht zu erheben. Im Juni 1593 hatte Moritz von Nassau Gertruydenberg genommen, während Philipp seine Truppen großentheils in Frankreich verweilen ließ. Im folgenden Jahre beging Philipp denselben Fehler. Er befahl nämlich dem Erzherzog Ernst, welcher endlich in den Niederlanden angekommen war, seinen seitherigen Stellvertreter, den Grafen von Mansfeld, in die Picardie zu schicken, um dem hart bedrängten Herzoge von Mayenne und der Stadt Paris Hülfe zu leisten. Mansfeld zog mit 12,000 Mann gegen La Capelle und eroberte diese Stadt, ehe Heinrich ihr zu Hülfe hatte eilen können. Nachher vereinigte er sich mit dem Herzoge von Mayenne, welchen Philipp auf die Nachricht, daß derselbe im Begriffe stehe, sich mit Heinrich auszusöhnen, durch die Ueberlassung des Oberbefehles festzuhalten gesucht hatte. Die Spanier nahmen hierauf an dem Kampfe Theil, welchen Mayenne vergebens zum Entsatze der durch Heinrich belagerten Stadt Laon führte, und dessen weiter unten ausführlicher gedacht werden wird. Während Mansfeld mit seinen Truppen in Frankreich war, entriß Moritz von Nassau dem König Philipp wieder eines der Hauptbollwerke der Niederlande. Dieses war die Stadt Gröningen, welche nicht allein eine bedeutende Festung war, sondern auch als ein Hauptbestandtheil der ursprünglichen Republik der sieben Provinzen nothwendiger Weise zur Gesammtheit derselben gehörte. Gröningen ward von 3000 Bürgern unter dem Spanier Verdugo vertheidigt. Es hatte zwar außerdem noch eine aus 1000 Wallonen und Spaniern bestehende Besatzung, mit deren Hülfe die Bürger der Stadt ihre pro-

testantischen Mitbürger unterdrückt hielten; diese Soldaten waren aber nicht in die Stadt selbst eingelassen, sondern in den Vorstädten einquartirt worden, wo sie sich ihrer Raubsucht und ihren Leidenschaften überließen, weil sie schlecht bezahlt wurden und weil unter dem aus geworbenem Gesindel bestehenden spanischen Heere seit Alexander Farnese's Tod alle Kriegszucht aufgehört hatte. Moritz belagerte, unterstützt von seinem Vetter, dem Grafen Wilhelm von Nassau, die Stadt Gröningen, und Verdugo, welcher bald erkannte, daß er an der Spitze der katholischen Bürger die weit zahlreicheren protestantischen nicht mehr lange werde niederhalten können, verließ die Festung. Die Katholiken wehrten sich zwar auch nachher noch; sie sahen sich aber, nachdem die Belagerung zwei Monate gedauert hatte, am 22. Juli 1594 genöthigt, dem Prinzen die Thore zu öffnen. Die Stadt Gröningen erhielt hierauf ihre Stelle unter den sieben vereinigten Provinzen wieder, und Graf Wilhelm wurde zum Statthalter derselben ernannt. Nach der Eroberung von Gröningen unterstützte und förderte Moritz die unruhigen Bewegungen unter den Miethstruppen in Brabant, um dem Oberbefehlshaber der Spanier jedes Unternehmen unmöglich zu machen. Die italienischen Söldner waren nämlich wegen schlechter Bezahlung unzufrieden und hatten eine Vereinigung geschlossen, die den sonderbaren Titel „italienische Republik" annahm; Moritz unterstützte sie und gönnte ihnen sogar den Aufenthalt bei Breda, von wo sie mit den Spaniern unterhandelten. An der Spitze der Letzteren stand seit den ersten Monaten des Jahres 1595 der Graf von Fuentes; denn Erzherzog Ernst war am 20. Februar gestorben und sein Bruder Albrecht, welchen nunmehr Philipp mit seiner Tochter vermählen wollte, sollte die Statthalterschaft in den Niederlanden erst dann antreten, wenn er vom Papste die doppelte Dispensation, deren er als Kardinal und als Verwandter jener Prinzessin bedurfte, erhalten hätte. Fuentes, dem es an Tüchtigkeit nicht fehlte, wurde während des ganzen Jahres 1595 durch die Meutereien aller seiner Truppen, sogar der Wallonen, durch Geldmangel und zuletzt noch durch eine neue Wendung der Dinge in Frankreich verhindert, den Niederländern wesentlich zu schaden.

Heinrich IV. hatte am 27. December 1593 ein Edict erlassen, worin er Allen, die binnen einem Monat ihm Gehorsam leisten würden, volle Amnestie und den Fortbesitz ihrer Güter und Aemter zusagte. Er hatte dadurch erlangt, daß Lyon, Orleans, das Parlament von Aix und fast die ganze Picardie, sowie viele Landherren, unter ihnen der Herr von Villeroi, ihm huldigten. Freilich mußte er einzelnen Städten, wie Meaux, die vollständige Ausschließung des reformirten Cultus, anderen, wie Bourges und Orleans, eine starke Einschränkung des-

selben zugestehen. Reims und Paris waren jedoch noch immer in den Händen der Fanatiker. Da die erstere Stadt sich noch in der Gewalt des Herzogs von Guise als Gouverneurs der Champagne befand, so ließ sich Heinrich am 28. Februar 1594 in Chartres krönen und salben. In Paris verhinderten Spanien und die Ligue die Aussöhnung der Bürger mit dem Könige, indem sie sich auf den Umstand stützten, daß dieser noch nicht mit dem Papste ausgesöhnt sei. Heinrich wollte die Hauptstadt des Reiches nicht gern als eine feindliche Festung behandeln, sondern suchte ohne Blutvergießen sich in den Besitz derselben zu setzen. Er benutzte, um dies zu erreichen, die Abneigung der eigentlichen Bürgerschaft und des Parlaments von Paris gegen die Spanier, welche der Herzog von Mayenne in die Stadt gelegt hatte, sowie die Käuflichkeit des Commandanten von Paris. Commandant von Paris war zuerst der Marquis von Belin gewesen; der Herzog von Mayenne hatte aber in Erfahrung gebracht, daß dieser und das Parlament nicht abgeneigt wären, mit Heinrich zu unterhandeln, und deshalb den Marquis ohne Weiteres abgesetzt. Dieser Schritt hatte das Parlament und denjenigen Theil der Bürgerschaft, welcher des liguistischen Unfuges müde war, erbittert, und man hatte dem Herzoge heftige Vorwürfe darüber gemacht, weil er bei seiner Ernennung zum Generalstatthalter des Reiches versprochen habe, nichts zu thun, ohne vorher das Parlament gefragt zu haben. Mayenne hatte darauf die strengsten und härtesten Maaßregeln ergriffen. Er hatte noch mehr Spanier in die Stadt gebracht und diese dann von Streifwachen durchziehen, sowie überall durch militärische Posten bewachen lassen; er hatte sogar die furchtbare Demagogie der Proletarier oder der Sechszehn, die er selbst vorher mit der größten Grausamkeit auszurotten gesucht hatte, wieder emporgehoben und an den Haufen, der die Bürger in Schrecken halten sollte, Getreide ausgetheilt, welches mit spanischem Gelde gekauft worden war. Außerdem hatte er, um ganz sicher zu sein, zum Commandanten der Stadt einen Mann ernannt, von welchem Sully in seinen Denkwürdigkeiten sagt, daß er Paris zur Republik habe machen wollen.

Dieser Mann war Karl von Cossé, Graf von Brissac. Er begann im Einverständniß mit dem Präsidenten des Parlaments, Le Maitre, und dem prévôt des marchands, L'Huillier, sogleich insgeheim mit Heinrich nicht sowohl zu unterhandeln, als vielmehr darüber zu verhandeln, welche Vortheile der König ihm und seinen Freunden gewähren solle, wenn sie demselben den Besitz der Hauptstadt verschafften. Die Mutter des Herzogs von Mayenne entdeckte Brissac's Absichten und gab ihrem Sohne Nachricht; dieser aber, welcher selbst nicht ganz abgeneigt war, sich mit Heinrich abzufinden, achtete auf den Rath der Mutter nicht und verließ gerade im entscheidenden Augenblicke Paris,

um sich bei Soissons mit den Spaniern zu verbinden, welche Mansfeld ihm zuführte. Nach seiner Entfernung war die Stadt ganz in der Gewalt der Spanier und des fanatisirten Pöbels, der von allen Kanzeln herab gegen den König aufgeregt wurde. Dies ließ die wildesten Ausschweifungen befürchten und es war deshalb ein Glück, daß Brissac sich lieber dem Könige, als den Spaniern verkaufte. Heinrich schloß mit ihm einen förmlichen Vertrag, in welchem er ihm selbst den Marschallstab und 100,000 Thaler nebst einem Jahrgelde zusicherte, den Parisern aber eine Amnestie versprach, von der nur die Räuber und Mörder ausgenommen sein sollten. Alle Privilegien wurden bestätigt und der reformirte Gottesdienst, dem Friedensedict von 1577 gemäß, auf 10 Meilen im Umfange der Stadt verboten. Der Prévôt des marchands, welcher die erste Aufforderung des Grafen Brissac mit einem bitteren Witze erwidert haben soll*), wurde nachher durch das Versprechen gewonnen, daß er Präsident der Rechnungskammer werden solle. Auch andere Mitglieder des Stadtrathes erhielten Vortheile zugesichert. Den Spaniern endlich, die sich hätten widersetzen können, sollte freier Abzug gestattet werden. Nachdem man mit dem Magistrat einig geworden war, wurden am 18. März 1594 alle Obersten und Hauptleute der Bürgerwehr in l'Huillier's Hause versammelt, wo ihnen dann Weisung gegeben ward, wie sie in jedem Falle sich zu verhalten hätten; denn seitdem der Herzog von Mayenne die Macht der fanatischen Republik der Sechszehn gebrochen und gegen die Glieder derselben furchtbar gewüthet hatte, waren alle Posten von der eigentlichen Bürgerschaft besetzt worden.

Am 21. März 1594 rückte Heinrich's Heer ganz in der Stille heran, um die Stadt zu besetzen. Brissac selbst kam am anderen Morgen um vier Uhr den königlichen Truppen entgegen und ließ ihnen die Schlagbäume und drei Thore öffnen. Sie zogen ganz ruhig in die Stadt ein, marschirten in geschlossenen Reihen in das Innere derselben, besetzten die Plätze und Kreuzstraßen und fanden nur an einem einzigen Wachthause der Spanier Widerstand. Als sich weiter Niemand regte, zog auch der König selbst ein; umgeben von einer großen Schaar Edelleute, nahm er am Thor die Schlüssel der Stadt in Empfang und begab sich nach Notredame, um eine Messe und das Tedeum anzuhören. Als er unter allgemeinem Glockenläuten die Kirche verließ, wurde er von der zahllosen Menge mit Jubel empfangen. Mittags hielt er im Louvre offene Tafel und am Nachmittag waren alle Läden offen und alle Werkstätten im Gang. Heinrich gab vom ersten Augenblicke seiner

*) Als ihm Brissac zugerufen: Il faut rendre à César ce qui appartient à César, soll l'Huillier geantwortet haben: Il faut le lui rendre, mais ne pas le lui vendre.

Ankunft an unzählige Beweise seiner edeln Gesinnung und seiner Bearnischen Gutmüthigkeit. Er ließ den Herzoginnen von Nemours und von Montpensier, welche Alles gegen ihn aufgeregt hatten, freundliche Botschaft überbringen, und lud den Legaten des Papstes zu sich ein, zeigte aber nicht den geringsten Unwillen, als dieser nicht erschien. Auch erfüllte er ganz genau die im Vertrage mit Brissac festgesetzten Bedingungen, von welchen eine darin bestand, daß den in Paris liegenden Spaniern ein ehrenvoller Abzug gewährt werde. Diese verließen 4000 Mann stark Paris noch an demselben Tage, an welchem Heinrich einzog. Feria und die andern bei der Ligue accreditirten Spanier folgten ihnen ungehindert, an sie schlossen sich etwa 50 Mönche und Prediger. Die Bastille wurde nach wenigen Tagen von ihrem Befehlshaber übergeben. Die Pariser theologische Fakultät erklärte am 22. April Heinrich IV. für den echten König, obwohl die Feinde des Staates bisher verhindert hätten, daß der heilige Stuhl ihn als ältesten Sohn der Kirche anerkenne. Auch andere verständige Geistliche fügten sich; die Jesuiten, Mönche und Fanatiker dagegen fuhren fort, auf den Kanzeln gegen Heinrich zu schimpfen, weil er noch nicht mit dem Papste ausgesöhnt war. Dessenungeachtet weigerte sich Heinrich, sie zu verfolgen. Alle ohne Unterschied, selbst die Verbannten, erfuhren seine Gnade. Heinrich erhielt deshalb auch in dieser Zeit den Beinamen des Großen, also nicht wegen seiner Eroberungen, seiner Kriegsthaten und seiner monarchischen Verschwendung, sondern wegen seiner Herzensgüte und wegen der Treue, mit welcher er die Pflichten eines Regenten gegen sein Volk erfüllte.

Der Herzog von Mayenne hätte gern gleich nach dem Abfalle der Stadt Paris die Bedingungen angenommen, die ihm Heinrich anbot; er war aber durch seine Verpflichtung gegen den Papst und durch seinen Bund mit dem spanischen Könige gefesselt und zog deshalb mit dem Grafen Mansfeld und den Spaniern nach Laon, das Heinrich seit Ende Mai belagerte. Mayenne war jedoch weder Feldherr noch Staatsmann, während sein Gegner nicht nur Beides war, sondern auch durch den Herzog von Longueville und durch Biron, den er zum Marschall ernannt hatte, in seinen kriegerischen Bewegungen meisterhaft unterstützt wurde. Der Kampf, welchen damals Heinrich gegen die Uebermacht der Spanier und der Ligue führte, hat ganz besonders seinen Feldherrn-Ruhm begründet. Er war nach manchen gefährlichen Gefechten glücklich genug, dem feindlichen Heere die Zufuhr abzuschneiden und den Grafen von Mansfeld zum Aufgeben des Entsatzes der Stadt zu nöthigen. Der Letztere führte jedoch den sehr schwierigen Rückzug, welcher unter den Augen des Feindes gemacht werden mußte, meisterhaft aus und war dabei einer der Letzten unter den Anführern des Nachtrabes, so daß der Kampf um Laon ihm nicht geringeren Ruhm erwarb, als

seinem Gegner. Am 22. Juli 1594 ergab Laon sich durch Capitulation. Bei der Besitznahme dieser Stadt zeigte sich ebenso, wie bei jeder andern Gelegenheit, die freundliche Gutmüthigkeit und joviale Gesinnung des treuherzigen Bearner's im glänzendsten Lichte. Chateau-Thierry, Noyon, Beauvais und Cambray folgten daher sogleich dem Beispiele von Laon. Amiens hatte schon während der Belagerung dieser Stadt den Herzog von Aumale vertrieben und ihre Thore dem König geöffnet, worauf ihr Fortbestand ihrer Freiheiten und Ausschluß des reformirten Cultus zugesagt wurde. Ebenso suchte jetzt der Herzog von Lothringen die Aussöhnung mit dem Könige. Auch mit dem Herzoge von Guise, welchen Philipp durch die Aussicht auf das Königthum getäuscht und nachher hinter den Herzog von Mayenne zurückgesetzt hatte, traf Heinrich eine freundliche Abkunft, die für beide Theile gleich vortheilhaft war. Der Herzog schloß nämlich (November 1594) für sich und seine Brüder einen Vertrag mit Heinrich und überlieferte diesem die Städte Reims, St. Dizier, Joinville und Rocroy, und Heinrich machte ihn dafür zum Statthalter der Provence, welche Provinz damals noch eine Art Fürstenthum bildete oder vielmehr ihrem Statthalter fürstliche Rechte verlieh; die Champagne kam unter die Verwaltung des Herzogs von Nevers. Außerdem gab Heinrich, so sehr auch die Genossen seiner Trübsal darüber murrten, dem Herzoge und seinen Brüdern noch einige andere Beweise seiner Freigebigkeit.

Schon vor der Einnahme von Laon war das Pariser Parlament durch die Wiederaufnahme der Räthe, welche bisher Heinrich's Parlament zu Tours gebildet hatten, in seiner alten Form erneuert und durch dasselbe dem Herzoge von Mayenne die Würde eines Generalstatthalters entzogen worden. Gegen den Herzog von Mercoeur, welcher unterstützt von den Spaniern aus der Bretagne einen eigenen Staat für sich zu bilden suchte, kämpfte der Herzog von Aumont mit Glück und Geschicklichkeit. Der Statthalter von Languedoc, Montmorency, welcher seit Heinrich's III. Tode im Süden ganz unabhängig gewesen war, huldigte und blieb vorerst im Besitze seiner Statthalterschaft. Epernon aber mußte die Provence an Guise abtreten. Mit dem Herzoge von Lothringen kam im November ein Friede zu Stande. Villars, der dem Könige Rouen übergab, behielt die Großadmirals-Würde, die durch den Herzog von Mayenne ihm ertheilt worden war. Ebenso blieben auch La Chatre und Bois Dauphin im Besitze der Marschall-Würde, die ihnen Mayenne als Generalstatthalter des Reiches verliehen hatte.

Der Papst widerstrebte noch immer, und die Spanier, die Jesuiten und zum Theil die Kapuziner fuhren fort, das Volk aufzuwiegeln. Andererseits murrten auch die Reformirten über die Begünstigung

der Katholiken und zeigten große Neigung, sich in Turenne, welcher jetzt Herzog von Bouillon war, ein neues Partei-Haupt zu wählen. Heinrich war also auf vielen Seiten von geheimen Feinden bedroht und es war ein Glück für ihn, daß er in dem Marquis von Rosny, dem nachherigen Herzog von Sully, einen treuen und redlichen Freund hatte, welcher ebenso als Staatsmann und Kameralist ausgezeichnet war, wie sein König als Feldherr. Diesem seinem Freunde schenkte er stets Gehör, außer in den einzelnen Fällen, wo die schöne Gabriele sich einmischte. Heinrich verfuhr übrigens trotz seiner unbegrenzten Gutmüthigkeit in gewissen Fällen mit der nöthigen Strenge. So nöthigte er gleich nach seinem Einzuge in Paris ungeachtet der Amnestie mehr als 100 der ärgsten Fanatiker unter den Republikanern der Sechszehn, die Stadt auf einige Zeit zu verlassen. So zeigte er sich auch strenge gegen die Jesuiten, als diese fortfuhren, ihre Schüler gegen ihn als einen Ketzerfreund aufzuhetzen.

Daß das Letztere unmittelbar geschehen sei, ist weder bewiesen, noch wahrscheinlich; daß die Jesuiten es aber mittelbar thaten kam ans Licht, als ein erst 19 Jahre alter Mann aus ihrer Schule den Versuch machte, den König zu ermorden. Dieser junge Mann war Johann Chatel, der Sohn eines wohlhabenden Pariser Tuchhändlers, welcher im Jesuiten-Collegium sogenannte treffliche (brillantes) Studien gemacht hatte. Er war im Beichtstuhl wiederholt erinnert worden, daß er wegen eines Lasters, dem er ergeben war, der craß gemalten Höllenstrafe nur durch ein großes Verdienst um den wahren Glauben entgehen könne, und dieses Verdienst glaubte er sich, wie er nachher unter allen Qualen einer empörenden Tortur standhaft behauptete, durch die nach der Jesuiten-Lehre ruhmwürdige Hinwegräumung des Beschützers der Ketzer erwerben zu können. Er drang am 27. December 1594 unter dem Vorwande, eine Bittschrift zu überreichen, in das Louvre und bis zum Kabinet des Königs. Dort zückte er einen Dolch auf Heinrich. Er traf jedoch nicht die Kehle des Königs, auf welche der Dolch gerichtet war, sondern verwundete, da Heinrich zufälliger Weise im Augenblicke des Stoßes sich bückte, nur die Lippen und stieß ihm einen Zahn aus. Die Verletzung war unbedeutend; der Fanatiker wurde aber auf die in jenen Zeiten auch in England übliche, der Irokesen, nicht der Christen würdige Weise durch Viertheilung hingerichtet. Er blieb unter allen Qualen standhaft, weil er nach seiner und der Ultramontanen Meinung ein Märtyrer des Glaubens war.

Chatel's That war offenbar eine Frucht der jesuitischen Lehre vom blinden Glauben und Gehorsam gegen den Papst. Alle Jesuiten wurden daher in ihren Wohnungen verhaftet und einem strengen gerichtlichen Verfahren unterworfen; auch wurden alle bei ihnen gefundenen

Papiere genau untersucht. Das peinliche Verfahren gegen sie endigte damit, daß der Jesuit Johann Guignard gehängt*), die Uebrigen auf immer aus dem Reiche verbannt wurden. Dieses Verfahren ging jedoch eigentlich nur vom Parlament aus. Die Pariser Universität hatte schon im April die alten Anklagen gegen die Jesuiten wegen Einmischung in Staatssachen erhoben und sie namentlich beschuldigt, sie seien Vaterlandsfeinde, Spione der Spanier und Vertheidiger des Königsmordes. Diese Anklage führte Anton Arnauld im Parlament mit leidenschaftlicher Beredsamkeit aus; der Advokat der Pariser Pfarrer schloß sich ihm an. Der nach Chatel's That gefaßte Beschluß war demnach nicht ausschließlich durch dieses Verbrechen bedingt und wurde vom Könige nicht gebilligt. Daher ward auch das Urtheil nur im Sprengel des Pariser Parlaments, nicht im übrigen Reiche ausgeführt. Aus Paris wurden am 8. Januar 1595 alle Jesuiten durch Gerichtsdiener fortgeführt. Chatel's Mordversuch war übrigens der zweite, welcher den Geistlichen zur Last gelegt wurde. Der erste, den ein Schiffer aus Orleans, Peter Barriere, schon im August übernommen hatte, war von einem Jesuiten und einem anderen Mönche im Beichtstuhle gefördert, von einem Dominikaner aber dem Könige angezeigt worden. Dieser war nach dem Mordanschlage Chatel's sehr betrübt darüber, daß keine Milde die geistliche Rache versöhnen könne.

Von den anderen Ultramontanen setzte der Herzog von Mercoeur den Krieg in der Bretagne fort; der Herzog von Mayenne aber war in seine Statthalterschaft Burgund gegangen, hatte mit den Spaniern einen neuen Vertrag geschlossen, und vereinigte sich, nachdem Heinrich am 16. Januar 1595 dem Könige von Spanien den Krieg erklärt hatte, mit den spanischen, durch den Grafen von Fuentes commandirten Truppen. Der König selbst eilte herbei, um die verbundenen Heere aufzuhalten, die ihm an Zahl weit überlegen waren, deren Anführer aber Beide ohne bedeutendes Feldherren-Talent und noch dazu unter sich uneinig waren. Bei Fontaine Française kam es zu einer Schlacht (5. Juni 1595). In dieser errang Heinrich den Sieg. Doch war der Kampf sehr hartnäckig gewesen, und Heinrich selbst gestand ein, daß er in der Schlacht sich allzu unvorsichtig der Gefahr ausgesetzt habe.**) Zwar machte Fuentes auch nachher noch bedeutende Fortschritte; er erstürmte Dourlans und besetzte Cambray; dagegen verlor der Herzog

*) Pour avoir dressé des théses contre la vie et l'autorité des rois. In seinen Schriften soll er Clement, den Mörder Heinrich's III., gepriesen und gegen Heinrich IV. sowohl den Krieg als auch, wenn dieser nicht zum Zwecke führe, den Mord für erlaubt erklärt haben.

**) Peu s'en est fallu, schreibt er seiner Schwester, que vous n'ayez été mon heritière.

von Mayenne in Burgund einen Platz nach dem anderen. Er ließ daher dem Könige seine Neigung sich zu unterwerfen melden, indem er nur bat, nicht zu fordern, daß Heinrich von ihm eher als König anerkannt werde, als bis er mit dem Papste ausgesöhnt sei. Heinrich bewilligte auch dies und wies ihn an, bis dahin in Chalons sur Marne zu bleiben.

Die Unterhandlung mit dem Papste ward dadurch erleichtert, daß man demselben die Furcht eingeflößt hatte, Heinrich werde, wenn der Papst sich gar zu spanisch beweise, eine Nationalkirche in Frankreich errichten, wobei er sowohl vom Parlament, als auch von der Geistlichkeit unterstützt werden würde. Der Papst beschloß endlich nach römischer Weise sich so auszusöhnen, daß er später auf diese Aussöhnung neue Anmaaßungen gründen könne. Heinrich versprach, keine geistliche Pfründe einem Ketzer oder Verbannten zu übertragen und auch bei Vertheilung weltlicher Aemter Katholiken vorzugsweise zu bedenken, in jeder Provinz, auch in Bearn, ein Kloster zu bauen, täglich den Rosenkranz abzubeten und viermal jährlich zu beichten und das Abendmahl zu nehmen. Hierauf gaben die Kardinäle, jedoch nicht in einer Versammlung, sondern einzeln vom Papst vernommen, ihre Stimmen ab und Clemens VIII. machte bekannt, es hätten sich zwei Drittel derselben für die Lossprechung erklärt. Der Kardinal du Perron und der damals zur Kardinals-Würde erhobene d'Ossat, welche zu Bevollmächtigten des Königs ernannt worden waren, willigten nun in die Begehren des Papstes ein. Sie erschienen am 17. September 1595 in der Kleidung bloßer Priester demüthig auf dem Peters-Platze vor dem Papste, welcher, umgeben von allen Kardinälen, ihnen von einem hohen Throngerüste herab Gehör gab. Dort wurde das schriftliche Ansuchen des Königs um Lossprechung vom Banne nebst den Bedingungen, unter denen diese gewährt werden solle, laut vorgelesen und die beiden Bevollmächtigten versprachen, das Geforderte im Namen des Königs zu leisten und zu dulden. Sie schworen darauf nach einer ihnen vorgelegten Formel Alles ab, was in dieser Formel als dem katholischen Glauben widersprechend angeführt war. Dann knieeten sie vor dem Papste nieder und erhielten von ihm als Personen, welche öffentlich Kirchenbuße thäten, einige leichte Ruthenstreiche, während der Chor den 51. Psalm sang. Nach dieser Scene stand der Papst auf, las einige Gebete vor, nahm dann, mit der dreifachen Krone auf dem Haupte, seinen Sitz wieder ein, und sprach mit lauter Stimme die Absolutions-Formel. Nachher begab er sich in die Kirche, wo das Tedeum gesungen wurde.

Die Unterhandlungen mit dem Papste waren damit noch nicht beendigt; denn die Römer wollten in die vom Papste auszustellende

Urkunde zwei Punkte aufgenommen haben, welche du Perron und d'Ossat unmöglich zugeben konnten. Es sollte nämlich erstens erklärt werden, Heinrich sei blos dadurch König geworden, daß der Papst ihm die Absolution ertheilt habe: eine Erklärung, durch welche Frankreich dem Papste unterworfen worden wäre. Zweitens verlangte man die Annahme der Beschlüsse des Tridentiner Concils; dadurch würde aber die Freiheit der gallikanischen Kirche aufgeopfert worden sein, was schon aus dem Grunde ganz unnöthig war, weil die Bevollmächtigten des Königs, ehe sie die Absolution erhielten, hatten einräumen müssen, daß die dem Könige durch den Erzbischof von Bourges in Frankreich ertheilte Absolution ungültig sei. Mehrere andere für Heinrich lästige, der römischen Hierarchie aber günstige Artikel wurden dem Könige aufgezwungen. Heinrich gab nach, weil sogar sein Freund, der Marquis von Rosny, obgleich er reformirt war, diese Aussöhnung eifrig betrieben hatte. In der That wurde durch dieselbe der bürgerliche Krieg beendigt, da kurz vor jener Scene in Rom auch der Herzog von Mayenne sich mit dem Könige ausgesöhnt hatte. Ein förmliches Edict, welches über diese Aussöhnung das Nähere feststellte, unterzeichnete Heinrich im Januar 1596; in dasselbe waren alle Personen und Körperschaften eingeschlossen, die innerhalb sechs Wochen sich einverstanden erklären würden. Mayenne erhielt große Zugeständnisse, besuchte am 31. Januar den König auf dem Schlosse von Monceaux und wurde aufs Liebenswürdigste empfangen; nur machte der schwerfällige, übermäßig beleibte Herr einen starken Contrast gegen den gewandten Bearner. Der Herzog von Aumale, der auf Beschluß des Parlaments als Majestäts-Verbrecher in effigie geviertheilt worden war, blieb vorerst bei der spanischen Armee.

XI. Deutschland und England am Ende des 16. Jahrhunderts und skandinavische Geschichte bis zu dieser Zeit.

Vorbemerkung.

Die Geschichte der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts hat es fast ausschließlich mit dem sogenannten 30jährigen Kriege in Deutschland und mit der Revolution in England zu thun, welche Letztere eine unselige Restauration zur Folge hatte; wir glauben daher am Schluß

der Geschichte des 16. Jahrhunderts noch alles dasjenige nachtragen zu müssen, was zum Verständnisse des Zusammenhanges der Begebenheiten im folgenden Jahrhundert nöthig scheint. Es muß dabei auch von den Reichen Dänemark, Norwegen und Schweden geredet werden, welche in den früheren Zeiten vom Zusammenhang mit dem übrigen Europa fast ganz getrennt waren; im 30jährigen Kriege ward Schweden, nachdem es Dänemark ganz aus Deutschland herausgedrängt hatte, eine Hauptmacht in Europa. Die englische Geschichte in dieser Uebergangszeit wird in so weit berührt werden, als es zum Verständnisse des schon unter Elisabeth erwachenden Strebens der Parlamente, die alten angelsächsischen Volksrechte wieder herzustellen, sowie zur Kenntniß der Natur und des Charakters des ersten englischen Königs aus dem Hause Stuart erforderlich ist.

1. Deutschland unter Ferdinand I. und Maximilian II.

Karl V. hatte, wie wir wissen, (s. Bd. X., S. 244), bei seiner Abdankung den Papst beleidigt, indem er, ohne diesen zu fragen, die Regierung seinem Bruder Ferdinand I. überließ, der sie bisher als römischer König geführt hatte. Auch die deutschen Fürsten hatten es dem abgetretenen Kaiser übel genommen, daß er nicht in Person, sondern durch Bevollmächtigte das Reich übergab. Mit den Letzteren ward der neue Kaiser leicht fertig, obgleich auch sie erst im Februar und März 1558 auf einem zu Frankfurt am Main gehaltenen Reichstage sich mit Ferdinand und den Gesandten Karl's V. verständigten. Der Papst dagegen beharrte auf seinem Sinne; er fand aber an Ferdinand und besonders an dessen Sohn, Maximilian II., Fürsten, welche seinem päpstlichen Rechte die Lehre des Evangeliums entgegensetzten. Papst war damals Paul IV. aus der Familie Caraffa, dessen Stolz, Herrschsucht und Trotz uns bereits bekannt sind. Ferdinand schickte an denselben gleich im April 1558, als er sich von Frankfurt zuerst nach Innsbruck und dann nach Wien begab, seinen Oberst-Kämmerer, Don Martin Gusman; Paul wollte aber von dieser Botschaft nichts wissen. Er wies nicht nur Ferdinand's Antrag, die römische Kaiserkrone einer zu erwartenden Gesandtschaft zu übergeben, zurück, sondern er gestattete sogar dem Don Gusman nicht den feierlichen Einzug in Rom, so daß dieser genöthigt war, in Tivoli zu bleiben. Paul IV. gab den Kardinälen zu erwägen, ob die Abdankung Kaiser Karl's (der erst im September starb) ohne päpstliche Einwilligung gültig sei, und ob die zu Frankfurt anwesenden Kurfürsten, unter denen drei Ketzer sich befänden, eine Wahlhandlung vornehmen könnten. Die Kardinäle unterstützten den Papst bei seinem unter den damaligen Umständen sehr gefährlichen Bemühen, die alten Anmaaßungen

auch unter ganz veränderten Umständen geltend zu machen. Aus ihrem Gutachten ersieht man, wie weit in Rom der Anspruch an weltliche Macht der Geistlichkeit getrieben wurde. Die Kardinäle oder das sogenannte Consistorium verlangten nämlich, daß Alles, was man auf dem Frankfurter Reichstage gethan und ausgemacht habe, für nichtig erklärt werde, weil Ketzer, welche durch ihren Abfall von der römischen Kirche aller Gnade und Gewalt verlustig geworden wären, daran Theil genommen hätten; es sei daher nöthig, daß Ferdinand sich dem Urtheile des Papstes unterwerfe, daß er Buße thue, daß er, um seine Sache führen zu lassen, nicht einen Gesandten, sondern einen Advokaten nach Rom schicke, u. dgl. m. Vergebens sandte Philipp II. von Spanien zweimal angesehene Männer an den Papst, um ihn auf andere Gedanken zu bringen; Paul war nicht zu bewegen, daß er den kaiserlichen Gesandten vor sich ließ. Als dieser ihm dann auf Ferdinand's Befehl erklärte, er werde protestiren und abreisen, ertheilte der Papst ihm zwar eine Audienz, aber nur als einem Privatmanne. Ferdinand sandte darauf ein Schreiben, in welchem er seinen Unwillen über den Papst ausdrückte, an alle Kurfürsten, wenigstens ganz zuverlässig an Otto Heinrich von der Pfalz, und sein Sohn, König Maximilian von Böhmen, sprach in seinen Briefen an den edeln und wahrhaft (nicht blos kirchlich) frommen Herzog Christoph von Würtemberg ganz offen aus, daß sein Vater sich gar nicht nach Rom hätte wenden sollen*). Ferdinand war freilich weder der Meinung seines Sohnes noch der des Herzogs von Würtemberg; er ging nicht, ohne nach dem Papste zu fragen, seinen Weg, sondern er gab seine Sache den juristischen Verfertigern von Deductionen und Staats-Relationen in die Hände und ward folglich vom Papste fortdauernd hingehalten. Der klägliche Zustand der deutschen Verhältnisse jener Zeit und das Lächerliche eines Kaiserthums, welches ein Caraffa bestreiten konnte, geht nicht nur aus dem Umstande hervor, daß nicht weniger als anderthalb Jahre ver-

*) Wir wollen nur zwei Stellen aus diesen Briefen anführen. „Gußmann, schreibt Maximilian, wie ich vernimmt, mit schpott in Rom ist gewesen und also kumpt, awer Jer Majestät (Ferdinand), die wolen nit glauwen, wan sie schon oft sehen; awer es ist Jerer Majestät recht geschehen; gott woll das es etwas wirke.“ Darauf antwortet Herzog Christoph: „Wenn ich ein unschuldiger Rath sollte sein, wolt Jer Kaiserl. Majestät rathen, sie sehen den Babst nicht an, ließen inn zu Rom mit seinem geschwürm sitzen und beleiben und trachteten nur, die Concordia im Reich zu befördern.“ Maximilian erwidert dem Herzoge: „Man braucht mich wenig zu solchen heiligen handeln, denn ich suspectus bin. Frag' aber wenig danach; denn Jer Majest. werden ime an zwaifel wol wissen zu thuen, awer Jer Majest. sehe danach wol auf, wie sie mit den Sachen umbgeheu.“ Maximilian stand auch mit Melanchthon in Verbindung und hatte eine zeitlang einen Hofprediger, der verheirathet war, den unten erwähnten Pfauser.

gingen, ehe die Fürsten und Kurfürsten auf dem oben erwähnten Reichstage die Zurücksendung der Reichs-Insignien durch Karl V. und die Uebergabe des Reiches an Ferdinand I. anerkannten, sondern auch daraus, daß sich dann der Kaiser und der Papst bis zum Tode des Letzteren wegen der Kaiserkrone stritten. Von Bedeutung ist jedoch das Gutachten, das der Reichs-Vicekanzler Seld für den Kaiser ausarbeitete. Derselbe erkennt die Nothwendigkeit einer einheitlichen Führung der Kirche durch die Päpste wohl an, gedenkt aber auch des Falles, daß ein Papst sich mit Lastern und Ketzerei beflecke oder vor Alter und Fantasei in Aberwitz falle, „wie die jetzige Heiligkeit davon ziemliche Anzeige gebe." Er gedenkt sodann der Vorwürfe, die man dem Kaiser wegen der Gesinnungen seines Sohnes, des Königs Maximilian, gemacht hatte, denn der Papst hatte Ferdinand geradezu mit dem Hohenpriester Eli verglichen; Seld erinnert dagegen an die Kinder und Verwandten der Päpste und ihr Treiben. Ferdinand selbst konnte sich, so gemäßigt er war, doch auf seine gut katholische Gesinnung berufen. Er hatte schon 1555 seinem Testament eine Vermahnung an seine Söhne beigelegt, worin er besonders die Uneinigkeit der Protestanten hervorhob, als einen Beweis, daß der Gott der Wahrheit nicht bei denselben sein könne.

Nicht blos lächerlich, sondern betrübend und von den traurigsten Folgen begleitet waren in der That die zwischen den Lutheranern und Calvinisten ausgebrochenen Streitigkeiten, welche damals von den protestantischen Geistlichen und Juristen in unzähligen Deductionen und Büchern verhandelt wurden. Die genannten beiden Parteien der Protestanten waren heftig gegen einander erbittert und ihre Streitigkeiten erzeugten unter ihnen dieselbe Unduldsamkeit, welche die Katholiken gegen die Protestanten hegten. In jener Zeit verfiel man nämlich darauf, das Evangelium, welches kein System und keine Schul-Theologie kennt, in Formeln und symbolische Bücher zu pressen und dieselben als Schibolethe des Glaubens den Lehrern aufzuzwingen, während diese nur das reine Wort Gottes und den göttlichen Geist, welcher dem, der dasselbe mit Verstand liest, die wahre Deutung offenbart, als Richtschnur hätten anerkennen sollen. Man kam auf die Kirchenväter und die Concilien, also auf Zank und Spitzfindigkeiten, zurück; man vergaß somit ganz und gar, daß es eine Eigenthümlichkeit der biblischen Schriften ist, daß das Lesen derselben eine Erleuchtung des Geistes mit sich führt, welche die Gelehrsamkeit der Deuter, der Kirchenväter und der Concilien überflüssig macht, weil es ganz etwas Anderes ist, ein Buch andächtig zu gebrauchen oder den Wortsinn und die Einzelheiten desselben zu verstehen und zu erklären. Wir dürfen hier in das Labyrinth theologischer Streitigkeiten nicht eingehen, so wichtig diese auch für

ganz Deutschland wurden und so anziehend es auch sein möchte, die Entstehung der auch in unseren Zeiten wieder hervorgezogenen sogenannten Bekenntnißschriften und die Urheber derselben dem größern Publikum unbefangen zu schildern. Es scheint uns dies auch nicht nöthig zu sein, da Planck in seiner Geschichte der Entstehung des protestantischen Lehrbegriffes und seiner Veränderungen Alles, was dahin gehört, ebenso gründlich als klar dargestellt hat.

Ferdinand übersah damals einen großen Vortheil, welchen er aus dem Umstande hätte ziehen können, daß man in Deutschland wie in Frankreich über das Tridentinische Concilium sehr aufgebracht war, weil dieses eine früher ganz unbekannte jesuitische Theorie des katholischen Glaubens und Kirchenrechtes zum allgemeinen Gesetze machen sollte. Ferdinand hätte diese Stimmung benutzen und, wie sein Sohn Maximilian rieth, den Streit wegen seiner Krönung in Rom als eine gute Gelegenheit verwenden sollen, um den päpstlichen Eingriffen in weltliche Dinge ein Ende zu machen. Er that dies zum Nachtheile der Nation nicht. Dagegen gewährte jener Streit den Deutschen einen anderen Vortheil. Ferdinand durfte nämlich der protestantischen Fürsten wegen dem Papste nicht nachgeben, verhielt sich aber, weil der Papst das Gleiche that, diesem gegenüber ruhig; er nannte sich fortan erwählter römischer Kaiser und ward von allen Mächten außer dem Papste als solcher anerkannt. Die deutsche Nation gewann also bei dem Zanke mit dem Papste wenigstens das Eine, daß seit dieser Zeit von einem Römerzuge und einer päpstlichen Krönung nicht mehr die Rede war.

Paul IV. starb am 18. August 1559; der Haß der Römer gegen ihn war so groß, daß sie sein Leichenbegängniß störten und seine Bildsäule verstümmelten. Paul's Nachfolger, Pius IV., erkannte noch in demselben Monat, in welchem er erwählt worden war (December 1559), Ferdinand's Kaiserwürde an. Unglücklicher Weise beging damals der Gesandte des Kaisers den Fehler, daß er im Cardinals-Collegium dem neuen Papste Obedienz leistete, obgleich Ferdinand selbst in einem vorher an Pius geschriebenen Briefe nur von kindlicher Ergebenheit (filialis observantia et devotio) geredet hatte; und der Kaiser wagte nicht, diesen Schritt seines Gesandten öffentlich zu rügen. Ferdinand opferte also unvorsichtig die Vortheile auf, welche Deutschland vier Jahre lang (von 1555 bis 1559) dadurch gehabt hatte, daß es ohne den geringsten Schaden für die Katholiken ganz frei vom Papste war. In Frankreich wurde damals vielfach auf ein National-Concilium gedrungen; der Papst dagegen dachte an Erneuerung des allgemeinen Conciliums von Trident und machte dem Kaiser Mittheilung darüber. Ferdinand meinte nun, es sei besser, eine ganz neue Versammlung an einen besser gelegenen Ort zu berufen und auf derselben den Laien den Kelch, den

Priestern die Ehe zu gestatten. Keines von diesen Dingen geschah, vielmehr wurde die Fortsetzung der Verhandlungen zu Trident auf Ende November 1560 ausgeschrieben. Der Kaiser gab sich zufrieden, obwohl nunmehr die neue jesuitische Dogmatik und das an dieselbe geknüpfte päpstliche Kirchenrecht in Trident zum Gesetze erhoben wurden. Die Jesuiten sorgten dafür, daß das Concilium den Protestanten zum Trotz, an die Stelle der aristokratischen Gewalt, welche durch die in einer Synode versammelten Bischöfe ausgeübt wurde, die monarchische des Papstes setzte.

Um sich zu erklären, wie Ferdinand, dessen Sohn das reine Evanvangelium predigen ließ, die Priesterherrschaft begünstigen konnte, muß man wissen, daß einer der ausgezeichnetsten Jesuiten seiner Zeit, der furchtbare Sophist und Polemiker Canisius, (eigentlich de Hondt, geboren in Nymwegen), sein Rathgeber war. Canisius hat sich als gelehrter Eiferer für den Ceremonieen-Dienst und gegen den Gottesdienst Christi und der Apostel großen Ruhm erworben. Er schrieb zu Gunsten der römischen Lehre und gegen die des Evangeliums ganze Folianten und war der Verfertiger jenes Katechismus, welcher von seinen Glaubensgenossen jetzt wieder als Waffe ihres erneuerten Kampfes gegen die Protestanten gebraucht wird. *) Canisius war zuerst durch den baierischen Herzog Wilhelm von Köln nach Ingolstadt gerufen worden. Von dort ließ Ferdinand I., welcher damals noch römischer König war, ihn 1551 nach Wien kommen, damit er dem daselbst wankend gewordenen alten Glauben neue Stützen schaffe. Zwei Jahre später ward Canisius Visitator der Universität Wien, die er wesentlich umgestaltete. Im Jahre 1556 stiftete eines Theils Wilhelm in Ingolstadt und anderes Theils Ferdinand in Wien Jesuiten-Collegien, und Canisius ward der erste Provinzial des Jesuiten-Ordens in Oberdeutschland. Da nun im vorhergehenden Jahre der Augsburger Religions-Friede geschlossen worden war, so gaben Ferdinand und Wilhelm durch jene neuen Stiftungen für die Streiter des Papstes offenbar zu erkennen, daß sie entschlossen seien, Zwist und Unduldsamkeit predigen zu lassen, weil sie Pflanzschulen eines Ordens anlegten, dessen einziger Zweck die Bekämpfung der protestantischen Lehre und nach den Umständen die Vertilgung der Protestanten selbst war. Canisius wirkte nachher viele Jahre lang für diese Zwecke seines Ordens mit solchem Eifer und Glück, und die Jesuiten vermehrten sich in den beiden Provinzen, in welche sie Deutschland getheilt hatten, bald so sehr, daß es zu verwundern ist, daß der Religions-Krieg in Deutsch-

*) Er schrieb einen oft commentirten größeren Katechismus (summa doctrinae christianae) und einen viele hundert Mal aufgelegten, in fast alle Sprachen übersetzten, kleineren (institutiones christianae pietatis).

land nicht schon früher ausbrach. Er starb 1597 zu Freiburg in der Schweiz und wurde in unserer Zeit (1864) zum Heiligen erhoben.

Der Jesuit Roderich arbeitete, wie Canisius, sehr eifrig daran, daß auch der evangelische Prediger Pfauser, welchem des Kaisers Sohn Maximilian sein Vertrauen schenkte, entfernt werde. Maximilian widerstand lange; zuletzt willigte er zwar in die Entfernung Pfauser's ein, hielt aber nichts destoweniger am Evangelium fest und correspondirte fortwährend mit Pfauser und den protestantischen Fürsten. Die Jesuiten hielten sich indessen an Maximilian's spanische Gemahlin, eine Tochter Karl's V., die derselbe innig liebte, und Philipp II., dessen vierte Gemahlin, Maria, Maximilian's Tochter war, wußte diesen so sehr an sich zu ziehen, daß Maximilian seinen Sohn und Nachfolger Rudolf in Spanien ganz jesuitisch erziehen ließ. Canisius und auch der Papst hüteten sich sehr, Maximilian zum Aeußersten zu treiben; sie erlaubten ihm vielmehr, zu glauben oder nicht zu glauben, wenn nur das Letztere nicht kund ward.

Der Papst zeigte sich überhaupt sehr gefällig, um nur vor allen Dingen des Tridentinischen Conciliums entledigt zu werden; denn auf diesem hatten zwar einerseits die Jesuiten ein ganz neues monarchisches Kirchenrecht statt des alten aristokratisch-republikanischen aufgestellt, andererseits drangen außer Ferdinand auch der Herzog Albrecht V. von Baiern und sogar die drei geistlichen Kurfürsten darauf, daß die Priesterehe und der Genuß des Kelches beim Abendmahl, welcher durch das Baseler Concilium den Böhmen gestattet worden war, allgemein eingeführt würden. Die Jesuiten halfen dem Papste mit ihrer bekannten Moral aus. Pius suchte nämlich zuerst den Kaiser und die Fürsten dahin zu bringen, daß sie diese Sache nicht mehr vor das Concilium brächten, weil er selbst ihnen helfen könne und wolle. Nachher aber, als die drei geistlichen Kurfürsten, der Erzbischof von Salzburg, Herzog Albrecht von Baiern und der Kaiser auf einer Zusammenkunft, die sie 1563 in Wien hielten, sich dem Wunsche des Papstes gefügt hatten, ward Ferdinand bewogen, seine Einwilligung dazu zu geben, daß, was dem Papste sehr am Herzen lag, die Tridentinische Kirchenversammlung geschlossen werde. Sie überließ die Entscheidung über Zugeständnisse wegen des Laienkelches dem Papst; dem Klerus empfahl sie Anstand, Mäßigkeit und Vermeidung des Aergernisses. Das Concil, dessen Beschlüsse von 255 Prälaten unterschrieben, den wahren katholischen Glauben, außerhalb dessen Niemand selig werden könne, feststellen sollte, hielt seine 25ste und letzte Sitzung am 4. December 1563, demnach 18 Jahre nachdem es zuerst berufen worden war. Nach Verlesung der letzten Decrete rief der Kardinal von Lothringen, der sich ganz der römischen Partei angeschlossen hatte: „Ver-

flucht seien alle Ketzer!“ und alle Anwesenden stimmten ein. Im Laufe des folgenden Jahres zeigte sich der Papst den Deutschen gegenüber geneigt, den Gebrauch des Kelches zu gestatten; von einer Abschaffung des Cölibats aber wollte er nichts wissen.

Jetzt endlich schien Ferdinand dem Rathe seines Sohnes folgen und wenigstens für die Ausgleichung des Religions-Zwistes in Deutschland Sorge tragen zu wollen. Er sah ein, daß der eigentliche Zweck des Conciliums, Beruhigung der Protestanten und eine solche Reformation der Kirche, welche, wenn sie auch nicht durchgreifend sei, doch den ärgsten Mißbräuchen abhelfe, und besonders die Einigkeit im deutschen Reiche wieder herstelle, durch den Papst und die Jesuiten vereitelt worden sei. Er gab also den wiederholten Vorstellungen seines Sohnes Gehör und suchte den Uebeln des Cölibats, welche besonders für seine Erblande drückend waren, selbst abzuhelfen. Zu diesem Zwecke setzte er sich mit mehreren Geistlichen in Verbindung und ersuchte sie bestimmte Punkte aufzusetzen, deren Annahme die Protestanten mit dem Katholicismus aussöhnen könne, mit welchem sie durch die Beschlüsse des Tridentinischen Conciliums und durch die päpstliche Bestätigung derselben unversöhnlich entzweit worden waren. Unglücklicher Weise befanden sich aber unter jenen Geistlichen zwei, welche von der evangelischen Lehre zur katholischen zurückgetreten und also, was viel sagen will, doppelte Convertiten waren. Auch starb Ferdinand bald nachher (im Juli 1564). Wir zweifeln jedenfalls, daß, auch wenn Ferdinand länger gelebt hätte, aus dieser Sache etwas geworden wäre, denn die protestantischen Theologen thaten Alles, um die neue scholastische Kirchenlehre, die sie ihren Gemeinden aufgedrungen hatten, ebenso verhaßt zu machen, als die päpstliche zu Luther's Zeit gewesen war. Die neue Universität Jena, gegründet von den Söhnen Johann Friedrich's, wurde das Bollwerk der unveränderten, „ungefälschten“ Lehre Luther's, während die Wittenberger im Verdacht standen, sich den Schweizern zu nähern. Melanchthon hatte dies in der Abendmahlslehre gethan und wurde deshalb schwer bedrängt; wenige Tage vor seinem Tode (1560) schrieb er im Vorgefühl desselben die Worte nieder: „Du wirst von allen Mühen und von der Wuth der Theologen befreit werden.“ Aber auch unter den strengen Lutheranern gab es noch Manches auszugleichen; erst in den Jahren 1575 und 76 verfaßten eines Theils die Lutherischen Professoren und Hofprediger von Tübingen und Wittenberg die sogenannte Concordien-Formel, die ein Gegenstück zu dem vom Papste bestätigten neuen Tridentinischen Glaubens-Codex war. Anders ging es bei den Reformirten. Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz (aus der Linie Simmern), der 1559 auf den kinderlosen Otto Heinrich folgte, fand sein Land von theologischen

Streitfragen so erregt, daß er nach vergeblichen Versuchen, Eintracht zu stiften, sich von den Lutheranern völlig trennte und (1563) eine neue Bekenntnißschrift aufsetzen ließ. Die reformirten Theologen machten diese, den Heidelberger Katechismus, gleich dem Evangelium zur Regel und zum Gesetze des calvinischen Glaubens. Maximilian zeigte daher auch, als die Protestanten alles Gemüthliche tödteten und ihre Consistorien in der Verfolgungswuth gegen andere Protestanten mit den Papisten wetteiferten, keine Neigung mehr, seine Kirche zu verlassen, sondern blieb äußerlich katholisch. Viele wollten sogar behaupten, daß er am Ende weder katholisch noch protestantisch gewesen sei. Dies ist um so eher zu glauben, als ihn König Philipp II. von Spanien nachher mit Gunstbezeugungen gegen seine Söhne überhäufte und mit der Aussicht auf die spanische Erbschaft kirrte. Ebenso ließ der Papst, als Maximilian äußerlich in der Kirchengemeinschaft blieb, ihn nicht blos wegen seiner inneren Religion ganz in Ruhe, sondern er bewies sich auch, als Maximilian zum römischen König erwählt worden war, ihm gefällig. Obgleich nämlich Maximilian sich weigerte, Obedienz zu leisten, so erkannte Pius ihn doch sogleich als römischen König an. Nur that, schrieb und redete der Papst, als wenn Maximilian in seinem offiziellen Schreiben sich des Ausdruckes Obedienz wirklich bedient hätte. Maximilian wurde 1562 in Frankfurt nicht blos zum römischen König gewählt, sondern in derselben Stadt auch gekrönt. Diese Krönung war die erste, welche in Frankfurt vorgenommen wurde.*)

Uebrigens theilte Ferdinand vor seinem Tode die von ihm beherrschten Länder so, wie man Landgüter zu theilen pflegt. Er würde wohl gethan haben, wenn er den Ungarn und Böhmen eigene Könige gegeben und dagegen alle deutschen Länder des Hauses Habsburg seinem ältesten Sohne, Maximilian II., überlassen hätte, welcher als Kaiser sehr beliebt ward und, wie wir unten sehen werden, bei einem besondern Anlasse das kaiserliche Ansehen energisch geltend machte; Maximilian erhielt aber die genannten beiden Königreiche und von den deutschen Ländern blos das Erzherzogthum Oestreich. Dem zweiten Sohne, Ferdinand, dessen Vermählung mit Philippine Welser den Vater sehr betrübt hatte, wurde die Grafschaft Tyrol gegeben; doch erbte dieselbe nicht auf seine Söhne und da Ferdinand's zweite Ehe mit einer Prinzessin von Mantua ohne Söhne blieb, so kam das Land nach seinem Tode an die beiden anderen Linien. Der

*) Rechtlich war Aachen die Krönungsstadt; auch ließ der dortige Magistrat seit 1562 regelmäßig vor jeder Krönung zu Frankfurt einen Protest einreichen, der zu Protokoll genommen wurde. Nach Maximilian II. fanden nur noch vier Krönungen außerhalb Frankfurt statt, nämlich drei in Regensburg und eine (Joseph I.) in Augsburg.

dritte Sohn des Kaisers, **Karl**, erhielt Steiermark, Kärnthen, Krain und Görz. Kurz vor seinem Tode hatte Ferdinand seinen Sohn Maximilian noch in Preßburg zum König von Ungarn krönen lassen, welches Reich gerade damals mit einem neuen Angriffe Suleiman's II. bedroht war. Da wir später bei der Darstellung dieses Türken-Krieges auf Ferdinand's Regierung zurückkommen werden, so scheint es uns passend, hier zunächst der Grumbachischen Händel und der mit denselben verbundenen Schicksale des unglücklichen Herzogs Johann Friedrich II. von Sachsen zu gedenken.

2. Die Grumbachischen Händel.

Wir verweilen bei den Händeln des fränkischen Ritters Wilhelm von Grumbach sowohl aus dem Grunde, weil dieselben mit dem Unfuge, den der bekannte Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach im Reiche getrieben hatte, zusammenhängen, als auch namentlich, weil sie dem Kaiser Maximilian II. Gelegenheit gaben, den Fürsten zu beweisen, daß die Zeit völliger Souverainetät für sie noch nicht gekommen sei.

Es ist bereits früher (s. Bd. X., S. 232—235) der Fehden gedacht worden, welche der rohe Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach zwischen der Reichsritterschaft und den Fürsten und Bischöfen erregte. Eine weitere Veranlassung zur Störung des Landfriedens gab die Weigerung des Bischofs von Würzburg, ein Versprechen zu erfüllen, welches er im Gedränge der Noth dem Ritter **Wilhelm von Grumbach** gegeben hatte. Grumbach war einer der unmittelbaren Reichsritter, welche in Niedersachsen, in Thüringen, in Franken und am Rhein mit dem Markgrafen Albrecht für das Faustrecht und für das ritterliche Recht zu rauben mehrere Jahre verbunden gewesen waren. Seine eigentlichen Güter lagen im Ansbachischen; er hatte aber auch Besitzungen im Würzburgischen und gerieth wegen derselben mit den Bischöfen und dem Dom-Kapitel von Würzburg öfters in Streit. Als Vasall von Kulmbach war er in früheren Jahren Führer des jungen Markgrafen Albrecht gewesen und mit diesem in die Niederlande gegangen, wo er einige Zeit in Karl's V. Heere gedient hatte. Um 1540 begab er sich von dort nach Würzburg, um bei der bevorstehenden Wahl eines neuen Bischofs thätig zu sein. Von den beiden Männern, die sich damals um das Bisthum Würzburg bewarben, **Konrad von Bibra** und **Melchior Zobel**, wurde in Folge der Bemühungen Grumbach's der Erstere, welcher der Oheim von Grumbach's Frau war, gewählt. Dieser ernannte den Ritter für die geleisteten Dienste nicht nur zum Hofmarschall, sondern schenkte ihm auch einen Schuldbrief Philipp's von Hessen über 10,000 Gulden, die dem Ritter nachher auch ausgezahlt wurden.

Als der Bischof Konrad starb und eine neue Wahl vorgenommen wurde, war Grumbach's Einfluß so groß, daß Melchior Zobel ihn durch Versprechungen bewegen mußte, sich seiner Erwählung diesmal nicht zu widersetzen. Melchior ward Bischof; er erfüllte aber nicht blos keine seiner Versprechungen, sondern er forderte auch die von Konrad bereits geschenkten 10,000 Gulden zurück, weil der Schuldschein über dieselben nicht dem Bischof, sondern dem Bisthum gehört habe. Grumbach mußte 3000 Gulden baar zahlen und für den Rest jener Summe einen Schuldschein ausstellen. Er verließ, als dies geschehen war, die Würzburgischen Dienste und zog sich Rache schnaubend auf seine Güter zurück. Hier blieb er ruhig, bis Markgraf Albrecht seine abenteuernden Züge begann und besonders gegen die Städte und die Geistlichen wüthete. Der Markgraf belegte, wie die Studenten und die französischen Soldaten noch jetzt thun, den fleißigen Bürger, von welchem er borgte, mit einem Schimpfnamen, weil dieser sich nicht mit dem Säbel, sondern mit dem Gesetze Recht verschaffte. Der von den Studenten erfundene Schimpfname ist allbekannt; die französischen Soldaten nennen uns Andere Péquins; Albrecht, als er die Nürnberger Bürger brandschatzte, sagte, er wolle die Pfeffersäcke ausklopfen. Es war auch für die von Albrecht bedrohten und beraubten geistlichen Herren in Franken kein gutes Zeichen, daß der Markgraf, als er Anspruch an das Würzburgische Amt Mainberg machte, gerade den Wilhelm von Grumbach, welcher schon so manchen Proceß mit den Würzburgern gehabt hatte, zum Statthalter seiner fränkischen Besitzungen bestellte. Die Umstände waren damals, als Albrecht zuerst mit den Fürsten, welche unter Moritz von Sachsen gegen den Kaiser ins Feld zogen, und dann mit dem Kaiser selbst verbündet war, für den Bischof Melchior bedenklich und er sah sich zu einer Uebereinkunft mit dem Markgrafen genöthigt. Um diese nun zu Stande zu bringen, wandte Melchior sich an Grumbach. Er versprach demselben dafür, daß er den Markgrafen zu einem Vertrage bewege, die Rückgabe seines über 7000 Gulden ausgestellten Schuldscheines und die Befreiung seiner Würzburgischen Güter von der Lehensabhängigkeit, indem diese für Allodien erklärt werden sollten. Grumbach brachte hierauf wirklich eine Uebereinkunft zu Stande, kraft deren Albrecht 60,000 Gulden erhielt und seinem Anspruche auf das Amt Mainberg entsagte (21. Mai 1552). Uebrigens hatte Grumbach schon vorher dafür, daß er den Markgrafen von einem Einfall in das Bisthum abhielt, vom Bischofe das von seinen Vorfahren gestiftete Kloster Mainbronn mit Allem, was dazu gehörte, erpreßt.*)

*) Vgl. „Grumbach und seine Händel" von Joh. Voigt, in Raumer's Historischem Taschenbuch, 1846 und 1847.

Bald nachher erklärte sowohl das Reichs-Kammergericht, als auch der Kaiser alle den Städten und Bischöfen abgezwungenen Verträge für nichtig, und nun nahm der Bischof Alles, was er vorher versprochen hatte, zurück, obgleich er und sein Dom-Kapitel schon im Juli 1552 die Unterthanen der an Grumbach abgetretenen Güter an diesen gewiesen und Grumbach die Huldigung derselben eingenommen hatte. Es wurden dem Letzteren nicht blos die abgetretenen Würzburgischen Güter wieder entrissen, sondern er mußte auch wegen seiner Familiengüter auf's Neue huldigen und als Lehensmann des Bischofs die Oberhoheit desselben anerkennen. Nur die 7000 Gulden sollte er behalten dürfen. Als daher Markgraf Albrecht 1553 wieder erschien, war Grumbach aufs Neue im Heere desselben. Albrecht wurde, wie wir wissen, damals in die Reichsacht erklärt. Diese traf auch den Ritter Grumbach und der Bischof verheerte deshalb alle Güter desselben so sehr, daß Grumbach sich beklagte, Melchior habe ihn um ein jährliches Einkommen von 17,000 Gulden gebracht. Grumbach schlug damals den Weg des Rechtens ein. Er strengte bei dem kaiserlichen Kammergericht eine Restitutions-Klage an, indem er behauptete, er habe sich seit der Achtserklärung Albrecht's von diesem losgemacht und sei blos als Vermittler zu ihm nach Frankreich gereist. Auch erhielt er wirklich ein Mandat zur Wiedereinsetzung und Karl V. erklärte wenigstens mündlich, der Vertrag von 1552 müsse aufrecht erhalten werden; allein der Bischof gab trotzdem die von ihm verheerten und besetzten Güter nicht heraus. Der Ritter veröffentlichte hierauf am 8. Januar 1556 eine Schrift, in der er sich beklagte, daß bis dahin Niemand dem Gerichtsbefehle Folge geleistet habe. Der Bischof aber nannte in einer Gegenschrift diese Klageschrift Grumbach's ein S ch a n d b u ch und nahm auch auf des Kaisers Ferdinand freundliche Mahnung, sich mit dem Ritter zu vertragen, durchaus keine Rücksicht.

Jetzt glaubte Grumbach ein Recht zu haben, den Bischof zur Befolgung der von Kaiser und Reich erlassenen Befehle zu zwingen. Er nahm daher Leute in Sold, welche dem Bischof, der ein großer Freund der Jagd war, Nachts im Guttenberger Wald bei Würzburg auflauern sollten, um ihn aufzuheben und zu entführen. Diese Leute wagten jedoch nicht, den Bischof anzugreifen, weil, wie sie erklärten, der Pfaff ihnen zu bewehrt und zu reisig gewesen sei. Grumbach war aber zu sehr erbittert, als daß er seinen Entschluß hätte aufgeben sollen, zumal da der Bischof gleich darauf seiner vielen Schulden wegen die große Zahl von Reisigen, die in seinen Diensten waren, entließ und nur so viele behielt, als nöthig waren, um den nach Frankfurt Reisenden das Meßgeleit zu geben. Grumbach warb 19 entschlossene Leute, denen er 2000 Gulden versprach, wenn sie sich des Bischofs bemächtigten. Diese

lauerten am 15. April 1558 dem Bischof auf, als er sich von dem bei Würzburg liegenden Schlosse Marien- oder Frauenberg in die Stadt auf die Kanzlei begab; sie fanden ihn jedoch von zwölf Reitern begleitet und sahen sich daher außer Stande, ihn gefangen zu nehmen. Einer von ihnen aber, Christoph Kretzer, glaubte, wenn er den Bischof aus der Welt schaffe, das versprochene Geld ebenso gut zu verdienen, als wenn er ihn gefangen nehme. Er erschoß ihn daher im Vorbeireiten; seine Kameraden tödteten überdies noch zwei von den Begleitern des Bischofs. Die Theilnehmer an dieser Wegelagerung wurden zwar sogleich verfolgt; sie entkamen aber bis auf den eigentlichen Thäter, welcher in einem Städtchen an der lothringischen Grenze verhaftet und bis nach Aschaffenburg zurückgebracht wurde, wo er sich selbst das Leben nahm. Die ganze Schuld des begangenen Mordes hatte Grumbach zu büßen. Dieser floh sogleich nach Frankreich. Dort warb er eine Anzahl Leute, um das Seinige mit Gewalt wieder zu erobern; er ließ sich aber bald von den vier rheinischen Kurfürsten bereden, die Angeworbenen wieder zu entlassen und die Sache auf friedliche Weise auszumachen. Der neue Würzburger Bischof jedoch, Friedrich von Wierberg, war noch viel weniger zur Versöhnung geneigt, als es sein Vorgänger gewesen war. Er verschmähte die dringenden Vorstellungen vieler Reichsfürsten sowie des Kaisers selbst und wälzte die ganze Schuld der begangenen Mordthat auf Grumbach, weil dieser der eigentliche Anstifter gewesen sei, so oft Grumbach auch in gedruckten Schriften behauptete, daß es gar nicht seine Absicht oder auch nur sein Vortheil gewesen sei, den Bischof Melchior aus dem Wege zu räumen. Auf einem 1559 zu Augsburg gehaltenen Reichstage, auf welchem Grumbach mit einer Sicherheits-Urkunde des Kaisers erschien, um mit dem neuen Bischof versöhnt zu werden, bemühte dieser sich zu bewirken, daß die Acht und Aberacht über Grumbach verhängt werde. Seine Creaturen behaupten in ihren Schriften sogar, daß dies wirklich geschehen sei; es läßt sich indessen urkundlich beweisen, daß sie gelogen haben. Als der Bischof mit pfäffischer Habgier und Unversöhnlichkeit sich auf gar nichts einlassen wollte, kehrte Grumbach nach Frankreich zurück. Er erlangte die Fürsprache des französischen Königs, sowie die des Kaisers Ferdinand, und auch die Kurfürsten suchten, als sie zur Erwählung Maximilian's II. zusammengekommen waren, den Bischof Friedrich zu bewegen, daß er die Sache gerichtlich oder durch gewählte Schiedsrichter beendigen lasse; allein dieser war um kein Haarbreit von seiner Ansicht abzubringen.

Grumbach glaubte jetzt Alles gethan zu haben, um auf rechtlichem Wege zum Seinigen zu kommen, und hielt für erlaubt, Gewalt zu gebrauchen, da ihm der Rechtsweg verschlossen war. Er verband aber

mit dem Kampf um seine eigenen Ansprüche noch weitere Pläne; er trat mit dem Adel, besonders in Franken, in Verbindung und gedachte, wie einst die Freunde Sickingen's, die Macht der großen Territorialherren zu brechen und die Ritterschaft wieder reichsunmittelbar zu machen. Er fand ganz bedeutenden Anhang, wenn auch nur wenige Ritter, wie Ernst von Mandelsloh, Wilhelm von Stein zum Altenstein, Albrecht von Rosenberg, entschlossen waren, Alles mit ihm zu dulden und Alles für ihn zu wagen. Eine noch größere Stütze aber, als die Reichsritterschaft ihm darbot, fand er in dem ältesten Sohne des unglücklichen Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, welcher seit 1554 die herzoglich-sächsischen Länder gemeinschaftlich mit seinen drei Brüdern beherrschte. Dieser Fürst, der in dem damals befestigten Gotha residirte, hieß wie sein Vater und sein jüngerer Bruder, Johann Friedrich, und wird, um ihn von Beiden zu unterscheiden, Johann Friedrich der Mittlere genannt. Er glaubte ebenso wie Grumbach sich ungerechter Weise des väterlichen Erbes beraubt, und harrte gleichfalls auf eine Gelegenheit, sich desselben mit Gewalt wieder bemächtigen zu können; ja dieser Gedanke ward bei ihm zu einer fixen Idee. Er war jedoch durchaus nicht in gleicher Lage mit Grumbach, da sein Vater die erzwungene Wittenberger Capitulation, über die Abtretung der sächsischen Kurlande (s. Bd. X., S. 180 und 204) freiwillig anerkannt und bestätigt hatte. Letzteres war durch den Naumburger Vertrag geschehen, welchen Kurfürst Johann Friedrich mit dem Nachfolger des Kurfürsten Moritz, August, abgeschlossen und 1554 noch an seinem Todestage unterzeichnet hatte. Es waren in diesem Vertrage einige neue Abtretungen gewährt und die Länder der herzoglichen und der kurfürstlichen Linie im Ganzen genommen so abgegrenzt worden, wie sie noch gegenwärtig sind.

Grumbach spiegelte, als er 1563 aus Frankreich zurückkam, dem Herzog von Sachsen-Gotha vor, daß er an der Spitze der Reichsritter und mit Hülfe des Königs von Frankreich ihm zu seinem Zwecke verhelfen könne; er spiegelte ihm die Möglichkeit vor, den Kurhut sammt dem Gebiet seines Vaters wieder zu gewinnen und in dieser Stellung das reine Lutherthum ausbreiten zu können. So wußte er den sehr beschränkten und leicht zu betrügenden Herzog, der zudem seinen Verwandten, den Kurfürsten August, wüthend haßte, ganz für sich zu gewinnen. Hierzu wurde auch ein Knabe, Namens Hans Tausendschön, benutzt, der himmlische Erscheinungen hatte und von Engeln Besuche erhielt, und der dem Herzog Schätze und Kronen versprach. So geschah es, daß Johann Friedrich dem Ritter sogar Gelegenheit gab, den Bischof von Würzburg in steter Furcht zu halten; er gewährte ihm nämlich in der Burg Hellingen, welche im Koburgischen

Amte Königsberg unmittelbar an der Würzburgischen Grenze lag, Aufenthalt und Schutz. Dort versammelte Grumbach dann seine ritterlichen Raubgenossen, einen Stein, Mandelsloh, Rosenberg, Zedtwitz, Dietrich von Bich und Andere, mit ihren Miethlingen wieder um sich und sandte in Gemeinschaft mit dem zuerst genannten von ihnen ein gedrucktes Schreiben aus, welches ganz nach Art der Fehdebriefe in den Zeiten des Faustrechtes abgefaßt war.

Als Grumbach und seine Genossen Anstalt machten, mit 800 Reitern nach Würzburg zu ziehen, flüchtete der Bischof sich (27. September 1563) auf den Marienberg und von da nach der Stadt Nürnberg. Er hatte Recht gehabt, zu eilen, denn schon am 4. Oktober erschien Grumbach in der Nähe von Würzburg, welches von Truppen entblößt war. Die Bürger suchten zwar ihre Stadt zu vertheidigen; Grumbach erbrach aber alsbald eines der Thore und drang in die Stadt ein. Doch ward diese nicht mißhandelt, mit der einzigen Ausnahme, daß etwa ein Dutzend Bürger im Tumult das Leben verloren. Die Raubritter hatten die Absicht, von der Bürgerschaft und dem Dom-Kapitel einen Vertrag zu erzwingen, in welchem das, was sie drohend forderten, von den Geistlichen freiwillig eingeräumt werden sollte. Zu diesem Zwecke ängstigten sie die Bürgerschaft und das Dom-Kapitel, sowie den Statthalter und die Räthe des Bischofs so sehr und hausten mehrere Tage lang raubend und plündernd auf so furchtbare Weise, daß endlich die vom Bischof niedergesetzte Regierung sich den vorgeschriebenen Vertrag gefallen ließ. Als dies geschehen war und Grumbach jegliche Sicherheit, sowie das Versprechen, daß der Bischof das Geschehene anerkennen werde, erhalten hatte, verließ er am 8. Oktober die Stadt Würzburg wieder. Seine Leute schleppten einen bedeutenden Raub mit sich. Unmittelbar darauf entließ Grumbach, wie in jener Zeit selbst die größeren Fürsten zu thun pflegten, seine Kriegsschaar, weil er nicht im Stande war, dieselbe lange zu ernähren. Dessen ungeachtet war und blieb der Schrecken des Dom-Kapitels, der Statthalterschaft und der Bürger von Würzburg so groß, daß sie den Bischof mit Bitten bestürmten, das in seinem Namen Versprochene zu bestätigen. Dieser bedachte sich zwar einen Tag lang; als er aber erfuhr, daß fast die gesammte fränkische Ritterschaft Grumbach's Sache als die ihrige ansehe, erfüllte er die Bitten der Senioren, Kapitulare, Statthalter, Räthe, Magistrats-Personen und Bürger.

So lange Ferdinand I. Kaiser war, blieb dieses Unternehmen der Ritterschaft unbestraft, obgleich die Fürsten durch dasselbe heftig aufgeregt worden waren. Ferdinand begnügte sich mit drohenden Abmahnungen an den Herzog; auch erließ er von Preßburg aus ein General-Mandat an das ganze Reich, in welchem Grumbach und seine

Genossen Aufrührer und Landfriedensbrecher genannt und als solche mit der Reichsacht belegt wurden. Dem Bischof Friedrich machte Ferdinand Vorwürfe, weil er ihm keine Nachricht von den Händeln gegeben habe. Er forderte ihn zum Berichte und zugleich zur Ausführung des erwähnten General-Mandats auf. Das Letztere wagte der Bischof nicht. Er entschuldigte sich in seiner Antwort an den Kaiser damit, daß die Macht der Ritter, die er beim Ueberfalle von Würzburg gegen sich vereinigt gesehen habe, zu furchtbar sei, als daß er sich mit ihnen einzulassen wage. Der Kaiser wiederholte hierauf seinen Befehl und gab bei dieser Gelegenheit alle die Herren von der Ritterschaft, welche er verfolgt wissen wollte, namentlich an.

Von diesem Augenblicke an ward das Verfahren gegen Grumbach und seine Verbündeten, deren sich Johann Friedrich der Mittlere immer nachdrücklicher annahm, als Reichssache betrieben, und Kurfürst August von Sachsen, welchem Grumbach im Dienste des Herzogs von Gotha sehr beschwerlich werden konnte, suchte durch seinen Freund, den römischen König Maximilian, zu bewirken, daß der Raubritter aus dem Gothaischen und Koburgischen entfernt werde. Nichtsdestoweniger dauerte es noch über zwei Jahre, ehe man vom Schreiben und Reden zum Handeln überging. Die sogenannte Reichs-Executions-Ordnung war damals noch nicht bestimmt eingerichtet; die Grumbachischen Händel gaben aber die Veranlassung, daß die schon seit langer Zeit getroffenen Anstalten zur Erhaltung des Landfriedens und zur Bestrafung der Störer desselben vollendet und ins Werk gesetzt wurden, wobei der Kurfürst August den Kaiser nach Kräften unterstützte. August war damals schon viel mächtiger geworden, als sein Bruder und Vorgänger, Moritz, gewesen war, indem er durch die Einverleibung der geistlichen Stifter Naumburg, Merseburg und Meißen seinem Gebiete einen bedeutenden Zuwachs verschafft hatte. Dies war ganz in der Stille geschehen, und zwar durch Uebereinkunft mit den zu den Pfründen berechtigten Edelleuten, welche Protestanten waren. Die Bedingungen, unter welchen jene Stifter Eigenthum der sächsischen Kurfürsten wurden, waren verschieden. In Merseburg und Naumburg wurden noch lange Zeit hindurch von den Kapiteln Bischöfe, wie man dies nannte, postulirt, sächsische Prinzen aber hatten unter dem Titel Administratoren die Verwaltung. Meißen ward erst 1581 mit Kur-Sachsen vereinigt, obgleich diesem Bisthum auch dann noch bis über die Mitte des 17. Jahrhunderts hinaus der Schein einer eigenen Existenz blieb. Neben diesen Vergrößerungen des Kurfürstenthums Sachsen ward durch den Streit mit der Ritterschaft, die sich an Grumbach anschloß, und mit dem Herzoge von Gotha, welcher demselben Aufenthalt und Schutz gab, das Ansehen August's im Reiche bedeutend

vermehrt, da der Kaiser sich des Kurfürsten bediente, um im Namen des Reiches an den Rittern und an einem Fürsten strenge Justiz zu üben.

Hierzu traf schon Ferdinand I. die Einleitung. Er erließ nämlich im Januar 1563 ein zweites Mandat, welches an Johann Friedrich den Mittleren gerichtet war, und diesen mit der Acht bedrohte, wenn er die Raubritter ferner hege und Grumbach als seinen Rath anerkenne. Außerdem trug Ferdinand damals dem Kurfürsten von Mainz auf, dieser Sache wegen, den Bestimmungen der Reichs-Execution-Ordnung von 1555 und 1559 gemäß, einen Reichs-Deputations-Tag nach Worms auszuschreiben. Bald nachher that auch Kurfürst August einen Schritt in der Grumbachischen Angelegenheit, indem er zu Jüterbogk einen obersächsischen Kreistag hielt und den dort gefaßten Abschied des Kreises an Johann Friedrich schickte. Dieser aber oder vielmehr sein Kanzler Brück, welcher ihn ganz leitete, nahm den zu Jüterbogk gefaßten Beschluß nicht anders als, wie er sich sonderbar ausdrückt, „auf hinter sich bringen" an. Während Brück den halbverrückten Herzog in seinem Starrsinn bestärkte, benutzte Grumbach den Aberglauben desselben, um mit Hülfe des jungen Gauners Hans Tausendschön, den er beim Herzoge einführte, ihn irre zu leiten. Dieser Gauner unterhielt nämlich den Herzog von Offenbarungen, die er durch Engel erhalten haben wollte, um die unbegreifliche Verblendung desselben zu vermehren.

Es waren damals, wie der unten anzuführende Beschluß der in Worms versammelten Fürsten beweist, die Einrichtungen zur Erhaltung des Landfriedens und zur Bestrafung derer, die ihn störten, noch nicht vollendet, obgleich über die Kreis-ausschreibenden Fürsten und die Kreis-Obersten schon Verfügungen getroffen waren. Johann Friedrich nahm daher auch keine Rücksicht auf die kaiserlichen Drohungen, und Grumbach ließ sogar Streifzüge in das Gebiet des Kurfürsten von Sachsen machen. Daß jedoch Grumbach damals, wie es heißt, auch Wegelagerer gedungen habe, um den Kurfürsten aufzuheben, bezweifeln wir, obgleich Graf Günther von Schwarzburg und Christoph von Zedtwitz dem Letzteren Anzeige davon machten, und obgleich in den Berichten über das nachherige peinliche Verhör Grumbach's viel darüber zu lesen ist. Noch verdächtiger, als die Angaben in diesen Berichten, sind uns die Aussagen und Widersprüche des Hans Böhm und des Philipp Blaß, welche Grumbach zum Meuchelmorde des Kurfürsten gedungen haben sollen. Auf die Beschwerde des Kurfürsten erwiderte Johann Friedrich, sein Nein gelte so viel wie das Ja August's und des Grafen von Schwarzburg. Uebrigens versuchte der Kaiser alle freundlichen Mittel, um den Herzog Johann Friedrich abzumahnen. Namentlich ließ er ihm durch befreundete Fürsten, besonders durch Johann

Friedrich's Schwiegervater, den Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz, die Gefahr vorstellen, die ihm drohe, wenn er auf die Warnungen des Kaisers nicht achte. Johann Friedrich aber war wie von einem Zauber umstrickt; er genoß vor dem Schlafengehen mit Grumbach zusammen einen geheimnißvoll bereiteten Trunk aus Wein, Ingwer und Lorbeer, und wenn er ja einmal an den Gesichten des Knaben Tausendschön zweifelte, so verwies ihn Grumbach auf Luther's Aussprüche über gute und böse Engel. Auch dachte der Herzog wie Franz von Sickingen, obgleich die Zeiten sich geändert hatten. Indessen wurde, so lange Ferdinand lebte, nichts gegen ihn unternommen, weil man im deutschen Reiche sich nie zu übereilen pflegte. Das Einzige, was noch unter jenem Kaiser geschah, war der auf dem Reichs-Deputations-Tag von Worms gefaßte Beschluß (März 1564).

Die in Worms versammelten Fürsten sprachen laut ihre Besorgnisse vor einer förmlichen Verschwörung der Reichsritterschaft aus. Es heißt nämlich in dem Protocoll, die Edelleute ließen einen so großen Stolz blicken, daß zu besorgen wäre, Grumbach's Ueberfall von Würzburg sei nur der Vorbote größerer Ereignisse. Was die von den Fürsten gefaßten Beschlüsse anlangt, so wurde vorerst nur die Anordnung näher bestimmt, vermittelst deren die Vollziehung von Urtheilen in den verschiedenen Kreisen gesichert werden sollte. Man beschloß nämlich, daß 1500 Reiter auf Reichskosten aufgestellt und von diesen 1000 dem Kurfürsten von Sachsen und 500 dem Herzoge von Jülich als obersten Beschirmern des Friedens in Ober- und Niederdeutschland zugewiesen werden sollten. Freilich ward noch hinzugefügt, daß, wenn von der Grumbachischen Rotte und ihren Eidesverwandten noch irgend etwas weiter vernommen werde, die beiden Fürsten diesem sogleich begegnen und das Feuer dämpfen sollten, ehe es sich weiter verbreite. Uebrigens hatte Bischof Friedrich von Würzburg damals schon so gehandelt, als wenn zwischen ihm und Grumbach nie eine Uebereinkunft geschlossen worden wäre. Er hatte namentlich nach Worms eine heftige Klageschrift geschickt, welche schon auf dem Titelblatte eine bedeutende Zahl der ärgsten Schimpfwörter enthält und in der Grumbach nie anders als der Aechter genannt wird.

Grumbach und Johann Friedrich nahmen ebenso wenig auf jene Beschlüsse Rücksicht, als auf die Warnungen des Kaisers und auf die fürstlichen Briefe, welche von allen Seiten her an den Herzog einliefen. Johann Friedrich brachte sogar den Kurfürsten von Brandenburg dahin, daß derselbe sich für Grumbach und dessen Genossen beim Kaiser Ferdinand verwendete. Diese Fürsprache half jedoch ebenso wenig, als eine Deputation, welche schon vorher acht fränkische Ritter-Kantone zu Grumbach's Gunsten an den Kaiser geschickt hatten; denn Ferdinand

starb bald nachher (Juli 1564). Nun begab sich der Herzog von Weimar weg nach Gotha, das durch die Feste Grimmenstein geschützt war. Ferdinand's Nachfolger Maximilian II. zeigte sogleich, daß er fest entschlossen sei, sein kaiserliches Ansehen und seine oberstrichterliche Gewalt im Reiche ernstlich geltend zu machen. Schon im Jahre 1565 trennte deshalb auch Johann Friedrich's Bruder, Johann Wilhelm, um nicht die schlimmen Folgen mittragen zu müssen, seine Sache von der seines Bruders. Er war, wie Johann Friedrich der Mittlere, ein Schwiegersohn des Kurfürsten von der Pfalz, und dieser, der wenigstens eine seiner Töchter vor Unglück bewahren wollte, veranlaßte die beiden Herren zu einer Theilung des herzoglichen Gebietes, welches bis dahin gemeinschaftlich regiert worden war. Johann Wilhelm war damals der einzige Bruder des bethörten Herzogs, weil der dritte der Brüder, Johann Friedrich der Jüngere, im Oktober 1564 unverheirathet gestorben war. Der Theilungsvertrag zwischen ihm und Johann Friedrich dem Mittleren wurde im Februar 1565 zu Weimar abgeschlossen und trennte das Land in die beiden Herzogthümer Weimar und Gotha; die nächsten Nachkommen der beiden Brüder aber spalteten sich wieder in mehrere Linien. Uebrigens war der 1565 geschlossene Vertrag sehr sonderbar. Es ward nämlich in demselben festgesetzt, daß alle sechs Jahre die Theile umgewechselt werden sollten. Nur das Hofgericht blieb gemeinschaftlich.

Im Anfange des Jahres 1566 ward von Maximilian zu Augsburg ein Reichstag gehalten, auf welchem auch die Grumbachische Angelegenheit zur Verhandlung kam. Johann Friedrich fand sich auf demselben nicht ein, sondern schickte seinen Rath Husanus. Durch diesen ließ der Herzog sich entschuldigen, daß er seinem Bruder nicht das ganze Land überlassen und den Streit wegen des Schutzes, welchen er dem Grumbach und seinen Genossen gewährte, nicht gütlich beigelegt habe. Er habe sich, fügte er hinzu, mit seinem Bruder Wilhelm freundlich verglichen und diesem den größten Theil des Landes nebst der Festung Koburg überlassen; die Festung Gotha habe er aus dem Grunde behalten, weil ihm kund geworden sei, daß der Kaiser ihn überziehen und aus dem noch übrigen wenigen Lande vertreiben wolle.

Von Augsburg aus schrieb Husanus alsbald an seinen Herrn und ermahnte ihn dringend, die Ritter nicht ferner zu hegen, da man gegen Grumbach auch die Beschuldignng amtlich vorgebracht habe, daß derselbe, indem er die Mörder Melchior Zobel's gedungen habe, der von ihnen verübten That unmittelbar schuldig sei. Husanus sagte in seinem Schreiben dem Herzoge voraus, daß die Acht gegen Grumbach und dessen Genossen werde erneut werden, und daß der Kaiser entweder den Herzog in diese Acht mit einschließen oder die Unterthanen des-

selben von ihren Pflichten, Eiden und Gelübden lossprechen und an seinen Bruder weisen werde. Der Herzog ließ diese Vorstellungen unbeachtet, obgleich nachher noch die angesehensten Fürsten im Auftrage des Kaisers zu ihm reisten und ihn zu bereden suchten; ja, er zeigte sich mit Husanus unzufrieden und wandte sich dem Kanzler Christian Brück, einem Sohn des früher mehrfach erwähnten kursächsischen Kanzlers Gregorius Brück zu, der auf seine Absichten einging. Er beugte sogar auch dann seinen Sinn nicht, als im Mai 1566 die Acht gegen Grumbach und dessen Genossen erneuert und alle Beschützer derselben in sie eingeschlossen wurden. Jetzt blieb nichts Anderes übrig, als die Reichs-Justiz mit den Waffen geltend zu machen. Doch wurden vorher noch drei Mandate an den Herzog erlassen. Als Johann Friedrich auch auf diese nicht achtete, ward endlich am 12. December 1566 die Acht gegen ihn persönlich ausgesprochen und gleich am folgenden Tage die Vollziehung derselben seinem Todfeinde, dem Kurfürsten August, übertragen.

Der Herzog fügte sich, auch nachdem der Reichsherold im Namen des Kaisers ihm den Achtsbrief überbracht hatte, immer noch nicht. Er bewirthete diesen Herold zusammen mit einem kursächsischen und glaubte sich gemächlich zur Gegenwehr bereiten zu können. Der Kaiser betrieb aber die Vollstreckung der Acht mit solcher Entschiedenheit, daß der Kurfürst August schon am 22. December gegen Gotha aufbrach und daß schon am 3. Januar 1567 auf einem Landtage, welcher in Saalfeld gehalten wurde, ein kaiserlicher Herold erschien und alle Unterthanen Johann Friedrich's an dessen Bruder Johann Wilhelm wies. Der Kurfürst, in dessen Lager außer den kaiserlichen Commissären auch Johann Wilhelm sich befand, schloß die Stadt Gotha und das Schloß Grimmenstein enge ein. Von den Genossen Grumbach's befand sich damals nur einer nicht mehr bei Johann Friedrich. Dies war Mandelsloh, welcher den Ausgang der Sache geahnt und sich beim Herannahen des Executions-Heeres nach Niedersachsen gerettet hatte. 15 Wochen lang leisteten die in Gotha und in der Feste Grimmenstein vereinigten Vasallen Johann Friedrich's nebst den Truppen desselben und den Bürgern tapferen Widerstand. Sie verweigerten dem Herzog Johann Friedrich erst dann den Gehorsam, als dieser eine wahnsinnige Hartnäckigkeit bewies und noch während seiner Einschließung Münzen schlagen ließ, auf denen er sich einen geborenen Kurfürsten nannte. Der Befehlshaber der Festung, Brandenstein, suchte vergebens den Aufstand zu unterdrücken. Trotz der inständigen Bitten des Herzogs bemächtigte sich das Kriegsvolk am 4. April 1567 der geächteten Ritter und des Kanzlers Brück, wie der anderen Rathgeber des Herzogs.

Rührend sind die letzten Verhandlungen des gutmüthigen, aber

durch Aberglauben und durch die Künste seiner Umgebung gewissermaaßen verzauberten Herzogs mit seinen treuen Unterthanen. Nachdem diese nämlich ungeachtet seiner dringenden Bitten die Aechter gefangen genommen hatten, trat er noch einmal mit einem Knebelspieß in der Hand vor seine Krieger, welche einen Kreis um ihn schlossen, und sagte: „Liebes Kriegsvolk, ich hoffe, ihr habt nun euer Müthlein gekühlt, weil ihr diese Leute in euere Gewalt bekommen; kann ich aber soviel von euch erhalten, so gebt mir, bitte ich, den Kanzler Hans Beyern und den Wilhelm von Stein wieder los." Die Soldaten antworteten ihm mit dem Ausrufe: „Mit nichten, mit nichten!" Auch ihm selbst länger beizustehen verweigerten sie.

Jetzt erlaubte endlich Johann Friedrich den Vasallen, Bürgern und Truppen, in seinem Namen mit dem Kurfürsten August zu unterhandeln, sobald dieser von Kassel zurückgekehrt war, wo er dem Begräbniß des vielgeprüften alten Landgrafen, Philipp des Großmüthigen, beigewohnt hatte. Wie ungern Johann Friedrich die Capitulation schloß, sieht man aus den Worten, welche er in den Katechismus schrieb, der noch in Gotha aufbewahrt wird. Diese lauten: „Anno domini 1567 den 13. April hat man durch untreuer Leute Pracktiken die Festungen Grimmenstein und Gottaw one Ursach aufgeben, darin ich auch gefangen worden auf'n Abend zwischen 5 und 6 Uhr." Uebrigens leuchtet aus der Capitulation, welche abgeschlossen wurde, sowie aus dem Umstande, daß der Herzog nachher 28 Jahre lang in Wien festgehalten wurde, klar und deutlich hervor, daß der Kaiser bei dieser Gelegenheit dem Kurfürsten August zu Gefallen die Sache so eifrig betrieb. Die Artikel jener Capitulation bestanden nämlich darin, daß Herzog Johann Friedrich ohne Vorbehalt dem Kaiser übergeben werden sollte, in dessen Namen der Kurfürst ihn in Empfang zu nehmen habe, daß alle Geächteten ausgeliefert werden sollten, und daß Magistrat und Bürgerschaft von Gotha in Johann Friedrich's Namen dem Kaiser und an dessen Stelle dem Kurfürsten knieend Abbitte zu thun und dem Herzog Johann Wilhelm, als ihrem neuen Landesherrn, zu huldigen hätten.

Der damals schon sehr alte Freiherr von Grumbach und seine Genossen wurden zu Gotha einem ganz unnützen peinlichen Verhör oder mit anderen Worten einer unmenschlichen Tortur unterworfen; Kurfürst August und Herzog Johann Wilhelm wohnten derselben hinter einem Vorhang bei. In Beziehung auf deutsche Kriminal-Justiz und auf die gelehrten Juristen, welchen dieselbe vertraut wird, ist der naive Schluß des über Grumbach gesprochenen Urtheiles sehr anziehend. Dieser lautet: „Obgleich gedachter Grumbach eine gar ernstliche Strafe, als nur immer zu erdenken ist, verdient hätte, so wolle doch der Kurfürst aus angeborener Güte sie also mildern, daß er nur

lebendig geviertheilt werde." Am 18. April 1567 wurde Grumbach, damals 64 Jahre alt und sehr krank, lebendig auf Bretter genagelt, worauf ihm der Henker das Herz ausriß und dasselbe mit den Worten: „Sieh da, Grumbach, dein falsches Herz!" ins Gesicht schlug; hierauf erfolgte die Viertheilung; dann erlitt der Kanzler, der vergebens Reue bezeugt und sich auf die Verdienste seines Vaters berufen hatte, die nämliche Todesart. Der Kurfürst August verherrlichte seinen Sieg durch eine Denkmünze mit der Inschrift: „Tandem triumphat bona causa" (endlich triumphirt die gute Sache).

Johann Friedrich wurde zuerst nach Dresden gebracht. Dort legte man ihm allerlei Fragen vor, welche zu nichts führten oder führen konnten; dann wurde er den kaiserlichen Commissären übergeben. Diese brachten ihn in elendem Aufzuge, den Kopf mit einem Strohhut bedeckt, auf einem offenen Wagen nach Wien, wo man ihn, wie die Römer es mit besiegten Königen machten, gewissermaaßen im Triumph einführte. Er blieb nun bis an seinen Tod (1595) in Wienerisch-Neustadt. Seine edle Gemahlin Elisabeth, die Tochter des Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz, bot vergebens beim Kaiser und der Kaiserin Alles auf, um seine Entlassung zu bewirken. Sie erlangte nach fünf Jahren (1572) mit Mühe so viel, daß sie ihren Gemahl besuchen, und dann durch weiteres Flehen, daß sie in der Haft bei ihm bleiben durfte. Dieses traurige Beisammensein, bei welchem sich der Herzog außerdem durch Lesen theologischer und alchymistischer Bücher die Zeit vertrieb, dauerte noch 22 Jahre. Elisabeth starb im Februar 1594, ihr Gemahl 15 Monate später; sie sind in Coburg begraben. Kurfürst August ward nicht mit Unrecht beschuldigt, daß er den Kaiser zu der Härte gegen Johann Friedrich bewogen und ihm das Versprechen, denselben nicht nach Sachsen zurückkehren zu lassen, abgenommen habe. Auch ward er wegen dieser von ihm angestifteten Bekriegung der Ritter durch den Kaiser und die Fürsten in Volksliedern wie in poetischen und prosaischen Satiren heftig geschmäht. Unter den letzteren ist diejenige eine der bedeutendsten, welche den Titel „die Nachtigall" führt und erst im vorigen Jahrhundert durch Lessing wieder ans Licht gebracht worden ist.*) Dieselbe erschien zu Frankfurt am Main, während die Belagerung von Gotha dauerte. Sie brachte den sonst so milden Kaiser in solchen Zorn, daß er der Stadt mit Entziehung der Meßprivilegien drohte und die Auslieferung des Druckers wie des Verfassers begehrte. Der Drucker wurde in der That in Fesseln nach Wien gebracht; der Verfasser aber, ein armer Litterat, Namens Wilhelm Clebitius, entkam nach Paris.

*) Vgl. Lessing: „Zur Geschichte und Litteratur. Aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Erster Beitrag (Nr. 4). 1773."

Die auf 800,000 Gulden berechneten Kosten der Execution wurden zwar zum Theil durch Reichs- und Kreissteuern aufgebracht; einen großen Theil derselben aber hatten die beiden Söhne Johann Friedrich's zu tragen, welche erst 1570 zum Besitze ihres Erbes gelangten. Diese mußten bis zur Bezahlung der ihnen auferlegten Summe vier Aemter als Unterpfand geben. Uebrigens theilten Johann Friedrich's Söhne schon 1572 das Land ihres Vaters. Der ältere, Johann Kasimir, erhielt Koburg, der jüngere, Johann Ernst, Eisenach. Beide starben unbeerbt und ihre Besitzungen gingen auf die Nachkommen ihres Oheims Johann Wilhelm über. Was die Letzteren betrifft, so hinterließ Johann Wilhelm († 1573) zwei Söhne; von diesen erhielt der ältere, Friedrich Wilhelm I., Altenburg, der jüngere, Johann, Gotha, Weimar und Eisenach. Die von dem Ersteren gestiftete Altenburger Linie erlosch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts (1672). Johann dagegen († 1605) hatte acht Söhne, von denen der jüngste, Bernhard von Weimar, sehr berühmt wurde; doch nur zwei von den Brüdern, Wilhelm als Haupt der Weimarischen Linie und Ernst der Fromme von Gotha, pflanzten das Geschlecht fort.

3. Ungarn, Siebenbürgen und die Osmanen zur Zeit der Kaiser Ferdinand I. und Maximilian II.

Die Geschichte der Kriege, welche Ferdinand I. und Maximilian II. mit den Osmanen führten, ist zwar schon früher erzählt worden; wir müssen aber hier auf dieselbe zurückkommen, um einiges, was unberührt geblieben ist, nachzuholen und den Zusammenhang ganz klar zu machen. Es ist auseinandergesetzt worden, wie die Osmanen fast ganz Ungarn besetzten, weil Ferdinand I. und Zapolya sich um den Königstitel dieses Reiches stritten, und wie Sultan Suleiman II. nach Zapolya's Tode unter dem Vorwande, dessen Wittwe, Isabella, nebst ihrem jungen Sohn Johann Sigismund zu schützen, Ofen besetzte (1541) und Isabella nach Siebenbürgen trieb. Dagegen ist der Rolle, welche ein ehrgeiziger Mönch damals in den ungarisch-türkischen Angelegenheiten spielte, noch nicht gedacht worden. Dieser ehemalige Einsiedler, der zum Bischof von Großwardein erhoben wurde, war Georg Utjeschewitsch oder, wie er in unseren Geschichtsbüchern genannt wird, Martinuzzi. Ferdinand I. bediente sich desselben in seinen schwierigen Unterhandlungen mit Suleiman II.; Martinuzzi war aber zugleich mit Zapolya so vertraut, daß sogar der Sultan den Kaiser vor dem gefährlichen Manne warnen ließ. Martinuzzi hatte viele Verbindungen in Siebenbürgen, wohin er Isabella, die Mutter des jungen Johann Sigismund Zapolya, begleitete, und wo er bald mächtiger als diese ward, so daß er sich sogar weigerte, ihr Rech-

nung abzulegen, weil er nur dem Prinzen, wenn derselbe einst erwachsen sein würde, Rechenschaft schuldig sei. Er verständigte sich hierauf mit dem Kaiser und bewirkte schon 1549 die Abschließung eines Vertrages, durch welchen Isabella im Gedränge zwischen Ferdinand und Suleiman sich verpflichtete, Siebenbürgen gegen Ueberlassung einiger Güter in Schlesien dem Kaiser zu überlassen. Martinuzzi erhielt für die von ihm bewirkte Abschließung dieses Vertrages das Versprechen, daß Ferdinand ihm das Erzbisthum Gran ertheilen und den Kardinalshut verschaffen wolle. Die Ausführung des Vertrages ward noch verschoben, weil die Türken Ungarn wiederholt mit einem furchtbaren Heere überschwemmten; im Jahre 1551 aber empfing Ferdinand zu Klausenburg die Huldigung der Stände.

In dem hierdurch veranlaßten Kriege ward Ferdinand wiederum von der ganzen Christenheit durch Freiwillige und auf andere Weise unterstützt. Er war jedoch in demselben nicht glücklich, so lange Niklas von Salm an der Spitze seines Heeres stand. Auch gelang es dem Martinuzzi, welcher nunmehr Erzbischof und im November Kardinal ward, erst dann, als Castaldo den Oberbefehl erhielt, die Vollziehung des von ihm vermittelten Vertrages durchzusetzen. Martinuzzi hatte nicht nur viele Verbindungen in Siebenbürgen und commandirte im Kriege gegen die Türken in Ungarn neben Castaldo, sondern er unterhandelte auch zugleich mit den Türken und mit dem Kaiser. Er bekannte sogar einst, als ihm heftig zugesetzt wurde, der Isabella, daß er ein Einverständniß mit den Türken unterhalte, und erbat sich dafür ihre Verzeihung. Diese erhielt er auch; die Aussöhnung währte aber nicht lange, und er ward sogar, während er in Groß-Wardein beim ungarischen Heere war, auf einem siebenbürgischen Landtage förmlich für einen Hochverräther erklärt. Er hatte damals im Vertrauen auf seinen Anhang in Siebenbürgen und auf Castaldo's und seine eigenen Truppen, welche gegen Siebenbürgen vorrückten, die Kühnheit, sich auf dem Landtage zu stellen und zu rechtfertigen. Während nachher Castaldo einen Platz des Landes nach dem anderen eroberte und Isabella, welche nach Karlsburg geflohen war, von ihren Vasallen verlassen wurde, bewirkte Martinuzzi durch Bitten und ängstigende Vorstellungen, daß Isabella, der er damals die Schätze ihres Gemahls zurückgab, ihm die Unterhandlung mit Castaldo überließ. Bei dieser Gelegenheit entfaltete Martinuzzi, der im Mönchsgewande auf einem achtspännigen Wagen einher fuhr, eine königliche Pracht und machte sich dadurch sowohl den Türken als den Kaiserlichen, die er Beide zu gleicher Zeit sich befreundet halten wollte, verdächtig. Jetzt endlich (27. Juli 1551) erfüllte Isabella den von Martinuzzi im Jahre 1549 entworfenen Vertrag. Sie gab Ungarn

und Siebenbürgen auf und überließ die Krone nebst den anderen Reichs-Insignien an Ferdinand. Dafür erhielt sie nicht nur ihr Heiraths-gut mit 100,000 Dukaten ausgezahlt, sondern es wurden auch ihrem Sohne die versprochenen schlesischen Herzogthümer Ratibor und Oppeln und die sehr großen eingezogenen Güter ihres Gemahls in Ungarn abgetreten, und zugleich das Versprechen gegeben, daß ihr Sohn mit einer Tochter Ferdinand's vermählt werden solle. Noch ehe Isabella Siebenbürgen verließ, ward die Verlobung Johann Sigismund's im Kloster Kolos bei Klausenburg gefeiert (11. August 1551). Isabella beschwerte sich indessen, wie bereits früher angegeben wurde, bald laut und stark, daß sie betrogen sei, und die Türken wütheten 1552 in Ungarn ärger, als je.

Martinuzzi hatte wenigstens das Verdienst, in Ungarn gegen die Türken eine Erhebung von solcher Kraft und Ausdehnung zu bewirken, wie sie vorher nie stattgefunden hatte. Am Ende des Jahres 1551 hatte das von ihm und Castaldo geführte kaiserliche Heer mit Glück gekämpft. Das feste Lippa würde in die Hände desselben gefallen sein, wenn nicht Martinuzzi, kurz nachdem er Kardinal geworden war, aufs Neue insgeheim den Türken Dienste geleistet hätte, vielleicht um auf diese Weise Siebenbürgen für sich zu erhalten. Er war mindestens dadurch verdächtig, daß der Pascha Haider sich der Vetterschaft mit ihm rühmte und daß der Sultan ihm schriftlich Vergessenheit alles Früheren zusicherte. Martinuzzi suchte nicht blos um Verzeihung beim Sultan nach, sondern er gewährte auch dem Commandanten und der Besatzung von Lippa freien Abzug nach Belgrad. Dies erbitterte die Ungarn, welche dann unter Horwath, Balassa und Michael Dombay die abziehenden Truppen auf dem Weg nach Belgrad angriffen und den größten Theil derselben niederhieben. Das zweideutige Verhalten des Kardinals und seinen Verkehr mit Constantinopel meldete Castaldo an Ferdinand, indem er hinzufügte, daß, wenn Martinuzzi seinen Einfluß behalte, Siebenbürgen für den Kaiser unfehlbar verloren gehen werde. Ferdinand erwiderte darauf, wenn dies der Fall sei, möge Castaldo thun, was er für das Beste halte. In Folge dessen schritt man zu einem Meuchelmord, welchen Spanier und Italiener des kaiserliches Heeres ausführten. Während nämlich türkische Boten und Beauftragte von Zeit zu Zeit insgeheim zu Martinuzzi auf sein Schloß Alvincz kamen, erschienen dort auch Castaldo und Sforza Pallavicini, und nachdem diese die Thürme durch spanische und italienische Banditen hatten besetzen lassen, trat am 18. December Castaldo's Secretär unter dem Vorwande, dem Cardinal ein Papier zum Unterschreiben zu übergeben, in die Stube desselben und stieß ihm einen Dolch in den Hals; Pallavicini, welcher unmittelbar darauf hereinstürzte, verwundete den Kar-

dinal ebenfalls, und einige Spanier, welche Lopez hereinführte, tödteten ihn mit mehr als 60 Flintenschüssen vollends. So berichtet Buchholz in seinem Leben Ferdinand's I. Ob Alles sich genau auf diese Weise verhalten habe, lassen wir dahin gestellt sein; wenn aber auch die Sache so und nicht anders zugegangen wäre, so würde es doch immer betrübend und für das Andenken Ferdinand's schimpflich bleiben, daß dieser sich eines gefährlichen Dieners auf orientalische Weise entledigen mußte. In Siebenbürgen wandte sich nach dem Morde die Stimmung des Volkes entschieden gegen den König.

Die Ereignisse des Krieges in Ungarn, welcher von den kaiserlichen Truppen und den Türken fast auf gleiche Weise tumultuarisch grausam und verheerend geführt ward, ausführlich zu erzählen, verträgt sich mit dem Zwecke dieses Werkes nicht. Uebrigens haben wir schon berichtet, daß Marcus Horwath 1556 die ganze Macht der Türken vor Szigeth zu Schanden machte, daß Johann Sigismund Zapolya durch türkische Hülfe wieder Großfürst von Siebenbürgen ward, und daß der Krieg 1562 durch einen theuer erkauften Waffenstillstand beendigt wurde. Dieser Waffenstillstand war auf acht Jahre geschlossen worden; er wurde aber nicht einmal halb so lange eingehalten. Johann Sigismund's Mutter nämlich, welche den zwischen ihr und Ferdinand obwaltenden Zwist durch die Verheirathung ihres Sohnes mit Ferdinand's Tochter hatte beendigen wollen, starb vor der Verwirklichung ihrer Absicht und Maximilian II. mußte nach seines Vaters Tode gegen Johann Sigismund ins Feld ziehen. Der Letztere hatte den Titel eines erwählten Königs von Ungarn nie abgelegt und suchte denselben unter Maximilian mit den Waffen geltend zu machen. Als er im Kriege den Kürzeren zog, rief er aufs Neue die Türken herbei, welche dann 1566 dem Kaiser wieder den Krieg erklärten. Nach Suleiman's Tod vor Szigeth dauerten auch unter Selim II. die Feindseligkeiten fort, bis Maximilian eine im März 1568 bewilligte Waffenruhe erlangte, welche den Streifzügen der Türken keineswegs Schranken setzte, wenn es auch bis zu Selim's Tode nicht mehr zum offenen Kriege kam. Auch der schwache Johann Sigismund war mit den Türken sehr übel daran. Er mußte sich alle möglichen Demüthigungen und Erpressungen gefallen lassen, und dennoch ward sein Gesandter, Albert de Wys, als derselbe vor dem Mufti nicht vom Pferde stieg, durch die Janitscharen auf offener Straße so sehr mißhandelt, daß er an den Folgen starb. Johann Sigismund suchte daher ganz im Stillen Maximilian's Beistand gegen die Türken zu erhalten und schloß mit ihm 1570 einen Vertrag, in welchem er endlich den Titel eines erwählten Königs von Ungarn aufgab. Die Hauptbedingung dieses Vertrags war der gegenseitige Beistand

gegen die Türken. Beide Theile versprachen einander, dieselbe so geheim zu halten, als nur immer möglich sei.

Demselben Vertrage zufolge sollte Johann Sigismund die baierische Prinzessin Maria heirathen; dies ward aber von den Jesuiten hintertrieben, weil Johann Sigismund sich zur Socinianischen Lehre bekannte und dieselbe zu verbreiten suchte. Die Jesuiten predigten in Schriften und Reden, daß die Lehre der Socine von einer absoluten Einheit des christlichen Gottes Atheismus oder noch etwas Schlimmeres sei, und die baierische Prinzessin wies die Heirath mit Abscheu von sich. Gleichzeitig mit den Jesuiten eiferte auch Calvin aufs Heftigste gegen den edlen Georg Blandrata aus Saluzzo, Johann Sigismund's Leibarzt, welcher durch seinen Feuereifer für das Evangelium und besonders für reine Sittlichkeit alle trinitarischen Dogmatiker beschämte. Gegen sein „antitrinitarisches Glaubensbekenntniß,“ das in Polen und Siebenbürgen viele Anhänger fand, schrieb Flacius eine Widerlegung.

Johann Sigismund starb schon im März 1671 kinderlos, gerade als Sultan Selim II. ein Heer rüstete, um an ihm wegen seines Vertrages mit Maximilian Rache zu nehmen. Die siebenbürgischen Stände erwählten an Johann Sigismund's Stelle einen neuen Fürsten (Woiwoden), ersuchten aber vorher den Sultan ausdrücklich um Erlaubniß dazu. Diese ward ertheilt und Stephan Bathori an Johann Sigismund's Stelle erwählt. Der neue Regent schickte alsbald den jährlichen Tribut nach Constantinopel und Selim's Gesandte überbrachten ihm darauf Fahne und Scepter. Er ward auch von Maximilian feierlich anerkannt; es blieben aber zwischen ihm und diesem zwei Punkte unerledigt, welche nachher noch manchen Streit veranlaßten. Uebrigens war Stephan Bathori dem Kaiser in den türkischen Händeln sehr nützlich, wenn er gleich die Raubzüge der Türken nicht verhindern konnte. Es war daher auch von Seiten Maximilian's ein Beweis richtiger Beurtheilung seiner Verhältnisse, daß er den sehr verständigen Rathschlägen des alten Erzbischofs Veranzi, seines Stellvertreters (locum tenens) in Ungarn, Gehör schenkte und nach Don Juan's Siege bei Lepanto (1571) sich nicht zur Theilnahme an dem Kriege gegen die Türken bewegen ließ.

Weniger vorsichtig benahm sich Maximilian, als 1572 durch den Tod Sigismund's II. August, des letzten Jagellonen, der polnische Thron erledigt ward. Der Kaiser, welcher großen Anhang in Polen hatte, und von dessen Schwestern zwei nach einander mit Sigismund August vermählt gewesen waren, suchte die polnische Krone für sich zu erhalten. Auch machte ihm Stephan Bathori, der sich anfangs ebenfalls um die Herrschaft in Polen bewarb und ebenso wie Maximilian

dort viele Freunde hatte, freiwillig Platz. Allein die Polen erwählten unerwarteter Weise nicht den Kaiser Maximilian, sondern den Herzog Heinrich von Anjou, welcher nachher unter dem Namen Heinrich III. König von Frankreich ward. Dieser kehrte indessen, wie wir wissen, bald nach seiner Krönung fliehend nach Frankreich zurück (1574). Die Polen erklärten ihn hierauf seiner Königswürde verlustig und beschlossen eine andere Wahl. Jetzt bewarb Maximilian sich nochmals um die polnische Krone. Er dachte, da er selbst schon seit längerer Zeit kränkelte, dabei wohl nur an seine vielen Söhne, besonders an Ernst, den er nachher ebenso wie Albrecht in den Niederlanden versorgte. Der älteste Sohn, Rudolf II., war schon 1572 König von Ungarn, seit dem September 1575 König von Böhmen, im Oktober 1575 aber zum römischen König erwählt und am 1. November dieses Jahres als solcher gekrönt worden. Auch diesmal war Stephan Bathori Maximilian's Mitbewerber; er trat aber nicht, wie das vorige Mal, freiwillig zurück, sondern schickte vielmehr den Georg Blandrata mit vielem Gelde nach Polen, ließ sich durch Sultan Selim dringend empfehlen und gab, was besonders hart war, das Versprechen, die bereits 50 Jahre alte Schwester Sigismund August's, Anna nämlich, zur Gemahlin zu nehmen. Gleichwohl erfolgte eine getheilte Wahl. Am 18. Dezember 1575 wählte ein großer Theil des Adels, an dessen Spitze der Palatinus von Krakau stand, Stephan Bathori zum König, der Senat dagegen, welcher durch den Erzbischof von Gnesen geleitet ward, den Kaiser Maximilian. Jede der beiden Parteien schickte eine Deputation an den von ihr Gewählten; die Bedingungen aber, welche die Senatspartei dem Kaiser stellte, waren nicht einladend; er sollte namentlich versprechen, das Land in den zwei ersten Jahren gar nicht zu verlassen und auch später für jede Reise den polnischen Reichstag um Erlaubniß zu bitten.

Stephan Bathori nahm die ihm angetragene Krone an und ließ alsbald seinen Bruder Christoph Bathori zum Woiwoden von Siebenbürgen erwählen, damit dieser während seiner Abwesenheit das Land nach seinem Rathe und seiner Weisung regiere und den Ueberschuß der Einkünfte ihm überlasse. Am 1. Mai 1576 wurde er in Krakau zum König von Polen gekrönt und heirathete die Prinzessin Anna. Auch Maximilian hatte den Antrag der polnischen Deputation angenommen, und schien gesonnen, die Krone von Polen mit den Waffen zu behaupten, obwohl der Reichstag geradezu davon abrieth. Er rüstete in Ungarn einen Krieg gegen Bathori und suchte in Deutschland, wo er sich zu Regensburg aufhielt, ein Heer zu sammeln; allein der Tod ereilte ihn am 12. October 1576 in seinem 49. Jahre.

Maximilian II. war neben Joseph I. und Joseph II. der einzige Regent aus dem Habsburgischen Hause, welcher ernstlich darauf

bedacht war, den Schlendrian der östreichischen Monarchie und die verderbliche Herrschaft der Prälaten, welche absichtlich den Aberglauben fördern, zu zerstören. Auch hatte er das kaiserliche Ansehen im Reiche kräftig gewahrt und namentlich durch neue Einrichtung des Reichshofraths in Wien gestärkt. Da er, wie die beiden anderen genannten Kaiser, das, was er angefangen hatte, nicht vollenden konnte, so läßt sich allerdings nicht leugnen, daß die lange Reihe von Unglücksfällen, welche in dem ganzen folgenden Jahrhundert die östreichische Monarchie und das deutsche Reich trafen, mit seinen Reformen in Verbindung stand, ohne daß gleichwohl diese eigentlich Schuld daran waren.

4. Ungarn und Siebenbürgen zur Zeit Rudolf's II.

Rudolf II., welcher seinem Vater in der Regierung folgte, hatte die ersten zwölf Jahre seines Lebens ganz bei seiner Mutter zugebracht und diese hatte ihn mit ängstlicher Sorge zu allen jenen mechanischen Frömmigkeits-Uebungen angehalten, welche den weiblichen und überhaupt den schwachen Gemüthern zum wahren Bedürfnisse werden und durch die Gewohnheit des unbedingten Gehorsams gegen den Beichtvater, dessen Ausspruch ihnen für die Stimme Gottes gilt, jede freie Bewegung des Geistes ersticken. Im zwölften Lebensjahre war Rudolf nach Spanien gekommen, dessen Beherrscher Philipp II., welcher erst zehn Jahre nach dem Tode seines ersten Sohnes einen zweiten erhielt,*) ihn zu seinem Nachfolger bestimmte. Rudolf, welcher sechs Jahre (bis 1570) in Spanien blieb, wurde dort ganz spanisch erzogen und durch die Jesuiten zu einem Gelehrten gebildet, eben deshalb aber auch für die Welt ganz unbrauchbar und zu einem Feinde der evangelischen Lehre gemacht, welche unter seinem Vater in Oestreich, Ungarn und Böhmen geschützt und gefördert worden war. Er folgte sein ganzes Leben hindurch spanischen Rathschlägen und war stets von Jesuiten umgeben, welche nach dem Grundgesetze ihres Ordens die Lehre der Protestanten auszurotten oder, wenn dies nicht möglich wäre, die Protestanten zu verderben suchen mußten. Während daher Maximilian das kaiserliche Ansehen im Reiche dadurch wieder gehoben hatte, daß die Katholiken und die lutherischen wie die calvinistischen Protestanten ihn gern als Schiedsrichter anerkannten, bebten dagegen Alle vor Ru-

---

*) Don Karlos, der am 24. Juli 1568 im Kerker starb, war Philipp's Sohn aus erster Ehe; die zweite mit Maria von England blieb kinderlos. Aus der dritten mit Elisabeth von Valois, die neun Wochen nach Don Karlos starb, stammt die Infantin Klara Eugenia Isabella. Die vierte Gemahlin Philipp's, Anna, war ebenso wie die dritte früher dem Infanten Don Karlos zur Braut bestimmt gewesen; sie gebar 1578 den Thronfolger, späteren König Philipp III.

dolf's Entscheidung zurück, weil diesen stets Jesuiten umgaben, welche ihn und die Katholiken durch ihre Controvers-Predigen gegen den Protestantismus erbitterten und den Streit zwischen den Lutheranern, Calvinisten und Kryptocalvinisten nährten, schürten und unversöhnlich machten. Die Theologen der Protestanten erleichterten durch ihren unduldsamen Eifer für ihre neue trockene scholastische Dogmatik den Krieg, welchen die Jesuiten für den Autoritäts-Glauben gegen den Bibel-Glauben führten. Kaiser Rudolf überließ die Religionsangelegenheiten wie die Verwaltung des Herzogthums Oestreich, in welchem der größere Theil des Adels protestantisch war, meist seinem Bruder Ernst; ihm selbst waren seine wissenschaftlichen Liebhabereien näher als das dogmatische Wesen. In seinen letzten Jahren ward er durch Blödsinn das Werkzeug eines jeden, der sich seiner zu bemächtigen wußte, wie dies aus dem neulich bekannt gemachten, den Acten entnommenen Leben seines Kammerdieners Lang hervorgeht, welches ganz unglaubliche Thatsachen ans Licht bringt. Die Begebenheiten unter Rudolf's Regierung sind daher ein Vorspiel dessen, was sich im folgenden Jahrhundert ereignete. Wir führen sie hier nur als Veranlassungen des dreißigjährigen Krieges an.

Rudolf nahm seine Residenz in Prag und zeigte Anfangs keine Spuren des Blödsinnes, an welchem er später unleugbar litt. Er trieb in Prag die damals unter den Namen Astronomie blühende Astrologie, mit welcher sich nachher sogar der von ihm nach Prag gerufene große Kepler beschäftigen mußte. Er suchte ferner den Stein der Weisen und gab sich, anstatt wissenschaftliche Chemie zu treiben, mit der Goldmacherei ab. Ueberall standen ihm Jesuiten zur Seite. In Oestreich betrieb zuerst der Jesuiten-Provinzial Laurenz Magi für Rudolf die Verfolgung der Protestanten; nachher, als Ernst die Geschäfte übernommen hatte, war dort der Jesuit Szanto auf gleich gehässige Weise thätig. Der genannte Bruder Rudolf's, welchen bekanntlich später Philipp II. in die Niederlande rief, war ganz spanisch erzogen worden und in jeder Hinsicht geeignet, Rudolf's Feindseligkeiten gegen den von seinem Vater in Ungarn und Oestreich geförderten Protestantismus im Stillen fortzusetzen. Wie Ernst in Oestreich und Ungarn, so ward vom Kaiser der jüngste Bruder seines Vaters, Karl von Steiermark, in Kroatien gebraucht. In Wien hatten die evangelischen Stände gewohnheitsmäßig einige Geistliche anstellen und den Gottesdienst nach ihrer Weise abhalten lassen dürfen. Nun aber benutzte Ernst die unverständigen Ausfälle gegen alles papistische Wesen, die sich ein Eiferer Namens Opitz gestattete, um dieses Recht einzuschränken und im Jahr 1578 völlig zu unterdrücken. Rudolf's Bruder Matthias aber ging, wie wir wissen, ohne das Haupt seines Hauses um Erlaubniß

zu fragen, in die Niederlande und ließ sich dort gegen die Spanier gebrauchen.

Auch in Siebenbürgen, wo der Protestantismus und sogar die Lehre der Socinianer Wurzeln geschlagen hatten, bemächtigten die Jesuiten sich des Unterrichtes, theils weil Stephan Bathori sie von Polen aus begünstigte, theils weil sie damals wirklich Verdienste um das Unterrichtswesen und um die Wissenschaften hatten. Stephan's Bruder Christoph Bathori, welcher als dessen Stellvertreter Siebenbürgen verwaltete, hatte zwar eine Reformirte, Elisabeth Botskai, zur Gemahlin; nichts desto weniger wurde aber seines Sohnes Sigismund Bathori Erziehung dem Jesuiten Johann Leleszi anvertraut und im Jahre 1579 ein Jesuiten-Collegium in Karlsburg und eines in Monastor errichtet. Dafür ward dem Statthalter auch bei seinem Bruder Stephan, der dies sehr ungern that, die Einwilligung dazu verschafft, daß er seinen Sohn Sigismund, welcher damals erst acht Jahre alt war, durch die Stände zum Nachfolger erwählen lasse. Diese Wahl fand im April 1581, einen Monat vor Christoph's Tod, statt. Fast um dieselbe Zeit bemächtigten die Jesuiten sich des ganzen gelehrten Unterrichtswesens. Die Verwaltung des Landes war von den Ständen für die Zeit der Minderjährigkeit Sigismund's drei Herren anvertraut worden. Diese erregten in Siebenbürgen durch ihr Betragen eben so viele Unzufriedenheit, als Rudolf oder vielmehr die Leute, welchen er Alles überließ, durch das ihrige in Ungarn. Stephan Bathori mußte sich endlich der Sache seines Neffen annehmen. Er setzte demselben den Johann Getzi als Vormund zur Seite, was ihm zu großer Ehre gereicht, weil er sich dabei über das Vorurtheil seiner Verwandten und seiner Zeit, sowie über sein eigenes erhob; Getzi war nämlich reformirt. So lange Stephan Bathori lebte, behielten die Jesuiten und ihr Anhang das Uebergewicht in Siebenbürgen. Nach seinem Tode (1586) veranlaßte ihr Treiben und der Haß der Protestanten gegen sie, mochte dieser nun in den einzelnen Fällen gegründet sein oder nicht, in Siebenbürgen wie in Ungarn bedeutende Unruhen. Der junge Woiwode Sigismund blieb auch später als Mann, da er eine Tochter des Herzogs Karl von Steiermark heirathete, ein Werkzeug der Jesuiten.

Auch die Türken begannen seit 1584 wieder in Kroatien und an anderen Grenzen verheerende Streifereien zu üben. Rudolf hatte anfangs das Glück gehabt, von ihnen nicht so sehr beunruhigt zu werden, als seine Vorgänger, weil damals die Sultane nicht mehr wie früher Heer und Reich selbst und allein leiteten. Dies war schon unter Selim II., einem Trunkenbold, der Fall gewesen; dessen Nachfolger Murad III. aber, welcher zwei Jahre vor Rudolf den Thron

bestieg (1574),*) begrub sich in seinem Harem, ward von Weibern ganz beherrscht und überließ die Geschäfte den Leuten, die ihm der Zufall zuführte. Nichts desto weniger war Kaiser Rudolf genöthigt gewesen, diesem Sultan einen erhöhten Tribut und noch dazu sehr bedeutende und kostbare Geschenke zu übersenden, um die Bestätigung des seinem Vater gewährten Friedens zu erlangen.

Ungeachtet der neuen Verheerungen durch die Türken beredete man den Kaiser, die Bemühungen eines seiner Brüder zu unterstützen, als dieser nach dem Tode Stephan Bathori's (December 1586) das Königreich Polen an sich zu bringen suchte. Stephan Bathori hinterließ ein gutes Andenken; er bekämpfte mit Glück die Russen und zwang den Zaar, Iwan Wasiljewitsch den Schrecklichen, zu einem Waffenstillstande und zur Herausgabe seiner Eroberungen in Livland. Die Polen kamen erst im August 1587 zur Wahl eines neuen Königs. Sie spalteten sich dabei in zwei Parteien. Die Mehrheit wählte den Sohn des schwedischen Königs Johann, Sigismund III., dessen Mutter Katharina eine Schwester des letzten Jagellonen war; die Minderheit dagegen ernannte aus Gefälligkeit für ungarische Magnaten Rudolf's Bruder, den Deutschmeister Maximilian, zum König. Der Erstere war durch seine Mutter, welche auch in dem ganz protestantischen Schweden von Jesuiten umgeben war, katholisch erzogen worden, damit er sich um das Wahlreich Polen bewerben könne; Katharina und ihre Jesuiten hatten aber gar nicht bedacht, daß Sigismund dadurch seines Erbreiches Schweden verlustig gehen werde. Nachdem die doppelte Wahl geschehen war, wagte Maximilian, unterstützt von einer kleinen Anzahl Ungarn, welche durch seine Freunde geworben worden waren, sich mit einem schwachen Heere nach Polen, um sein Recht geltend zu machen. Er hatte den Reichsmarschall Zborofsky für sich; dagegen ward Sigismund's Sache durch den als Gelehrten und Forscher unsterblich gewordenen Großfeldherrn und Reichskanzler Zamoisky**) vertheidigt. Maximilian drang bis nach Krakau, der damaligen Hauptstadt des Reiches, vor. Hier ward er durch die tapfere Vertheidigung der Stadt so lange vor derselben aufgehalten, bis Zamoisky zum Entsatze erschien. Dieser drängte ihn dann nach einigen glücklichen Gefechten über die Grenze zurück. Maximilian machte im thörichten Vertrauen auf 1000 Mann zu Fuß und 500 Reiter, welche die ihm

---

*) Gleich nach seiner Thronbesteigung ließ er fünf Brüder, von denen der älteste acht Jahre alt war, erdrosseln. Siehe darüber Zinkeisen, Geschichte des osmanischen Reiches, III., 382.

**) Seine Hauptwerke sind „De Senatu Romano“ und „Testamentum Joannis Zamori.“

befreundeten ungarischen Magnaten Valentin Prepostvari, Paul Melith und Peter Andrassi herbeigeführt hatten, im Anfange des Jahres 1588 einen zweiten Versuch; er wurde aber durch Zamoisky, welcher damals von Siebenbürgen aus Unterstützung erhalten hatte, am 24. Januar in der Nähe der Burg Bitschin völlig geschlagen. Zum Andenken an diesen Sieg gründete Zamoisky die Stadt Zamosk, deren Häuser er im italienischen Styl erbauen ließ und in welcher er eine Hochschule und eine sehr stattliche Bibliothek gründete. Maximilian rettete sich nach seiner Niederlage in die Burg Bitschin, war aber schon vier Tage nachher genöthigt, sich seinen Gegnern gefangen zu geben. Er ward nach dem Schlosse Krasnostaw, nicht weit von Lublin, gebracht und dort ein ganzes Jahr lang festgehalten. Sein Bruder, der Kaiser, that während dieser Zeit nichts für ihn, sondern verließ sich auf die Unterhandlungen, welche der päpstliche und der spanische Gesandte mit den Polen angeknüpft hatten. Im Februar 1589 kam endlich auf einem Reichstage zu Warschau ein Vertrag zu Stande, in welchem Maximilian's Freilassung zugestanden wurde. Dieser Vertrag war indessen schimpflich genug für Oestreich. Es mußten nämlich nicht nur die Stadt Leblau, welche die Ungarn auf ihrem Zuge nach Polen vorher erobert hatten, zurückgegeben und ganz wieder in den vorigen Stand gesetzt, sondern auch die Grafschaft Zips, 16 Städte, welche Kaiser Sigismund einst an Polen verpfändet hatte, abgetreten werden. Außerdem erhielten die Polen noch 40,000 Gulden Lösegeld. Nichts desto weniger blieb Maximilian noch fünf Monate lang Gefangener; er entsagte aber dafür auch nicht, wie er versprochen hatte, dem Titel eines Königs von Polen. Wie wenig schon zu jener Zeit Rudolf sich um die Regierungsgeschäfte bekümmerte, kann man daraus sehen, daß die Bestätigung des Vertrages erst im Jahre 1598 erfolgte, und daß Maximilian trotz der fortdauernden Streitigkeiten mit den Polen erst nach derselben den Königstitel ablegte.

Die Ungarn waren in dieser Zeit fast ganz unabhängig, obgleich dem Scheine nach Erzherzog Ernst des Kaisers Stelle vertrat. Hauptgrund der Beschwerden war in Ungarn, wie in Siebenbürgen, das unter den Schein des Religions-Eifers versteckte herrschsüchtige und habsüchtige Treiben der Jesuiten, welche bis auf den heutigen Tag die äußere Kirche mit der inneren Religion verwechseln. In Siebenbürgen, wo Sigismund Bathori den Jesuiten Leleszi zum Lehrer hatte, ward der von ihnen getriebene Unfug endlich so groß, daß die drei würdigsten und verdientesten Männer des Landes, Gezi, Galfi und Kovatsozi, darauf bestanden, daß Leleszi entlassen und an seiner Stelle Michael Brutus als Lehrer des Prinzen bestellt werde. Als Sigismund Bathori sich durch keine Vorstellungen dazu bewegen ließ, nahmen die

Stände sich der Sache an, und es ward 1588 den Jesuiten gesetzlich angedeutet, Siebenbürgen innerhalb 25 Tagen zu räumen.

Unmittelbar darauf ward Rudolf zugleich von den Türken und von den Ungarn geängstigt. Die Türken, besonders ihr Vezier Sinan, verübten sowohl in Kroatien und Steiermark, als in anderen Provinzen furchtbare Verheerungen, obwohl auch die Kaiserlichen oft im Vortheil waren. Während man in diesen erbitterten Grenzfehden von beiden Seiten die Gegner todtschlug oder gefangen nahm, wurde von Rudolf alljährlich das bedungene Ehrengeschenk von 30,000 Dukaten sammt der üblichen Zugabe von Augsburger Uhren, Compassen, Fruchtkörben und Schmuckwerk nach Konstantinopel gesandt. Als Ernst im December 1592 in die Niederlande gerufen wurde und Rudolf sich nicht entschließen konnte, Prag zu verlassen, schickte Philipp II. den jüngeren Mansfeld nach Ungarn, welcher glücklich kämpfte. Zuletzt mußte Rudolf zugeben, daß sein Bruder Matthias die Leitung der ungarischen Angelegenheiten übernehme, da von seinen anderen Brüdern der älteste, Ernst, in den Niederlanden beschäftigt war, der zweite, Albrecht, sich in Spanien befand, und der dritte, Maximilian, zuerst als Vormund von seines Oheims Karl Sohn in Inner-Oestreich und an den Grenzen, seit 1595 aber als Beherrscher von Tyrol, in welchem Lande die Söhne des damals gestorbenen Erzherzogs Ferdinand und der Philippine Welser nicht zur Nachfolge berechtigt waren, genug zu thun hatte. Matthias war freilich noch weniger, als Ernst fähig, die sehr schwierige Leitung des Türken-Krieges und der ungarischen Angelegenheiten zu führen. Auch war er seinem Bruder Rudolf wegen der Rolle, die er in den Niederlanden gespielt hatte, tödtlich verhaßt; er war aber eben darum den Ungarn erwünscht. Glücklicher Weise war weder Murad III., noch sein Nachfolger Mohammed III., (seit 1595) im Stande, aus der unglücklichen Lage der östreichischen Regierung Vortheil zu ziehen. Der Kampf mit den Türken, zu welchem die deutschen Reichsstände zu Regensburg (1594) eine Hülfe auf fünf Jahre bewilligten, wurde mit abwechselndem Glücke geführt. Er brachte jedoch neue Verwüstungen und barbarische Grausamkeiten über das unglückliche Land. Die Geschichte dieser Türken-Kriege, welche bis in das folgende Jahrhundert hinein fortdauerten, mit ihren abwechselnden Siegen und Niederlagen und den Belagerungen und Eroberungen einzelner Städte, muß den Specialgeschichten der Osmanen und der Ungarn überlassen bleiben, weil sie für unseren Hauptzweck, die Andeutung des Zusammenhanges der neueren Geschichte, nicht wesentlich scheint. Dagegen müssen die siebenbürgischen Angelegenheiten und die inneren Streitigkeiten über Religion in Oestreich und Ungarn nothwendig berührt werden; denn

Beides ist für die allgemeine Geschichte des 17. Jahrhunderts von großer Wichtigkeit.

In Siebenbürgen waren, wie bereits angedeutet, durch die Gewalt, welche die Jesuiten über das schwache Gemüth ihres Zöglinges Sigismund erhielten, die heftigsten Streitigkeiten zwischen den beiden Religions-Parteien und endlich die Verbannung der Jesuiten veranlaßt worden. Die Letztere war schwer durchzusetzen gewesen, weil der Papst, Spanien und Oestreich wegen der Türkengefahr großen Anhang und Einfluß im Lande hatten und weil Sigismund selbst die Verbindung mit Oestreich dem früheren Bunde mit den Türken, denen er Siebenbürgen verdankte, vorzog. Als nachher die Türken den Krieg mit Ungarn wieder begannen und die bundesmäßige Hülfe von Siebenbürgen forderten, mußte Sigismund sich offen entscheiden, ob er mit den Oestreichern gegen die Türken oder mit diesen gegen jene zu Felde ziehen wolle. Die Protestanten wollten von einer Verbindung mit Oestreich nichts wissen; nur zwei Männer ihrer Partei, Stephan Bocskai und Getzi, stimmten für dieselbe. Da diese beiden den Bathori's nahe verwandten Herren Protestanten waren, so ist ihre Uebereinstimmung mit den Jesuiten allerdings auffallend und die ungarischen Schriftsteller erklären dieselbe deshalb auch auf eine gehässige Weise, indem sie die Behauptung aussprechen, Bocskai und Getzi hätten gehofft, daß die verschiedenen Glieder der Familie Bathori über diese Angelegenheit in Streit gerathen und einander selbst verderben würden, wodurch dann einem von ihnen Beiden der Weg zur fürstlichen Macht werde gebahnt werden. Ob Bocskai und Getzi wirklich eine solche Absicht hatten, lassen wir, um ihnen nicht Motive unterzuschieben, welche nicht nachzuweisen sind, unentschieden. So viel ist gewiß, daß sie, als auf einem Landtage, welcher im August 1594 zu Klausenburg gehalten wurde, die Verbindung mit Oestreich nicht anders als mit Gewalt durchgesetzt werden konnte, die Truppen hergaben und anführten, deren Sigismund sich damals zu einer rettenden That (coup d'état) gegen seine Widersacher auf dem Landtage bedienen wollte.

Stephan Josika rieth damals dem jungen Fürsten, einer bekannten italienischen Maxime (cosa fatta ha capo, d. i. was gethan ist, das gilt) zu folgen, welche in unseren Tagen an vielen Orten mit Glück befolgt worden ist. Sigismund nahm diesen Rath an und ließ die beiden Häupter der Gegenpartei, welche den Bund mit Oestreich mißbilligte, Alexander und Gabriel Kendi, nebst allen ihren Anhängern plötzlich verhaften. Die beiden Kendi und Johann Iklin wurden auf dem Markte in Klausenburg öffentlich hingerichtet, sowie Balthasar Bathori und drei andere angesehene Herren gleich darauf in andern Städten. Auf diese Hinrichtungen, welche der Landtag nachher für

gesetzlich und recht erklärte, erfolgte im April 1595 auf dem Landtage eine gegen den Kardinal Andreas Bathori ausgesprochene Achtserklärung. Dieser war nämlich zugleich mit dem spanischen Jesuiten Alfons Carili vom Papste nach Siebenbürgen geschickt worden, um das Bündniß mit Oestreich zu betreiben; er neigte sich aber mehr dem Plane Balthasar Bathori's zu und klagte deshalb dem Papste und aller Welt über das Verfahren gegen Balthasar. Nach der Hinrichtung der Häupter der Gegenpartei stand öffentlich Niemand mehr den Absichten der Jesuiten entgegen und der Bund mit Oestreich kam nach nicht langer Zeit zu Stande. Diesem Bunde schlossen sich alsbald zwei andere der Pforte tributpflichtige Fürsten an, Aaron, der die Moldau, und Michael, der die Walachei beherrschte. Alfons Carili wurde nach Prag geschickt, eine Gesandtschaft von fünf siebenbürgischen Herren, an deren Spitze Stephan Bocskai stand, folgte ihm nach, der Erzherzog Matthias, welcher im Anfange des Jahres 1595 einen Reichstag zu Preßburg veranstaltete, willigte im Namen der Ungarn in die zu Prag getroffene Verabredung, und schon am 28. Januar 1595 ward der Vertrag zwischen Siebenbürgen und Oestreich in Prag unterschrieben. Die Hauptpunkte desselben waren: die gegenseitige Hülfe im Türken-Kriege und der Heimfall von Siebenbürgen an Oestreich, im Falle Sigismund unbeerbt sterben würde. Dieser Vertrag ward von dem ungarischen Reichstage bestätigt und in die Reichs-Artikel eingeschaltet. Auch den König von Polen, Sigismund III., lud man zur Theilnahme an diesem Bunde gegen die Türken ein; allein Zamoisky, welchem Sigismund die Krone verdankte, war ein Feind der Habsburger und wollte keine Verbindung mit ihnen. Der Abfall der drei Woiwoden erregte, als er in Konstantinopel bekannt wurde, große Bestürzung. Kurz vorher (am 16. Januar 1595) war Murad III. gestorben; sein Nachfolger Mohammed war, einem alten Gebrauche gemäß, bis dahin Statthalter von Magnesia gewesen. Indeß erlosch dieser Gebrauch mit ihm; von nun an wurden die Thronfolger nicht mehr im Feld und im Staatsdienst herangebildet, sondern im weichlichen Serail erzogen. Mohammed III. begann seine Regierung damit, daß er 19 seiner Halbbrüder tödten ließ.

Die Jesuiten rühmten sich damals nicht mit Unrecht, daß sie im Stande sein würden, Siebenbürgen wieder an Oestreich zu bringen. Sie wurden vermöge eines Landtags-Beschlusses von 1595 wieder zugelassen und waren bald mächtiger als vorher. Gezi war 1594 gestorben, Bocskai leitete die Regierung und sein nachheriges Betragen führt allerdings auf die Vermuthung, daß er gleich anfangs die Absicht hatte, die Bathori's ganz zu verdrängen. Er war es auch, der im Namen des vor Aberglauben blödsinnigen Sigismund die Vermäh-

lung desselben mit Maria Christina, der Tochter des Erzherzogs Karl, betrieb, welche ebenso wie Sigismund mönchisch erzogen war und ihren Gemahl beredete, keine Kinder mit ihr zu erzeugen, sondern sein Fürstenthum niederzulegen und klösterlich zu leben. Ganz frei von pfäffischen Kniffen scheint uns diese Sache nicht; denn es ist auffallend, daß eines Theils die frommen Leute uns erzählen, Sigismund sei bei Abwesenheit seiner Gemahlin ganz in dieselbe verliebt gewesen, wenn er diese aber wieder gesehen habe, in Ohnmacht gefallen, und daß anderes Theils Maria Christina schon als Braut den Entschluß gefaßt hatte, ihren Gemahl zum Eintritt in den geistlichen Stand zu bereden, und sich dennoch ein jährliches Einkommen von 170,000 Gulden zusichern ließ.

Die Jesuiten hätten gar gerne gesehen, daß Sigismund ganz abgedankt hätte. Auch brachten sie ihn wirklich dahin, daß er 1596 nach Prag reiste, um die Sache in Ordnung zu bringen. Dort bot er dem Kaiser sein Land an, indem er entschlossen sei, als Geistlicher nach Italien zu gehen. Er knüpfte an sein Anerbieten nur die Bedingung, daß Rudolf ihm vom Papste die Kardinals-Würde verschaffe. Auch hatte er schon einen Kardinals-Anzug verfertigen lassen, in welchem er sich sehr wohl gefiel. Allein diesmal war doch der Kaiser verständiger als Sigismund. Rudolf rieth dem jungen Manne, vorerst wieder nach Siebenbürgen zurückzukehren, wo er bei den schrecklichen Verheerungen der Türken der gemeinschaftlichen Sache nützlich sein werde. Sigismund machte hierauf mit Rudolf's Bruder, dem Deutschmeister Maximilian, einen unrühmlichen Feldzug mit. Dieser hatte aus keinem anderen Grunde einen schmählichen Ausgang, als weil der Erzherzog keine Disciplin in seinem aus allerlei Volk zusammengesetzten Heere zu halten vermochte und selbst weder Geistesgegenwart noch Muth zeigte. Die Türken hatten Erlau erobert; Sultan Mohammed war selbst beim Heer, welches der Großwessir Ibrahim Pascha befehligte. Auf der Ebene von Keresztes traf dasselbe auf Maximilian, der sich mit Sigismund vereinigt hatte (Oktober 1596). Am ersten Tag wurden die Türken besiegt; Maximilian war, nachdem er 40 Kanonen erobert hatte, in das Lager der Feinde eingedrungen. Mohammed wollte den Rückzug antreten; dies verhinderte aber sein Rathgeber, der berühmte Seadeddin, Verfasser einer ausführlichen Geschichte des osmanischen Reiches, der später zum Mufti erhoben wurde. Sein Rath bewährte sich; denn am dritten Tage der mörderischen Schlacht löste sich das christliche Heer auf, indem die Soldaten wie die Offiziere, anstatt den Feind zu verfolgen, sich zerstreuten, um Beute zu machen; die Türken kehrten daher zurück und die Gegner verloren nicht allein ihr Gepäck und Geschütze, sondern wurden auch in eine schimpfliche Flucht getrieben und großentheils niedergehauen. Maximilian war

einer der Ersten, welche davon flohen; er rettete sich nach Kaschau. Sigismund mit den Seinigen kam über Tokay glücklich nach Siebenbürgen. In Wien wurden auf die Nachricht von dieser furchtbaren Niederlage alle öffentlichen Festlichkeiten, „Mummereien, Schlittenfahren und andere Leichtfertigkeit“ untersagt.

Im Jahre 1597 begab sich Sigismund, von Bocskai begleitet, aufs Neue nach Prag, und hier wurde dann der einfältige Mann unter der Mitwirkung der Jesuiten und seiner eigenen Gemahlin, welche seiner entledigt sein wollte, auf eine merkwürdige Weise berückt. Man beredete ihn nämlich, sein Land gegen Oppeln und Ratibor in Schlesien und gegen ein ansehnliches Jahrgeld an Rudolf abzutreten und in die Scheidung von seiner Gemahlin einzuwilligen, den darüber abgeschlossenen Vertrag aber so lange, bis der Erzherzog Maximilian Siebenbürgen in Besitz genommen habe, vor Jedermann, selbst vor seinen drei vertrautesten Räthen, Josika, Bocskai und Kornis, geheim zu halten. Der Kardinal Andreas Bathori erfuhr jedoch den Inhalt des Vertrages. Er beschwerte sich über die Sache beim Papste, dessen Legat er war; die Jesuiten vermochten aber beim Papste mehr, als Andreas, und diesem ward erwidert, daß Oestreichs Herrschaft, welche damals ebenso unter dem in Oestreich und Ungarn regierenden Matthias durch den Geistlichen Melchior Khlesel,*) wie durch Rudolf's Jesuiten in Böhmen gegen den Protestantismus arbeitete, der Ketzerei auch in Siebenbürgen und somit in allen Erblanden des Hauses Habsburg ein Ende machen werde. Als Sigismund nach Siebenbürgen zurückgekehrt war, mußte er den Prager Vertrag den Ständen bekannt machen, die denselben höchst ungern bestätigten. Da jedoch Rudolf die versprochene Commission zur Uebernahme der Regierung nicht schickte und auch Maximilian zögerte, so entsagte Sigismund erst im April 1598 der Regierung. Der Kanzler Josika widersetzte sich zwar; aber Bocskai bot zur Verhaftung desselben gern die Hand, weil er voraussah, daß die Siebenbürger das Joch der Jesuiten nicht ertragen würden. Auch waren in der That bald Aller Augen auf ihn als den Einzigen, der das Land befreien könnte, gerichtet. Uebrigens benahm sich Sigismund, als er 1598 nach Schlesien ging, wie ein Mann, der seines Verstandes nicht recht mächtig ist. Er übergab sein Land, obgleich die Commissäre weder die 5000 Thaler seines Jahrgehalts, welche zuerst bezahlt werden sollten, noch Anweisungen auf Kaufleute mitgebracht hatten. Er nahm ferner alles Geld, welches in den Kassen vorräthig war, mit sich, ließ alle Documente und Briefe des Archivs verbrennen, sowie

*) Er war der Sohn eines protestantischen Handwerkers, eines Bäckers, aber früh zum Katholicismus übergegangen. Vgl. Joseph von Hammer-Purgstall: Khlesel's Leben, 4 Bde., Wien 1850–51

das Gold und Silber an Kleidern, Zierrathen und Waffen abreißen und verschleuderte, vernichtete oder vernachlässigte die kostbarsten Reste früherer Zeit.

Maximilian eilte durchaus nicht, der getroffenen Abrede gemäß, Siebenbürgen in Besitz zu nehmen, obgleich Sigismund's Gemahlin, welche im Lande geblieben war und deren Scheidung einen Artikel des Prager Vertrages bildete, ihn wiederholt bestürmte, doch ja nicht zu säumen. Man sieht, es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese den Jesuiten unglaublich ergebene Prinzessin bei dem Unternehmen, durch welches der Kirche und dem Hause Oestreich gedient ward, von Anfang an nur als Mittel gebraucht wurde, um den einfältigen Gemahl derselben zu überlisten. Daß er betrogen sei, ahnte Sigismund gleich nach seiner Ankunft in Schlesien. Er würde jedoch nichts gegen die Oestreicher haben anfangen können, wenn nicht Maximilian den Commissären Rudolf's die Geschäfte überlassen hätte, um derentwillen er selbst eilig nach Siebenbürgen hatte kommen sollen. Die Commissäre hatten theils in religiöser, theils in politischer Beziehung Maaßregeln getroffen, die den Siebenbürgern sehr mißfielen; sie hatten namentlich Bocskai der Commandanten-Stelle in Großwardein beraubt und schienen ihn ganz entfernen zu wollen. Bocskai vernahm daher mit Vergnügen, daß Sigismund seinen Schritt bereue, und ermunterte ihn zur Rückkehr.

Rudolf hatte in Prag sich um Sigismund's Angelegenheiten ebenso wenig bekümmert, als er sich um irgend ein Staatsgeschäft zu bekümmern pflegte; für das fällige Jahrgeld war gar nicht gesorgt; in Ratibor und Oppeln aber war Alles wüste und leer. Sigismund nahm daher Bocskai's Antrag an. Er erschien, nachdem er erst im Frühjahr Siebenbürgen verlassen hatte, schon Ende August wieder in Klausenburg, wo seine Gemahlin noch immer verweilte. Bocskai und Kornis schlossen sich wieder an ihn an und die östreichischen Commissäre wurden verhaftet. An Maximilian schrieb Sigismund demüthige Briefe, um ihn von der Reise nach Siebenbürgen abzuhalten und um durch ihn mit Rudolf ausgesöhnt zu werden; mit dem Letzteren war aber freilich nichts anzufangen. Den Ständen leistete Sigismund einen neuen Eid, in welchem er das Versprechen betheuerte, daß er in Religionssachen nichts ändern und die Jesuiten wieder entfernen wolle. Das Letztere hatte Bocskai als Protestant und als ein Mann, der im Trüben fischen wollte, bewirkt; er sah voraus, daß die Jesuiten nicht ruhen würden, bis sie den blödsinnigen Mann zur Verletzung jenes Eidschwures gebracht hätten. Ein großes Glück war es, daß um jene Zeit die Türken in Ungarn trotz Erzherzog Maximilian's Unfähigkeit im Nachtheil waren; der Feldmarschall von Schwarzenberg eroberte Raab durch einen glücklichen Ueberfall (Mai 1598) und ein

Zug, den der osmanische Oberfeldherr Saturdschi gegen den Erzherzog Matthias unternahm, fiel so unglücklich aus, daß Saturdschi nach seiner Heimkehr hingerichtet wurde.

Sigismund hatte zu derselben Zeit, als er mit Maximilian, der die Ungarn durch schlechte Leitung des türkischen Krieges unzufrieden machte, in Unterhandlung war, auch nach Prag an Rudolf eine Gesandtschaft geschickt, an deren Spitze Bocskai stand. Der Letztere hatte sich kaum entfernt, als die Jesuiten den armen Sigismund wegen des von ihm geleisteten Eides so ängstigten, daß er den Entschluß faßte, Siebenbürgen seinem fanatischen Verwandten, dem Kardinal Andreas Bathori, zu überlassen. Er zog sich nach Polen zurück, um dort als Privatmann zu leben; seine Gemahlin aber begab sich zuerst nach Steiermark und dann nach Hall in Tyrol, wo sie in ihrem 24. Jahre in das Kloster ging und dann noch 22 Jahre in demselben lebte. Kaiser Rudolf war sehr erzürnt, als er erfuhr, daß Andreas im März 1599 von den Ständen als Fürst von Siebenbürgen anerkannt worden sei. Er ließ den Gesandten, welchen Andreas an ihn schickte, in's Gefängniß werfen, und gab seinem General Basta, der vom Trommelschläger zum Oberfeldherrn emporgestiegen war, sowie dem Woiwoden der Walachei, Michael, den Auftrag, ihn zu vernichten. Alle Bemühungen des Kardinals, sich mit dem Kaiser auszusöhnen, mußten schon aus der einzigen Ursache scheitern, weil er die Güter Bocskai's eingezogen hatte und dieser als kaiserlicher Rath in Prag zurückgeblieben war. Andreas verlor nachher im Kampfe mit Michael's Truppen das Leben. Er ward von einem Szekler auf der Flucht erschlagen und Papst Clemens VIII. verfügte deshalb sonderbarer Weise, daß alle Szekler 100 Jahre lang ein strengeres Fasten halten müßten. Nach dem Tode des Kardinals wollte Michael das Fürstenthum Siebenbürgen besetzen; er wurde aber durch Basta daran gehindert. Ja Sigismund nahm noch einmal Besitz von Siebenbürgen. Nicht lange nachher aber (August 1601) wurde sein Feldherr völlig geschlagen und genöthigt, vom Kloster Nemetz aus türkischen Schutz zu suchen. Nun zog der unerhört grausame und rohe General Basta, welcher schon im August 1601 den Woiwoden Michael hatte ermorden lassen, gegen Sigismund und behandelte sein Land so lange als ein feindliches, bis der Jesuit Marietti, dessen Orden in Siebenbürgen wie in Ungarn gegen alle Feinde des Papstes ein Schreckens-System eingeführt haben würde, den armseligen Mann dahin brachte, daß er noch einmal abdankte; Sigismund schickte von Karlsburg aus Gesandte nach Prag, ließ sich die Lobkowitzischen Güter in Böhmen und ein Jahrgeld von 50,000 Dukaten zusichern und entsagte 1602 auf einem Landtage zu Klausenburg der Herrschaft über sein Land. Er schlug seinen Wohnsitz

auf dem Schlosse Lobkowitz auf, mußte aber, da er dem Kaiser verdächtig ward, acht Jahre später nach Prag gehen, wo er (1613) in seinem 41. Lebensjahre starb.

Wir übergehen hier die von den Jesuiten in Ungarn erregten Streitigkeiten, sowie Rudolf's Zwistigkeiten mit seinem Bruder Matthias, dem sich nachher auch alle übrigen Glieder der kaiserlichen Familie anschlossen. Beides hängt zwar mit der folgenden Geschichte von Ungarn und Siebenbürgen enge zusammen, muß aber dessenungeachtet auf einen späteren Abschnitt verschoben werden, weil wir dort die Geschichte des 30jährigen Krieges an den offenen Streit des Erzherzogs Matthias mit seinem Bruder oder vielmehr an den Zwist der Jesuiten mit dem Kardinal Khlesel anknüpfen müssen, welcher letztere mitunter eben so fanatisch und verfolgungssüchtig war, wie diese, mitunter aber auch Rücksichten zu nehmen wußte.

5. Streitigkeiten der deutschen Protestanten und Katholiken über Kirchlichkeit und geistliche Güter zu Rudolf's II. Zeit.

Rudolf II. regierte oder ward vielmehr von dem ersten besten ganz gemeinen Menschen fast auf dieselbe Weise regiert, wie viele der ersten römischen Kaiser. Dies wird man ganz deutlich erkennen, wenn man das Leben seines Kammerdieners Lang liest, welches von Hurter nach Urkunden der kaiserlichen Behörden und mit Auszügen aus denselben herausgegeben worden ist. Auch könnte man von Rudolf Hunderte solcher Anekdoten erzählen, wie sie über verstandesschwache oder wahnsinnige römische Kaiser uns überliefert worden sind. Die Wenigen, die ihn günstig beurtheilen, heben seine aufrichtige Liebe für die Wissenschaften hervor. Daß er, als ausgezeichneter Pferdekenner, ganze Stunden im Stalle verbrachte, erschien freilich unwürdig; dagegen war seine Vorliebe für Astronomie und selbst für Astrologie doch edlerer Art; sie vermochte ihn, dem großen Kepler, der am Protestantismus festhielt, in den Zeiten der Verfolgung ein Amt in seiner Nähe zu geben; daher auch Kepler lange nach Rudolf's Tode dankbaren Gemüthes darauf hinweist, daß er, dem Gange der wirren Welthändel abgeneigt, die Wissenschaften und die Betrachtung der Natur um so mehr gefördert habe. Rudolf's Brüder, Matthias und Maximilian, und seine Vettern, die Söhne Karl's von Steiermark, Ferdinand und Maximilian Ernst, denen am Ende des Jahres auch sein Bruder Albrecht beitrat, erklärten ihn im April 1606 öffentlich für blödsinnig. Daß sie dies thun konnten, wird man begreiflich finden, wenn man gelesen hat, wie der getaufte Jude Lang in Prag und der barbarische Trommelschläger Basta, dessen Namen noch jetzt die Bewohner Siebenbürgens schaudern macht, ohne Rudolf's Wissen in seinem Namen verfahren

durften. Der Ausspruch, durch welchen Rudolf's nächste Verwandten ihn für blödsinnig erklärten, liegt in den Worten der Urkunde, die von den genannten Erzherzogen für Matthias ausgestellt ward. In dieser heißt es nämlich: „Matthias werde hierdurch zum Regenten, Haupt und Schutzherrn des östreichischen Hauses erklärt, weil es leider allzu viel offenbar sei, daß die Römisch Kaiserliche Majestät, ihr Herr Bruder und Vetter, bei den zu unterschiedlichen Zeiten sich erzeugenden Gemüthsblödigkeiten zur Regierung ihrer Königreiche sich nicht tauglich erfinde.“ Auch bei dieser Gelegenheit zeigte sich wieder der verderbliche Einfluß der Jesuiten, welche der zur Würde eines Kardinals erhobene Khlesel von Matthias fern hielt, weil er einen schon damals drohenden Religions-Krieg verhindern wollte. Matthias wollte nämlich die zu seinen Gunsten ausgestellte Urkunde den protestantischen Fürsten Deutschland's, welche über die durch Rudolf's Jesuiten veranlaßten Religions-Bedrückungen erbittert waren, als Bürgschaft des denselben von ihm ertheilten Versprechens zustellen lassen; dem widersetzten sich aber die anderen Brüder Rudolf's und Ferdinand von Steiermark, also die ganze Clientel der Jesuiten.

Wir werden, wie schon bemerkt worden ist, die Streitigkeiten der Prinzen des östreichischen Hauses und ihre Folgen erst später darstellen. Hier berühren wir nur noch kurz die Händel im deutschen Reiche, aus deren Geschichte hervorgeht, daß der Augsburger Religions-Friede von 1555 die Protestanten nicht mehr gegen Bedrückung schützte. In Deutschland waren nicht, wie in den östreichischen Erblanden, die Jesuiten oder Rudolf's Indolenz und Blödsinn allein an den Religions-Verfolgungen schuld, sondern die Lutheraner und Calvinisten zeigten einen ebenso heftigen Fanatismus gegen Katholiken und sogar gegen einander, als die Ultramontanen nur immer gegen sie haben konnten. Dies würde sich leicht aus dem Verfahren bei der Einführung der Lutherischen Concordien-Formel erkennen lassen, sowie aus der schmählichen Art, wie man die Philippisten, d. i. die Freunde des milden Melanchthon, in Sachsen verfolgte und eine Menge Pfarrer und Schullehrer wegen ihres Krypto-Calvinismus, wie die gelehrten Professoren das Ding nannten, von Haus und Hof vertrieb und um ihr Brod brachte. Selbst die einflußreiche Stellung des kurfürstlichen Leibarztes Caspar Peucer, der ein berühmter Gelehrter und Melanchthon's Schwiegersohn war, schützten ihn und seine Genossen nicht vor der Verfolgung, die im Jahr 1574 ausbrach und auf die wir zurückkommen werden. Zunächst wollen wir zu den zwischen Katholiken und Protestanten ausbrechenden Streitigkeiten übergehen, welche Kaiser und Reich entweder freundlich hätten beilegen oder nach den Gesetzen unparteiisch entscheiden sollen, die aber, weil Rudolf das Reich im Stiche ließ, bald von der einen, bald von

der anderen Partei auf gewaltsame und widerrechtliche Weise beendigt wurden.

Der erste Religions-Hader dieser Art ist der schon fünf Jahre nach dem Augsburger Religions-Frieden entstandene Streit, welcher zwischen den katholischen und protestantischen Einwohnern von Aachen über den Antheil an der Regierung der Stadt geführt wurde. Der Rath von Aachen hatte, obgleich ein kleiner Theil desselben aus Protestanten bestand, den protestantischen Einwohnern weder in der Stadt noch auf dem übrigen Gebiete derselben freie Religions-Uebung gestattet. Alle Bemühungen der protestantischen Rathsglieder, diese zu erlangen, waren ebenso vergeblich gewesen, wie die Verwendung, welche die Evangelischen 1559 auf dem Augsburger Reichstage zu ihren Gunsten gemacht hatten. Die Beschränkung der protestantischen Bürger von Aachen war dadurch sogar noch ärger geworden; denn der katholische Theil des Rathes hatte in Folge jener Verwendung im März 1560 den Beschluß durchgesetzt, daß, um für die Zukunft die Protestationen am Reichstage zu verhindern, kein Protestant mehr in den Rath oder zu einem städtischen Amte gewählt werden sollte. Dies veranlaßte von 1550 an 20 Jahre lang unaufhörliche Unruhen in Aachen, sowie heftige Beschwerden der Protestanten auf den Reichstagen. Da fortwährend protestantische Auswanderer aus den Niederlanden in Aachen eintrafen, darunter vermögende Kaufleute, so konnte das Statut von 1560 nicht aufrecht erhalten werden. Doch suchten, so lange Ferdinand und Maximilian lebten, die Protestanten nur auf rechtlichem Wege Abhülfe, und die Katholiken duldeten es, daß einige derselben in den Rath gelangten. Unter Rudolf II. aber, als die Jesuiten im Namen des Kaisers herrschten, als in Oestreich die evangelische Lehre bedrängt wurde, als der Erzherzog Ferdinand dieselbe in Steiermark ganz vertilgte, als endlich in Baiern mehrere 100 Protestanten blos der Religion wegen aus der Markgrafschaft Burgau ausgetrieben wurden, brachen auch in Aachen die Unruhen immer wieder von Neuem aus. Die Protestanten bestürmten 1580 den Rath mit Bitten, ihnen eine Kirche einzuräumen oder die Erbauung einer neuen zu gestatten; sie wurden aber unter dem Vorwande, daß die Eingewanderten ausdrücklich auf freie Religions-Uebung verzichtet hätten, abgewiesen. Sie wandten sich hierauf an den Reichstag, und erhielten von demselben Vertröstungen, welche indessen von dem Rath nicht beachtet wurden. Sie richteten nun ihren Gottesdienst eigenmächtig ein und die Unruhen dauerten während des ganzen Jahres 1580 fort. Der Kaiser schickte eine Commission nach Aachen; diese bestand aber aus dem Herzoge von Jülich und dem Bischof von Lüttich, welche Beide zu den ärgsten Feinden der Protestanten gehörten und Bevollmächtigte (Subdelegirte) sandten, die in

ihrem Sinne handelten. Eine solche Commission konnte natürlich das Zutrauen der Klagenden nicht erlangen; sie bewirkte vielmehr nur die Zunahme der Gährung, und die Bevollmächtigten der kaiserlichen Commission wurden im November 1580 aus der Stadt getrieben. Der Kaiser ließ es hierauf zwar nicht an Ermahnungen und Rescripten fehlen; allein Alles, was von Rudolf ausging, war den Protestanten verdächtig. Rudolf erneuerte 1581 die Vollmacht der beiden genannten Fürsten und erlaubte ihnen, nunmehr so zu verfahren, wie die Jesuiten längst gewünscht hatten. Es ward ihnen nämlich in der Instruction, die sie erhielten, aufgetragen, bei der Wahl eines neuen Rathes gegenwärtig zu sein und dafür Sorge zu tragen, daß blos Katholiken in denselben aufgenommen würden. Dies trieb endlich die Protestanten zur Selbsthülfe. Sie erhoben sich, stellten den zwei katholischen Bürgermeistern zwei protestantische entgegen, trieben die kaiserlichen Commissäre aus der Stadt, rissen die Regierung an sich und bewirkten dadurch, daß ein großer Theil der bisherigen Aristokratie und des Klerus die Stadt verließ (Ende Mai 1581).

Die Sieger wandten sich um Unterstützung an die evangelischen Kurfürsten und in der That legten Sachsen und Brandenburg beim Kaiser Fürsprache ein, erhielten aber zur Antwort, die jetzigen Machthaber in Aachen seien Rebellen und eine so ansehnliche Commune dürfe nicht durch wenige Einkömmlinge von ihrem Glauben gedrungen werden. Die Ausgewanderten ruhten nicht, bis sie von dem durch die Jesuiten und durch den spanischen Gesandten geleiteten Kaiser Rudolf eine neue kaiserliche Commission erlangten, welche dem Kurfürsten Gebhard von Köln, dem Kurfürsten Johann von Trier und einigen kaiserlichen Räthen übertragen wurde. Da jedoch dem zuerst genannten Kurfürsten von Seiten der Katholiken nicht zu trauen war, so ließ der Kaiser, noch ehe die Commissäre etwas vorgenommen hatten, durch den Bischof von Lüttich und den Herzog von Jülich den Proceß mit der Execution anfangen. Die beiden Letzteren mußten nämlich die Stadt enge einschließen und ihr die Zufuhr abschneiden lassen. Ihre Truppen waren jedoch den von anderen Protestanten unterstützten Aachener Bürgern nicht gewachsen und wurden aus einander gejagt. Von dieser Zeit an ward die Sache nur auf dem langsamen Wege der Reichs-Processe betrieben und zog sich vorerst zwölf Jahre lang hin, bis endlich im Jahre 1593 die katholische Partei vom Kaiser einen Befehl auswirkte, vermöge dessen Alles auf den Zustand von 1560 zurückgeführt und die Katholiken vollständig entschädigt werden sollten. Die militärische Vollziehung dieses Befehles ward, obgleich sie schon im Oktober 1593 beschlossen worden war, in Folge der Vorstellungen der evangelischen Fürsten bis zum Jahr 1598 verschoben. Dann aber

ernannte Rudolf die erbittertsten Feinde der Stadt Aachen und des Protestantismus, den Kurfürsten Ernst von Köln, den Kurfürsten von Trier, den Bischof von Lüttich und den Herzog von Jülich, zu Vollstreckern des kaiserlichen Urtheiles; und durch diese wurden die katholischen Obrigkeiten mit Gewalt wieder eingesetzt, die evangelischen Prediger aus der Stadt gejagt und die protestantischen Mitglieder des Magistrats, welche die großen Kosten der Execution nicht bezahlen konnten, verbannt. Während dieser Execution geschah es auch, daß der spanische General Mendoza von den Niederlanden aus die Grenze Westphalens überschritt, auf deutschem Boden lagerte und seine Spanier Greuel und Unzucht begehen ließ. Endlich befestigten sie sich sogar, den Abmachungen des Kaisers zum Trotz, in Rheinberg; ihre Feinde, die Holländer, blieben nicht zurück und setzten sich zu Emmerich fest, also ebenfalls auf deutschem Boden. In Aachen erneuerten sich die Unruhen, als beim Streite über die Jülichische Erbschaft, welcher neben dem Abfalle Böhmens von Oestreich die Hauptveranlassung des dreißigjährigen Krieges ward, die der Stadt Aachen benachbarten Theile des Herzogthums Jülich auf Befehl des protestantischen Prätendenten von Holländern besetzt wurden. Die Protestanten begannen damals ihren Gottesdienst auf fremdem Gebiete zu halten und als der katholische Magistrat die Theilnahme an demselben verbot und bestrafte, ergriffen die Protestanten die Waffen. Sie behielten im Kampfe die Oberhand, vertrieben die katholische Regierung und setzten einen protestantischen Rath ein (1611). Diesen Rath vertrieb endlich der spanische Feldherr Spinola als kaiserlicher Commissarius durch spanische Truppen. Dies geschah zu einer Zeit, als einerseits der Jesuiten-Zögling Ferdinand den Protestantismus in Steiermark ganz unterdrückte und andererseits Herzog Maximilian von Baiern die Protestanten seines Landes verfolgte und namentlich einige 100 derselben aus der Markgrafschaft Burgau vertrieb.

Der Letztere mißhandelte im Jahre 1607 auch die an der bairischen Grenze gelegene schwäbische Reichsstadt Donauwörth der Religion wegen und beraubte sie sogar ihrer Freiheit. Anlaß dazu gaben folgende Begebenheiten. Der Magistrat von Donauwörth war seit 1577 protestantisch; doch war es dem dortigen Benedictinerkloster zum heiligen Kreuz, das unter dem Schutze des Bischofs von Augsburg stand, gestattet, in der zu ihm gehörigen Kirche den katholischen Gottesdienst zu halten; Processionen außerhalb der Kirche waren untersagt. Die Bürger hatten von jeher darüber mit dem Abte wiederholten Streit; denn der protestantische Pöbel in der Stadt war ebenso fanatisch, als die Mönche. Schon 1586 und 1598 war deshalb Tumult gewesen. Im Jahre 1605 ward dem Abte Leonhard insgeheim zu wissen gethan,

daß er bei seinem Streite mit den Protestanten der Stadt sich der Hülfe des Herzogs Maximilian von Baiern versichert halten könne. Er hielt also nicht nur im Jahr 1605 die Procession ab, sondern erwirkte auch vom Reichshofrath in Wien ein Mandat, daß dieselbe künftig nicht gehindert werden dürfe. Das nächste Mal gehorchte er nicht einmal der Ermahnung des Magistrats, die Kreuzfahne eingewickelt tragen zu lassen. Er reizte also die Bürger, und da der Magistrat diese nicht im Zaum zu halten vermochte, so geschah, was man gewünscht und gewollt hatte: der Pöbel verübte (April 1606) Frevel gegen die Procession und zerbrach die Fahne. Maximilian bestrafte dann 1607 im Auftrage des Kaisers, der sich nicht ohne Zögerung zur Achtserklärung entschloß, die Bürger von Donauwörth auf sehr harte Weise. Der Einspruch des Herzogs von Würtemberg, welcher geltend machte, daß Donauwörth zum schwäbischen Kreis gehöre, wurde nicht beachtet. Am 15. December erschien der bairische General Haslang vor der Stadt und rückte am nächsten Morgen in dieselbe ein. Der Herzog von Baiern jagte die protestantischen Bürger fort, beraubte die Stadt der Reichsfreiheit und verleibte sie dem Herzogthum Baiern ein, zunächst als Pfand für seine Executionskosten, die er sehr hoch berechnete. Schon wegen dieses unerhörten Verfahrens gegen eine protestantische Reichsstadt hätten die Protestanten zu den Waffen greifen sollen, zumal da sie damals auch in dem weiter unten darzustellenden Streite über das Erbe des Herzogs Johann Wilhelm von Jülich beeinträchtigt wurden. Auch würden die Calvinisten unter ihnen dies gethan haben, wenn nicht König Heinrich IV. von Frankreich, welcher ihnen helfen wollte, 1610 gestorben wäre. Doch veranlaßte die gegen Donauwörth verübte Gewaltthätigkeit einen Bund der Reformirten, welcher die **Union** genannt ward, und dieser rief wieder einen Gegenbund der Katholiken hervor, welcher den Namen **Liga** erhielt.

Wir werden auf das Schicksal der Stadt Donauwörth später noch einmal zurückkommen, weil diese Angelegenheit, verbunden mit dem Streite über die Erbschaft von Jülich, Cleve, Berg und Ravensburg und mit dem Abfalle der Böhmen, den dreißigjährigen Krieg veranlaßte. Hier müssen wir, um alle Hauptpunkte der deutschen Geschichte bis zum Jahre 1619 flüchtig berührt zu haben, noch der Abenteuer des Erzbischofs **Gebhard Truchseß** von Köln gedenken. Dies muß um so mehr geschehen, weil die Schwäche, Uneinigkeit, Eifersucht und Sectirer-Feindschaft, welche die protestantischen Fürsten, von ihren Theologen, nicht von Staatsmännern geleitet, in der Sache Gebhard's von Köln wie bei allen anderen Händeln zeigten, der spanischen Staatskunst, den Jesuiten und dem mit Festigkeit verbundenen Talente Maximilian's von Baiern gegenüber, den Letzteren ermuthigten, unter

Kaiser Ferdinand II. das zu versuchen, was unter Karl V. mißlungen war — die Ausrottung des Protestantismus.

Im Erzbisthum Köln war schon in den Jahren 1536 bis 1543 durch den Erzbischof Hermann von Wied eine Reformation vorbereitet worden; diese war aber durch die Uneinigkeit und Unentschlossenheit der protestantischen Fürsten gescheitert, obgleich sie durchaus gesetzmäßig eingeleitet war, was sich aber von der 40 Jahre später durch Gebhard Truchseß vorgenommenen Reformation nicht sagen läßt (s. Bd. X., S. 168 und 177). Hermann hatte 1536 auf einer Provinzial-Synode eine Reformation des Klerus und der Kirchengebräuche beschließen lassen und zur Einführung derselben zuerst den katholischen Theologen Gropper gebraucht. Nachher hatte er Melanchthon's Rath eingeholt und sich des bekannten Martin Bucer bedient, um die von ihm beabsichtigten Verbesserungen, welche er seither durch Verordnungen eingeschärft hatte, förmlich einzurichten. Bucer hatte auf sein Geheiß eine Schrift abgefaßt, welche den Titel führte: „Unsers, Hermann's, Erzbischofs zu Köln und Kurfürsten, einfältiges Bedenken, worauf eine christliche Reformation bis auf eines Concilii oder des Reichs deutscher Nation Stände bei denen, so unserer Seelsorge befohlen, anzurichten sei." Diese Schrift war 1543 den Ständen des Erzbisthums vorgelegt und von denselben angenommen worden; das Dom-Kapitel hatte sich aber widersetzt, und Kaiser Karl V., welcher den Domherren Recht gab, hatte, wie wir bereits wissen, jede Art von Reformation in Köln vereitelt. Schon damals war der Stadtrath von Köln ein getreuer Verbündeter des Dom-Kapitels gewesen; denn er hatte auf einem 1535 zu Köln gehaltenen Hanse-Tage erklärt, „daß man in Köln die Ketzer hänge, köpfe und ersäufe, und daß der Stadtrath bei der alten Gewohnheit bleiben wolle, wobei er sich wohl befinde."

Im Jahre 1582 ward durch den Kurfürsten Gebhard der Versuch einer Reformation des Erzstiftes Köln wiederholt. Dieser Versuch erregte weit mehr Bedenken, als Hermann's Unternehmen; denn nicht Frömmigkeit, sondern Leidenschaft für eine Geliebte, mit welcher Gebhard schon lange gelebt hatte, und die er, ohne dadurch sein Bisthum zu verlieren, zur Gemahlin nehmen wollte, trieb ihn zum Beschlusse einer Reformation. Ueberdies stand dem Plane Gebhard's nicht nur der bekannte geistliche Vorbehalt, welcher freilich von den evangelischen Reichsständen nie als gültig anerkannt worden war (s. Bd. X. S. 206), im Wege, sondern seine Absicht, verheirathet und als Protestant im Besitze des Bisthums zu bleiben, beeinträchtigte auch alle fürstlichen und gräflichen Familien, welche erbliche Rechte auf eine Stelle im Dom-Kapitel und damit zugleich die Aussicht auf Erlangung der Kur-Würde

hatten. Gebhard Truchseß, Freiherr von Waldburg, war früher Dom=Probst zu Augsburg und Dom=Dechant zu Straßburg gewesen und hatte die Kölnische Kurwürde nicht ohne großen Widerspruch erhalten. Sein Mitbewerber war Prinz Ernst von Baiern gewesen, welcher, wie seine ganze Familie, eifrig päpstlich gesinnt war. Indessen hatte, als die Wahl eines neuen Erzbischofs von Köln vorgenommen wurde (1577), der von Hermann ausgestreute Samen im Lande bereits stark gewuchert und es befanden sich sogar unter den Domherren einige Protestanten. Alle Ultramontanen arbeiteten damals für Ernst, alle Liberalen für Gebhard. Der Letztere trug endlich den Sieg davon, hauptsächlich durch die Bemühungen des klassisch gebildeten und offen protestantischen Domherrn Hermann von Nuenar. Auch der Papst war ihm behülflich gewesen, weil Gebhard der Neffe des Bischofs und Kardinals Otto von Augsburg war, welcher einst ganz allein gegen den Augsburger Religions=Frieden protestirt hatte; doch hatte der Papst verlangt, daß Gebhard das vom Tridentinischen Concilium vorgeschriebene Glaubensbekenntniß ablege. Dies war am 24. April 1578 zu Coblenz vor dem Kurfürsten von Trier geschehen und Gebhard hatte dabei seinen Katholicismus mit einem Eide bestätigt. Da jedoch sein Lebenswandel und seine religiösen Meinungen bekannt waren, so mußten nothwendiger Weise Katholiken und Protestanten im Voraus gegen eine von ihm ausgehende Reformation eingenommen sein, obgleich der Erzbischof von Trier ihm wegen seines Glaubens ein Zeugniß ausgestellt und der Papst ihm eine Belobung ertheilt hatte.

In Köln sah Gebhard bei einer Procession die durch ihre große Schönheit ausgezeichnete Tochter des ersten evangelischen Grafen von Mansfeld, die Kanonissin Agnes, an einem Fenster und faßte eine heftige Neigung für sie. Er gewann auf seinem Schlosse zu Brühl im September 1579 ihre Gunst, räumte ihr und ihrer Schwester sowie ihrem Schwager im Kanzlei=Gebäude zu Bonn eine Wohnung ein, und zog dann selbst nach Poppelsdorf, von wo aus er sie und sie ihn häufig besuchte. Der sehr anstößige Verkehr Beider bewog im Anfange des Jahres 1582 die Brüder der Gräfin, nach Bonn zu gehen und im Namen ihrer ganzen Familie den Erzbischof mit blutiger Rache zu bedrohen, wenn er nicht seine geistliche Würde niederlege und Agnes heirathe.*) Gebhard versprach, dies zu thun, obgleich er nach Allem, was wir von seinem Leben wissen, durchaus nicht geneigt war, dem gegebenen Versprechen gemäß, sein Bisthum und seine

*) Auch Gebhard's Vorgänger, Salentin von Isenburg, hatte das Erzbisthum aufgegeben und war mit Erlaubniß des Papstes (da er die Priesterweihe noch nicht empfangen hatte) in den Ehestand getreten.

Pfründen der Meinung zum Opfer zu bringen. Er setzte seinen Verkehr mit Agnes fort, gab aber zugleich öffentlich den Willen kund, den Protestantismus in seinem Lande einzuführen und ließ öffentlich am Freitag Fleisch essen, so daß schon im Anfange des Jahres 1582 das Dom-Kapitel ihm durch einige Domherren sagen ließ: es gehe allgemein die Rede, daß er die Religion verändern und sich verheirathen wolle; er möge sich also darüber erklären, damit sie ihre Maaßregeln ergreifen könnten. Gebhard nahm sich damals noch in Acht, eine Erklärung zu geben.

Gleich darauf suchte Papst Gregor XIII. durch ein freundliches Schreiben, sowie durch das persönliche Zureden des Erzbischofs von Trier ihn im Schoße der Kirche zurückzuhalten und auch der Kaiser schickte ein in diesem Sinne abgefaßtes Schreiben an ihn. Jetzt warf endlich Gebhard die Maske ganz ab. Er erließ am 19. December 1582 ein Manifest, in welchem er betheuerte, daß er blos eine kirchliche Revolution im Auge habe und nicht, wie früher die Bischöfe von Ratzeburg, von Schwerin und von Magdeburg gethan hatten, das Land für sich in Besitz zu nehmen oder auf seine Angehörigen zu vererben gedenke, daß vielmehr nach seinem Tode das Dom-Kapitel freie Wahl haben solle; nachdem Gott ihn aus der Nacht des Papismus befreit habe, wolle er in seinem Berufe bleiben, aber Niemanden in seinem Gewissen beschweren, sondern freie Ausübung beider Religionen gestatten. Er gerieth nun in fortdauernde Streitigkeiten mit dem Dom-Kapitel, dessen sich auch der Papst annahm, fuhr aber eines Theiles fort, nach seiner seitherigen Art zu leben und ließ sich anderes Theils durch seine Freundschaft mit dem reformirten Pfalzgrafen Johann Kasimir zu dem Fehler verleiten, daß er die mächtige und ganz fanatische Lutherische Partei im Reiche sich zum Feinde machte. Er erklärte sich nämlich für den Calvinismus, dessen Bekenner damals in den Lutherischen Ländern Deutschlands, besonders in Sachsen, als Kriminalverbrecher verfolgt und bestraft wurden. Ein reformirter Pfarrer, Zacharias Ursinus, segnete am 2. Februar 1583 zu Bonn (in rosarum valle) die Ehe des Kurfürsten mit der Gräfin Agnes ein. Diese Vermählung ward dem Volke öffentlich kund gemacht; der Kurfürst erkannte aber schon damals, daß er sich nicht werde behaupten können. Er hatte die öffentliche Meinung, den größten Theil des Dom-Kapitels, den Kaiser und den Papst gegen sich.

Das Dom-Kapitel, welches die Kölnischen Städte besetzen und des Kurfürsten Schiffe auf dem Rhein wegnehmen ließ, hatte längst vom Herzoge von Parma aus den Niederlanden spanische Hülfstruppen zugesichert erhalten. König Heinrich von Navarra schickte zwar den Herrn von Segur an die deutschen Protestanten und forderte sie auf,

in dieser Sache fest zusammenzuhalten; aber die Unterzeichner der Concordienformel verläugneten ihre Abneigung gegen den Calvinismus nicht und Sachsen erklärte in einem Rundschreiben, daß man den geistlichen Vorbehalt nicht beseitigen könne. Die Protestanten redeten, schrieben und protestirten gegen päpstliche und spanische Einmischung, aber sie handelten nicht, als das Dom-Kapitel einen neuen Erzbischof an Gebhard's Stelle zu setzen beschloß und dabei seine Augen auf den baierischen Prinzen Ernst warf, welcher bei Gebhard's Wahl nur eine Stimme weniger als dieser gehabt hatte. Ernst, welcher später in der Aachener Sache Heftigkeit genug bewies, war bereits Bischof von Lüttich und Freisingen, wie auch Administrator von Hildesheim, und konnte auf das baierische Haus und auf die Jesuiten zählen; Gebhard dagegen hatte nur den reformirten Pfalzgrafen Johann Kasimir, mit welchem die Lutheraner nichts gemein haben wollten, für sich. Schon am 1. April 1583 war der Papst dreist genug, nicht blos Gebhard in den Bann zu thun, wogegen, da Gebhard Erzbischof war, nichts einzuwenden war, sondern ihn auch als deutschen Fürsten und als Mitglied des deutschen Wahl-Collegiums abzusetzen. Der Kaiser unterstützte, wenn auch nur insgeheim, den Papst; denn er ließ das Kapitel ausdrücklich auffordern, eine neue Wahl zu veranstalten und ihm den Wahltag anzuzeigen. Die Kurfürsten protestirten zwar, indem sie erklärten, „daß es ohne Beispiel sei, daß ein Papst sich anmaaße, nach eigenem Gutdünken, ohne Vorwissen des Kaisers und ohne Zuthun der übrigen Kurfürsten, einen Erzbischof und Kurfürsten des Reiches abzusetzen, und noch zur Zeit unverhörter Sache, welches doch der kaiserlichen Capitulation und der Kurfürsten hergebrachten Praiminenz und Privilegien ganz entgegen sei"; allein sie ließen es beim bloßen Schreiben bewenden, während ihre Gegner handelten. Am 23. Mai 1583 wurde Ernst zum Erzbischof und Kurfürsten von Köln gewählt. Der Pfalzgraf Johann Kasimir führte zwar als eifriger Calvinist zu Gebhard's Unterstützung Truppen herbei, richtete aber nichts aus. Ernst setzte sich bald in den Besitz des Landes; er eroberte Ende Januar 1584 Bonn, schlug Gebhard, welcher nach Westfalen gegangen war, im April desselben Jahres bei dem Flecken Burg und nöthigte ihn, nach Delft zu fliehen. Gebhard schickte dann seine Gemahlin nach England und erhielt Anfangs von Elisabeth das Versprechen der Hülfeleistung; als aber die schönen Augen der Gräfin Agnes die Eifersucht der Königin erregten, ward jene auf eine etwas grobe Art aus England gewiesen. Gebhard begab sich nachher mit noch einigen gleichgesinnten Kölner Domherren und mit seiner Gemahlin nach Straßburg, wo er Dom-Dechant war und wo es noch mehrere protestantische Domherren gab, welche ebenfalls verheirathet

waren und folglich die Agnes duldeten. Er starb daselbst im Jahre 1601. In Straßburg hatten sich bisher zwar die Domherren beider Bekenntnisse mit einander ziemlich vertragen; aber excommunicirte Collegen wollte man von katholischer Seite doch nicht dulden. Daher begaben sich die Katholiken nach Zabern, die Protestanten blieben in Straßburg und verstärkten sich durch Zuziehung von adeligen Herren ihrer Confession. Sie waren besser gestellt als in Köln, weil in der Stadt, im Lande und im Dom-Kapitel von Straßburg mehr Protestanten waren und weil diese nicht in dem Falle waren, einen unmoralischen Geistlichen in einer geistlichen Stelle zu behaupten. Nach dem Tode des in Zabern weilenden Bischofs (1592) wählten nämlich die evangelischen Domherren den jungen Johann Georg von Brandenburg, einen Sohn des Administrators von Magdeburg und nachherigen Kurfürsten von Brandenburg, Joachim Friedrich, zum Bischof. Die katholischen dagegen erwählten unmittelbar nachher einen Guisen, den Kardinal Karl, einen Sohn des Herzogs Karl II. von Lothringen, welcher bereits Bischof von Metz war; denn sie besorgten, Johann Georg möchte es ebenso machen, wie sein Vater, welcher als Administrator des Erzstiftes Magdeburg sich verheirathet und dennoch sein Bisthum beibehalten hatte. Auch in Straßburg griffen beide Theile zu den Waffen und die kaiserlichen Commissionen konnten nichts ausrichten. Man half sich endlich 1593 durch eine Uebereinkunft, vermöge deren jeder der beiden Erwählten einstweilen behalten sollte, was er besetzt hatte. Erst 1604 wurde unter Vermittelung des Herzogs Friedrich von Würtemberg zu Hagenau eine Uebereinkunft geschlossen, vermöge deren Johann Georg von Brandenburg mit 39,000 Thalern entschädigt wurde und acht evangelische Domherren noch 13 Jahre lang im Besitze ihrer Pfründen verbleiben sollten. Dieser Termin endigte also um die Zeit, als Kaiser Ferdinand II. und Herzog Maximilian von Baiern die Hoffnung gefaßt hatten, den Zweck der Jesuiten, Vertilgung des deutschen Protestantismus, mit Gewalt der Waffen erreichen zu können.

Da die Geschichte der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts sich fast ausschließlich um den dreißigjährigen Krieg und um die englische Revolution dreht, so haben wir im Vorhergehenden alles dasjenige zusammengedrängt, was dem Ausbruche dieses Krieges zunächst voranging. Wir müssen jetzt noch auf ähnliche Weise Alles berühren, was mit der während desselben eingetretenen englischen Revolution in näherer oder entfernterer Verbindung stand. Ehe wir jedoch zur englischen Geschichte übergehen, wollen wir auf Skandinavien einen Blick werfen, weil im Laufe des 17. Jahrhunderts zuerst Dänemark und alsdann Schweden sich in den deutschen Krieg einmischten, wobei das Ansehen

des ersteren Reiches ganz unterging, Schweden aber eine europäische Hauptmacht ward.

6. Skandinavische Geschichte von der Kalmarischen Union bis zum Ende des 16. Jahrhunderts.

a) Bis zur Thronbesteigung Christian's II.

Wir gehen, da es sich hier nur um die neuere Zeit handelt, in der Geschichte der drei nordischen Reiche nicht weiter, als bis zum Jahre 1397 zurück, in welchem die Kalmarische Union unter der Königin Margaretha geschlossen, oder mit anderen Worten Norwegen, Schweden und Dänemark zu Kalmar mit einander verbunden wurden. Margaretha war die Tochter des dänischen Königs Waldemar IV. mit dem Beinamen Atterdag.*) Früh mit Hakon VIII. von Norwegen vermählt, führte sie für ihren Sohn Olaf erst nach ihres Vaters Tode (1375) die Regierung von Dänemark, das unter Waldemar Atterdag erneute Kraft gewonnen hatte. Als drei Jahre später ihr Gemahl starb, übernahm sie auch die Herrschaft in Norwegen und führte sie mit Einsicht und Glück. Olaf erreichte nur das 17. Jahr; Margaretha wurde nun zuerst in Dänemark als „Frau, Fürstin und Regentin" anerkannt (1387) und empfing sodann auch in Norwegen die Huldigung. Bald nachher riefen die Schweden sie gegen ihren König, Albrecht von Mecklenburg, zu Hülfe, für den nur Stockholm sich hartnäckig hielt, bis auch dies nach Jahren durch Vermittelung der Hansa der Königin übergeben und sie zur selbstständigen Fürstin von Schweden erhoben wurde. Nun gelang es Margaretha, den Enkel ihrer Schwester Ingeborg, den damals 15jährigen Erich von Pommern, in jedem der drei Reiche als ihren Nachfolger anerkennen zu lassen (Juni 1397). Einen Monat später wurde zu Kalmar jene Union geschlossen, der zufolge Dänemark, Schweden und Norwegen nur einen König haben, dem Ausland gegenüber nur ein Reich bilden, im Uebrigen aber ihre besonderen Gesetze und Rechte behalten sollten. Das berühmte Aktenstück nahm sich im Wortlaut glänzender aus, als es sich dem Thatbestand nach erwies. Der von Margaretha gemachten Verfügung zufolge erhielt nach ihrem Tode (1412) Erich von Pommern, welcher schon elf Jahre lang ihr Mitregent gewesen war, die Regierung der drei Reiche. Er hatte während derselben beständig mit Unruhen zu kämpfen, bis ihm 1438 die Dänen und 1439 die Schweden den Gehorsam aufkündigten. Erich flüchtete sich dann auf die Insel Gothland, von welcher aus er bis an seinen Tod Seeräuberei trieb. An

*) „Atterdag" war sein Lieblingsspruch und bedeutet „Morgen ist wieder ein Tag", womit aber nach Dahlmann (I. 489) nicht Neigung zum Aufschieben, sondern weises Abwarten der rechten Zeit ausgedrückt ist.

seine Stelle rief der dänische Reichsrath den Sohn seiner mit Herzog Johann von der Oberpfalz vermählten Schwester, Christoph von Baiern, ins Land, und 1440 ward dieser auch von den Schweden als König anerkannt. Das Ansehen dieses neuen Beherrschers von Skandinavien war jedoch vermöge der Verfassung sehr gering und sein Einkommen eingeschränkt. Auch war in Dänemark wie in Schweden die Geistlichkeit dadurch mächtig, daß von ihr und dem Adel die Wahl der Könige abhing.

Nach Christoph's Tode (1448) wollten die Dänen eine gemeinschaftliche Versammlung der Wahlberechtigten aller drei Reiche veranstalten; allein die Schweden ließen sich nicht darauf ein, sondern bestellten auf einem Herrentage zu Jönköping zwei Männer, welche schon unter Christoph die Geschäfte verwaltet hatten, zu Reichsverwesern. Zugleich beschlossen sie, daß im folgenden Jahre die Bischöfe, die Prälaten, die Ritterschaft, die Adeligen, die Adelig-Freien und die Bevollmächtigten der Städte und Bauern sich zu einem Reichstage in Stockholm versammeln sollten. Auf diesem Reichstage ward dann im Mai 1449 zur größten Unzufriedenheit einer sehr ansehnlichen Partei, welche die Union der drei Reiche erhalten haben wollte, Karl Knutson zum König von Schweden erwählt. Dadurch fühlten sich auch die dänischen Stände bewogen, einen besonderen König zu wählen. Sie ersahen sich dazu den Herzog von Schleswig und Grafen von Holstein, Adolf VIII., der vom alten Königshause der Estrithsiden, d. h. des Swend Estrithson, eines Neffen Knut's des Großen, stammte. Dieser lehnte aber die auf ihn gefallene Wahl ab und empfahl den Dänen seinen Schwestersohn, den Grafen Christian von Oldenburg. Dieser ward dann auch wirklich zum König von Dänemark ernannt; er mußte aber eine Wahl-Capitulation (Handfeste) unterschreiben, von deren 13 Artikeln gleich der erste Dänemark zu einem Wahlreiche machte. Von jetzt an hatte der Adel und der von ihm gewählte Reichsrath größere Macht, als der König, und dieser war fortan nicht mehr im Stande, die Bürger und Bauern gegen die Bedrückung des Adels zu schützen, ohne seine Wahl-Capitulation zu verletzen.

Karl Knutson, König von Schweden, bedrängte den alten vertriebenen König Erich auf Gothland so sehr, daß dieser im Begriff war, ihm die Insel zu übergeben; als jedoch die Dänen unter dem neugewählten Herrscher, Christian I., herankamen, verständigte sich Erich lieber mit diesem und setzte ihn in den Besitz von Gothland. Nicht besser erging es dem König Karl in Norwegen; denn nachdem er im November 1449 zu Drontheim als König von Norwegen gekrönt worden war, mußte er schon im Mai des folgenden Jahres auch dieses Reich dem dänischen Könige überlassen. Er bekriegte nachher den Letzteren

vergebens zu wiederholten Malen und verlor endlich auch noch die Herrschaft in Schweden. In diesem Reiche war man nämlich nicht blos wegen der jährlichen Kriegszüge gegen die Dänen erbittert, sondern Karl hatte auch eine zahlreiche und mächtige Partei gegen sich, welche statt seiner lieber einen Ausländer auf dem Throne sehen und die Verbindung der drei Reiche wiederhergestellt haben wollte. Nachdem Karl diese Partei ein ganzes Jahr lang vergebens bekämpft hatte, gab endlich der Erzbischof von Upsala 1457 das Signal zum förmlichen Abfalle. Dieser verfügte sich in den Dom von Upsala, legte seinen geistlichen Ornat auf dem Hochaltar nieder, bekleidete sich mit Helm, Harnisch und Schwert und ließ an die Kirchenthür eine Kriegserklärung gegen den König anschlagen. Karl leistete zwar anfangs seinen Gegnern Widerstand; bald traute er aber seinen eigenen Anhängern nicht mehr und schiffte sich mit seinen Schätzen ein. Er begab sich nach Danzig, wo er dann sieben Jahre lang blieb. An seine Stelle ward Christian von Dänemark zum Könige gewählt und im Juni 1457 zu Upsala gekrönt. Dieser versammelte im folgenden Jahre alle Räthe der drei Reiche zu Skara, und erhielt von ihnen die Zusicherung, daß sie seinen ältesten Sohn, Johann, als seinen Nachfolger anerkennen wollten. Auch wurde in der That nicht allein Johann als künftiger König aller drei Reiche anerkannt, sondern man sprach dabei auch zugleich aus, daß, wenn er sterben sollte, seine Brüder ihm dem Alter nach folgen sollten. Dadurch ward gewissermaaßen der Anfang gemacht, das Wahlreich in ein Erbreich zu verwandeln oder wenigstens, wie es in Deutschland der Fall war, der Königswahl den Charakter einer bloßen Form zu verleihen.

Als am 4. December 1459 Christian's Oheim, Adolf VIII. von Schleswig und Holstein, starb, mußte Christian, um dessen Länder erben zu können, auch in Schleswig und Holstein ein Wahlrecht anerkennen und sich Bedingungen gefallen lassen, in denen er ebenso, wie es in Dänemark geschehen war, die Schwachen und Armen, also die Mehrzahl des Volkes, den Reichen und Mächtigen aufopferte. Er wurde am 5. März 1460 auf einer Versammlung zum Landherrn gewählt, und zwar, wie es ausdrücklich hieß, nicht als König zu Dänemark, sondern aus Gunst zu seiner Person; auch mußte er versprechen, daß die Lande zusammenbleiben sollten „auf ewig ungetheilt" (ewich tosammende ungedelt). Diese Erbschaft war mit einem besonderen Nachtheile für Christian verbunden. Um nämlich die anderen Prätendenten für seines Oheims Besitzungen mit Geld abfinden und zugleich sein Ansehen durch Miethvölker aufrecht erhalten zu können, mußte er auf jede Art Geld zu erpressen suchen. Dadurch erbitterte er die Einwohner seiner verschiedenen Reiche, besonders die Schweden.

Die Letzteren riefen deshalb den vertriebenen Karl Knutson, der auch Karl VIII. heißt, zurück. Dieser ward jedoch durch Christian zweimal nach einander wieder vom Throne verdrängt. Im Jahre 1467 wurde er von den Schweden zum dritten Male zurückgerufen; er starb aber schon drei Jahre nachher, nachdem bereits die Familie Sture an der Spitze der Bewohner des Thal-Landes Dalekarlien sowohl ihm als dem Könige von Dänemark den Thron streitig gemacht hatte. Die Schweden erwählten nach Karl's Tode einen aus dieser Familie, Sten Sture den Aelteren, welchem sein Oheim, Karl VIII., selbst in seinem Testament die Regierung überlassen hatte, zum Reichsverweser (1471). Gegen diesen zog sogleich König Christian zu Felde. Er erschien mit einer Flotte und einem Heere vor Stockholm, und auf dem nahe bei dieser Stadt gelegenen Brunkeberg, einer Anhöhe, welche jetzt der Stadt einverleibt ist, kam es im October 1471 zu einer Schlacht. Die Dänen wurden in derselben geschlagen und König Christian sah sich in Folge der erlittenen Niederlage genöthigt, nach Dänemark zurückzukehren. Da er den besten Theil des jetzigen Schweden, die südlichen Provinzen desselben, in seinem Besitze behielt, so kämpfte er um das eigentliche Schweden nicht weiter. Er schloß vielmehr im Juni 1472 zu Kalmar mit Sten Sture eine Uebereinkunft, vermöge deren zwar der Letztere die Regierung von Schweden behielt, dem dänischen Könige aber nicht nur das Recht, Titel und Wappen eines schwedischen Königs zu führen, zuerkannt, sondern auch ihm und seinen Nachkommen stillschweigend vorbehalten wurde, daß sie ihre Ansprüche an den schwedischen Thron seiner Zeit wieder geltend machen könnten. Sten Sture führte die Buchdruckerei in Schweden ein und stiftete 1476 die Universität Upsala; er starb 1504.

Im Jahre 1481 starb Christian I., der erste König aus dem Haus Oldenburg, und sein Sohn Johann folgte ihm in Dänemark als Herrscher nach. Auch die Schweden, welche eine ganz aristokratische Regierung eingerichtet und derselben dadurch, daß Sten Sture als Reichsverweser an der Spitze stand, ein monarchisches Ansehen gegeben hatten, erkannten 1483 durch den sogenannten Kalmarischen Receß, eine Erneuerung der Kalmarischen Union, die Oberhoheit des dänischen Königs an. Der Reichsverweser erregte bald große Unzufriedenheit, wenn auch zunächst nur beim Adel. Man nahm es ihm sehr übel, daß durch seine Schuld der Besitzer der Insel Gothland, Ivar, sich 1487 veranlaßt sah, dieselbe dem König Johann zu überlassen, der sich zur Besitznahme persönlich nach Wisby begab. Sten Sture führte außerdem von 1493 an einen Krieg mit den Russen, welcher vielen Schweden das Leben kostete. Die Zahl seiner Gegner nahm immer mehr zu, und unter ihnen war der rüstige Swante Sture der be-

deutendste. Dieser gehörte nicht, wie es seines Namens wegen scheinen könnte, dem Hause Sten Sture's an; er stammte vielmehr aus altem königlichem Geschlechte, während Sten Sture's Familie ursprünglich von schleswigischer Abkunft war. Zuletzt gerieth Sten Sture, welcher an der Spitze der Bauern oder des demokratischen Theiles der Nation stand, mit der Aristokratie oder dem Reichsrathe in einen offenen Kampf. Dies wurde von König Johann benutzt, um sich des Reichsverwesers zu entledigen und die unmittelbare Herrschaft wieder zu erlangen*). Nach einem kurzen vergeblichen Kampfe um die Hauptstadt Stockholm schloß Sten Sture 1497 mit Johann einen Vertrag, in welchem er die Herrschaft dem Könige überließ und dagegen ganz Finnland, Norbotten und Aland, Südermannland, Swartsjö, die Färingsinsel und das Gut Götala in Westgothland erhielt. Im November 1497 wurde Johann zu Stockholm gekrönt.

Ein unglücklicher Krieg, welchen nachher König Johann und sein Bruder Friedrich als Beherrscher von Schleswig und Holstein führten, änderte bald wieder die Lage der Dinge in Schweden. Johann hatte, als sein Bruder Friedrich volljährig geworden war, seine deutschen Besitzungen mit diesem theilen müssen. Bei dieser Theilung sollte eine gewisse Einheit bestehen bleiben; Ritterschaft und Bischöfe sollten von beiden Herren ihre Lehen empfangen; nicht eine scharfe Grenze sollte gezogen werden, sondern die Gebiete in beiden Herzogthümern theils dem einen, theils dem anderen Bruder angehören. Was der König behielt, nannte man nach einem seiner Hauptschlösser den Segebergischen Antheil; was Friedrich, dem die Wahl überlassen wurde, für sich nahm, hieß, ebenfalls nach einem Schlosse, der Gottorpische Antheil. Johann selbst hatte Flensburg, Sonderburg, Norburg, Rendsburg, Haseldorf, Hanrove, Apenrade, Segeberg und die Insel Femern, sein Bruder, der meist zu Gottorp wohnte, Tundern, Hadersleben, Tyle, Stemburg, Trittow, Oldenburg, Plön und Kiel erhalten. Später ward diese Theilung zu Friedrich's Vortheil wieder geändert. Zum Holsteinischen rechnete man auch das Marschland der Dithmarschen, welches zum Erzbisthum Bremen gehört hatte, aber von den Holsteinischen Grafen in Anspruch genommen wurde (s. Bd. VI., S. 305). Wie alle Friesen, hatten auch die Dithmarschen, zum Unterschied von den übrigen deutschen Stämmen, eine demokratische Regierung, und sie bildeten in ihrem durch das Meer, die Elbe und viele Gräben geschützten kleinen Lande eine Bauern-Republik, welche der holsteinischen Ritterschaft und den hanseatischen Kaufleuten in gleichem Grade furcht-

*) König Johann machte dem Reichsverweser und seinen Anhängern den Vorwurf: „Die Bauern, welche Gott zu Sclaven erschuf, habt Ihr zu Herren gemacht!"

bar war. Den Letzteren erwiesen sie sich dadurch verderblich, daß sie den Seeraub als Gewerbe trieben und in ihren kleinen Schiffen den Stürmen trotzten; der holsteinischen Ritterschaft aber waren sie überlegen, weil sie gleich den Schweizern zu Fuße kämpften, während die schwergerüsteten Ritter mit ihren Rossen auf einem Marschboden, der von unzähligen Gräben durchschnitten war und keine festen Wege hatte, sich nicht von der Stelle bewegen und ihre Waffen nicht gut gebrauchen konnten. Im Jahre 1474 überließ Kaiser Friedrich III., welcher damals Holstein zum Herzogthum erhob, das Land der Dithmarschen den Grafen von Holstein, indem er bei der Aufzählung der einzelnen Bestandtheile Holsteins auch Dithmarschen nannte. Die Dithmarschen aber behaupteten damals, daß sie vermöge ihrer Urkunden seit Menschengedenken nicht unter dem Reich, sondern unter dem Erzstift Bremen standen. Doch gehorchten sie aus Klugheit zuweilen scheinbar den holsteinischen Grafen, obgleich sie sonst eine dem benachbarten Adel höchst verhaßte demokratische Republik bildeten. Die holsteinische Ritterschaft versuchte mehrere Male das Bauernvolk zu demüthigen, erlitt aber jedes Mal furchtbaren Verlust. Dies war namentlich im Jahre 1322 der Fall gewesen, als die Grafen Gerhard V. oder der Große von Holstein und Johann von Stormarn gegen die Dithmarschen zu Felde gezogen waren und im Kampfe mit ihnen fast ihr ganzes Heer verloren hatten. Nicht besser war es dem Enkel des Ersteren, Gerhard VI., Herzog von Schleswig und Grafen von Holstein, ergangen; dieser hatte, als er die Republikaner ganz vernichtet zu haben glaubte, 1404 an der Süderhamme (d. h. der südlichen Einhegung oder Befestigung) eine furchtbare Niederlage erlitten, in welcher er mit 300 Holsteinischen Adeligen den Tod fand. Seit dieser Zeit hatten die Dithmarschen weder an den Kaiser, noch an die Grafen von Holstein, noch auch an die Erzbischöfe von Bremen Abgaben entrichtet, und ihre Republik ward von fünf Vögten und 48 Richtern regiert, welche keinen Herrn über sich erkannten. Von diesen 48 Richtern trafen jeden Samstag zwölf in dem Ort Heide ein und hielten Gericht auf dem Marktplatz; ebenda versammelten sich die Landeshäupter mit den Angesehensten aller Kirchspiele zur Anhörung auswärtiger Gesandten und zum Erlaß von Gesetzen. Kaiser Friedrich III. hatte zwar dem König Christian I. von Dänemark ein Diplom ertheilt, in welchem diesem das Land der Dithmarschen geschenkt wurde; die Republikaner behaupteten aber, der Kaiser habe kein Recht, ihre mit den Waffen behauptete Freiheit zu verschenken. Weder Christian noch sein Sohn Johann konnten jenes kaiserliche Diplom geltend machen. Die Dithmarschen wurden vielmehr noch trotziger. Als daher Johann in Schweden freie Hand erhalten hatte, rüstete er 1500 in Gemeinschaft mit seinem Bruder, dem

Herzog Friedrich, gegen die Dithmarschen ein aus Rittern und Miethstruppen bestehendes dänisch-deutsches Heer aus, bei welchem sich nicht nur die sogenannte große Garde des Königs, sondern auch Männer aus allen Geschlechtern der holsteinischen Ritterschaft befanden und das Hamelmann in seiner oldenburgischen Chronik ohne Zweifel übertrieben auf 30,000 Mann angibt.*) Jedenfalls war es so stark und wohlgerüstet, daß ein Junker den König verwundert fragte, ob denn Dithmarschen mit Ketten an den Himmel geschlossen sei?

Alle Chroniken reden von dem Uebermuthe, den die Herren in diesem Heere zeigten, von dem festen Vertrauen derselben, das Bauernvolk zu vernichten, von dem prahlenden Aufzuge, mit welchem sie ins Feld zogen, und von ihrem Rufe: „Wahre dich, Bauer, die Garde kommt!“ Das ganze Land, welches erobert werden sollte, enthielt nur zwei größere Oerter, die man Städte nannte, Meldorp und Hemmingstedt. Von diesen ward Meldorp im Februar 1500 besetzt und zerstört, die Einwohner aber ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht grausam niedergehauen, um die Republikaner zu schrecken. Von dort drang dann das feindliche Heer gegen Hemmingstedt vor. Der König bestand darauf, daß der Zug ohne Aufenthalt nach diesem Orte hin fortgesetzt werde, obgleich nicht nur das Wetter schlecht, das Land überschwemmt und die Wege ganz unfahrbar waren, sondern auch die Dithmarschen Schanzen errichtet und dieselben gut mit Geschütz versehen hatten. Der Bau der Haupt-Schanze am Tausend-Teufels-Warf hatte Wolf Isenbrand geleitet; das Kreuzbanner der Dithmarschen wurde von einer Jungfrau, Namens Else aus Oldenwörden, getragen. Bei **Hemmingstedt** erlitten Johann's Truppen eine ganz unerhörte Niederlage. Nicht weniger als 65 Ritter aus den ersten holsteinischen und dänischen Familien, unter ihnen die Grafen Adolf und Otto von Oldenburg und Delmenhorst, blieben im Kampfe, und nach der Erzählung der Chroniken wären sogar, was uns unglaublich scheint, vom ganzen Heere nur 400 Mann davon gekommen. Gewiß ist, daß die Dithmarschen nach der Schlacht unermeßliche Beute machten.**) Die erlittene Niederlage nöthigte den König Johann, den Dithmarschen einen Frieden zu gewähren. Der darüber abgeschlossene Vertrag enthielt aber die Bedingung, daß den holsteinischen Herren ihre Rechte vorbehalten bleiben sollten, und dies ward, wie wir später sehen werden, 60 Jahre nachher von König Friedrich II. benutzt, um endlich jene vorgeblichen Rechte durch Mord und Raub

*) Hauptquelle ist die in niedersächsischer Sprache geschriebene Chronik des Landes Dithmarschen, herausgegeben von Dahlmann, Kiel 1827.

**) Sie sollen nun gerufen haben: „Wahr' dich, Garde, der Bauer kommt.“ In einem Volksliede bei Neokorus wird als Vorkämpfer gepriesen „der große Reimer von Wimerstedt, mit seinen langen gelben krausen Haaren.“

mit besserem Erfolge geltend zu machen, als überhaupt König Johann es vermocht hatte.

Der große Verlust, den die Dänen durch die Dithmarschen erlitten hatten, gab der nationalen Partei in Schweden, welche keinen dänischen König dulden wollte, Gelegenheit, ihr Haupt wieder zu erheben. Swante Sture hatte die Dreistigkeit, für sich allein dem Könige den Krieg zu erklären, weil, wie er in seinem Fehdebriefe sich ausdrückt, „er keine Belohnung dafür bekommen, daß er Seiner Gnaden wider Willen des gemeinen Volks zum Reiche verholfen.“ Man ernannte im Juli 1501 zu Wadstena wieder einen Reichsverweser und zwar in der Person Sten Sture's, welcher bis 1497 dieses Amt bekleidet hatte. Dann wurde Stockholm, wo Johann's Gemahlin zurückgeblieben war, belagert, und als die Stadt selbst ihre Thore geöffnet und die Königin sich in das Schloß zurückgezogen hatte, hielt man sie dort noch acht Monate lang eingeschlossen. Johann eilte zu ihrer Rettung mit einer Flotte herbei; allein drei Tage vor seiner Ankunft hatte seine Gemahlin sich bereits den Schweden ergeben müssen. Sie wurde erst anderthalb Jahre im Kloster Wadstena gefangen gehalten und erst im August 1503 wieder freigegeben, und zwar, wie Sten Sture ausdrücklich bekannt machte, geschah Letzteres einzig aus Rücksicht auf die Verwendung der Stadt Lübeck. Sten Sture geleitete sie damals selbst an die Grenze. Er starb auf der Rückreise (13. December 1503) in Jönköping, und die mit der dänischen Herrschaft Unzufriedenen erwählten im Januar 1504, nachdem sie das Schloß zu Stockholm in ihre Gewalt gebracht hatten, einen neuen Reichsverweser gegen den König. Der Gewählte war Swante Sture. Dieser führte die Verwaltung auf demokratische und patriarchalische Weise und lebte mit Bürgern und Bauern wie mit seines Gleichen. Als er 1512 starb, wählten seine Anhänger seinen Sohn, Sten Sture den Jüngeren, zum Reichsverweser.

Unterdessen hatte König Johann nicht nur durch den dänischen und norwegischen Reichsrath die schwedischen Reichsräthe ihrer Ehre und Güter verlustig erklären, sondern auch 1505 alle Güter der Schweden, welche in Dänemark oder Norwegen lagen, einziehen lassen, ohne daß die Schweden deshalb von ihrer Rebellion abgestanden hätten. Er hatte sich darauf an Kaiser Maximilian I. gewendet, welcher romantisch genug dachte, um in einem furchtbaren Decret die Schweden, welche nie vom Kaiser Notiz genommen hatten, mit der Reichsacht zu belegen und namentlich jeden Handelsverkehr mit ihnen zu verbieten. Der kaiserliche Urtheilsspruch war und blieb wirkungslos; denn selbst Lübeck, damals neben Gent, Brügge und Antwerpen die größte Seemacht des Nordens, hütete sich, dem mit furchtbaren Drohungen

begleiteten Verbote des Kaisers Folge zu leisten. Erst als die Schotten und Franzosen sich der Sache annahmen, gingen die Lübecker darauf ein, die Verabredungen, die sie in Segeberg mit den Dänen wegen des schwedischen Handels getroffen hatten, in Nyköping auf Falster zu bestätigen (1506). Sie waren jedoch nachher nicht im Stande, die Erfüllung dieses Vertrages bei ihren einzelnen Handelsleuten durchzusetzen, und geriethen darüber mit den Dänen in Krieg. Während dieses Krieges wurde 1509 zwischen den Lübeckern und den Schweden ein Bund geschlossen, den besonders der Bischof von Linköping in einer merkwürdigen, von Dänenhaß erfüllten Rede empfahl; die Bürgermeister von Lübeck, Maßmann und Banhofer, waren dabei persönlich im Reichsrath anwesend. Die Verbündeten verheerten nun die dänischen Küsten und Inseln. Erst im Jahre 1512, nach Swante Sture's Tod, sahen sich die Lübecker und die anderen wendischen Städte, deren Bundeshaupt Lübeck war, zur Aussöhnung mit Dänemark genöthigt. Sie erkannten nämlich damals, daß während des von ihnen geführten Seeräuberkrieges Hamburg, welches damals eine freie, aber holsteinische Stadt war, emporgekommen sei, und daß sie, wenn jener Krieg noch länger fortdauere, zu Grunde gehen würden. Sie schickten daher ihre beiden Bürgermeister an König Johann und schlossen Frieden mit ihm. So standen die Dinge, als im Februar 1513, ein Jahr nach der Ernennung Sten Sture's des Jüngeren zum Reichsverweser, König Johann in seinem Geburtsort Aalborg starb.

b) Skandinavien zur Zeit Christian's II.

Johann's Nachfolger war sein Sohn Christian II., welcher bereits durch manche tapfere Waffenthat sich ausgezeichnet und seit 1502 in Johann's Auftrage Norwegen verwaltet hatte. Dieser König ist in unseren Tagen von den Sophisten, welche nicht nur einen Philipp II., die Inquisition und alle grausamen Verfolgungen, die durch Könige verhängt wurden, sondern auch Robespierre und den älteren und jüngeren Bonaparte in allen Stücken zu rechtfertigen verstehen, glänzend gepriesen, von seinen Zeitgenossen dagegen als ein Nero geschildert worden. Wir finden es dem Plane eines Werkes, das nur den Zusammenhang und die Hauptbegebenheiten der neueren Geschichte im Wesentlichen darstellen soll, nicht angemessen, daß wir auf eine Untersuchung über die streitigen Punkte in der Geschichte eines Königs eingehen, welcher allerdings hart und unmenschlich grausam war, dabei aber ein Opfer seines Kampfes für sein, in den Verhältnissen und in seiner Neigung begründetes, demokratisches Princip wurde. Wir wollen daher nur die Thatsachen kurz anführen und überlassen es, wie immer, dem denkenden Leser, sich ein Urtheil über den Charakter dieses Königs zu bilden.

Christian's Erziehung und sein Jugendunterricht zeigen uns, wie patriarchalisch, aber auch wie roh zugleich die Sitten der ersten Klassen in den skandinavischen Reichen noch zu jener Zeit waren. Seine Jugendgeschichte klingt fast wie ein Mährchen. Der Vater übertrug die erste Unterweisung seines Sohnes einem Kanonikus Hinze und that ihn, damit er diesem näher sei, bei dem Bürger Hans Buchbinder in Wohnung und Kost. Der Kanonikus hatte sein Amt in der Kirche zu versehen und der Prinz trieb sich daher meistens unter den Gassenbuben umher, bis Hinze ihn mit in die Kirche nahm, wo er ihn dann unter den anderen Knaben den Katechismus auswendig lernen und Chor singen ließ. Dies war aber doch dem Könige zu arg. Er verschrieb sich daher vom Kurfürsten von Brandenburg einen Erzieher, Magister Conrad aus Pommern, welcher dann den Prinzen im Lateinischen unterrichtete. Viel scheint Christian von diesem Manne nicht gelernt zu haben, wenn er auch noch später gern in lateinischer Sprache correspondirte. Später, als Christian im königlichen Schlosse wohnte, trieb er sich Nachts in der Stadt umher und trank und lärmte überall, wohin man ihn einlud, in Wirthshäusern und bei Bürgern. So oft sein Vater etwas davon erfuhr, züchtigte er ihn eigenhändig mit der Peitsche, bis er auf den Knieen Besserung versprach. Schon im 20. Lebensjahre (1502) ward der rohe Jüngling von dem Vater nach Norwegen geschickt, wo er häufig Unruhen zu dämpfen und zu bestrafen hatte. Christian vollzog dies ganz nach den grausamen Gesetzen jener Zeit und in der brutalen Weise, welche er in seinem Umgange mit ganz gemeinen Leuten angenommen hatte. Er überfiel im Jahre 1508 eine Schaar von Aufrührern, bestrafte alle, welche an der Empörung Theil genommen hatten, mit unerhörter Härte und ließ bei Aggershuus die Köpfe der Hingerichteten in einem Kreis aufstecken, in der Mitte auf einen erhöhten Pfahl das Haupt ihres Führers Herluf Hyddefad. Ueberhaupt verfuhr er während der acht Jahre, die er damals in Norwegen zubrachte, auf eine solche Weise gegen den Adel, daß der Ritterstand, der sich auch dort eingenistet hatte, später ganz verschwand. Während seines Aufenthaltes in Norwegen trieb er sich, wie vorher zu Kopenhagen, in den Wirthshäusern umher, und machte 1507 zu Bergen die Bekanntschaft einer Amsterdamer Höckerin, Siegbritte Willums, welche in diesem Mittelpunkte des nordischen und hanseatischen Handels ein Wirthshaus eingerichtet hatte. Er verliebte sich in die Tochter derselben, welche das Täubchen (Düveke) genannt wurde, lebte nachher mit dieser und ward von ihr und von ihrer schlauen Mutter bald völlig beherrscht. Es scheint nicht, als wenn eine von beiden Personen den Prinzen zu schlechten Handlungen angeleitet hätte; er nahm aber in ihrem Um-

gang die demokratischen Grundsätze an, durch welche damals die Niederlande blühten, und wurde dem Drucke feind, den in Dänemark der Adel und die Geistlichkeit über die Bürger und besonders über die Bauern verhängten, welche in Jütland und auf den Inseln leibeigen waren. Uebrigens hielt Christian seinen Umgang mit der Düveke vor seinem Vater geheim, obgleich er für sie und ihre Mutter in seiner Residenz Opslo (dem nachherigen Christiania) ein steinernes Haus hatte erbauen lassen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Christian, als er 1510 nach Kopenhagen berufen wurde, die beiden Frauen sogleich mit dahin nahm. Er hielt sich auch nachher noch häufig in Opslo auf, doch war er bei seines Vaters Tod in Aalborg zugegen. Seine Krönung, in Kopenhagen für Dänemark und in Opslo für Norwegen, fand im Jahr 1514 statt; mit den Schweden wurde über die Huldigung durch Gesandte verhandelt.

Die Dänen waren über den Einfluß der königlichen Geliebten und ihrer Mutter doppelt unzufrieden, weil die Letztere den König in seinen demokratischen Ideen bestärkte, während die großen Herren die Oligarchie ihrer Adels-Kaste immer mehr zu befestigen suchten. Das Letztere geht schon daraus hervor, daß Christian nach dem Tode seines Vaters durch einen Artikel der Wahl-Capitulation oder, wie man dieselbe nannte, des Recesses die Gerichtsbarkeit der großen Herren, welche den Adel bildeten, in den ihnen gehörenden Städten, Flecken und Dörfern zum Nachtheile der königlichen Gerichtsbarkeit erweitern und Leben und Habe der Bauern in die Hand des Adels geben, oder mit anderen Worten diese vollends leibeigen machen mußte. Einer der Artikel nämlich, welche Christian vor seiner Krönung in Dänemark unterschreiben mußte, lautete: „Der König gewähre dem Adel Macht über Hand und Hals seiner Bauern und in Civilsachen das Gericht bis zu vierzig Mark; wenn er dies nicht erfülle, solle die Ritterschaft an ihren Eid nicht gebunden sein.“ Dieser Umstand allein würde hinreichend sein, um zu erklären, warum Christian, welcher sowohl von Natur als durch Erziehung roh und gewaltsam war, auch ohne Siegbrittens Rath den Privilegirten sich hart und grausam beweisen mußte; denn er konnte ja jetzt sein Volk nicht anders schützen. als indem er gegen den Adel militärisch und dictatorisch verfuhr.

Christian's Mutter war eine Schwester des Kurfürsten von Sachsen, Friedrich's des Weisen. Dieser vermittelte ein Ehebündniß zwischen seinem Neffen und der burgundischen Prinzessin Isabella (Elisabeth), einer Tochter Philipp's des Schönen und Schwester des Königs von Castilien und späteren Kaisers, Karls V. Im Jahr 1515 gelangte die junge Königin, vom Erzbischof Erich von Roeskild geleitet, in Helsingör an. Christian's Verhältniß zu Düveke dauerte jedoch fort, bis

dieselbe plötzlich starb (1517); einen Edelmann, Namens Torben Oxe, der nach Einigen sie vergiftet, nach Anderen sich ihrer Gunst gerühmt hatte, ließ der König gesetzwidrig von zwölf Bauern zum Tod verurtheilen und enthaupten. Siegbritte behielt ihren Einfluß und benutzte ihn in demokratischem Sinn; sie erhielt die Verwaltung der Zölle und namentlich des Sundzolles.

Die Schweden hatten, wie oben bemerkt, zu Christian's Krönung Gesandte geschickt und die besten Versprechungen gemacht; allein da der neue Reichsverweser, Sten Sture, Feinde im Lande hatte, und da Christian von Anfang an entschlossen war, gegen die Schweden dasjenige auszuführen, was sein Vater unausgeführt gelassen hatte, so dauerten die Unruhen im schwedischen Reiche fort. Christian übereilte sich nicht, die Schweden mit Gewalt zum Gehorsam zu zwingen. Er knüpfte vielmehr in den ersten sieben Jahren seiner Regierung allerlei Verbindungen an, um ohne Gefahr den Rachezug gegen die schon von seinem Vater abgefallenen Schweden unternehmen zu können. Nach seiner Vermählung mit Isabella, welche ihm das für jene Zeit und besonders für den Norden unerhörte Heirathsgut von 250,000 Dukaten mitbringen sollte (statt deren aber schließlich nur 100,000 Brabanter Thaler wirklich ausbezahlt wurden), schloß er noch mit mehreren Monarchen, sogar mit dem Zaar von Rußland, Bund und Freundschaft. Diese monarchischen Verbindungen, besonders aber der Einfluß der Siegbritte und die anti-aristokratischen niederländischen Rathschläge, welche dieselbe in politischer und staatsökonomischer Hinsicht ihm ertheilte, brachten den Adel und die Bürgerschaft um so mehr gegen ihn auf, da Christian der verschlagenen Frau einen steinernen Palast (die meisten Häuser im Norden waren damals von Holz) hatte erbauen lassen, in welchem die Berathungen über Staatsangelegenheiten gehalten wurden. Außerdem behandelte Siegbritte die stolzen Herren mit großer Insolenz. Auch der König selbst übte, schon vor seinem schwedischen Kriegszuge, bei ganz unbedeutenden Anlässen an Reichsräthen und angesehenen Herren der Ritterschaft Gewalt und Grausamkeit, obgleich man eingestehen muß, daß Vieles von dem, was die Schweden und die dänischen Schriftsteller aus der Regierungszeit seines Nachfolgers über ihn berichten, übertrieben sein mag. Da es in jener Zeit weder ein Finanz- noch ein Zoll-System gab und von den Ständen jede nöthige Auflage sehr erschwert wurde, so war der König geradezu genöthigt, zu gewaltsamen Bedrückungen seine Zuflucht zu nehmen und vom Adel sowie von der Geistlichkeit durch seine Steuerbeamten Beiträge zu fordern; er durfte diese beiden Stände nicht für die Staatsbedürfnisse regelmäßig besteuern und die von dem Adel verwalteten Domänen dienten nicht, wie das Gesetz es verlangte, zur

Unterhaltung der Festungen, der Flotte und des Heeres, sondern zur Vermehrung des Glanzes der großen Familien.

In Bezug auf die Schweden verfuhr Christian ganz systematisch. Er verband sich, um sie zu unterwerfen, schon im Jahre seiner Thronbesteigung (1513) mit den wendischen Städten, d. h. mit dem nordöstlichen Theile der Hanseaten, dessen Versammlungsort und leitendes Haupt die Stadt Lübeck war. Lübeck verpflichtete sich, ihm zur Eroberung von Schweden behülflich zu sein oder doch die Schweden zu zwingen, daß sie, einem bei seiner Erwählung gegebenen Versprechen gemäß, ihm jährlich 1300 Stockholmische Mark bezahlten. Dagegen verbürgte Christian nicht blos allen Städten des Bundes ihre hergebrachten Rechte und die Freiheit ihrer Schiffahrt, sondern er versprach auch, sie nicht mit neuen Zöllen zu beschweren. Dies bezogen die Lübecker auch auf das schwedische Reich, mit welchem doch Christian im Kriege war, und es entstand daraus später ein Streit zwischen Christian und dem furchtbaren Bunde der Städte, von denen immer Lübeck vorzugsweise genannt wird, wenn von Skandinavien die Rede ist. Die Verbindung mit Lübeck nützte daher auch dem König Christian in dem Kriege, den er mit den Schweden führte und von Zeit zu Zeit durch einen Waffenstillstand unterbrach, ebensowenig, als seine nahe Verwandtschaft mit dem in Deutschland und Spanien herrschenden Habsburgischen Hause und die Verträge, die er mit Rußland, Frankreich, England und Schottland schloß. Eine bessere Stütze fand er an einem unruhigen schwedischen Geistlichen. Dies war der Erzbischof von Upsala, Gustav Trolle, ein Familienfeind der Sture, welcher schon längst mit den Dänen in Verbindung getreten war und sich von dem Reichsverweser Sten Sture sogar dadurch nicht hatte gewinnen lassen, daß derselbe ihm durch seine Verwendung das Erzbisthum verschafft hatte. Gustav Trolle hatte zuletzt einen offenen Krieg mit Sten Sture begonnen und sich in seiner Burg Stäke bei Stockholm festgesetzt, wo ihn der Reichsverweser belagerte. Christian schickte ihm eine Flotte mit 4000 Mann zu Hülfe, diese wurden aber von dem damals zwanzigjährigen Grafen Gustav Erichson Wasa zurückgetrieben. Der Erzbischof mußte sich ergeben; der Reichsverweser nahm ihn in strenge Haft, ließ ihn auf dem Reichstage zu Arboga des Erzbisthums verlustig erklären und die Burg Stäke schleifen (1517). Im folgenden Jahre erschien Christian mit Flotte und Heer bei Stockholm und lieferte dem Reichsverweser in der Nähe der Kirche von Brännkirka eine Schlacht, in welcher er jedoch geschlagen wurde (22. Juli 1518). Nach der Schlacht benahm er sich auf eine so treulose und ungerechte Weise, daß man in ihm eher einen Seeräuber als einen König erblickt. Er verlangte nämlich eine persönliche Zusammenkunft mit dem Reichs-

verweser und ließ sich von diesem als Sicherheit dafür, daß er wieder zu seinen Schiffen zurückkehren dürfe, den jungen Gustav Wasa, welcher in der Schlacht das schwedische Haupt-Panier getragen hatte, nebst vier anderen edlen Schweden übergeben, brach aber dann die Unterhandlung plötzlich ab, eilte in sein Schiff und nahm alle fünf Geiseln als Gefangene mit nach Dänemark.

Unterdessen hatte der Erzbischof in Rom Klage gegen Sten Sture erhoben und es dahin gebracht, daß der Papst ein geistliches Gericht in Dänemark niedersetzte, welches dann den Reichsverweser nebst seinen Anhängern in den Bann that und das ganze Reich mit dem Interdict belegte. Dieser geistliche Urtheilsspruch machte in Schweden nicht den geringsten Eindruck; er diente vielmehr nur dazu, daß der dort mit Freuden begrüßten Kirchen-Reformation Luther's der Weg gebahnt wurde.*) König Christian ließ sich aber die Vollziehung des Bannes übertragen, was ihm den Vortheil gewährte, daß er jetzt von Geistlichen und Weltlichen Geld erheben und alle Kämpfer wie zu einem Kreuzzuge aufbieten konnte. Er rüstete während des ganzen Jahres 1519 ein zahlreiches Heer, in welches Abenteurer und Söldnerführer aus Schottland, Frankreich, Preußen, Brandenburg aufgenommen wurden; aus Holstein kamen sowohl Miethstruppen als Freiwillige. Die dänischen Städte brachten mit großer Anstrengung Geld und Mannschaften auf; Norwegen leistete eine Vermögenssteuer von 5 Procent. Im Anfange des Jahres 1520 rückte das Heer unter der Führung Otto Krumpe's in Schweden ein, wo dann der Befehlshaber den päpstlichen Bannfluch gegen den Reichsverweser überall an den Kirchen anschlagen ließ. Sten Sture zog mit dem schwedischen Heere den Dänen nach Westgothland entgegen und in der Nähe von Bogesund ward auf dem Eise des See's Asunden ein erstes Treffen geliefert. Dieses hatte, da Sten Sture gleich anfangs verwundet wurde, für die Schweden einen unglücklichen Ausgang. Hierauf zeigte ein verrätherischer schwedischer Edelmann den Dänen einen Weg, auf welchem sie Sten Sture's Verhaue umgehen und Upland erreichen konnten. Als Sten Sture dies erfuhr, eilte er, ohne seiner Wunde zu achten, zur Vertheidigung von Stockholm; er starb aber in seinem Schlitten auf dem Eise des Mälar-See's (9. Februar 1520). Seine Wittwe Christina Güldenstierna vertheidigte nachher Stockholm noch so lange, bis ein Vertrag zwischen Christian und den Schweden festgestellt war.

Die Letzteren hielten nämlich, nachdem sie noch in einem zweiten

*) Der päpstliche Legat Angelus Archembald (Arcembold) trieb ein Jahr lang im Auftrag Leo's X. den Ablaßverkauf in Dänemark und nahm die Gebühren theils in baarem Gelde, theils in Butter und Käse ein; er zahlte dafür an König Christian eine Abgabe von 1120 Gulden.

Gefechte in der Nähe von Upsala, bei welchem sich Christian's französische Hülfstruppen auszeichneten, unterlegen waren, einen Herrentag in Upsala. Hier kam man mit Otto Krumpe über einen Vertrag überein, nach welchem Christian unter den Bedingungen der Kalmarischen Union als König gekrönt werden, seinerseits aber Vergessenheit alles Geschehenen gewähren sollte. Dies versprach Christian, welcher hierauf zu Schiffe nach Schweden kam und sich dort sehr freundlich und versöhnlich stellte. Am 3. September ließ Sten Sture's Wittwe, durch die schwedischen Herren bewogen, den König in Stockholm ein. Als anerkannter König von Schweden zeigte sich Christian in Kopenhagen, fuhr dann nach Stockholm zurück und empfing am Allerheiligentag auf dem Brunkeberge die Huldigung des Volkes. Am nächstfolgenden Sonntag (4. November) fand in der Stadtkirche die Krönung statt, wobei nur Dänen Insignien trugen und den Ritterschlag empfingen; der Abgesandte des neu gewählten Kaisers Karl V. bekleidete Christian mit dem Orden des goldenen Vließes. Aber wenige Tage, nachdem dieser eidlich versprochen hatte, nicht blos König, sondern wie er sich ausdrückte, auch Vater der Schweden zu sein, befriedigte er an den ihm vertrauenden Einwohnern von Stockholm seine Rachsucht auf unerhört grausame Weise, was in jener Zeit heftigeren Unwillen erregte und größere Bewegungen veranlaßte, als ähnliche Staatsstreiche in unsern Tagen. Das Mittel, dies mit einem Schein Rechtens thun zu können, gab ihm der Magister und Roeskilder Dekan Dietrich Slaghök aus Westfalen an, welcher von Christian's Gegnern ein Barbier genannt wird, weil er vorher die Wundarznei-Kunst getrieben hatte. Dieser bewies ihm nämlich, daß er zwar als König verzeihen dürfe, aber nicht als Vollstrecker des päpstlichen Bannes.

Nachdem Christian bei seiner Krönung und bei den Festlichkeiten, welche auf dieselbe folgten, nur Freundlichkeit und Milde gezeigt hatte, wurden am dritten Tage die Thore zum Schlosse gesperrt und der Erzbischof Gustav Trolle trug dem Könige eine Beschwerde über das Unrecht und die Gewalt vor, die ihm und dem Erzbisthum Upsala durch den Reichsverweser angethan worden wären, indem er zugleich Genugthuung dafür verlangte. Er selbst wollte zwar die Bestrafung der Mitschuldigen des verstorbenen Reichsverwesers dem Papste vorbehalten wissen; allein der König bestand darauf, daß die Sache schon am folgenden Tage (den 8. November 1520) abgethan werde, und ließ alle in Stockholm anwesenden Edelleute und Bürger, auch zwei Bischöfe*), welche die vom Reichstage verfügte Absetzung des Erzbischofs mit unter-

*) Ein dritter Bischof, Brask, verlangte, man solle sein dem Actenstücke angefügtes Siegel zerbrechen; es war darin ein Zettel verborgen mit der Erklärung, er stimme nur gezwungen bei.

schrieben hatten, sogleich einkerkern. Am anderen Morgen ward zuerst erklärt, daß sich dem römischen Stuhle zu widersetzen, Ketzerei sei. Dann wurde in der Stadt ausgerufen, kein Einwohner dürfe, bevor ein gewisses Zeichen gegeben sei, sich außerhalb seines Hauses sehen lassen. Nachher wurden, ohne vorhergegangenen Urtheilsspruch, die zwei Bischöfe, sodann 13 weltliche Herren, größtentheils Reichsräthe, sowie drei Bürgermeister, die Stadträthe und viele Bürger von Stockholm auf dem Marktplatze enthauptet. Hierauf kam die Reihe an Andere. Handwerker wurden von ihrer Arbeit weggeschleppt und hingerichtet. Keinem der Unglücklichen gestattete man die priesterliche Tröstung, die doch damals auch dem ärgsten Verbrecher nicht versagt zu werden pflegte. Ein Zeitgenosse, Olaus Magnus, sah nicht weniger als 94 Menschen vor seinen Augen enthaupten. Andere wurden gehängt, nachdem man sie zum Theil vorher grausam gemartert hatte. Auch wurden die Häuser geplündert und all der Unfug geübt, welchen mit Sturm eroberte Städte zu erleiden pflegen. Das Morden ward auch am dritten und vierten Tage noch fortgesetzt, nachdem man vorher, um die Leute sicher zu machen, im Namen des Königs Frieden und Sicherheit öffentlich verkündigt hatte. Nach Finnland erging ein Schreiben, daß man dort auf ähnliche Weise verfahren solle; und als der König aus Stockholm in die damals stets zu Dänemark gerechneten südlichen Provinzen Schweden's reiste, wurden an jedem Orte, durch welchen er kam, Galgen errichtet. Die Geschichtschreiber haben uns ein langes Namens-Register aller angesehenen Personen hinterlassen, welche Christian damals hängen oder köpfen ließ. Unter denen, die am ersten Tage fielen, war auch Erich Johanson, Gustav Wasa's Vater. Olaus Petri, Kanzler des einen der hingerichteten Bischöfe, war mit seinem Bruder Lorenz wehklagend auf dem Markt erschienen; sie entgingen dem Tode nur dadurch, daß ein mitleidiger Offizier sie für Deutsche ausgab; diese Brüder gehörten später zu den vorzüglichsten Begründern der Reformation in Schweden. Die Zahl der bis 1. Januar 1521 Hingerichteten wird auf 600 angegeben.

Zur Entschuldigung der verübten Grausamkeiten führt ein dänischer Geschichtschreiber denselben Grund an, mit welchem man neuerdings ähnliche Scenen in Ungarn, Italien und Frankreich entschuldigt hat. Es wäre, sagt er, mit der Aristokratie nicht fertig zu werden gewesen; jede Nachsicht würde neue Unruhen veranlaßt haben; wenn man einmal anfange, müsse man sich auch consequent bleiben und das Uebel mit der Wurzel ausrotten. Dies zu thun war in der That Christian's Absicht. Er wollte eine absolute Monarchie gründen und verfuhr dabei wie ein Dictator. In Dänemark beschränkte er deshalb die Gerichtsbarkeit des Adels, errichtete königliche Gerichtshöfe und führte neue Zölle ein. Das Meiste, was Slaghök und Siegbritte ihm

angaben, gereichte dem Bürger- und Bauernstande zum Vortheile. Diese beiden Stände hießen damals gesetzlich die unfreien und der Bauernstand war es auch vollkommen; die adeligen Herren aber hatten bisher den größten Theil des Landes entweder als Besitzer oder als Vögte verwaltet. Gleichwohl nahmen die Bürger es dem König übel, daß er den Sundzoll an Siegbritte überließ und daß er den Magister Slaghök zum Bischof von Skara und nachher sogar zum Erzbischof von Lund machte. Die Vertheidigung seines Charakters wagen wir nicht zu führen. Er wollte Alles mit Gewalt und mit grausamen Strafen durchsetzen und gerieth darüber sogar mit seiner Gemahlin so sehr in Zwietracht, daß er eine ihrer Kammerfrauen hinrichten ließ und daß sein Schwager, Karl V., ihm wegen seines Betragens einen Brief voller Vorwürfe schrieb. Die Folge seines gewaltsamen Verfahrens war, daß gleich im nächsten Jahre heftige Bewegungen in allen drei Reichen entstanden und daß Dänemark die allgemeine Empörung der schwedischen Nation benutzte, um ebenfalls von Christian abzufallen.

An der Spitze des Aufstandes der Schweden stand ein junger, durch seine Abstammung, seine Verbindungen, seine Talente und seine Tapferkeit ausgezeichneter Mann, der schon genannte Gustav Erichson, welcher später nebst seinem ganzen Geschlechte den Beinamen Wasa erhielt, obgleich selbst der neueste und beste Geschichtschreiber Schwedens, Gejer, nicht anzugeben wagt, woher dieser Beinamen komme (nach Einigen von einem Gute dieses Namens in Upland). Gustav Wasa, von mütterlicher Seite dem Hause Sture anverwandt, hatte früher an des jüngeren Sten Sture Siegen großen Antheil gehabt. Er hatte, wie wir wissen, in der siegreichen Schlacht bei Brännkirka das Haupt-Panier getragen und war unmittelbar darauf vom Könige Christian treuloser Weise mit nach Dänemark genommen worden. Dort war er einem jütländischen Edelmanne, Erich Baner, zur Bewachung übergeben worden, und zwar unter Androhnng einer Strafe von 6000 Mark, welche dieser bezahlen müsse, wenn Gustav entfliehe. Gustav wurde auf Baner's Schloß Kallö in Jütland ein Jahr lang gefangen gehalten, entfloh aber dann nach Lübeck. Hier blieb er vom Herbst des Jahres 1519 an bis zum Mai 1520. Die Lübecker, welche nach der Art der Handelsstädte es mit Niemand verderben wollten, stellten sich anfangs, als wenn sie geneigt wären, ihn auszuliefern; zuletzt schickten sie ihn aber doch in einem gemietheten Schiffe nach Schweden, wo er in der Nähe von Kalmar ans Land gesetzt wurde. Dies geschah zu derselben Zeit, als im letzten Kriege Sten Sture's mit Christian das Glück sich von den Schweden abwendete und nach des Ersteren Tode Stockholm von den Dänen belagert wurde. Gustav fand daher, als er seine Landsleute aufforderte, sich gegen die Dänen zu einem

verzweifelten Kampfe zu erheben, nirgends Gehör, auch nicht bei seinem Schwager, dem Reichsrath Brahe. Er verbarg sich daher auf dem Gute Räfsnäs in Südermannland, wo er die Nachricht vom Stockholmer Blutbad und vom Tode seines Vaters erhielt; er selbst wurde von Christian geächtet. Da begab er sich in die westlichen Grenzbezirke zu den Dalekarliern, wo die Liebe zur Freiheit am größten und der Haß gegen die Dänen am bittersten war. In Bezug auf seine Reise von der Küste bis nach Dalekarlien sind die schwedischen Geschichtsbücher reich an Anekdoten über die Beschwerlichkeiten und Gefahren, welche Gustav auf derselben erduldete, sowie über die Liebe seiner Landsleute, die er erfahren habe, während er in der Kleidung eines gemeinen Bauers umhergeirrt sei und als Bauernknecht gedient habe. Wir übergehen die Geschichte seiner Gefahren und Abenteuer und erwähnen nur, daß er sogar in Dalekarlien erst dann, als das Gerücht von jenem Blutbade sich bis in die entfernteren Berge und Thäler verbreitet hatte, Anhänger genug fand, um die Dänen und die Deutschen, welche Christian gemiethet hatte, angreifen zu können. Wenn man übrigens die Geschichte des Kampfes liest, welchen Gustav an der Spitze einer nur mit langen Spießen, mit Streitkolben, Schwertern, Bogen und Pfeilen bewaffneten, ungeübten Menge gegen die mit Feuergewehren versehenen kriegsgewöhnten Truppen Christian's begann, und wenn man sieht, wie er es verstand, aus ganz rohen Bauern, Berg- und Hüttenleuten in kurzer Zeit ein Heer zu bilden, so kann man nicht umhin, gleich den Schweden den Nationalhelden derselben als einen Halbgott zu bewundern. Viel trug freilich zum glücklichen Ausgange seiner Unternehmungen der Umstand bei, daß Christian seit 1521 auch gegen die Dänen härter und grausamer ward, daß er kein stehendes Heer hatte und daß er, um die von ihm angeworbenen Abenteurer bezahlen zu können, überall Bedrückungen ausüben mußte.

Gustav, der schon über die Grenze nach Norwegen flüchten wollte, war von den Dalekarliern zurückgeholt und in ihrem Hauptorte Mora von einer aus der ganzen Gegend zusammenberufenen Volksversammlung zum Anführer und Vorsteher ernannt worden. Er führte deshalb, wie Rühs behauptet, den Titel eines Reichsvorstehers, noch ehe er auf seinem ersten eigentlichen Reichstage dazu erwählt worden war. Seine Fortschritte waren bald so groß und so rasch, daß er nach einem Siege, welchen seine Unterbefehlshaber Peter Swensohn und Peter Ugla bei Brunnbäck an der Dalelbe über die regelmäßigen Truppen der Dänen erfochten, ein Heer von 5000 Mann einrichten konnte, das er mit dem Gelde der königlichen Gefälle bezahlte. Er mußte die Seinigen selbst anleiten, bessere Waffen zu schmieden und in geschlossenen Reihen zu kämpfen. Eine kleine Anzahl Reiter und einige hundert

Mann zu Fuß waren ihm schon vorher vom Volke als Garde gegeben worden; auch gingen bereits viele schwedische Offiziere zu ihm über. Gustav's Hauptfeind war damals der Erzbischof Gustav Trolle, und seine Lage war besonders dadurch schwierig, daß alle Schlösser in der Gewalt der Dänen waren und daß diese mehrere der vornehmsten schwedischen Damen, unter ihnen auch die Mutter und zwei Schwestern Gustav's, als Geiseln mit sich aus dem Lande geführt hatten; im Mai 1521 erließ er eine öffentliche Absage und Kriegserklärung an Christian; dann eroberte er Westeräs und bald auch Upsala.

Schon im Juni wagte Gustav, Stockholm enge einzuschließen; die Belagerung dieser Stadt dauerte aber zwei volle Jahre, weil seine Leute zu Belagerungen nicht zu gebrauchen waren und weil er keine Flotte hatte, um die Stadt auch von der Seeseite enge eingeschlossen zu halten; die 10 Schiffe, welche ihm Lübeck sandte, reichten, obwohl gut gerüstet, hierzu nicht aus. Es gelang ihm indessen schon in dieser Zeit, seine Oberherrschaft gesetzlich zu begründen, während Christian durch Heftigkeit und Unbesonnenheit auch in Dänemark die geistlichen und weltlichen Herren kränkte und zugleich die mächtige Hanse sich zur Feindin machte. Gustav berief nämlich einen Herrentag nach Wadstena; auf demselben erschienen mehr als 70 Edelleute, welche sämmtlich unmittelbar aus Christian's Diensten zu ihm übertraten, und diese boten ihm am 24. August 1521 die Königswürde an. Da jedoch Gustav, welcher ebenso verständig als tapfer war, die Annahme derselben vorerst für unvorsichtig hielt, so ernannte die Versammlung ihn zum Reichsverweser und schwor ihm als solchem Gehorsam und Treue.

Der dänische König war nicht im Stande, Stockholm zu entsetzen, und vergebens hatte Gustav Trolle sich im Juli nach Dänemark begeben, um demselben die bittersten Vorwürfe darüber zu machen, daß er ihn ohne Hülfe lasse. Die Dänen wurden hierauf aus Westgothland und Smaland, sowie zum Theil auch aus Finnland vertrieben und mußten die meisten Schlösser, die sie besetzt hatten, verlassen. Christian selbst trieb noch vor Ende des Jahres 1521 drei schwedische Herren, welche bisher seine Sache tapfer verfochten hatten, zum Abfalle, und erklärte sogar den Erzbischof Gustav Trolle für einen Feind des Reiches.

Er vermehrte außerdem noch durch andere Dinge die Schwierigkeiten seiner Lage. Er besuchte seinen Schwager Karl V., der eben nach Aachen zur Krönung reiste, in Brüssel. Hier ging Christian viel mit Erasmus um und saß dem großen Abrecht Dürer zu einem Bildniß. Den Kaiser mahnte er an die Mitgift seiner Schwester und erlangte zwar in dieser Hinsicht sehr wenig, verschaffte sich aber ein Diplom, welches ihm das Belehnungsrecht über Holstein zuerkannte. Nach seiner

Zurückkunft gerieth er aus verschiedenen Gründen, besonders aber wegen dieses Diploms, in Zwietracht und Feindschaft mit seinem Oheim, dem Herzog Friedrich von Holstein. Er beleidigte ferner durch ein Gebot, welches er gegen die deutschen Handelsstädte erließ, nicht nur diese, sondern zugleich auch die Bauern und den übermächtigen Adel Dänemarks. Er gab nämlich, wahrscheinlich auf Anrathen der Siegbritte und in der Meinung, dadurch dem dänischen Bürgerstande aufzuhelfen, die Verordnung, daß Niemand seine Bodenerzeugnisse unmittelbar an fremde Handelsleute verkaufen dürfe, und daß alle Landes-Producte nach Kopenhagen gebracht und dort an dänische Kaufleute verkauft werden müßten. Zugleich erließ er ein sehr verständiges und gerechtes Gesetz gegen die Art, wie das Strandrecht bisher von den adeligen Herren auf ihren Gütern ausgeübt worden war, und erbitterte dadurch ebenfalls die Großen. Er verbot ferner den Edelleuten, die Leibeigenen ihrer Güter wie Sclaven zu verkaufen, und untersagte den Geistlichen den Ankauf von Gütern, wenn sie nicht etwa der Vorschrift des Apostels Paulus folgen und eine Frau zur heiligen Ehe nehmen wollten, wie ihre alten Vorväter gethan. Die meisten dieser zu Gunsten der Bürger und Bauern erlassenen Gesetze waren freilich sehr weise und vortrefflich; allein sie erbitterten den Adel und die Geistlichkeit gegen den König und Christian selbst erlaubte sich seinerseits eine grausige Willkür. Er hatte z. B. seinen Dietrich Slaghök vielfach geehrt und namentlich ihm auf tyrannische Weise zum Erzbisthum Lund verholfen; als er aber 1522 merkte, daß das Stockholmer Blutbad ihn zum Abscheu der Welt gemacht habe, und als der päpstliche Nuntius Rechenschaft für die hingerichteten Geistlichen forderte, mußte derselbe Mann für die Grausamkeiten in Stockholm büßen, welche der König vorher gebilligt oder gar befohlen hatte. Christian ließ ihn als den Urheber der Stockholmer Gräuelthaten verurtheilen und nach einer grausamen Behandlung lebendig verbrennen. Andere Dänen wurden auf dieselbe Weise willkürlich bestraft. Während Christian hierbei auf den Nuntius Rücksicht nahm, hatte er doch bereits mit Luther Verbindungen angeknüpft und den noch weit heftigeren Karlstadt nach Kopenhagen kommen lassen, wo derselbe aber nur wenige Wochen blieb.

Christian's ganzes Verfahren und seine letzten Verordnungen erregten auf allen Seiten Haß gegen ihn, und zwar zu einer Zeit, wo er schon nicht mehr daran denken konnte, die Herrschaft in Schweden zu behaupten, weil von den beiden Hauptorten dieses Reiches Kalmar bereits gefallen und Stockholm enge eingeschlossen war. Die Städte Lübeck, Danzig, Wismar und Rostock, denen Christian durch jene Verordnungen den unmittelbaren Handel mit Dänemark abgeschnitten hatte und welche außerdem über seine hohen Zölle erbittert waren,

fingen zwar keinen offenen Krieg mit ihm an, aber sie erklärten sich für Gustav Wasa, beraubten die dänischen Küsten und Schiffe, besetzten Bornholm und plünderten Helsingör. Sie schlossen überdies einen Bund mit Christian's Oheim, dem Herzog Friedrich von Holstein, welcher bereits auch mit den unzufriedenen dänischen Großen sich insgeheim verbunden hatte. Christian kam mit demselben im Kloster Bordesholm zusammen und machte ihm alle möglichen Zugeständnisse. Aber von allen Seiten bedrängt, mußte er endlich einen Landtag halten, oder mit anderen Worten bei den gegen ihn verschworenen Großen Hülfe suchen. Er berief diese nach Kallundborg; da man aber wußte, daß er von den Bauern des Adels und von der Geistlichkeit Geld erheben wolle, so folgte keiner seinem Rufe. Als er dann auf den Anfang des Jahres 1523 einen anderen Reichstag nach Aarhuus in Jütland ausschrieb, erschienen die Herren wieder nicht, indem sie vorgaben, er bringe einige von den gegen Schweden gerüsteten Truppen und sogar Schergen und Henker mit. Sie versammelten sich statt dessen in Wiborg und hier beschlossen sie dann, dem König Christian den Gehorsam aufzukündigen und seinen Oheim Friedrich an seine Stelle zu setzen. Nach allen Umständen zu urtheilen, war die ganze Sache schon längst mit Friedrich ausgemacht. Die Stände schickten an den König und an Friedrich einen Abgeordneten, Magnus Munk. Dieser traf zu Weile den Ersteren, der ihn sehr freundlich aufnahm, ließ ihm aber den Absagebrief der Stände, in einem Handschuh versteckt, zurück und begab sich, nachdem er auf solche Weise seinen Auftrag ausgerichtet hatte, nach Husum zu Friedrich, um demselben im Namen der Stände die Königswürde anzubieten. Friedrich erklärte sich natürlich zur Annahme der Krone bereit und die Stände ließen hierauf ein Gebot ergehen, daß alle Jütländer sich bewaffnet bei ihnen einfinden sollten. Friedrich verband sich hierauf mit Lübeck und schickte dem König einen Absagebrief.

Am 26. März 1523 wurde zwischen den dänischen Gutsherren (denn nur von diesen kann die Rede sein) und dem Herzog Friedrich ein förmlicher Vertrag abgeschlossen, aus dessen Inhalt, wie aus dem Absagebrief an Christian, deutlich hervorgeht, daß es den Ersteren nicht um Recht und Gerechtigkeit zu thun war, sondern um Privilegien und um das ihnen von Christian entzogene Recht, grausam zu herrschen und das Volk zu unterdrücken. Unter den Vortheilen nämlich, welche der neue König, Friedrich I., den Herren zugestehen mußte, war vorzüglich die Aufhebung der Beschränkung ihrer Patrimonial-Gerichtsbarkeit auf drei bis vier Mark und die Wiederherstellung derselben bis zu vierzig Mark. Ferner sollten ihnen die eingezogenen Pfandgüter unentgeltlich zurückgegeben werden. Der König wurde

also ganz von den wenigen Herren abhängig gemacht, welche der Adel als seine Häupter anerkannte; denn da von jetzt an die Reichstage sehr selten wurden, so gab der Reichsrath Gesetze und führte die Regierung; dieser bestand aber aus 23 Mitgliedern, welche, wenn eines derselben gestorben war, dem Könige über die Ernennung eines neuen Vorschläge machten. Die Hauptsache war, daß bisher die Wahl der Könige, sobald Nachkommen des verstorbenen Herrschers vorhanden waren, nur eine bloße Form gewesen war, daß aber jetzt Dänemark ein wirkliches Wahlreich wurde und daß der Adel, wie in Deutschland die Kurfürsten, jedem Neuerwählten in einer sogenannten Wahl-Capitulation oder Handfeste neue Bedingungen vorschrieb, durch welche seine das Volk schirmende Macht beschränkt und dagegen die des Adels erweitert wurde. Auch in Norwegen mußte Friedrich, um als König anerkannt zu werden, den Ständen ein unbedingtes Wahlrecht zugestehen. Da nun auch die Schweden dieses Recht für sich in Anspruch nahmen, so wurde die Trennung der drei Reiche vollendet. Friedrich hatte nämlich, nachdem er in zwei Reichen als König anerkannt worden war, die schwedischen Stände aufgefordert, der Kalmarischen Union gemäß, dies auch ihrerseits zu thun; sie hatten ihm aber erwidert, daß sie beschlossen hätten, Gustav Erichson zu ihrem Könige zu machen. Diese Ernennung fand auch am 7. Juni 1523 zu Strengnäs statt; Gustav weigerte sich anfangs und die Stände mußten ihn unter Bitten und Thränen zur Annahme der Krone bewegen; drei Wochen nachher ergab sich Stockholm dem neuen König von Schweden. Ueberaus drückend waren die Forderungen der Lübecker; sie verlangten ausschließliche Handelsfreiheit in Schweden ohne alle Zölle und Abgaben, so daß kein fremder Kaufmann in Schweden und kein schwedischer anderswohin als nach den Hansestädten Handel treiben dürfe. Gustav bewilligte Alles, da er die Rechnungen für geleistete Hülfe, welche sich auf 77,000 Mark Lübeckisch beliefen, nicht bezahlen konnte. Uebrigens mußte wegen der Grenzen nothwendiger Weise zwischen Dänemark und Schweden Streit entstehen, da Gustav nicht nur auf Schoonen und Halland Anspruch machte, sondern auch, im Kriege mit Christian, Bohuslehen erobert und Blekingen angegriffen hatte. Dieser Streit ward im folgenden Jahre, unter Vermittelung der wendischen Städte, wenigstens vorläufig beigelegt. Auf einer Versammlung nämlich, welche Gustav und Friedrich zu Malmö hielten, wurde am 1. September 1524 ausgemacht, daß Blekingen und Rodneby vorerst den Dänen zurückgegeben, Gothland aber demjenigen von beiden Herrschern, in dessen Besitze die Stadt und das Schloß Wisby an jenem Tage gewesen sei, zuerkannt werden solle.

In Dänemark machte König Christian gleich nach seiner Absetzung ver-

gebens Anstrengungen, um sich im Besitze der Herrschaft zu behaupten. Er suchte mit dem Adel in Jütland zu unterhandeln; er bot demselben an, daß er sich einem Schiedsgerichte unterwerfen, sich vor dem römischen Reiche stellen wolle; er suchte den Ausspruch von Bischöfen geltend zu machen, ja er bot dem Herzog seinen Antheil an Schleswig und Holstein, sowie die einstweilige Herrschaft über Jütland an. Alles dies half ihm eben so wenig, als der Umstand, daß die Bauern von Seeland sich zu seinen Gunsten erklärten. Er wagte selbst in Kopenhagen, wohin er sich nach seiner Absetzung begeben hatte, nicht zu verweilen, und verließ am 14. April 1523 an Bord einer Flotte sein Reich. Vor der Abfahrt ermahnte er die Bürgerschaft von Kopenhagen zu treuem Ausharren und versprach, binnen drei Monaten Ersatz zu bringen. Er gedachte bei auswärtigen Fürsten, besonders aber in den Niederlanden, Hülfe zu suchen. Auch hierbei fand er jedoch seines Charakters wegen große Schwierigkeiten, und als er endlich nach sieben Jahren in Norwegen landete, stürzte er sich, wie wir unten sehen werden, in noch größeres Unglück. Er lebte in einer Zeit, wo die Versuche, die entartete Geistlichkeit und ihre Lehren zu reformiren, überall politische Revolutionen hervorriefen, und da er mehrere Male seinen Glauben wechselte, so konnten ihm weder die Anhänger der alten, noch die der neuen Kirche trauen. Indessen würde ihn Kaiser Karl V. um seiner Kinder willen vielleicht doch mit Nachdruck unterstützt haben, wenn nicht Christian's Gemahlin, des Kaisers Schwester, schon im Januar 1525 zu Gent gestorben wäre. Auch würden wir, wenn Christian anstatt eines dänischen Edelmannes einen Bürgerlichen zum Hauptgeschichtschreiber oder Biographen gehabt hätte, wohl mehr Gutes von ihm wissen, als dies jetzt der Fall ist. Uebrigens hatte er von Anfang an den Kopf verloren und verließ sein Reich, noch ehe er dazu gezwungen war. Dies geht aus der Geschichte des ersten Regierungs-Jahres seines Nachfolgers hervor.

Friedrich I. wurde zwar, sobald er nach Jütland gekommen war, in Wiborg zum König ausgerufen, wobei er durch eine Handfeste dem Adel ausgedehnte Privilegien gab und die demokratischen Gesetze Christian's, die als schädlich und verderblich wider gute Polizei bezeichnet wurden, verbrennen ließ; auch die Insel Fünen unterwarf sich ihm sogleich; allein in Seeland und Schoonen hatten seine Gegner das Uebergewicht. Da indessen Christian gar nichts that, um sich zu behaupten, so sammelte Friedrich ein kleines Heer und unterwarf, nachdem dasselbe von den Lübeckern noch verstärkt und auf einer Flotte derselben nach Seeland hinüber gebracht worden war, diese Insel bis auf die Städte Kopenhagen und Kallundborg. Nachher ergab sich auch die letztere Stadt; die erstere aber wurde von der Land- und Seeseite

enge eingeschlossen. Inzwischen hielt sich Christian in Sachsen auf, lebte von einem Gehalt, den sein Oheim Friedrich der Weise ihm anwies und genoß die Belehrung Luther's und Melanchthon's. Endlich zog er mit einem deutschen Heere, das er durch glänzende Versprechungen sich verschafft hatte und bei welchem auch Kurfürst Joachim I. von Brandenburg war, gegen Holstein heran. Friedrich ließ auf die Nachricht davon sogleich ein Volksaufgebot verkündigen; noch ehe er aber mit demselben in Holstein eintraf, waren Christian's Truppen schon wieder auseinander gelaufen, weil es diesem an Geld fehlte. Die Fortsetzung der Belagerung von Kopenhagen hatte Friedrich seinem Sohn Christian und dem Johann von Ranzowe übertragen. Diese geriethen in große Verlegenheit, als einige Kriegsschiffe des abgesetzten Königs die ganze Flotte der Lübecker in die Flucht trieben und einen Vorrath von Proviant in die Stadt brachten. Die Besatzung und die Bürger von Kopenhagen vertheidigten sich hierauf noch bis in den December hinein, weil sie die feste Erwartung hegten, daß Christian Entsatz bringen werde; als dieser aber nicht erschien, ergaben sie sich. Auch Malmö kapitulirte und ganz Schoonen wurde dadurch genöthigt, dem neuen Könige zu huldigen. Uebrigens zeigte damals Siegbritte eine größere Ausdauer und Entschlossenheit, als König Christian; sie verfocht in Verbindung mit dem Bürgermeister Hans Mikkelson von Malmö die Sache des vertriebenen Königs so eifrig, daß Friedrich sie und Mikkelson allein von der Gnade ausschloß, welche allen Vertheidigern Malmö's gewährt wurde.

König Christian entsagte auch nachher nicht der Hoffnung, wenigstens Dänemark und Norwegen wieder zu erlangen; denn er hatte nicht nur in diesen beiden Reichen, in denen ihm viele Bürger, Bauern und Geistliche zugethan waren, geheime Verbindungen, sondern es nahmen sich auch viele deutsche Fürsten seiner an, um wenigstens eine Entschädigung für ihn zu erlangen, und er erhielt überdies Geld von niederländischen Handelsleuten, welche die Hanse verdrängen wollten. Um ihm auf irgend eine Weise zu helfen, veranstalten seine Freunde dreimal Versammlungen und Berathungen mit dänischen Gesandten, einmal in Lübeck und zweimal in Hamburg; ihre Bemühungen blieben aber ohne Erfolg. Endlich faßte Christian, welcher beinahe jedes Jahr in Dänemark und Norwegen Briefe, Manifeste und heftige Protestationen verbreiten ließ, den Entschluß, sich mit Gewalt wieder in den Besitz der Herrschaft zu setzen. Zu diesem Zwecke erlaubte ihm Karl V. oder vielmehr die beiden Prinzessinnen, welche in dessen Namen nach einander die Niederlande verwalteten, Margaretha von Oestreich und Maria von Ungarn, die Anwerbung eines Heeres in Holland. Karl war ihm um so geneigter, als er neuerdings wieder den Katholiken

spielte; auch die katholischen Bischöfe in Norwegen verpfändeten ihr Kirchensilber, um ihn zu unterstützen, wofür er versprach, den wahren Glauben gegen Luther's verdammtes Werk in Schutz zu nehmen. Christian brachte in den Niederlanden 8- bis 10,000 Abenteurer aller Länder zusammen. Diese waren, da Christian wenig Geld hatte und Karl V. ihm keines gab, den Einwohnern sehr lästig, bis endlich 1531 die niederländischen Städte, besonders Amsterdam, Enkhuysen und Kampen, sich dazu verstanden, sie in eines der nordischen Reiche hinüber zu schaffen. Die Truppen wurden eingeschifft, um in Halland ans Land gesetzt zu werden; da jedoch der Wind ungünstig war, so erfolgte die Landung nicht dort, sondern in Norwegen. Das Glück schien damals Christian's Unternehmen begünstigen zu wollen, obgleich Friedrich und Gustav sich gegen den gemeinschaftlichen Feind mit einander verbunden und von den wendischen Städten die Zusendung einer Flotte erlangt hatten. Als nämlich diese Flotte anlangte, war die dänische, welche sie begleiten sollte, noch nicht ausgerüstet, und Christian konnte daher mit der seinigen ungehindert in den Hafen von Opslo, welches man als die Altstadt von Christiania betrachten kann, einlaufen. Dies geschah am Ende des Herbstes 1531; er berief alsbald eine Landesversammlung, die ihm huldigte. Im Winter froren die Schiffe Christian's im Hafen von Opslo so ein, daß man ihnen, als endlich die dänische Flotte erschienen war, erst im späten Frühjahr beikommen konnte. Es erklärte sich daher ganz Norwegen für Christian und nur die befestigten Plätze, wie das Schloß von Opslo und das von Aggerhuus, blieben den Winter hindurch in der Gewalt der Dänen. Der norwegische Reichsrath erließ damals einen Absagebrief an den dänischen Reichsrath, welcher später von den Dänen auf dieselbe Weise benutzt worden ist, um die Unabhängigkeit des norwegischen Reiches von dem ihrigen streitig zu machen, wie sie in unseren Tagen das, was in Holstein vorgefallen ist, benutzt haben, um dieses deutsche Land dänisch zu machen.

Sobald im Frühjahr das Meer wieder offen war, verließen die niederländischen Schiffe die Küste von Norwegen. Die Flotte der Dänen aber erschien, von Güldenstierna, dem erwählten Bischof von Odensee befehligt und mit der hanseatischen vereinigt, im Mai 1532 bei Opslo und setzte dort eine so große Zahl Truppen ans Land, daß Christian nicht für rathsam hielt, einen Kampf auf offenem Felde zu versuchen, sondern sich in Opslo einschloß. Er gerieth jetzt in die größte Verlegenheit; denn seine meisten Leute hatten ihn, weil er sie nicht bezahlen konnte, verlassen, und die dänischen Besatzungen von Aggerhuus und Opslo bedrängten ihn in Verbindung mit dem angekommenen Heere Friedrich's zu Lande, während die Lübeckische Flotte ihn zugleich von

der See her enge einschloß. Die Bürger von Opslo bezeigten kaum Lust, um Christian's wegen eine Beschießung auszuhalten; dieser bot daher sogleich durch einen Brief, den er an den Befehlshaber der dänischen Schiffe schrieb, eine Unterhandlung an; ja, er bat Güldenstierna, ihm als redlicher Mann einen Rath zu geben. Wahrscheinlich wußte er, daß Friedrich den Bischof beauftragt hatte, einen Vergleich einzugehen. Dieser ließ sich zwar auf eine Unterhandlung ein, zog aber dieselbe bis zum Juni hin und benutzte diese Zeit, um die Norweger mit seinem Könige auszusöhnen. Dadurch ward Christian's Verlegenheit immer größer und er hatte zuletzt keine andere Wahl mehr, als sein Schicksal in die Hände seines Oheims zu legen. Er verstand sich in einem am 11. Juni zu Aggerhuus abgeschlossenen Vertrage dazu, daß er seinen Ansprüchen auf die Königreiche entsage, zu seinem Oheim nach Kopenhagen reise und persönlich mit demselben über eine Entschädigung unterhandele. Dabei hatte er jedoch die Vorsicht, sich nicht unbedingt in Friedrich's Hände zu geben; denn er hielt sich in einem Artikel jenes Vertrages von Güldenstierna freies Geleit und das Recht aus, daß er mit 200 seiner Leute eingeschifft werde und sowohl auf der Ueberfahrt, als in Dänemark und an jedem Orte, wohin er auf der Reise komme, volle Sicherheit haben solle, wogegen er seinerseits sich verpflichtete, weder persönlich noch durch Andere einen Briefwechsel zu Friedrich's Nachtheil zu unterhalten.

Der unglückliche König, welcher nach dem, was wir von seinem Geisteszustande kurz vor und nach dem Stockholmer Blutbade, sowie von seinem Benehmen während seiner Verbannung wissen, oft seines Verstandes nicht ganz mächtig war, wurde damals auf eine ganz unwürdige Weise in eine Schlinge gelockt und dann von seinem Oheim grausam und ungerecht behandelt. Ob die Schuld der Verrätherei dem Bischof, welcher den Vertrag von Aggerhuus schloß, oder dem Könige zuzuschreiben sei, bleibt ungewiß. Der Letztere hatte allerdings die dem Bischof ertheilte Vollmacht, einen Vertrag zu schließen, später wieder zurückgenommen und zwei angesehene Männer geschickt, um dies dem Heere kund zu thun; diese hatten aber dem König Christian und dem Heere nichts davon gesagt und der Bischof hatte so gehandelt, als wenn seine Vollmacht noch bestehe. Christian wurde also unstreitig in die Falle gelockt. Uebrigens schrieb er, ehe er sich auf der dänischen Flotte einschiffte, einen langen Brief an seinen Oheim, dessen einleitende Worte sehr theologisch lauteten. Es heißt nämlich in diesem Briefe: „Wir kommen nunmehr zu Euch, lieber Herr und Bruder, als der verlorene Sohn, nicht allein als zu unserem werthen Oheim, sondern als zu unserem wiedergeborenen Bruder und Glied in Jesu Christo und begehren von Euch Rath, Hülfe und Trost u. s. w. u. s. w." Am

20. Juli 1532 kam er nach neunjähriger Abwesenheit wieder in Kopenhagen an.

König Friedrich, welcher hierdurch in große Verlegenheit gerieth, berief sogleich den Adel oder mit anderen Worten Christian's erbittertste Feinde zu einem Reichstage. Auf diesem rieth man ihm, den abgesetzten König ohne Rücksicht auf das ihm gewährte Geleit festzuhalten. Auch die Gesandten Gustav Wasa's und der Hanse forderten den König Friedrich auf, diese Gelegenheit so zu benutzen, daß dadurch künftigen Gefahren vorgebeugt werde. Einen Vorwand zum Wortbruche gab der Bischof von Odensee, welcher den Vertrag mit Christian geschlossen hatte selbst an, indem er sagte, Christian habe eine Proclamation in das Ausland geschickt. Die fünf Tage über, während deren man in Kopenhagen über die Sache berathschlagte, wurde Christian als Gefangener auf dem Schiffe festgehalten. Am sechsten führte man ihn unter dem Vorgeben, daß er nach Flensburg, wo der König sich befinde, gebracht werden solle, nach Sonderburg auf Alsen. Hier ward er in das Schloß gebracht und als Gefangener festgehalten. Seine dortige Gefangenschaft war sehr hart; denn man hatte alle Fenster des gewölbten Zimmers, in das er eingesperrt ward, bis auf eines, durch welches ihm das Essen gereicht wurde, zugemauert. Ein norwegischer Zwerg, den man ihm zugesellte, bediente und belustigte ihn. Nach zwölf Jahren wurde seine Haft gemildert und 1549 brachte man ihn nach Kallundborg, wo er zwar, weil Friedrich und sein Sohn durch einen in die Hände von vier adeligen Herren gegebenen Revers sich verpflichtet hatten, ihn nie frei zu lassen, in Gefangenschaft blieb, aber doch in jeder Beziehung seinem Stande gemäß behandelt ward. Dort starb er nach zehn Jahren (Januar 1559), ohne Söhne zu hinterlassen. In Sonderburg pflegte man vordem den Fremden das Zimmer zu zeigen, welches zu seinem Kerker gedient hatte.

Während der unglücklichen Versuche Christian's, wieder in den Besitz der dänischen Krone zu gelangen, ward König Gustav von Schweden vorzugsweise durch die vielen Unruhen in Anspruch genommen, welche bei der schon so lange dauernden gänzlichen Zerrüttung des schwedischen Reiches unvermeidlich waren. Er dämpfte dieselben theils durch furchtbare Strenge, theils durch weise Mäßigung, durch ängstliche Beobachtung der Verfassung und durch Erlassung verständiger Gesetze, und begründete auf solche Weise gleich in den ersten zehn Jahren seiner Regierung einen neuen gesetzlichen Zustand in Schweden. Die Reformation der Kirche betrieb Gustav ebenso, wie sein Nachbar Friedrich, mit großer Behutsamkeit und Schonung. Beide Könige erleichterten sich die Kirchenverbesserung in ihren Reichen dadurch, daß sie die Hierarchie beibehielten, daß sie diese und den Cultus ganz nach altlutherischem

rischer Weise einrichten, daß sie ebenso, wie dies bei der Gründung der anglikanischen Kirche geschah, den weltlichen Großen alle Vortheile des Kirchenwesens überließen, und daß sie nicht einmal gleich den Anglikanern dem Calvinismus irgend einen Einfluß auf die Glaubenslehre gestatteten. Gustav wurde bei der Einführung des neuen Cultus von den oben erwähnten Brüdern Olaus und Lorenz Petri, Söhnen eines Handwerkers zu Oerebro, unterstützt, die in Wittenberg Zuhörer Luther's gewesen waren. Es war indessen nicht leicht, die alte Lehre ganz zu verdrängen, und auch noch nach dem Jahre 1527, in welchem das Lutherthum förmlich zur Staats-Religion des schwedischen Reiches gemacht wurde, fand die Neuerung an vielen Orten heftige Gegner. Auf diesem Reichstag erklärte Gustav den Ständen in kräftiger Weise, bei ihren fortwährenden Gegenwirkungen könne kein Verdammter aus der Hölle, vielweniger ein Mensch König von Schweden sein; sie möchten ihm seine Auslagen ersetzen und ihn aus dem Regiment entlassen. Hierdurch brachte er es dahin, daß man ihn nicht nur fußfällig bat, die Krone zu behalten, sondern daß man auch die Einkünfte derselben durch Einziehung geistlicher Güter erhöhte.

c) Skandinavien von Christian's II. Gefangennehmung bis zum Tode Gustav Wasa's.

Die Unternehmung Christian's II. hatte eine innige Verbindung zwischen Schweden und Dänemark hervorgerufen und Gustav Wasa hatte sogar das zu den dänischen Besitzungen jenseit des Sundes gehörende Bohuslehen aufgegeben. Die deutschen Städte hatten freilich beim Kampfe mit Christian das Beste gethan; sie machten aber auch dafür übertriebene Ansprüche an die Dankbarkeit der nordischen Könige. Namentlich verlangte Lübeck die Rückzahlung der Summen, die es für Gustav ausgegeben, mit solchem Nachdruck, daß dieser 1530, als er die Hülfe der Lübecker nicht entbehren konnte, seine Schweden auffordern mußte, in jedem Kirchensprengel des Reiches die zweitgrößte Glocke einschmelzen zu lassen. In Norwegen waren die privilegirten Handels- und Gewerbsleute der verbündeten deutschen und wendischen Städte weit mächtiger, als der dänische König. Das sogenannte hanseatische Comptoir in Bergen bildete einen Staat für sich, welcher nicht nach dänischen oder norwegischen, sondern nach hanseatischen Gesetzen regiert wurde. Alle Beamte, Handelsleute und Seefahrer eines ganzen Districtes standen unter der Gerichtsbarkeit dieses Comptoirs. Ja, die zahlreichste Handwerkerklasse in Norwegen, die Lederarbeiter aller Arten und Gattungen, die in fünf Aemter vertheilt waren und unter dem Namen der Schuster-Gilde zusammengefaßt wurden, gaben sich als Deutsche unter den Schutz jenes Comptoirs und genossen dann der hanseatischen Pri-

vilegien, indem sie fortan, ohne die Steuern der Bürger zu bezahlen, bürgerliche Gewerbe trieben und, ohne die Landes-Regierung zu fragen, auch Andere in ihre Gemeinschaft aufnahmen. Christian II. hatte die Hanseaten durch Begünstigung der blühenden niederländischen Handlung und durch Siegbrittens Steuerwesen gekränkt. Sie hatten sich dafür furchtbar gerächt und 1532 die Dänen sogar zu einem Vertrage gezwungen, nach welchem die Niederländer ganz von der Ostsee ausgeschlossen werden sollten; dieser Vertrag war aber nachher nicht bestätigt worden. Die Handelsstädte glaubten daher von Dänemark wie von Schweden nicht genug belohnt zu sein. Sie suchten ein Uebergewicht zu behaupten, das sich nicht mehr behaupten ließ, und wollten den Handel, welcher eine ganz andere Richtung genommen hatte, mit Gewalt in die alte Bahn zurückdrängen. Sie verloren dadurch ihr seitheriges Ansehen in Skandinavien gänzlich und veranlaßten nach Friedrich's Tode einen Krieg in Dänemark, welcher der Stadt Lübeck verderblich ward.

Im Jahre 1533 starb Friedrich I. von Dänemark zu Gottorp, wo er sich gewöhnlich aufhielt. Unmittelbar nach seinem Tode wurde, da Dänemark anerkannter Maaßen ein Wahlreich war, ein Reichstag versammelt, um einen neuen König zu ernennen. Auf diesem Reichstage erschienen auch Gesandte des holsteinischen und schleswigischen Adels, welcher ebenfalls das Recht, seinen Herzog zu wählen, in Anspruch nahm. Doch hielten die Letzteren auf einem in Kiel gehaltenen Landtage eine besondere Wahl, und es ward dort, wiewohl nicht ohne große Schwierigkeiten, Friedrich's Sohn erster Ehe, Christian, gewählt.*) Dieser übernahm die Regierung von Schleswig und Holstein nicht blos in seinem Namen, sondern auch als Vormund seiner Brüder, welche aus zweiter Ehe und viel jünger als er waren und mit denen er später theilte. In Dänemark wurde die Wahl ein ganzes Jahr lang hinausgeschoben, weil man, um die bestehende Oligarchie zu befestigen, gern einen der jüngeren Prinzen oder gar einen ganz fremden Fürsten zum Könige machen wollte. Auch widersetzten sich seiner Wahl die katholischen Reichsräthe und Prälaten, da Christian als eifriger Anhänger Luther's bekannt war. Während eines Jahres also lag die ganze Gewalt des Reiches in der Hand der Oligarchie, welche nachher auch den neuen König durch eine harte Capitulation zum Sclaven der Junker machten. Es ward nämlich die Regierung durch den Reichsrath geführt, dessen drei vornehmste Mitglieder die königlichen Geschäfte in der Weise versahen, daß der Reichs-Hofmeister, früher Drost (d. i. Drussete, alt-

*) Wie auf Friedrich I. Christian III. folgte, so heißen seitdem bis auf unsere Zeit die Könige von Dänemark in regelmäßiger Abwechselung Friedrich und Christian.

niederdeutsche Form für Truchseß) genannt, als Reichsverweser, der Kanzler als Oberrichter, der Reichs-Marschall als Oberfeldherr waltete.

Diese Oligarchie war den Lübeckern nicht gewachsen, die sich damals durch zwei kühne Männer von Talent und Energie, Markus Meyer und Georg (Jürgen) Wullenwever, zu dem doppelten Versuch hinreißen ließen, einen Lübeckischen Schützling auf den dänischen Thron zu bringen und zugleich den Handel und die Macht der Hanse, im Widerspruch mit den Forderungen der Zeit und zum Nachtheile der Niederländer, mit Gewalt in der alten Richtung zu erhalten. Dieser zwiefache Versuch war mit einer Verfassungsveränderung verbunden, welche die genannten beiden Männer in der Stadt Lübeck durchsetzten. In Lübeck war das Statut Heinrich's des Löwen, des eigentlichen Gründers der Stadt, nach welchem die von der ganzen Bürgerschaft erwählten Mitglieder des Rathes nicht länger als zwei Jahre in demselben bleiben sollten, in Vergessenheit gerathen; die Stellen im Rath wurden als lebenslängliche betrachtet, und daneben bestand ein Collegium von 164 Bürgern, aus welchem der Rath ergänzt ward. Diese Einrichtung wünschten Meyer und Wullenwever in eine reine Demokratie umzuwandeln, vermöge deren sie selbst die Dictatur ebenso erhalten mußten, wie dies in unseren Tagen hier und da einigen radikalen Volksführern gelungen ist. Beide Männer waren ursprünglich geringen Standes. Meyer war zuerst Schmiedemeister in Hamburg gewesen und dann Miethsoldat geworden. Er hatte als solcher im Solde des Herzogs von Holstein ein Fähnlein angeführt und war nachher von den Lübeckern in Dienst genommen worden, um die Truppen anzuführen, welche diese dem Kaiser gegen die Türken zu Hülfe schickten. Nach seiner Rückkehr ward er Stadthauptmann von Lübeck, heirathete die sehr reiche Wittwe des Bürgermeisters Gottschalk Lunte und hatte, ohne im Rathe zu sitzen, großen Einfluß in der Stadt. Er besaß die Eigenschaften eines Wühlers, wie man es in unseren Tagen genannt hat, in ausgezeichnetem Grade. Sein Freund Wullenwever, wahrscheinlich um 1492 in Hamburg geboren, wo sein Bruder Joachim mit an der Spitze der Demokraten stand, war in Geschäften erfahren, der Rede mächtig und als Redner beliebt. Er war bis Februar 1533 Mitglied des Ausschusses der 164, wurde aber nun mit sieben anderen demokratischen Kaufleuten in den Rath und schon drei Wochen darauf an Lunte's Stelle zum Bürgermeister gewählt. Damals war Lübeck, wo noch 1528 der aristokratische Rath Luther's Schriften vom Büttel verbrennen ließ, völlig für die Reformation gewonnen; Bugenhagen war von Wittenberg berufen worden, um das neue Kirchenthum einzurichten. Doch hielten die lutherischen Prediger keineswegs mit den

Bestrebungen des kühnen demokratischen Bürgermeisters und der Seinigen gleichen Schritt.*)

Wullenwever's Ernennung fand gerade in demselben Jahre statt, in welchem Friedrich I. starb und die Dänen über die Wahl eines neuen Königs nicht einig werden konnten (1533). Die beiden Demagogen faßten daher die Hoffnung, daß sie bei dieser Gelegenheit Dänemark gewissermaaßen zur Provinz von Lübeck würden machen können. Sie gesellten sich, um dies durchzusetzen, zwei Deutsche zu, welche in dänischen, zur Hanse gehörenden Städten denselben Einfluß hatten, wie sie selbst in Lübeck, nämlich den Bürgermeister von Kopenhagen, Ambrosius Buchbinder, und den Bürgermeister von Malmö, Georg Kock, welcher, da er auch Münzmeister war, gewöhnlich Mynter genannt wird. Der Letztere war in Westfalen geboren und hatte in Verbindung mit einem Pflegesohne, welchen die Hamburger nachher als Seeräuber hinrichten ließen, Kaperei getrieben. Er war bei diesem Geschäfte reich geworden, ohne sich dadurch beschimpft zu haben; denn auch die Dithmarschen hielten es für ein ehrliches Gewerbe, wenn man sich zur See auf dieselbe Weise bereichere, wie die Beduinen in der Wüste thun. Mynter hatte sich durch Muth und Gewandtheit ausgezeichnet und war vom König Friedrich, dem er wichtige Dienste geleistet hatte, mit einem Lehen und mit der Ritterwürde belohnt worden.

Sobald Wullenwever und Meyer in Lübeck den überwiegenden Einfluß erlangt hatten, trugen sie darauf an, daß man das oben erwähnte Statut Heinrich's des Löwen in Betreff der Rathsglieder wiederherstelle und daß fortan die Beschlüsse der Regierung wieder wie früher in den Versammlungen der ganzen Bürgerschaft gefaßt würden. Die Annahme dieser Anträge bewirkten sie zum Theil dadurch, daß sie der Bürgerschaft bewiesen, die alte Religion werde nie ganz abgeschafft werden können, wenn nicht der gesammte Rath umgestaltet werde. Gleich darauf wurde Wullenwever nach Dänemark geschickt, um sowohl auf die Königswahl einzuwirken, als auch die Unterstützung der Dänen bei den Feindseligkeiten nachzusuchen, welche Lübeck gegen die Niederländer bereits geübt hatte und noch ferner üben wollte; ihm folgte Markus Meyer mit einer wohlgerüsteten Flotte. Beide erreichten jedoch weder den letzteren Zweck, noch gelang es ihnen, den Herzog Christian von Holstein, Friedrich's I. ältesten Sohn, dazu zu bewegen, daß er ihr Schützling werde und sich von ihnen unter lästigen Bedingungen zur Herrschaft in Dänemark verhelfen lasse. Die Reichsräthe von Däne-

*) Vgl. Waitz, Lübeck unter Jürgen Wullenwever und die europäische Politik, 3 Bände, Berlin 1855. — Barthold, Geschichte der deutschen Hanse, dritter Theil (Leipzig 1854).

mark schoben die Königswahl auf ein ganzes Jahr hinaus; die beiden Volksmänner von Lübeck kamen daher auf den Gedanken, dem dänischen Volke einen demokratischen König aufzudringen, indem sie den gefangenen Christian II. befreien und wieder auf den Thron setzen wollten. Diesen hätten auch die Bischöfe gern wieder als Herrscher gesehen, weil er damals der alten Lehre wieder günstig zu sein schien, für welche dieselben noch immer arbeiteten. Als die Wiedereinsetzung Christian's II. nicht durchzuführen war, sahen die beiden Demagogen sich nach einem andern Werkzeug für ihren Plan um, und spannen in Verbindung mit den Bürgermeistern von Kopenhagen und von Malmö, welche Beide in der dänischen Wahlversammlung Sitz und Stimme hatten, eine weitaussehende Kabale an. Sie veranlaßten dadurch einen Krieg, welchen man den Grafen-Krieg nannte, weil die Bürgermeister von Lübeck, Kopenhagen und Malmö den Königen von Schweden und von Dänemark zwei Grafen, den von Hoya und den von Oldenburg, entgegensetzten.

Die kühnen Demagogen von Lübeck brachten es nicht blos dahin, daß Lübeck und die wendischen Städte überhaupt, um die Niederländer mit Gewalt aus der Ostsee zu verdrängen, eine Flotte ausrüsteten, deren Unternehmungen jedoch nicht gerade glücklich waren, sondern sie begannen auch einen Streit mit Gustav Wasa. Dieser König hatte, um der Hanseaten nicht mehr zu bedürfen, schon 1526 mit der Statthalterin der Niederlande, Margaretha von Oestreich, einen Vertrag geschlossen und war mit den Lübeckern wegen der Abrechnung in Zwist gerathen. Er hatte fast die ganze geliehene Summe in Terminen zurückbezahlt, weigerte sich aber den letzten Rest derselben zu berichtigen, weil er übervortheilt worden zu sein glaubte. Die Lübecker entschädigten sich hierauf dadurch, daß sie ihm gehörende Schiffe sammt der Fracht wegnahmen. Dies ward von Gustav als eine willkommene Gelegenheit benutzt, um sich des Druckes ihrer lästigen Handels-Privilegien zu entledigen. Er hob diese Privilegien auf (Juli 1533), wobei er sich des Ausdruckes bediente, er wolle Israel vom ägyptischen Joche befreien; er belegte alle Lübeckischen Schiffe, welche in schwedischen Häfen lagen, ja sogar die Schuldforderungen der Lübecker Kaufleute mit Beschlag. Die Lübecker übten dadurch Vergeltung, daß sie sich der vielen unzufriedenen Herren in Gustav's Reiche annahmen. Gustav hatte nämlich durch die Strenge, mit der er eine eigentlich monarchische Gewalt in Schweden zu gründen suchte, einen Theil seines Volkes gegen sich erbittert. Selbst die Dalekarlier, die ihm früher gegen Christian II. so eifrig beigestanden hatten, gehörten zu den Unzufriedenen, und er hatte nicht nur dreimal gegen sie zu Felde ziehen müssen, sondern sich sogar auch genöthigt gesehen, den Mann, in dessen Scheune

er einst als Bauernknecht gedroschen hatte, hinrichten zu lassen. Auch unter den Großen des Reiches gab es viele Mißvergnügte. Zu diesen gehörte sogar Gustav's Schwager, Graf Johann von Hoya, der sich mit Gustav so sehr verfeindete, daß er mit Frau und Kindern nach Lübeck entfloh. Er wurde dort mit öffentlichen Freudenbezeugungen aufgenommen, es sammelten sich bald alle unzufriedenen Schweden, unter ihnen auch Gustav Trolle, um ihn, und er bot endlich die Hand zu dem, was die beiden Lübecker Demagogen gegen Schweden im Schilde führten.

Zu derselben Zeit fand sich auch ein deutscher Graf, welcher den beiden Häuptern von Lübeck behülflich sein wollte, den Herzog Christian von Holstein, des Königs Friedrich I. Sohn, vom dänischen Throne auszuschließen. Dies war Graf Christoph von Oldenburg, ein jüngerer Enkel von Christian's I. Bruder Gerhard, welchem dieser Oldenburg abgetreten hatte. Er hatte sich im Kriege mit den Türken als guter Haudegen ausgezeichnet, war, obwohl eifriger Protestant, Domherr zu Bremen und Köln, besaß nichts als die Güter eines einzigen Klosters, und wünschte eine weltliche Herrschaft zu erlangen. Mit ihm verbanden sich Wullenweber und Meyer ganz in der Stille zu dem Zwecke, die Erwählung des Herzogs Christian von Holstein zum König von Dänemark zu hintertreiben, statt seiner den abgesetzten König Christian II. wieder auf den dänischen Thron zu erheben und diesem dann den Grafen Christoph zur Seite zu geben. Indessen vergaß der Bürgermeister von Lübeck den Vortheil seiner Stadt nicht, sondern stellte die Bedingung, Lübeck müsse in Norwegen die Stadt Bergen und Bergenhaus, in Seeland das Schloß Helsingör und in Schoonen Helsingborg erhalten, wodurch es des Sundes völlig Meister geworden wäre. Christoph warb mit Lübeckischem Gelde ein Heer und forderte den Herzog von Holstein durch ein Schreiben auf, den gefangen gehaltenen König Christian II. frei zu lassen. Doch schickte Christoph seinen Brief nicht eher ab, als bis alle Anstalten zum Kriege getroffen waren; dann aber drohte er dem Herzoge mit einem Angriffe, wenn derselbe seine Forderung nicht erfülle. Mit dem Plane der beiden Lübecker und des Grafen Christoph waren auch die Bürgermeister von Kopenhagen und Malmö, sowie die dänischen Bischöfe einverstanden, welche die Erwählung Christian's von Holstein zum Könige hinhielten, weil dieser eifrig lutherisch war. Dagegen erschien dem Rathe von Lübeck, obgleich er unter Wullenweber's und Meyer's Einfluß gewählt worden war, die Sache zu kühn. Die beiden Demagogen mußten also, wenn sie durchdringen wollten, zu einem neuen Gewaltstreiche schreiten. Sie beriefen im April 1534 eine allgemeine Versammlung der Bürgerschaft, welche, wie gewöhnlich, in der Kirche gehalten wurde; und in

dieser Versammlung wußte Wullenwever von der Kanzel herab die niedere Bürgerschaft für seinen Plan zu gewinnen und so die Einwilligung zu einem neuen Gewaltstreiche zu erlangen, welcher darin bestand, daß ein Theil der Mitglieder des bestehenden Rathes verdrängt wurde.

Jetzt konnte Wullenwever ungehindert seinen Plan durchführen. Er ließ alsbald den Grafen Christoph mit seinen Söldnern nach Lübeck kommen, indem er, um seine eigenen Absichten zu verdecken, vorgab, die Stadt wolle sich des Grafen zu dem Kriege bedienen, welcher schon längst zwischen ihr und dem Herzog Christian von Holstein ausgebrochen war. Am 19. Juni 1534 wurden Christoph's Truppen auf der Lübeckischen Flotte eingeschifft und nach Dänemark übergesetzt, wo die beiden befreundeten Bürgermeister von Kopenhagen und Malmö Alles zu ihrer Aufnahme vorbereitet hatten. Wullenwever führte die Flotte, Meyer das Heer. Man rechnete bei dem Unternehmen gegen Dänemark auch auf den König Heinrich VIII. von England. Markus Meyer war im August 1533 an der englischen Küste erschienen, um niederländische Schiffe aufzubringen. Bei seiner Landung wurde er verhaftet, aber nicht nur drei Tage nachher freigegeben, sondern am Hofe sehr freundlich empfangen; Heinrich VIII. ertheilte ihm den Ritterschlag und ein Jahrgehalt von 250 Kronen. Es war die Zeit, da er, mit Anna von Boleyn vermählt, mit Karl V. und also auch mit den Niederlanden sehr gespannt war. Durch welcherlei Aussichten oder Vorspiegelungen man den König für das Unternehmen gewann, steht nicht durchaus fest. Graf Christoph ward in Malmö und in Kopenhagen freundlich aufgenommen, ganz Schoonen und Seeland unterwarfen sich ihm als dem Stellvertreter des gefangenen Christian II.; Bürger und Bauern strömten ihm zu; am 16. Juli zog er in Kopenhagen ein und erklärte alle Güter im Umkreis einer Meile für Eigenthum der Stadtgemeinde. Er wollte eben nach Fünen übersetzen, als endlich die Adels-Oligarchie und die Bischöfe in Jütland in so schwerer Bedrängniß ihren Widerstand gegen die Erwählung eines neuen Königs aufgaben und zu gleicher Zeit Herzog Christian von Holstein mit einem Heere vor der wehrlos gelassenen Stadt Lübeck erschien. Als besonnener Mann und als Anhänger Luther's schien er den Herren und Prälaten erträglich im Vergleich zu den Freunden Wullenwever's, den man als Ultra-Demokraten und Freund der Wiedertäufer ausschrie. Am 17. Juli 1534 ward der Herzog als Christian III. in dem jütländischen Orte Rye zum König von Dänemark und Norwegen erwählt, ohne daß er den Anhängern der alten Lehre etwas Anderes versprechen mußte, als die bestehende Kirchenverfassung so lange aufrecht zu erhalten, bis in Uebereinstimmung mit den Reichsräthen Weiteres darüber beschlossen werden könne. Dem neuen König schien freilich das Schicksal nicht gewogen

zu sein; denn auch die Bauern von Jütland erklärten sich fast einstimmig für Christian II. und seinen Stellvertreter Christoph und brachten dem Adel sogar eine bedeutende Niederlage bei. Allein es beruhte im Grunde doch Alles auf den Lübecker Demagogen und ihrer Partei, und jene Beiden benahmen sich nicht nur, als sie zur Vertheidigung der Stadt gegen die Holsteiner zurückgekehrt waren, sehr ungeschickt, sondern es gab auch in Lübeck selbst eine mächtige Gegen-Partei, zu welcher alle früheren Rathsherren gehörten. Außerdem mischte sich jetzt auch der Schmalkaldische Bund ein, weil er fürchtete, die Grafen-Fehde möchte dem Lutherthum gefährlich werden. Die Fürsten und Städte dieses Bundes dachten dabei durchaus nicht an eine Schlichtung der dänischen und schwedischen Händel; sie wollten vielmehr nur in Lübeck selbst die Eintracht herstellen. Um dies zu Stande zu bringen, kamen die Herzoge von Mecklenburg und Lüneburg, sowie die Gesandten Philipp's des Großmüthigen und der Städte Hamburg, Wismar, Stralsund und Rostock in Lübeck zusammen. Sie traten, um den Landfrieden im nördlichen Deutschland wiederherzustellen, alsbald mit Christian III. und den Lübeckern in Unterhandlungen. Währenddessen sperrte König Christian erst die Trave und lagerte dann eine Stunde von Lübeck bei Stockelsdorf; die Bürger mußten ihre Gartenhäuser vor dem Holstenthor abbrechen und fanden sich sehr bedrängt; Markus Meyer's kecke Streiche brachten keine dauernde Hülfe. So brachten die Vermittler am 18. November 1534 wirklich eine Uebereinkunft zu Stande, vermöge deren die beiden kriegführenden Theile sich verpflichteten, innerhalb der Grenzen des deutschen Reiches Frieden zu halten und sich wegen des Schadenersatzes einem Schiedsgerichte zu fügen. Die Stadt hatte also Frieden mit Christian III., insofern dieser Herzog von Schleswig und Graf von Holstein war; der Kampf um die dänische Krone aber sollte weiter gehen dürfen. In Lübeck selbst wurde zwar die Eintracht nicht dadurch hergestellt, daß man geradezu die alte Verfassung wieder einführte; wohl aber änderte man den Rath und das Bürger-Collegium und Wullenweber mußte nicht nur das Bürgermeister-Amt niederlegen, sondern verließ auch auf einige Zeit die Stadt. Dessen ungeachtet behielten die beiden Volkshäupter, von welchem der Eine, Meyer, gerade damals neue Hülfstruppen nach Seeland führte, ihren Einfluß und Wullenweber wurde gleich darauf wieder zum Bürgermeister gewählt. Das Glück hatte aber jetzt die unternehmenden Männer verlassen, welche, was selbst einem Philipp II. nicht möglich war, den Handel mit Gewalt festhalten und ihm eine willkürliche Richtung geben wollten.

Bis zum Ende des Jahres 1534 waren Graf Christoph und die Partei der beiden Lübecker noch in ihren Unternehmungen glücklich

und Christoph hatte nicht blos alle dänischen Provinzen jenseit des Sundes, sondern auch Seeland, Laaland und Falster in seiner Gewalt; im ersten Monat des Jahres 1535 aber wendete sich das Glück ganz auf die Seite ihrer Gegner. Gustav Wasa war damals, weil auch sein Reich bedroht ward, in die an Schweden grenzenden Provinzen Dänemarks eingerückt, hatte viele unzufriedene Dänen mit seinem Heere vereinigt, und lieferte am 13. Januar 1535 bei Helsingborg dem Grafen Christoph und dem Markus Meyer ein entscheidendes Treffen, in welchem er siegte und Meyer gefangen wurde. In Betreff des Letzteren konnten die Schweden und Dänen nicht einig darüber werden, wem derselbe als Gefangener eigentlich gehöre; er wurde daher bis zur ausgemachten Sache auf das Schloß von Wardbierg gebracht und zwar unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er, auch wenn er später den Schweden zufalle, doch am Leben erhalten werden solle. Er fand, da man ihn in Wardbierg frei umhergehen ließ, bald Gelegenheit, durch eine Anzahl Soldaten, welche er heimlich in die Burg zu bringen wußte, diese in seine Gewalt zu bekommen, wobei er noch dazu große Beute machte, sich völlig einrichtete und wie ein selbstständiger Dynast benahm (März 1535).

Graf Christoph gerieth nach der Niederlage von Helsingborg sowohl in Schoonen als auf der Insel Seeland in große Verlegenheit. Dies bewog die vier Männer, deren Werkzeug er war (Meyer und die drei Bürgermeister von Lübeck, Malmö und Kopenhagen) sich nach einem zweiten fürstlichen Führer umzusehen. Sie erkoren dazu den Herzog Albrecht VI. von Mecklenburg, welcher mehr Macht besaß, als Christoph. Albrecht mußte als Katholik zusagen, das Evangelium unbehindert zu lassen; er sollte nach Befreiung König Christian's II. aus seinem erbärmlichen Gefängnisse neben demselben als Statthalter stehen, nach dessen Tod aber die Nachfolge erhalten und den Grafen Christoph entschädigen. Wullenwever selbst führte den Herzog Albrecht auf Lübeckischen Schiffen nach Kopenhagen. Albrecht ließ sich vorher viel bitten und nahm, als er von Warnemünde abfuhr, statt einer starken Kriegerschaar seine Jagdgeräthschaften, Hunde, Falken und Diener mit. Seine Herbeiziehung rief natürlich nicht nur von Anfang an eine Zwietracht zwischen ihm und Christoph, sondern auch zwischen dem Letzteren und den Lübeckern hervor und dies setzte den König Christian III. in den Stand, sein Reich zu erobern. Schon im Juni 1535 wurden die Lübecker durch die königlichen Truppen unter Johann Rantzau zwischen Assens und Middelfart am kleinen Belt in einer blutigen Schlacht besiegt, in welcher sie 1500 Mann und ihr ganzes Geschütz verloren und auch Gustav Trolle, sowie die Grafen von Hoya und von Tecklenburg auf dem Schlachtfelde blieben. In Folge dieses

Sieges ward Christian Herr der Insel Fünen. Er setzte hierauf nach Seeland über, wo er Kopenhagen zu Wasser und zu Lande belagerte. Er war stark genug, nicht blos Christoph und Albrecht in Kopenhagen enge einzuschließen, sondern auch zu derselben Zeit Nyeköping auf Falster, Aaleholm, Kallundborg und Helsingör angreifen zu lassen und überdies noch ein Heer zur Belagerung der Stadt Malmö abschicken zu können. Dieses Heer befreite ihn zunächst von einem Urheber des Grafen-Krieges. Die dänischen Truppen richteten nämlich, sobald sie in Schoonen gelandet waren, ihren Angriff sogleich auf Wardbierg, welches Meyer noch immer inne hatte, und dieser erkannte bald die Unmöglichkeit, sich zu behaupten. Er erbot sich also unter der Bedingung, daß man ihm die Erhaltung seines Lebens zusichere, zur Uebergabe (27. Mai 1536). Diese Verpflichtung ward, in Abwesenheit des Oberanführers Melchior Rantzau, von den Unterbefehlshäbern des feindlichen Heeres eingegangen; Rantzau glaubte sich aber nachher nicht an dieselbe gebunden. Er und Alle, die ihn umgaben, verlangten vielmehr ohne Rücksicht auf die Vorstellungen der Unterbefehlshaber, daß Meyer vor ein peinliches Gericht gestellt, oder mit anderen Worten, daß er gerichtlich gequält und enthauptet werde. Dies geschah denn auch am 17. Juni zu Helsingör; nach der Enthauptung wurde sein Leib geviertheilt und aufs Rad gelegt.

Wullenweber gerieth um dieselbe Zeit ebenfalls in die Hände seiner Feinde. Während in Lübeck ein Hansetag zur Ausgleichung der Streitfragen gehalten wurde, bei welchem viele Städte, insbesondere Köln, sich sehr feindselig und bitter gegen die hochfliegenden Pläne des Bürgermeisters aussprachen, kam von Speier ein Mandat des Reichskammergerichts, worin Lübeck bei Strafe der Acht zur Abstellung der Neuerungen aufgefordert wurde. Wullenweber legte hierauf sein Amt nieder, wurde jedoch auf sechs Jahre zum Vogt von Bergedorf ernannt. Als er nun einst von Hamburg in das Land Hadeln reiste, um dort die Werbungen zu betreiben, wurde er auf Veranlassung des Bremer Dom-Kapitels verhaftet, weil er mit katholischen Geistlichen, die zum Bremer Stifte gehörten, übel umgegangen war. Dies geschah im Herbst 1535; doch ist weder der Tag noch der Ort seiner Gefangennehmung genau festgestellt. Die erste Zeit hielt man ihn im Schlosse Rothenburg fest, das zum Bisthum Verden gehörte; man erpreßte ihm am Neujahrstage 1536 und später Geständnisse, wie man sie haben wollte; denn es kam seinen Drängern darauf an, ihn als einen Bösewicht und namentlich als Gesinnungsgenossen der Wiedertäufer von Münster darzustellen. Der Erzbischof lieferte ihn darauf an seinen Bruder, Herzog Heinrich den Jüngeren von Braunschweig, aus, welcher bekanntlich (s. Bd. X., S. 102 ff.) ein wüthender Feind Luther's und

der zur Hanse gehörenden Städte Braunschweig und Goslar war. Dieser ließ ihn nach dem Schlosse Steinbrück nahe bei Hildesheim bringen. König Christian III. schloß im Februar 1536 unter deutscher Vermittelung zu Hamburg ein Friedens-Bündniß mit Lübeck. Vermöge dieses Vertrages machten die Lübecker sich verbindlich, den Herzog Albrecht und den Grafen Christoph nicht weiter zu unterstützen, wogegen ihnen erlaubt ward, ihre Truppen vom dänischen Gebiete unverletzt zurückzuziehen. Auch Albrecht und Christoph sollten, wenn sie sich zur Uebergabe von Kopenhagen und Malmö bewegen ließen, mit ihren Soldaten und Gütern abziehen dürfen. Endlich wurden den Lübeckern nicht nur ihre Privilegien erneut, sondern auch die Belehnung mit Bornholm auf 50 Jahre verlängert. Jetzt blieb nur noch übrig, daß man sich Wullenweber's entledige, über welchen der deutsche Kaiser sehr unwillig war, der damals auch auf der Wiederherstellung des alten Rathes und der alten Verfassung von Lübeck drohend bestand. Man machte dem Bürgermeister, der sich in des Herzogs von Braunschweig Gewalt befand und dessen sich außer seinem Bruder Joachim nur Heinrich VIII. von England flüchtig annahm, den Proceß. Zu Richtern bestellte man, des alten Sachsenrechtes zur Urzeit sich bedienend, zwölf kleine Grundbesitzer aus dem Wolfenbüttel'schen, die nicht im entferntesten in dieser Sache berechtigt oder urtheilsfähig waren. Am Tollenstein unweit Wolfenbüttel fand die empörende Verhandlung statt. Wullenweber erklärte noch diejenigen, gegen die er im Gefängniß unter Martern ausgesagt hatte, für unschuldig. Hierauf ließ man ihn nach der kannibalischen Sitte jener Zeit köpfen, dann viertheilen und aufs Rad flechten (24. September 1537).

In demselben Jahre wurde auf einer glänzenden Bundesversammlung der Hanse, welcher Gesandte der Städte Danzig, Dortmund, Köln, Deventer, Zwoll und Kampen beiwohnten, der Beschluß durchgesetzt, daß der alte Rath von Lübeck wieder eintreten und die alte Verfassung wieder eingeführt werden sollte. Auch erhielten damals die Lübecker auf Christian's Verwendung ihre Privilegien in Schweden wieder. Albrecht und Christoph behaupteten sich freilich, auch nachdem sie von den Lübeckern aufgegeben worden waren, in Dänemark; als aber Mynter in Malmö capitulirt hatte und die Deutschen in Kopenhagen durch Hunger und Mangel zur Verzweiflung gebracht wurden, fügten sie sich nothgedrungen in die Umstände. Man gewährte ihnen eine Capitulation und freien Abzug; am 6. August 1536 hielt Christian III. seinen Einzug in Kopenhagen. Uebrigens mußten die Hanse-Städte nicht lange nachher die Privilegien, die sie zum Nachtheile der Landes-Einwohner gebrauchten, wieder aufgeben, namentlich auch das

sogenannte hanseatische Comptoir oder den Staat im Staate, den sie in Norwegen gebildet hatten.

Nach dem Grafen-Kriege und der Bürgermeister-Fehde reformirten endlich Christian III. von Dänemark und Gustav Wasa von Schweden die Kirche in ihren Reichen. Sie thaten dies auf eine allerdings gewaltsame Weise, weil die katholische Geistlichkeit und zum Theil das an Ceremonieen gewöhnte Volk ihnen am heftigsten widerstanden hatte. Doch trat Gustav erst im Jahre 1536, als er die Mehrzahl der Schweden für sich hatte, öffentlich zur neuen Kirche über. Beide Könige vernichteten die weltliche Macht des Klerus, vermehrten aber dadurch freilich auch die Uebermacht des Adels, welcher nachher in Dänemark bei jedem Regierungswechsel den Königen durch Wahl-Capitulationen die Hände fester band. Christian ließ 1536 an ein und demselben Tage alle dänischen Bischöfe verhaften und schritt hierauf zur gewaltsamen Einziehung der geistlichen Güter. Im folgenden Jahre, bei seiner Krönung, vollzog Dr. Bugenhagen aus Wittenberg die Weihe. Gustav war anfangs sogar Willens, statt der Episkopal-Verfassung die Presbyterial-Verfassung einzuführen. Auf dem Reichstag zu Westeräs (1544) blieb es jedoch dabei, daß die Reformation im Geiste Luther's gesetzlich angeordnet wurde. Derselbe Reichstag erklärte die Krone im Hause Wasa für erblich.

Christian ging aus dem gefährlichen Kampfe, den er an der Spitze des holsteinischen und dänischen Adels gegen die Bürger und Bauern, gegen die römische Hierarchie seines Reiches und namentlich gegen den mächtigen deutschen Städtebund unternommen hatte, siegreich hervor. Für den gefangenen König verwandte sich dessen Schwager, Karl V., Christian erhielt 1549 die mildere Haft in Kallundborg und eine Geldsumme für seine Töchter. Nur mit Gustav Wasa von Schweden blieb er vorerst noch in Streit, theils wegen der Insel Gothland, in deren Besitze Dänemark sich behauptete, theils wegen der drei Kronen im dänischen Wappen, welche einen Anspruch des dänischen Königs auf ganz Skandinavien andeuteten. Uebrigens mußte Christian, während Schweden aus einem Wahlreiche ein Erbreich ward, durch die Theilung der deutschen Lande (Schleswig und Holstein) seine Macht schwächen. Er mußte nach dem Gebrauche der deutschen Fürsten, welche damals noch ihre Länder gleich einem Privateigenthum unter ihre Kinder zu theilen pflegten, seinen beiden Brüdern, Johann und Adolf, die bisher unter seiner Vormundschaft gestanden hatten, gleichen Antheil an dem väterlichen Erbe geben. Der eine, Adolf, erhielt den Gottorpischen, der andere, Johann, den Hadersleben'schen Antheil, Christian selbst den Segebergischen. Johann's Antheil fiel zwar nachher wieder den beiden anderen Brüdern zu; dagegen wurde aber mit Adolf 1564 ein

neuer Vertrag über die Regierung und Verwaltung des königlichen und des herzoglichen Holstein geschlossen, welcher zu unsäglichen Uebeln Anlaß gab. Uebrigens sorgte Christian III., durch die Schwierigkeiten seiner eigenen Wahl gewarnt, bei Zeiten dafür, daß sein Sohn Friedrich zu seinem Nachfolger erwählt werde. Dies geschah 1542, und Friedrich folgte dann 1559 seinem Vater unter dem Namen Friedrich II. in der Regierung.

Gustav von Schweden erwarb sich während einer langen Regierung in jeder Beziehung große Verdienste um sein Reich. Er sorgte für den Handel und für die Hebung des Bergbaues durch die Herbeiziehung deutscher Bergleute, durch die Verbesserung der Künste und der Gewerbe, namentlich derer, welche die Bearbeitung der Metalle zum Gegenstande haben, sowie endlich durch strenge Polizei und durch die Aufrechthaltung der so lange gestört gewesenen Ordnung. Er beendigte auch den Streit mit Christian III. von Dänemark durch einen Vergleich. Die beiden König hielten nämlich 1541 eine persönliche Zusammenkunft zu Brömsebro in der Nähe von Kalmar und schlossen daselbst einen Frieden auf 50 Jahre, welcher beiden Theilen ihre Ansprüche vorbehielt, sonst aber Alles beim Alten ließ.

Das Schicksal war damals in Skandinavien wie in Deutschland dem Kern des Volkes, d. h. den arbeitenden und erwerbenden Klassen höchst ungünstig. Nur in Norwegen mußte der Adel dem Bürgerstande weichen. Auch dieses Land hatte der dänische Reichsrath, welcher durch Christian's III. Reformation eine bedeutend größere Macht erlangt hatte, von sich abhängig machen wollen; er glaubte die Umstände dazu sehr günstig, weil die norwegischen Stände den abgesetzten König Christian II. aufgenommen und an den dänischen Reichsrath einen Absagebrief gesendet hatten. Allein die Norweger wußten, obwohl sie damals ihren eigenen Reichsrath verloren, diesen Plan zu vereiteln. Auch in Schweden behielten die Bauern das Recht, einen vierten Stand auf den Reichstagen zu bilden. Sonst aber wurden Bürger und Bauern unterdrückt. In Deutschland machte eines Theils der Bauernkrieg die Fürsten und Ritter zu unumschränkten Herren und anderes Theils führte der lübeckische Krieg das Sinken des Bürgerstandes herbei, dessen Stütze die Hanse gewesen war. In Dänemark drückte Christian III. die Bauern gänzlich nieder; sein Nachfolger aber vernichtete auch noch die demokratische Republik der Dithmarschen, welche gleich den Schweizer Kantonen der Ritterschaft ein Dorn im Auge gewesen war.

Wir haben schon bei der Darstellung des Versuches, welchen Christian's II. Vater, Johann, zur Unterjochung der Dithmarschen machte, das Verhältniß dieser Bauern-Republik zu Holstein, sowie die Einrichtung derselben und die Beschaffenheit des Marschlandes, welches

die Dithmarschen bewohnten, angegeben. Sie hatten ihr eigenes Recht, das Dithmarsische Landbuch, das bereits 1497 in Druck erschien. Wir erinnern hier nur daran, daß diese Republik durch 48 Aelteste regiert wurde, daß Heide der Hauptort war, daß drei andere Oerter, Hamm, Meldorp und Kleeborg, mit Gräben umgeben waren und durch die Moräste der Umgegend gesichert schienen, daß der Kaiser das Land der Dithmarschen für einen Theil von Holstein erklärt hatte, und daß dies von König Johann bei seiner Bekriegung der Dithmarschen als Vorwand gebraucht worden war. Kurz vor dem Grafenkrieg führten die Dithmarschen in völliger Freiheit die Reformation ein (1532). An dem Kriege selbst hatten sie als Verbündete der Städte Theil genommen und sie waren als solche in den 1536 geschlossenen Frieden mit einbegriffen, folglich auch von Christian III. gewissermaaßen förmlich als unabhängig anerkannt worden. Um diese Zeit wird ihr Wohlstand gerühmt und bewundert. Im Jahre 1548 hatte aber der Kaiser, welcher gleich allen benachbarten Fürsten und gleich der holsteinischen Ritterschaft den Bauern übel wollte, das Land der Dithmarschen in einem dem König Christian III. ertheilten Lehensbriefe wieder für einen Bestandtheil von Holstein erklärt. Da nun die Republikaner versäumten, ihre alte Verbindung mit den Städten zu unterhalten, so kam Christian's Bruder, Herzog Adolf von Holstein-Gottorp, welcher als Anführer von Hülfstruppen dem Kaiser im Kriege gedient hatte, auf den Gedanken, die von diesem ausgesprochene Belehnung mit den Waffen geltend zu machen. Es gelang ihm aber nicht, den König Christian für seine Absicht zu gewinnen. Er gab gleichwohl sein Vorhaben nicht auf, und da der von Johann unternommene Krieg mit den Dithmarschen besonders wegen der Unbekanntschaft mit Land und Boden gescheitert war, so reiste er selbst verkleidet im ganzen Gebiete der Dithmarschen umher. Dann warb er unter dem Vorwande, daß er dem König Philipp II. ein Heer zuführen wolle, eine bedeutende Zahl von Miethstruppen und bewog die ganze holsteinische Ritterschaft, sich mit ihm zur Bekriegung der Dithmarschen zu verbinden. Auch sein Bruder, Johann von Hadersleben, und sein Neffe, Friedrich II. von Dänemark, welche anfangs von der Sache nichts hatten wissen wollen, schlossen sich zuletzt an ihn an.

Die genannten drei Herzöge von Holstein veranstalteten im Jahre 1559 einen Raub- und Rachezug gegen die Dithmarschen, dem sie zwar persönlich beiwohnten, dessen Leitung sie aber dem durch sein Feldherrn-Talent ausgezeichneten Ober-General Johann Rantzau übertrugen. Sie brachten für diesen Zug ein Heer, welches 20,000 Mann stark gewesen sein soll, zusammen, und griffen, ohne daß die Dithmarschen sie auf irgend eine Weise beleidigt oder irgend eine Streitig-

keit mit ihnen gehabt hätten, das Land derselben an. Sie überraschten die Dithmarschen mitten im Frieden und schickten ihnen erst ganz kurz vor der Erscheinung der feindlichen Truppen den Fehdebrief zu. Der Angriff der Herzoge fand im Monat Mai statt, d. h. zu einer Zeit, in welcher die Moräste der Marsch eintrocknen, die Wege fest wie Stein werden und in den Gräben wenig Wasser übrig bleibt. So konnten ihre wichtigsten Befestigungswerke umgangen werden; zudem griff man einzelne Bauern auf und folterte sie, bis sie über die Standorte der Schaaren und über alle Vertheidigungspläne die nöthigen Aussagen machten. Das kleine Land wurde daher in zwei Monaten vollständig erobert, obgleich die Einwohner, Mann für Mann und Ort für Ort, mit großem Heldenmuthe kämpften. Ein Versuch der Stadt Lübeck, durch Abgeordnete eine Vermittlung herbeizuführen, hatte nur die Maaßregeln der Bauern gelähmt. Die Hauptschlacht fand bei Heide statt, wo die Tapfersten unter der Anführung von Junge Rohde das Aeußerste thaten, doch nicht von der gesammten Bevölkerung unterstützt wurden. Da gingen ihre Prediger, weiße Stäbe tragend, in König Friedrich's Lager und kündigten Unterwerfung an. Von den 48 Aeltesten waren nur fünf und von der ganzen kriegsfähigen Bevölkerung nur 4000 am Leben geblieben. Die Truppen der Feinde benahmen sich so, wie in jener Zeit die Heere sich zu benehmen pflegten: sie verwüsteten das Land auf unerhört grausame Weise mit Feuer und Schwert und plünderten alle Orte gänzlich aus. Die Unterworfenen wurden anfangs vieler Vorrechte beraubt und zur Bezahlung von 600,000 Gulden Kriegskosten verurtheilt; später aber milderte man das Verfahren gegen sie, indem ihre neuen Gebieter die Eintreibung jenes Geldes unterließen, ihnen alle Freiheiten der Friesen, Kremper und Wilster Marsch-Leute zusicherten und ihnen das Recht gewährten, daß die Justiz auch fernerhin nach ihrem alten Landbuche verwaltet werde. Das Land selbst wurde unter die drei Herren vertheilt. Uebrigens hat das Ansehen, welches der dänische König als Herzog von Holstein sich durch die Unterwerfung der Dithmarschen in Deutschland erwarb, einen großen Glanz auf seine und seines Nachfolgers Regierung geworfen, und erst im Laufe des dreißigjährigen Krieges zeigte es sich, daß der dänische Adel durch die Wahl-Capitulationen die Macht des Volkes ebenso wie die der Könige gebrochen habe.

Friedrich's II. Regierung war überhaupt eine sehr glänzende. Er verschwendete dabei viel Geld an weibliche und männliche Günstlinge, hatte aber auch an Peter Oxe einen Finanz-Minister, welcher die königlichen Einkünfte zu vermehren suchte und eine weise Sparsamkeit übte. Das Letztere ging damals, wo es noch keine stehenden Heere gab, besonders die Hofhaltung an. Friedrich war daher im Stande,

mehr für Kunst und Wissenschaft zu thun, als viele andere Fürsten seiner Zeit. Dies beweisen die Summen, welche er auf die astronomischen Anstalten seines Günstlings Tycho de Brahe in Uranienburg und auf Alles, was damit zusammenhing, verwendete. Nicht geringen Vortheil hatte das Land durch die Aufnahme fleißiger und vermögender Niederländer, die vor Alba's Tyrannei nach Dänemark entflohen. Der Glanz, den Friedrich in einer Zeit, wo nur wenige Fürsten glänzen konnten, über sein kleines Reich verbreitete, und der Anfang der Regierung seines Nachfolgers, Christian IV., verschaffte diesem ein großes Ansehen, das aber im Laufe des dreißigjährigen Krieges dem Letzteren und seinem Reiche verderblich ward.

Schweden erhob sich unter Gustav Wasa zu einer großen Blüthe. Gustav entzog sein Volk nicht nur der Herrschaft und dem Drucke der deutschen und wendischen Handelsstädte, sondern er steuerte auch der Anarchie und machte durch seine Aufmerksamkeit auf Benutzung der Producte, auf den Bergbau und auf die Gewerbe das schwedische Reich unabhängig. Nach seinem Tode, welcher 1560 erfolgte, fiel Schweden freilich wieder in eine Art Barbarei zurück. Uebrigens geht aus den Bemerkungen, welche Geijer über die von Gustav in geistlichen wie in weltlichen Dingen ergriffenen monarchischen Maaßregeln und über seine bald ultrademokratische, bald despotische Gesinnung macht, klar und deutlich hervor, daß es einer eisernen Hand bedurfte, um das kräftige schwedische Volk im Zügel zu halten. Gustav selbst klagte, daß er in dem durch einen Bauer, Namens Dacke, angestifteten Bürgerkrieg, welcher erst 1543 beendigt werden konnte, alle in sieben Jahren gemachten Ersparnisse zugesetzt habe. Diese Ersparnisse waren nicht gering; denn Gustav hatte mit allen seinen Verwandten Erbstreitigkeiten, nahm alles Silber und alle beweglichen Güter der Kirchen, Klöster und geistlichen Stiftungen für sich in Besitz, forschte sogar nach den Kupferkesseln und Zinnbechern der Klöster, ließ die Pfarreien oft lange unbesetzt und besoldete Vicare, trieb selbst Bergbau, Ackerbau und Handel, und hielt sich zuletzt lange Zeit auf seinen Höfen in Finnland auf, wo er selbst gleich einem Pächter wirthschaftete. Seine Vögte hielt er unter strenger, wir möchten sagen grausamer, Aufsicht. Daher sagt Geijer, *) den wir nicht blos als Quelle, sondern auch als Muster für jeden, der die Geschichte eines Volkes wahr, philosophisch und ohne modische Redensarten schreiben will, hier anführen, Folgendes von ihm: „Im Ganzen ward doch das Volk zuletzt der Meinung des Königs, und lange nach seinem Tode sprach man von der letzten Hälfte

*) In seiner Geschichte der Schweden (Svenska folkets historia), die zu Hamburg (1832—36) in deutscher Uebersetzung erschien. Geijer, der 30 Jahre lang zu Upsala Geschichte lehrte, starb 1847 in Stockholm.

seiner Regierung als von der glücklichsten Zeit, deren man sich in Schweden erinnerte. Es lag nicht im Geiste dieser Tage, daß ein Herrscher durch eigenmächtiges Unterfangen unheilbar mit dem Volke zerfiel." Gustav hatte übrigens an den Russen, welche Finnland grausam heimsuchten und die Bewohner dieses Landes um den Preis von Hühnern verkauften, gefährliche Feinde, sowie an den Rittern in Livland und Esthland und auch an den Polen sehr unzuverlässige Freunde. Er führte jedoch drei Jahre lang einen meist glücklichen Krieg mit dem Zaar Iwan Wasiljewitsch II. von Moskau und nöthigte ihn 1557 zu einem Waffenstillstand auf 40 Jahre, in welchem er Finnland für Schweden behielt. Er war also in Bezug auf sein Benehmen gegen die Russen viel klüger, als später sein Sohn Karl IX., der ihnen einen Herrscher aufdringen wollte, aber weniger glücklich, als sein Enkel Gustav Adolf, der sie von den finnischen und livländischen Grenzen zurückdrängte.

d) Skandinavien von Gustav Wasa's Tod bis auf Christian IV. und Gustav Adolf.

Gustav Wasa starb am 29. September 1560 mit Hinterlassung von vier Söhnen. Der älteste derselben, Erich XIV., aus einer früheren Ehe, folgte dem Vater als König nach. Den übrigen, die aus zweiter Ehe waren, hatte Gustav besondere Gebiete als Herzogthümer zugetheilt: Johann II. hatte Finnland, Magnus Ostergötland, Karl, welcher noch ganz jung war, Südermanland erhalten. Diese drei Herzoge zerfielen gleich anfangs mit ihrem Bruder Erich, welcher zu gleicher Zeit mit ihnen, mit den Russen und mit den Dänen Krieg zu führen hatte. Erich selbst war nach dem, was wir von ihm wissen, offenbar schon vor seines Vaters Tode seines Verstandes nicht ganz mächtig; doch erfolgten die Anfälle von Wahnsinn, die er öfters hatte, anfangs nur nach sehr langen hellen Zwischenzeiten. Sonst besaß er, wie die Geschichtschreiber seiner Zeit rühmen und wie die von ihm erhaltenen Briefe und Aufsätze beweisen, viele Fähigkeiten und Kenntnisse und hatte nicht wenige Sprachen erlernt; zum Regieren war er aber nicht gemacht. Der Astrologie war er so ergeben, daß er sich durch sie zu ganz verkehrten Handlungen und zu Verbrechen hinreißen ließ. Sein Bruder Magnus hatte dasselbe Uebel wie er ererbt, ward und blieb aber nachher völlig wahnsinnig. Die beiden anderen Brüder, Johann und Karl, waren von Natur hart und grausam.

Erich war einer von den vielen Fürsten, die sich von der englischen Königin Elisabeth durch die Aussicht auf ihre Hand äffen und zu thörichten Ausgaben verleiten ließen. Er wendete viel Geld auf Gesandtschaften, die er seiner Heirathsangelegenheit wegen nach England schickte,

und ließ viele Einkäufe für Elisabeth machen, obgleich diese gar nicht an ihn dachte. Uebrigens erschien sein Bruder Johann, mit welchem er schon zu Lebzeiten seines Vaters in Todfeindschaft gerathen war, an der Spitze der glänzendsten von den Gesandtschaften, welche Erich nach England schickte.

Das erste Jahr von Erich's Regierung war rühmlich für ihn, da die Umstände ihm einen neuen Besitz am finnischen Meerbusen verschafften. Es hatten nämlich die Schwertbrüder, welche in Livland, Esthland und Kurland eine militärisch-aristokratische Republik bildeten (s. B. VI., S. 317), gleich den Rittern des deutschen Ordens in Preußen ihren Orden aufgelöst und dabei die Ordensgüter als Erbtheil ihrer Familien in Anspruch genommen; sie hatten aber bald erkannt, daß sie sich ohne fremde Hülfe nicht würden behaupten können. Ihr Heermeister Gotthard Kettler hatte darauf Kurland und Semgallen von den Polen zu Lehen genommen, denen er Livland überließ; er war von diesen unter der Bedingung als Herzog anerkannt worden, daß nach dem Aussterben seines Stammes Kurland mit Polen vereinigt werden solle. Livland ward von den Russen in Anspruch genommen, und da die Polen, gestützt auf den mit Kettler geschlossenen Vertrag, dieses Land besetzten, so überschwemmten die rohen russischen Schaaren die Südküste des finnischen Busens und hausten in Livland und Esthland auf türkische oder mongolische Weise. Die Livländer wandten sich in ihrer Noth zuerst an einen Bruder des dänischen Königs Friedrich II., welcher Magnus hieß. Dieser erschien auch und nahm sogar den Titel eines Königs von Livland an, gab aber zum großen Verdruß seines Bruders das Unternehmen bald wieder auf und kehrte nach Dänemark zurück. Die Livländer baten hierauf, um nicht eine Beute der Polen zu werden, den König von Schweden um Hülfe. Dasselbe hatten schon vorher die Esthländer gethan, weil die Russen Esthland sowie selbst die östlichen Theile von Finnland gleich reißenden Thieren verwüsteten. Erich schickte im April 1561 ein Heer nach Livland. Dieses ward sogleich in der Stadt Rewal aufgenommen und im Juni huldigten Rewal und der ganze Adel von Esthland dem schwedischen Könige. Dieser bestätigte den Deputirten, welche die Esthländer zu seiner Krönung nach Schweden schickten, alle ihre alten Privilegien. Das Glück war damals dem Könige von Schweden günstig; denn die Russen hielten es für klüger, sich mit ihm abzufinden und ihn im Kriege mit den Polen zum Freunde zu haben, als zugleich mit Schweden und Polen Krieg führen zu müssen. Esthland blieb bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts bei Schweden, die Insel Oesel kam an Dänemark.

Mit seinem Bruder Johann zerfiel gleich darauf Erich völlig, und zwar wegen des Besitzes von Livland. Johann bewarb sich damals

um die Hand einer Schwester des letzten Jagellonen, Sigismund August, Katharina,*) die ganz von Jesuiten beherrscht war, deren Heirath ihm aber die Aussicht auf den polnischen Thron eröffnete und die ihn später bewog, seinen Sohn Sigismund in der katholischen Religion erziehen zu lassen, wodurch dieser den Schweden verdächtig und verhaßt ward. Diese Heirath sah Erich nicht ungern; er hatte aber mit Johann, welcher nachher gegen seines Bruders Willen nach Polen ging, um die Vermählung mit Katharina zu vollziehen, schon früher manchen Streit gehabt und entzweite sich dann wegen der livländischen Angelegenheiten ganz und gar mit ihm. Erich meldete nämlich seinem Bruder Johann, welcher bekanntlich Herzog von Finnland war, daß der Coadjutor des verstorbenen Erzbischofs von Riga, Herzog Christoph von Mecklenburg, sein Erzbisthum der Krone Schweden überlassen habe, daß aber die Polen dieser den Besitz desselben streitig machten und daß deshalb Johann sich bereit halten müsse, ihm mit Geld und Flotte beizustehen. Dazu wollte sich Johann um so weniger verstehen, als er sich für den souverainen Herrn von Finnland ansah und Erich den Adel von Finnland zum Kriege mit Polen aufbieten wollte. Der König lud hierauf seinen Bruder, der mit seiner polnischen Gemahlin nach Finnland zurückgekommen war, nach Stockholm vor Gericht, weil derselbe sich mit dem Feinde des Reiches verbunden habe; Johann aber nahm die Abgeordneten des Königs in Verhaft, forderte die Finnländer zu seiner Vertheidigung auf und schrieb nach Polen und Preußen um Hülfe. Erich berief dann die Stände nach Stockholm, und als diese, wiewohl freilich nur in geringer Zahl, zusammengekommen waren, ließ er durch sie seinen Bruder Johann als Aufrührer zum Tode verurtheilen. Er zwang auch den anderen Bruder, Magnus, das Todesurtheil zu unterschreiben, und dies wird als die nächste Veranlassung zum unheilbaren Ausbruch des Wahnsinns bei Magnus angegeben. Hierauf ward Johann in der Burg von Abo eingeschlossen und belagert. Da er keine Hülfe erhielt, so mußte er sich am 12. August 1563 gefangen geben. Sein Bruder hielt ihn darauf vier Jahre lang zu Gripsholm gefangen. Johann's Gemahlin durfte ihm in das Gefängniß folgen; seine Freunde und Diener aber wurden von Erich sehr grausam behandelt.

Von diesem Augenblicke an übte Erich, nach den von Geijer benutzten Actenstücken jener Zeit, gleich den Tyrannen Griechenlands, eine mörderische Justiz gegen alle diejenigen, die ihm als politische Gegner angezeigt wurden. Geijer sagt, das Urtheilsbuch enthalte für das Jahr 1562 nur ein Todesurtheil, für das folgende aber 50, von welchen 32 in Johann's Sache gesprochen worden seien, und bis zum

*) Die andere Schwester war Anna, die sich im Jahr 1575, über 50 Jahre alt, mit Stephan Bathori von Siebenbürgen vermählte.

October 1567 seien 230 Menschen zum Tode verurtheilt worden, theils wegen Staatsverbrechen, theils wegen solcher Vergehungen, welche das schwedische Gesetz nicht mit dem Tode belege. Wir wollen die Beispiele unmenschlicher Grausamkeit nicht einzeln aufzählen, sondern uns mit der einzigen Bemerkung begnügen, daß, als einst die Festung Elfsborg den Dänen übergeben worden war, Erich die ganze Besatzung derselben niederhauen ließ, weil sie capitulirt hatte, sowie, daß er säumige Steuerbeamte gleich Kriminal-Verbrechern behandelte. Die grausigste seiner Handlungen war sein Verfahren gegen die Familie Sture und deren Angehörige. Er ließ diese verhaften, eilte dann im Zustande des Wahnsinnes selbst in das Gefängniß, tödtete den edeln und tapferen Nils Sture mit eigener Hand und ordnete hierauf die Ermordung der übrigen Glieder der Familie Sture, sowie mehrerer anderer Großen an.

Im Jahre der Verurtheilung Johann's (1563) brach ein Krieg mit Dänemark aus, welcher sieben Jahre lang fortdauerte und mit unglaublichen Grausamkeiten gegen die wehrlosen Einwohner verbunden war. Friedrich II. von Dänemark hatte das Wappen von Schweden wieder angenommen und somit alte Ansprüche erneut. Er warb für den blutigen Krieg, den er in Verbindung mit Lübeck führte, ein für jene Zeit sehr bedeutendes Heer in Deutschland, da es heißt, er sei mit 28,000 Mann in Schweden eingefallen. Wir übergehen die einzelnen Kriegsereignisse, weil sie uns für eine allgemeine Geschichte zu unbedeutend scheinen, obgleich sie für die besondere Geschichte von Schweden und Dänemark sehr wichtig sind. Das Unheil, das dieser Krieg über Schweden brachte, sowie die Verbindung, welche Erich, um Livland und Esthland behaupten zu können, mit den Russen schloß, und seine grausame und ganz willkürliche Justiz brachten Alles gegen ihn auf. Doch wagte Niemand sich zu regen, bis Erich im Jahre 1566 seine Grausamkeit auch gegen die Großen richtete. Er hatte bei denselben höhere Würden, insbesondere den Grafentitel eingeführt; dabei aber erbitterte er sie, indem er, nachdem seine Bewerbungen um Elisabeth von England, sowie um die Tochter Philipp's des Großmüthigen gescheitert waren, ihnen eine seiner Geliebten, Katharina Manstochter (die Tochter eines Korporals), die jedoch von Erich's Schwester erzogen war, zur Königin geben wollte. Sein Wahnsinn ward immer häufiger und ärger. Er ließ sich während der Anfälle desselben nur von jener Geliebten leiten, hatte aber unglücklicher Weise Leute um sich, welche seine tollen Einfälle zu ihrem Vortheile benutzten und unter denen namentlich der sehr geschickte, aber auch boshafte Rechtsgelehrte Jöran Persson war. Erich hatte deshalb in seinen lichten Augenblicken stets Verbrechen zu bereuen, welche er, während die wahnsinnige Angst ihn hin und her trieb, begangen hatte. Er ward endlich gezwungen, alle

die Leute von sich zu entfernen, deren Verstand bisher ausgeführt hatte, was von ihm in den Zeiten seiner Geistesabwesenheit befohlen worden war. Als er nach der Entfernung dieser alten Diener bittere Reue empfand, entschloß er sich plötzlich in einem Anfalle von Wahnsinn, seinen Bruder Johann in Freiheit zu setzen. Er kam am 8. October 1567 in Wentholmen mit Johann zusammen, fiel ihm zu Füßen und nannte ihn in seiner Geistesabwesenheit König. Er blieb indessen Herrscher und schloß mit seinem Bruder sogar einen Vertrag, in welchem der Letztere die Heirath des Königs mit der Korporals-Tochter billigte; und als Erich im Juli 1568 dieselbe wirklich vollzog, erkannte Johann anfangs auch die aus dieser Ehe zu erwartenden Kinder als zur Nachfolge berechtigt an. Selbst die Stände gaben ihre Billigung.

Bald aber stellten sich dem blödsinnigen Könige seine zwei Halbbrüder, Johann und Karl, von welchen der Letztere damals erst 19 Jahre alt war, entgegen. Leider waren Beide bei gesundem Verstande ebenso schlecht, als er in seiner Geistesschwäche. Sie hatten sich seiner Hochzeitsfeier entzogen, sammelten in Wadstena alle Unzufriedenen um sich und drangen am 18. September 1568 mit Hülfe der Bürger in Stockholm ein. Erich rettete sich auf das Schloß, kam aber in einem Anfalle seines Blödsinnes freiwillig heraus und gab sich in die Hände seines Bruders Karl. Im Anfange des Jahres 1569 wurde von der Ständeversammlung, d. h. von seinem Bruder Johann, der wie ein Wütherich gegen ihn tobte, und von dem erbitterten Adel, Gericht über Erich gehalten. Er ward förmlich abgesetzt und zum Tode verdammt, aber auf dringendes Bitten der verwittweten Königin, seiner Stiefmutter, am Leben gelassen und zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt. Zugleich erklärte man seine Heirath für ungültig und seine Kinder für Bastarde.

An Erich's Stelle wurde Johann III. zum König ernannt (24. Januar 1569). Dieser und der jüngste Bruder, Karl, waren Unmenschen ohne Gefühl und ohne Grundsatz. Sie ließen ihren Bruder Erich absichtlich quälen und sogar körperlich mißhandeln, damit er bald sterbe; er lebte aber noch acht Jahre lang. Das Schicksal des unglücklichen Irren, von welchem sich ein Tagebuch und Briefe, die er damals in lichten Augenblicken schrieb, erhalten haben, war daher über alle Vorstellung entsetzlich. Er wurde zuerst in den oberen Zimmern des Gripsholmer Schlosses, in deren unteren einst sein Bruder Johann als Gefangener eine fürstliche Haft gehabt, gleich einem gemeinen Verbrecher von rohen Menschen bewacht. Anfangs durfte er seine Frau und seine Kinder bei sich haben; im Juni 1571 aber wurde er grausamer Weise von diesen getrennt. Zwei Jahre nachher ließ ihn Johann, aus Furcht, sein Bruder Karl möchte sich des Unglücklichen bemächtigen und zu seinen Zwecken bedienen, auf das Schloß von Westerås bringen, und

im Herbst 1574 wurde er in der Absicht, ihn vollends zu Tode quälen zu lassen, in den fürchterlichen Thurm zu Orbyhuus in Upland gesetzt. Als dort unerhörte Quälereien die Gesundheit des noch im kräftigsten Alter stehenden Mannes nicht zu zerstören vermochten und auch die Geistlichen in einem Gutachten voll theologischer Salbung es für das Beste erklärten, daß er zum Heile des Volkes geopfert werde, ließ man ihn in seinem 44. Jahre mit einer Suppe vergiften (26. Februar 1577). Der königliche Chirurg (Feldscheer) Philipp Kern bereitete in Verbindung mit dem königlichen Kammerdiener das Gift, und der Handschreiber des Königs wurde abgeschickt, um dasselbe nach Orbyhuus zu bringen und die Vergiftung Erich's zu besorgen. Sein Sohn von Katharina Manstochter, Gustav Erichson, mußte Schweden meiden; er wurde von Jesuiten in Polen erzogen, trieb dann eifrig Alchymie unter der Leitung des Kaisers Rudolf und später bestimmte ihn der Zaar Boris Godunow zu seinem Schwiegersohn und Nachfolger, was er aber ausschlug, da er nicht zur griechischen Kirche übergehen wollte. Er starb 1607 in Rußland.

Während der inneren Unruhen in Schweden dauerte der Krieg mit Dänemark, welcher besonders wegen Livland geführt wurde, stets fort, und zwar nicht zum Vortheile der Schweden. Johann hatte gleich nach seiner Thronbesteigung den Frieden herzustellen gesucht; die Dänen hatten aber übertriebene Forderungen gemacht. Erst im zweiten Jahre seiner Regierung kam unter Vermittlung des deutschen Kaisers, des Königs von Frankreich und des Kurfürsten von Sachsen eine Verständigung zu Stande. Den Anlaß dazu gab der Krieg, welchen beide Reiche wegen des Besitzes von Livland mit den Russen zu führen hatten. Dieser Krieg machte nämlich ein von Deutschen aristokratisch beherrschtes Land zum Raube wilder Barbaren, und dadurch wurden die Deutschen zum Vermitteln, die Dänen und Schweden zur Versöhnung getrieben. Die Unterhandlungen fanden in Stettin statt und führten 1570 nach sechs Monaten zu einem Friedensschlusse, in welchem freilich der Hauptpunkt, die drei Kronen in beiden Wappen, unentschieden blieb. Die Schweden sollten das von den Dänen eroberte Elfsborg mit 150,000 Thalern einlösen, acht dänische Schiffe zurückgeben und allen Ansprüchen auf Gothland, Jemtland und Herjedalen entsagen. Was in Beziehung auf Livland, sowie in Betreff der Bezahlung einer großen Summe, welche die Lübecker als Schadenersatz forderten, ausgemacht wurde, lassen wir unerwähnt, weil es nie erfüllt ward. In Folge dieses Stettiner Friedens blieben Schoonen, Halland, Blekingen, Herjedalen, Jemtland, Bohus und die sogenannte Wyck, also mehr als ein Fünftel der Bevölkerung des jetzigen Schweden, bei dem dänischen Reiche. König Friedrich II. von Dänemark starb 1588 mit Hinter-

lassung eines Nachfolgers, welcher damals noch ein Kind war. Er hatte vorsichtiger Weise diesen seinen ältesten Sohn, den nachherigen König Christian IV., schon 1586 als Nachfolger anerkennen lassen.

Als Friedrich II. starb, hatten Johann und die vielen Freunde seiner Gemahlin es durchgesetzt, daß sein Sohn Sigismund 1587 zum Könige von Polen gewählt wurde. Dies brachte neues Unglück über Schweden, nicht sowohl weil Sigismund katholisch erzogen war, als vielmehr weil er die Jesuiten, welche überall Haß und Ausrottung der Protestanten predigten, begünstigte und in das Reich brachte. König Johann war bereits durch seine jagellonische Gemahlin dazu gebracht worden, den Katholicismus zu begünstigen. Er beabsichtigte, einzelne Gebräuche desselben anzunehmen und ihn so allmälig in Schweden wieder einzuführen. Dann hatte er den gelehrten Jesuiten Anton Possevin, welcher wegen seiner Kabalen gegen die griechischen Christen unter den Slaven noch jetzt den Russen tödtlich verhaßt ist, als Gesandten der verwittweten Kaiserin, der Gemahlin Maximilian's II., bei sich aufgenommen, und dieser ging nebst den von ihm empfohlenen Jesuiten im Eifer des Proselytenmachens so weit, daß es allgemein hieß, der König selbst sei 1578 zu Wadstena katholisch geworden, und daß der Reichsrath ein Verbot an die polnischen Priester des Königs und seines Sohnes erließ, „nicht zu bellen und zu verfluchen in schwedischer Sprache." König Johann war jedoch klüger, als später sein Sohn Sigismund. Er wollte nicht um des Papstes und der Jesuiten willen sein Reich preisgeben, da er sah, daß sein Bruder Karl Alles in Bewegung setze, um als Haupt der Protestanten sich großen Anhang zu verschaffen. Er machte außerdem die Erfahrung, daß Possevin ihn betrogen habe. Dieser hatte ihm nämlich Hoffnung gemacht, daß er ihm durch seinen Einfluß in Polen den Besitz von Livland verschaffen werde; in dem Frieden aber, welchen Possevin selbst 1582 zwischen Rußland und Polen vermittelte, wurden Polens Ansprüche sogar auf den Theil von Livland, den die Schweden besetzt hielten, bestätigt. Johann hatte zwar bereits aus Possevin's Händen das Abendmahl nach katholischem Ritus empfangen; doch verlangte er, wenn er weitergehen sollte, vom Papste die Gestattung des Laienkelches, der Priesterehe und des Lesens der Messe in der Landessprache. Da nun Gregor XIII. hierauf sich nicht einlassen konnte, so wurde die Sache wieder rückgängig. Zudem starb die katholische Königin; Johann vermählte sich mit einer protestantischen Schwedin und änderte seinen Sinn. Er ließ die Jesuiten aus Schweden verweisen, ihr Collegium in Stockholm aufheben, die Lehrstühle mit ihren Gegnern besetzen und alle zur katholischen Kirche Uebertretenden mit Landesverweisung bedrohen. Dies geschah in Folge des unverständigen Bekehrungseifers der Jesuiten.

Der Krieg mit den Russen, welche den Polen wie den Schweden immer noch Livland streitig machten, erschöpfte alle Hülfsmittel Schwedens und Johann's Zwist mit seinem Bruder machte den Adel trotzig. Auch nach dem Tode des Zaaren Iwan Wasiljewitsch II. (1584) weigerten sich die Russen, Ingermannland, das ihnen von Johann entrissen worden war, förmlich abzutreten, und es kam 1586 nur ein Waffenstillstand auf vier Jahre zu Stande, welcher gerade in dem Jahre ablief, als Johann's Bruder Karl von Südermannland daran arbeitete, seinen Neffen Sigismund um die Nachfolge in Schweden zu bringen. Den Vorwand dazu nahm Karl theils von Sigismund's Religion, theils von seinem Aufenthalte in Polen. Da sowohl die Schweden als die Polen verlangten, daß Sigismund sich beständig bei ihnen aufhalten sollte, so war Johann vergebens bemüht, seinem Bruder Karl entgegenzuarbeiten und seinem Sohne die schwedische Krone neben der polnischen zu sichern. Diese Angelegenheit beschäftigte 1590 den König Johann mehr, als der wieder ausgebrochene Krieg mit den Russen, welche Kexholm's Lehen und Ingermannland wieder erobert und Finnland verheert hatten und mit 100,000 Mann im Felde waren, denen die Schweden nur 20,000 entgegenstellen konnten. Als Johann am 17. November 1592 starb, beschlossen die Stände alsbald, es dürfe keine andere Lehre im Lande vorgetragen werden, als die lutherische; auch mußte Sigismund vor seiner Krönung diesen Beschluß bestätigen. Herzog Karl hatte bei seines Bruders Tode der Sache nach schon zwei Jahre hindurch die Regierung von Schweden geführt, weil Sigismund stets in Polen verweilte und nur 1588 einmal eine längere Zusammenkunft mit seinem Vater in Rewal hielt. Er blieb daher im Grunde Regent, obgleich die Regierung eigentlich von sieben Reichsräthen hätte geführt werden sollen. Er wurde zwar, als Sigismund nach Schweden kam, von der Regierung entfernt und hatte überdies eine starke Partei gegen sich; allein die Schweden fürchteten sich so sehr vor den Jesuiten, mit denen Sigismund sie bedrohte, daß Karl auch gegen den Willen des Reichsrathes im Februar 1598 durch die Stände zum Reichsstatthalter bestellt ward, weil Sigismund das Reich böslich verlassen habe und ungeachtet wiederholter Aufforderungen nicht zurückgekehrt sei. Sigismund erschien hierauf mit einem Heere, besetzte Stockholm und Kalmar und gewann sogar eine Schlacht; er verlor aber zwei Tage nachher bei Stangebro ein Treffen. Nun kam es zu einem Vergleiche, kraft dessen beide Theile ihre Truppen entlassen sollten. Als aber nunmehr Sigismund das Land verließ, versammelten sich die Stände (Anfang 1599) in Jonköping und sandten ihm nach Polen die Aufforderung: er solle sich entweder von der katholischen Religion lossagen oder seinen Sohn Ladislaus, der damals vier Jahre alt war,

nach Stockholm schicken, damit er unter der Leitung des Herzogs von Südermannland im Protestantismus aufwachse. Im Juli desselben Jahres wiederholten sie diese Forderung mit dem Zusatz, wenn der Prinz Ladislaus nicht innerhalb sechs Monaten einträfe, so würde nicht nur Sigismund, sondern auch seine Nachkommenschaft ihres Anrechtes an die schwedische Krone verlustig gehen. Nun erhielt Karl die Regierung, und zwar, da die Reichsräthe immer noch Sigismund als König anerkannten, unter dem Titel „regierender Erbfürst." In den folgenden Jahren ließ er fünf widerstrebende Reichsräthe hinrichten und andere Gegner unter verschiedenen Vorwänden verhaften. Im Jahr 1604 nahm er auf einer Reichsversammlung zu Norköping auf Bitten der Stände unter dem Namen Karl IX. förmlich die Krone an; er regierte darauf noch sieben Jahre.

Christian IV. von Dänemark, seit 1588 König, wurde nach fünf Jahren in den Herzogthümern und 1596 auch in Dänemark und Norwegen volljährig; er gerieth mit Karl IX. bald in Zwist. Da indessen Christian IV. und Karl's großer Sohn, Gustav Adolf, im dreißigjährigen Kriege eine Rolle spielten, so werden wir den weiteren Verlauf der skandinavischen Geschichte erst in einem späteren Abschnitte angeben. Wir müssen jetzt zunächst auf das Ende der Regierung der Elisabeth von England und auf die ersten Jahre ihres Nachfolgers, Jakob's I., übergehen; denn die Geschichte der englischen Revolution, für deren erste Jahre jene Zeit wichtig ist, wird neben der des dreißigjährigen Krieges uns in dem folgenden Abschnitte vorzugsweise beschäftigen.

7. Letzte Zeit der Königin Elisabeth von England.

Die innere Geschichte Englands unter Elisabeth ist oben bis zur Zeit der Hinrichtung der unglücklichen Maria Stuart geführt worden. Dabei ward auch der zu Gunsten der Letzteren angestifteten Kabalen und Verschwörungen gedacht, sowie der Tücke und List, welche die Minister Burleigh und Walsingham anwandten, um sich der schottischen Königin zu entledigen. Beides würde, um im genaueren Zusammenhang verstanden zu werden, einer größeren Ausführlichkeit bedurft haben, als wir diesem Punkte zu widmen wagten. Wir kommen hier noch einmal in der Kürze auf das Ende der Maria Stuart zurück, um an diese Begebenheit einige Punkte der inneren Geschichte Englands anzuknüpfen, welche in genauer Beziehung mit dem Widerstande stehen, den später König Jakob I. von den bis dahin an unbedingten Gehorsam gewöhnten Parlamenten erfuhr. In Betreff der Maria Stuart kann man zwar auf der einen Seite zugeben, daß, wenn sie nicht schön, geistreich und Königin von Frankreich und von Schottland gewesen wäre, Jedermann ein Kriminal-Verfahren gegen sie ganz gerecht finden

würde; auf der anderen Seite wird man aber auch einräumen müssen, daß die Art, wie Elisabeth mit ihr verfuhr, grausam und empörend war. Zuerst wurden im August und September 1586 14 Personen hingerichtet, welche einer Verschwörung zu ihren Gunsten beschuldigt waren; nachher ward Maria selbst durch ein Gericht von 47 Pairs, Richtern und Staatsräthen, welches sie mit Recht nicht hatte anerkennen wollen, am 25. Oktober 1586 zum Tode verdammt, und dieser Urtheilsspruch vier Tage später nicht nur vom Parlament bestätigt, sondern dasselbe richtete ausdrücklich die Bitte an Elisabeth, das Urtheil bestätigen und vollziehen zu lassen. Ja, als die Königin um andere Vorschläge bat, erwiderten beide Häuser, sie möge dem englischen Volke die Vollziehung des Rechtes nicht verweigern. So schimpflich für das Andenken der vergötterten Königin von England diese Art der Verurtheilung einer Frau ist, welche die nächste Anverwandtin der Elisabeth und die Mutter des Beherrschers von Schottland und erklärten Erben von England war, so gereicht der englischen Königin doch noch mehr die Falschheit zum Schimpfe, welche sie dadurch bewies, daß sie, als Maria Stuart im Februar 1587 hingerichtet worden war, die Schuld von sich abwälzte. Sie gab vor, ihr Staats-Secretär Davison habe gegen ihren Willen einen übereilten Gebrauch von dem unterzeichneten Urtheil gemacht; und um das Publikum glauben zu machen, daß dies der Fall sei, entfernte sie ihn nicht blos von seiner Stelle, sondern er mußte auch, wie wir erzählt haben, mit dem Verluste seines Vermögens büßen.

An Maria Stuart hatte sich bisher die ganze Opposition gegen Elisabeth's Regierung angelehnt. Es begann nunmehr, nachdem man sie getödtet und zugleich fast alle unzufriedenen Katholiken vertilgt und einen protestantischen Fanatismus erweckt hatte, ein Kampf mit den in Schottland allmächtigen Pietisten, deren Grundsätze sich nach England verbreiteten und besonders im Bürgerstande großen Anhang fanden. Diese sogenannten **Puritaner** der Schotten, welche später in mehrere, zum Theil rasende Secten zerfielen, begünstigten zugleich die Demokratie und waren deshalb auf dieselbe Weise ein Schrecken für die Regierungen von England und von Schottland, wie es gegenwärtig die Socialisten für Frankreich und Deutschland sind. Sie wollten keinerlei hierarchisch abgestufte Priesterverfassung dulden und suchten zugleich mit Calvin's Theologie und strenger Moral auch dessen republikanische Grundsätze in ihrer Heimath zu verbreiten.

Die Puritaner entstanden übrigens erst dann, als der schottische Adel sich der presbyterianischen Einrichtung der Kirche zu seinem Vortheile bedienen und das Königthum nicht aufgeben wollte, welchem der schottische Reformator, Johann Knox, ebenso sehr feindlich war, als

dem Papstthum. Johann Knox, welcher unter Eduard VI. auch in England eine Rolle spielte, hatte seit 1555, als er aus Genf nach Schottland zurückgekommen war, durch Heftigkeit, moralische Strenge und Volksberedsamkeit einen unbedingten Einfluß und, wie Calvin in Genf, ein päpstliches Ansehen in Schottland erhalten. Er wurde zuerst vom Adel kräftig unterstützt, weil er demselben die geistlichen Güter, die Bisthümer, Abteien u. s. w. ganz preisgab, um eine rein geistliche Demokratie einzurichten, welche später der Puritanismus oder der kirchliche Radikalismus in eine geistliche und weltliche Demokratie zu verwandeln suchte. Schon 1557 wurde jener Bund der schottischen Protestanten gestiftet, welcher sich Covenant oder Congregation Christi nannte. Dazu gab die Einrichtung der neuen Kirche, welche dem schottischen Reformator ganz überlassen blieb, die erste Gelegenheit. Knox verlieh nämlich, nach dem Beispiele der Genfer Kirche, den Synoden und Convocationen oder den besonderen und allgemeinen Versammlungen der Geistlichkeit, also republikanischen Obrigkeiten, das höchste Ansehen in der neuen Kirche, während ihm selbst, wie dem Calvin, Niemand die Dictatur streitig machte. Da nun überdies die Puritaner zum Theil wahrhafte Enthusiasten, nicht bloße Heuchler waren und demgemäß von den weltlichen Gütern der alten Klerisei nichts wissen wollten, so gestattete man dem Adel, sich dieser zu bemächtigen. Der Adel erhielt damit zugleich auch diejenigen Sitze im Parlament, welche mit jenen Gütern verbunden gewesen waren. Dagegen duldeten aber die Puritaner nicht, daß das Parlament sich in geistliche Dinge einmische. Gleichwohl ward in Knox' Todesjahr (1572) verordnet, daß der Titel Bischof und Erzbischof bis zur Volljährigkeit des Königs beibehalten werden solle, daß aber die Geistlichen, welche ihn führten, keine Art von Oberaufsicht haben dürften, sondern daß diese von der allgemeinen Kirchen-Synode geführt werden solle.

Der Umstand, daß der Adel die Reichthümer des Klerus und dessen weltliche Macht an sich riß, verschaffte der Geistlichkeit einen außerordentlich großen Einfluß auf das eigentliche Volk; denn die Geistlichen fühlten sich, da sie sehr ärmlich ausgestattet wurden, unabhängig von irdischem Genusse und Besitze; sie wurden durch ihre Armuth dreist wie die Kapuziner und durch ihre Heftigkeit, ihren Fanatismus und ihre unermüdete Thätigkeit im Eifern und Wühlen furchtbar wie die Jesuiten. Vermittelst dieser Pfarrer und Prediger aber erlangte Knox zur Zeit der Maria Stuart ein fast königliches Ansehen. Die Geistlichen waren auch in Hinsicht auf den Ton ihrer Predigten und wegen ihrer furchtbaren Ausfälle auf Könige und Bischöfe eine Art Sansculotten, und der Reformator Knox war ihr Danton. Deshalb war denn auch das, was wir, um im Gleichnisse fortzufahren, den Convent

dieser Vorgänger der Sansculotten nennen müssen, d. h. die Versammlung ihrer Kirk, gerade so grob und zudringlich, als zur Zeit der französischen Revolution der Convent. Schon 1563 machten die schottischen Geistlichen der Königin Maria im gröbsten Tone Vorstellungen und gaben ihr scharfe Verweise, sogar in Betreff ihrer bevorstehenden Vermählung. Als sie Knox vor sich kommen ließ, um ihn zu begütigen, erklärte er ihr, er habe als geborener Schotte, obwohl weder Graf noch Baron, das Recht, vor Gefahren zu warnen, und wenn der Adel dulde, daß sie einen Katholiken heirathe, so sei dies ein Abfall von Christo. Ein anderes Mal sagte er ihr, sie habe von der wahren Erkenntniß nicht mehr, als die Juden, welche Christum kreuzigten. Seitdem Maria (von 1568 an) in England war und Schottland im Namen ihres Sohnes Jakob VI., welcher damals noch ein Kind war, durch eine Regentschaft beherrscht wurde, gaben vollends Knox und seine demokratisch fanatischen Brüder in Christo den Ton an. Die geistlichen Herren nahmen den König ganz in Zucht und Lehre und bildeten ihn zu einem gelehrten Theologen, oder mit anderen Worten zu einem eigensinnigen, von sich selbst eingenommenen despotischen Pedanten auf dem Thron, wie Heinrich VIII. einer gewesen war. Er ward außerdem gezwungen, alle ihre langen Predigten zu besuchen, sich seine und seiner Mutter Sünden wiederholt vorhalten zu lassen und das unablässige Schimpfen auf seine Mutter geduldig anzuhören.

Als Knox gestorben war (1572), ward die ganze Kirchen-Regierung demokratisch-republikanisch, und die General-Synode gerieth mit dem jungen Könige in einen unaufhörlichen Streit. Jakob wollte nämlich die bischöfliche Gewalt mit dem Titel derselben verbunden erhalten und verbot deshalb den Geistlichen, sich in eine Sache zu mischen, welche 1572 durch das Parlament entschieden worden war. Die Geistlichen wurden dadurch aufs Heftigste erbittert. Sie tobten in den Kirchen und ließen ihre Wuth besonders an zwei Männern aus, welche das Vertrauen des Königs besaßen und seine Vorliebe für die Formen und die Hierarchie begünstigten. Diese wurden von allen Kanzeln der anglikanischen Kirche herab geschimpft, und Dury, der heftigste unter den fanatischen Geistlichen, schalt sie jeden Sonntag Werkzeuge des Teufels. Als der König den Fanatiker Dury wegwies, lachte derselbe ihn aus, und als Dury endlich durch die Friedensrichter fortgebracht wurde, gab das ganze Volk ihm das Geleit, alle Geistlichen drohten auf den Kanzeln mit der Rache des Himmels und das gesammte fanatisirte Volk wurde von ihnen so sehr gegen den Hof aufgereizt, daß die beiden Freunde des Königs mit Gewalt von ihm getrennt wurden und daß man ihn selbst wie einen Gefangenen überwachte. Die Stände billigten nachher das tumultuarische Verfahren des pietistischen Volkes und die

General-Synode erklärte nicht nur dieses Verfahren für einen guten, Gott wohlgefälligen Dienst, sondern sie gebot auch, daß um desselben willen alle Geistlichen auf den Kanzeln beten und gegen diejenigen, die es nicht billigten, das Anathema aussprechen sollten. Der König entkam zwar im Juni 1583 aus der Gewalt der demokratischen Frommen, und erlangte, da die Mehrzahl der Aristokratie über den durch die Prediger erregten Lärm ebenso erbittert war, als er, vom Parlament gesetzliche Erlasse gegen den Unfug; diese blieben aber ohne Wirkung und nur mit vieler Mühe konnte Jakob 1586 das Eine erhalten, daß der bloße Titel Bischof noch ferner geduldet ward.

Als Jakob im Jahr 1589 die dänische Prinzessin Anna, eine Tochter König Friedrich's II., also eine Lutheranerin, in deren Land die hierarchische Gewalt und der Name Bischof noch bestanden, zur Gemahlin nahm, erwachte der republikanische Calvinismus aufs Neue. Dury trotzte dem Könige öffentlich und der Prediger Black tobte ärger, als vorher Knox. Im Jahre 1592 ward endlich den Bischöfen aller Einfluß entzogen, die presbyterianische Kirchenverfassung eingeführt, sehr gegen den Willen des Königs, der nicht nur ein gelehrter Theolog und streitbarer Dogmatiker war, sondern von Jugend auf ganz überspannte Begriffe von königlicher Machtfülle hatte. Die schottische Kirche war nun ganz systematisch auf solche Weise eingerichtet, daß in Schottland ebenso vermittelst der demokratischen Kirchen-Ordnung, wie neuerdings in Frankreich durch Klubs, das ganze Volk bis zu den entferntesten Gegenden und Orten in einem Augenblicke zum Aufstande gebracht werden konnte. Es bestanden nämlich ganz gesetzlich Generalversammlungen, Provinzial-Synoden und Special-Berathungen (kirk assemblies), und Alles ward republikanisch und im Sturme getrieben. Der König selbst war in seiner Hauptstadt der Sclave des tobenden Haufens, dessen Herrscher Black war. Weil Jakob zu dem intoleranten und grausamen Verfahren der kirchlichen Demokratie gegen die Katholiken seine Zustimmung nicht geben wollte, so bestellten die Fanatiker von Edinburg eine bleibende Kirchen-Inspection (standing council of the church), welche den König unter Aufsicht halten sollte. Zu gleicher Zeit wurden Black's Predigten immer heftiger. Er nannte auf seiner Kanzel alle Könige Teufelskinder und die Königin eine Atheistin. Er müsse, predigte er, zwar für die Königin beten, Ursache dazu habe er aber nicht, denn sie werde den Schotten nie etwas Gutes thun. Die Richter schalt er in seinen Predigten ungläubig, den Adel gottlos, die Räthe des Königs Pelikane. Als endlich der König ihn wegen seiner aufrührerischen Reden vor den geheimen Rath rufen ließ, wollte Black von diesem gar nichts wissen, die ganze Geistlichkeit ergriff seine Partei und das Volk tobte im Aufruhr.

In England waren die zu Puritanern und zu Feinden der weltlichen Regierung gewordenen schottischen Presbyterianer der Königin Elisabeth, welche gleich ihrem Vater in dem freien Lande weltliche Autokratie mit päpstlicher Willkür in geistlichen Dingen künstlich zu verbinden verstand, tödtlich verhaßt. Elisabeth konnte jedoch nicht verhindern, daß die republikanischen Grundsätze, welche in Schottland auf allen Kanzeln, auf den öffentlichen Plätzen und im Felde von armen, gleich den Mönchen unabhängigen und fanatischen Geistlichen gepredigt wurden, auch in England Eingang fanden. Eine Reihe von heftigen Schmähschriften gegen das anglikanische Kirchenthum ging von den Puritanern aus. Die Schreibart war voll biblischer Anspielungen, derb und drollig. Diesen Gebrauch der Oeffentlichkeit fand man so gefährlich, daß der Befehl ausging, es solle künftig die Druckerei auf einige Pressen in London und auf eine an jeder Universität beschränkt sein; doch war diese Verfügung nutzlos und auf die Dauer unausführbar. Die Angeklagten benahmen sich vor Gericht sehr hartnäckig und hatten selbst im Parlament einige Gesinnungsgenossen. Allein Elisabeth war doch der englischen Geistlichkeit ziemlich sicher, da diese nicht blos, wie in Schottland, die Titel, sondern auch die Güter und Pfründen behalten hatte.

Bei den Engländern war es der Bürgerstand, welcher in jeder Beziehung von Jahr zu Jahr kühner auftrat, weil der Wohlstand desselben sich unglaublich vermehrte, und weil sich mit der Industrie und dem Handel auch die Einsicht und Bedeutung des eigentlichen Volkes mächtig entwickelten. Der Handel nach Rußland, nach Ostindien und der Levante nahm zu. Fortwährend wurden auch Reichthümer erbeutet, indem man die spanischen, und nach Unterwerfung Portugals auch die portugiesischen Schiffe ohne Weiteres aufbrachte*). Bald kamen die Produkte Nordamerikas hinzu, wo Walter Raleigh einen Landstrich zu Ehren der jungfräulichen Königin (virgin queen) Virginien nannte. Die vielen einwandernden Niederländer, welche ihr Vermögen, ihre Wollen-Manufacturen und ihre Handelsverbindungen mit nach England brachten, waren Republikaner und strenge Calvinisten wie die Schotten; sie waren aber weniger heftig und fanatisch als diese. Ihrem Beispiele folgten die reicheren Engländer, welche nach und nach das Parlament ausmachten. Wir bemerken daher, daß die Sprache des Unterhauses, so barsch und heftig auch Elisabeth dasselbe oft anfuhr, bedrohte und in seine niedere Sphäre des Geldwesens zurückwies, immer dreister ward und daß nach der Hinrichtung der Maria Stuart

*) Einmal wurde eine spanische Ladung von mehr als 1000 Kisten Quecksilber und 2 Millionen Ablaßbriefen weggenommen. Die letzteren waren nach Indien bestimmt; die 200,000 Piaster, die sie in Rom gekostet haben sollen, gingen nun verloren.

die Puritaner oder die Reformirten von der strengen Genfer Art der Königin ebensoviel zu schaffen machten, als vorher die Katholiken. Die Puritaner nahmen überhaupt schon darum großen Anstoß an Elisabeth's Verfahren, weil diese das Papstthum ihres Vaters oder, wie man es nannte, den Supremat in Kirchensachen erneuert hatte. Elisabeth übertrug denselben einem sogenannten Vice-Regenten, welcher in Verbindung mit einem Theile des Staatsrathes die hohe Commission bildete und alle geistlichen Sachen in letzter Instanz entschied, während die Puritaner die geistlichen Angelegenheiten jeder weltlichen Gerichtsbarkeit entzogen haben wollten. Diese hohe Commission ward schon unter Elisabeth, geschweige denn unter ihrem Nachfolger, ein Gegenstand der allgemeinen Beschwerde und ein Mittel, diejenigen willkürlich zu strafen, welchen man nach den Landesgesetzen und vermittelst der ordentlichen Gerichte nicht beikommen konnte. Sie maaßte sich eine unerhörte Gerichtsbarkeit an, übte eine förmliche Inquisition und wandte, um die von ihr Vorgeladenen zu Geständnissen zu zwingen, jedes Mittel an, sogar die Folter, deren man bei Shakespeare, welcher unter Elisabeth und Jakob lebte und schrieb, sehr häufig erwähnt findet. Man legte den Angeklagten einen Zwangseid auf, nach welchem sie alle Fragen beantworten und folglich, wenn sie sich nicht die Strafe des Meineides zuziehen wollten, sich selbst und ihre Freunde anklagen mußten. Doch fand dies bedenkliche Verfahren auch lebhaften Widerspruch. Die Commission verhängte übrigens ganz willkürliche, durch das Gesetz nicht angeordnete Strafen, und schickte nach eigenem Gutdünken Leute in das Gefängniß

Die eigentlichen Calvinisten wurden ferner durch die Uniformitäts-Acte, welche Elisabeth im Parlament zum Reichsgesetz machen ließ, in eben solche Verlegenheit gebracht, als die Katholiken, weil sie die hochkirchliche Liturgie nicht weniger mißbilligten, als diese. Die Spaltung ward größer, als Elisabeth 1562 durch die schon früher erwähnten 39 Artikel der anglikanischen Kirche den Glauben festsetzen ließ und als die Männer, denen dieses Geschäft übertragen wurde, weder auf die Einrichtungen der Genfer Kirche, noch auf eine National-Synode Rücksicht nahmen, sondern dem ausdrücklichen Befehle der Königin gemäß, blos den Glauben und Gebrauch der ersten drei Jahrhunderte beachteten, in welchen bekanntlich Christi reine Lehre bereits durch Grübler, Pfaffen und Ehrgeizige sehr entstellt war. Schon seit 1567 führte die strenge Kirchlichkeit, auf welcher Elisabeth, ihr Vice-Regent Erzbischof Parker und die hohe Commission bestanden, eine förmliche Spaltung zwischen Anglikanern und reinen Calvinisten herbei. Als nämlich damals die hohe Commission die hohen Geistlichen, welche den von der Regierung vorgeschriebenen Ornat und die von ihr gebotene

Liturgie nicht annehmen wollten, strenge bestraft hatte, bildeten die Laien in Privathäusern eigene Versammlungen oder Conventikel; die Theilnehmer an denselben aber wurden auf Befehl der Commission sogleich verhaftet und wer von ihnen sich nicht schuldig bekennen wollte, blieb im Gefängniß. Dies war namentlich mit sieben Weibern und 24 Männern der Fall, welche ein ganzes Jahr lang festgehalten wurden.

Die Königin erfuhr hierauf im Jahre 1571 den ersten eigentlichen Widerstand, den sie überhaupt erfahren hat, von Seiten puritanischer Parlaments-Glieder, welche von schottischem Religions-Eifer beseelt waren. Der Deputirte Strickland brachte nämlich im Parlament sieben Gesetz-Vorschläge (bills), welche auf Abschaffung vieler von Elisabeth beibehaltenen Ceremonieen der alten Kirche gerichtet waren, auf einmal vor. Er erhielt dafür, was freilich mit der Constitution nicht zu vereinigen war, während der Osterferien einen königlichen Befehl, sich bis auf weiteren Bescheid des geheimen Rathes im Parlament nicht sehen zu lassen. Jetzt erlaubte sich das bisher so demüthig unterthänige Parlament einen bis dahin unerhörten Schritt, indem es Strickland vor die Schranken des Hauses lud, um Rechenschaft zu geben, warum er sich nicht eingefunden habe; denn er sei keine Privatperson, sondern der Vertreter seiner Committenten. Dabei erhob sich ganz ungewohnter Weise ein solcher Streit über verletzte Rechte des Volkes, daß es die Minister für rathsam hielten, einer Wiederholung der Scene auszuweichen. Strickland erhielt einen Wink und erschien am anderen Tage wieder auf seinem Sitze. Diese Kühnheit des Parlaments, welches auf solche Weise einen förmlichen Sieg über die Krone errungen hatte, bewog die Königin, ihre absolut monarchischen Grundsätze dem Volke ausdrücklich kund zu geben. Der Siegelbewahrer mußte, als er das Parlament auf Befehl der Königin entließ, förmlich erklären: die Aufführung dieses Parlaments sei dem Verhältnisse (duty) und der Stellung (place) desselben ganz unangemessen gewesen, und das Parlament müsse, weil es sich so sehr vergessen habe, auf andere Weise an seine Schuldigkeit erinnert werden; die Königin nehme es sehr übel, daß das Parlament sich in Dinge mische, welche nicht vor dasselbe gehörten und weit über den Horizont und die Fassungskraft seiner Mitglieder gingen.*)

Dessen ungeachtet breitete sich der Puritanismus oder schottische Religions-Radikalismus, welcher zugleich politische Schwärmerei war, mit großer Schnelligkeit aus. Er wurde mit jener Entschlossenheit und Ausdauer verfolgt, welche den Britten eigen ist und sie in allen

*) That the queen's highness did utterly disallow and condemn their folly in meddling with things not appertaining to them nor within the capacity of their understandings.

äußeren Dingen groß macht, auch von ihnen auf die Nordamerikaner übergegangen ist. Schon um 1576 war es mit dem Trotz der Leute, welche der königlichen Kirchen-Ordnung widerstrebten, sehr weit gekommen, wie eines Theils die Ausbreitung der fanatischen Versammlungen (prophesyings) über ganz England und anderes Theils Wentworth's kühnes Auftreten im Parlament zeigt. Jene Versammlungen waren, wie uns scheint, eine Nachahmung der Zusammenkünfte der Geistlichen der schottischen Kirk. Elisabeth war ihrer ganzen Natur nach dieser Richtung von Anfang an feind; sie hatte nicht vergessen, daß Knox einst in seiner Schrift „Trompetenstoß gegen das ungeheuerliche Weiberregiment", welche allerdings zunächst gegen die katholische Maria gerichtet war, jede Frauenregierung als einen Widerspruch gegen die Ordnung Gottes bezeichnet hatte. Sie verbot die prophesyings als Pflanzschulen von Ungehorsam und Sectirerei. Der Nachfolger des Erzbischofs Parker, der Primas **Grindal**, (seit 1575) ein eifriger Calvinist, machte Gegenvorstellungen, wurde aber dafür suspendirt und erst nach zwei Jahren, als er eine demüthige Bittschrift eingereicht und sein Vergehen aufrichtig eingestanden hatte, wieder zur Ausübung seines Amtes zugelassen. Die hohe Commission, welche eigentlich eine neue Abtheilung der schon im 15. Jahrhundert errichteten Sternkammer war und in geistlichen Dingen weltlichen Despotismus übte, sprach ein Urtheil gegen ihn aus, vermöge dessen er sechs Monate Hausarrest hatte. Was das Auftreten **Wentworth's** betrifft, so wagte dieser fast um dieselbe Zeit im Parlament, die Minister und sogar die Königin selbst anzugreifen, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß alle seine Collegen darüber in einen Todesschrecken geriethen und daß das Parlament selbst ihn wegen der kühnen Rede in Haft nehmen und den Händen der königlichen Beamten übergeben ließ. Auf Befehl und im Namen der Königin machte dann der Minister Mildway dem Parlament folgende Erklärung: „Die Königin verfahre sehr gelind, indem sie den kühnen Redner nur mit einem Monat Gefängniß (durch die Sternkammer nämlich) bestrafen lasse. Das Parlament solle sich aber ja nicht einbilden, daß es das Recht habe, zu sagen, was es wolle, und zu sprechen, über wen es wolle. Die Parlaments-Glieder würden sich wohl erinnern, daß solche Frechheit von jeher gebührend bestraft worden sei. Sie würden hiermit gewarnt, die Güte der Königin nicht weiter zu mißbrauchen; sonst werde sich die Milde derselben bald in gebührende Strenge verwandeln." In der That wurde bereits im Jahre 1583 einem Puritaner die Hand abgehauen, weil er gegen die Vermählung der Königin mit dem Herzog von Anjou geschrieben hatte. Und doch hatte schon 1563 der deutsche Kaiser, Ferdinand I., wahrscheinlich auf Antrieb seines Sohnes Maximilian, einen sehr verständigen Brief an

die Königin geschrieben, nicht blos, um sich der verfolgten Katholiken anzunehmen, sondern um im Allgemeinen Duldung der Non-Conformisten anzuempfehlen. Es ist schauderhaft, in den englischen Geschichtsbüchern die Zahl der Hinrichtungen zu lesen, welche von 1581 bis 1593 bald Katholiken, bald fanatische Puritaner trafen. Die Letzteren hatten freilich oft wahnsinnig getobt; sie waren aber doch eher des Mitleides als des Todes würdig. Ungeachtet aller jener Hinrichtungen ward der Kampf der Schwärmer gegen die Krone immer heftiger.

Im Anfange der 20 letzten Jahre des 16. Jahrhunderts entstand neben den ruhigen Presbyterianern, welche nur die Hierarchie und das Kirchenrecht Elisabeth's verschmähten, und den Puritanern, welche Calvin's Lehre, seine Kircheneinrichtung und seine Kirchenzucht der unter Eduard VI. und Elisabeth den Engländern durch die weltliche Macht aufgedrungenen vorzogen, eine neue fanatische Secte von Leuten, die sich durch die Gottheit inspirirt glaubten. Diese Secte war die der Brownisten. Sie wollten die weltliche und geistliche Regierung nur von solchen Menschen geführt wissen, die unmittelbar vom göttlichen Geiste erfüllt wären, sie verwarfen die Herrschaft, welche die Aeltesten-Versammlungen oder Synoden über die Gemeinde ausüben sollten, ebenso wie die bischöfliche. Nach ihrer Ansicht sollte jede Gemeinde oder Congregation sich unabhängig von anderen durch Stimmenmehrheit regieren. Brownisten nannte man die Anhänger dieser Secte von Robert Browne, einem Verwandten des Lord Burleigh, welcher Flugschriften gegen weltliche und geistliche Hierarchie geschrieben hatte. Browne scheint ein elender Mensch gewesen zu sein; denn während zwei Männer, welche seine Schriften verbreitet hatten, Elias Trucker und Johann Copping, deshalb hingerichtet wurden, nahm er selbst aus Angst sogleich Alles, was er gelehrt hatte, zurück und erwirkte sich durch die Verwendung seines hohen Anverwandten Gnade. Später fiel er mehrere Male in seine vorigen Irrthümer zurück und starb 1630 in der Gefangenschaft, welche über ihn verhängt worden war, weil er als achtzigjähriger Mann in seiner Leidenschaftlichkeit einen Steuerbeamten geprügelt hatte. Viele seiner Anhänger flüchteten nach Holland, wo sie mehrere Gemeinden bildeten. In Leyden bildete John Robinson ihr System in durchdachter Weise aus. Bald kam für sie der Name der Independenten allgemein auf; politisch mußten sie folgerecht zur Republik neigen, während die Presbyterianer (von denen sie im Dogma wenig abwichen) sich mit einem durch die Volksrechte eingeschränkten Königthum befreunden konnten.

Da diese Independenten oder Brownisten allem Bestehenden trotzten, die Gleichheit aller Glieder der Kirche behaupteten und keine bevorzugten Geistlichen, sowie blos unabhängige Gemeinden dulden wollten,

so beschloß Elisabeth, der Verbreitung der schwärmerischen Flugschriften, deren damals in England, wie zu Luther's Zeit in Deutschland, eine ungeheure Anzahl erschien, eine Schranke zu setzen. Sie kam dabei auf den Gedanken, die Presse ganz zu unterdrücken. Diese sehr wichtige Angelegenheit brachte sie aber nach ihrem Grundsatze, daß das Parlament sich nur um Geldsachen zu bekümmern habe, gar nicht vor dasselbe, sondern sie machte ihren Willen durch die oben erwähnte Verordnung kund. Es durfte demnach nichts gedruckt, verkauft, gebunden oder geheftet werden, was nicht vorher ein Bischof gebilligt hatte. Die Independenten schafften sich jedoch eine Druckpresse an, welche ganz insgeheim von einem Orte zum anderen gebracht wurde, und aus der bald neue Fluthen von Schriften hervorkamen. Uebrigens begünstigte selbst der Graf von Leicester, welcher trotz der verfehlten Unternehmung in den Niederlanden immer der Liebling der Königin blieb, insgeheim die Puritaner, wenn er auch öffentlich dem anglikanischen Erzbischof, der sie verfolgte und gegen sie disputirte, Recht gab.

Im Unterhause fingen die Gegner der königlichen Kirche schon 1584 an, die Mehrheit zu bilden, und machten trotz des Scheltens der Königin allerlei Vorschläge zur Beschränkung der Macht der Bischöfe. Diese Puritaner redeten dann auch im Parlament, wenn gleich sehr demüthig und furchtsam, gegen die ganz tyrannische Gewalt der zu einem förmlichen Glaubens- und Inquisitions-Gerichte gewordenen hohen Commission. Das Parlament beschwerte sich vorzüglich über den Gewissens-Eid (oath ex officio), durch welchen die Vorgeladenen gebunden wurden, sich selbst anzuklagen oder gegen sich selbst zu zeugen, was nach englischem Rechte ein Gräuel ist. Obgleich die Königin auch bei dieser Gelegenheit das Parlament hart und grob anfuhr, so erneuerte dasselbe nichtsdestoweniger seine Beschwerden. Zum ersten Male also seit undenklichen Zeiten bildete sich im vorletzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts eine fortdauernde Opposition gegen die Krone. Es bestand dieselbe zwar nur aus Puritanern und mitunter Independenten; aber die kirchlichen Dinge, über welche man stritt, hingen ganz innig mit dem Streite über die Rechte des gesammten Volkes wie der einzelnen Bürger zusammen, welcher im folgenden Jahrhundert die Spaltung zwischen König und Nation herbeiführte. Der Religions-Eifer der Königin hatte die ohne Befragung des Parlaments erlassene Verordnung veranlaßt, daß in ganz England nur drei Druckerpressen (in London, Cambridge und Oxford) sein dürften; auch die wandelnde Presse der Independenten war nachher entdeckt und weggenommen worden; diese mußten sich also durch öffentliches Reden helfen. Sie predigten auf Plätzen und Straßen fanatischen und apokalyptischen Unsinn. Anfangs fanden sie nur geringen Anhang; die Königin

ließ nicht ab, mit unerbitterlicher Strenge gegen die Unglücklichen zu verfahren, welche ins Irrenhaus gehört hätten. So wurde ein gewisser Hacket hingerichtet, der behauptete, die Seele Johannes des Täufers in seinem Leibe zu haben. Durch unnöthige Härte aber ward die Sache schlimmer. Das Parlament hörte nicht auf, die Abstellung der von Bischöfen und Erzbischöfen und von der hohen Commission geübten Tyrannei zu verlangen, während die Königin ihrerseits gegen das Parlament sich so benahm, als wenn gar keine Verfassung da wäre. Als im Jahre 1588 ein Mitglied des Parlaments mit einem Gesetzvorschlage zu Gunsten der Puritaner auftrat und dieser Vorschlag schon dem Sprecher zum Vorlesen übergeben worden war, erklärte einer von den anwesenden königlichen Räthen, daß ja die Königin schon längst ausgesprochen habe, sie wolle von solchen Vorschlägen nichts wissen. Der Sprecher (Damport) gab hierauf dem, der den Vorschlag gemacht hatte, denselben zurück, ohne weitere Notiz von ihm zu nehmen. Nichtsdestoweniger wurden bei dieser Gelegenheit einige Mitglieder des Hauses verhaftet.

In den Jahren 1592 und 1593 ward der Streit zwischen der Königin und dem Parlament schon zu einem Streite über die Rechte des Volkes und über die Königin im Allgemeinen. Im ersteren Jahre brachte nämlich der Kanzler des Gerichtshofes von Lancaster, Morris, vor das Parlament einen Vorschlag zur Verbesserung der geistlichen Gerichtshöfe, welcher besonders gegen den Gewissens-Eid, der die hohe Commission zu einer Glaubens-Inquisition gemacht hatte, gerichtet war. Noch an demselben Tage, an welchem dies geschehen war, ließ die Königin den Sprecher vorbescheiden und befahl ihm, vor dem Hause folgende Erklärung abzugeben: „Sie habe die Macht, das Parlament zu berufen und aufzulösen, ihm beizustimmen oder seine Vorschläge zu verwerfen. Sie habe schon längst dem Parlament untersagt, sich in Sachen zu mischen, welche über dem Horizonte seiner Mitglieder wären, möchten dies nun politische oder geistliche Angelegenheiten sein. Sie wundere sich über die Anmaaßung und den Ungehorsam des Parlaments und lasse demselben befehlen, niemals wieder Vorschläge über solche Gegenstände zu machen; dem Sprecher aber gebiete sie bei seinem Unterthanen-Eide, daß er dem Hause nie mehr einen solchen Gesetzvorschlag vorlese." Morris selbst verlor damals nicht nur seine Stelle als Kanzler des Gerichtes von Lancaster und ward aus der Liste der Obergerichts-Advokaten (barristers) gestrichen, sondern die Königin ließ ihn auch mehrere Jahre im Castell von Tutbury gefangen halten. Noch in demselben Jahre verfuhr man gegen die Jünger Browne's ganz nach Heinrich's VIII. Art. Es wurden nämlich drei von ihnen hingerichtet, blos weil sie gegen die Bischöfe geschrieben hatten; denn der Königin hatten

sie dabei gar nicht erwähnt. Ja, einer von diesen Dreien, Penry, hatte sich nur zu einer Schrift Notizen gesammelt, die man auf dem Wege der Haussuchung bei ihm fand.

Da um jene Zeit die englische Seemacht und mit ihr der Handel, die Künste und die Wissenschaften eine unglaubliche Blüthe erreichten und der Sieg über Philipp's kolossale Armada die Engländer auf dieselbe Weise durch Gedanken des National-Ruhmes berauschte, wie Bonaparte's Siege die Franzosen: so hielten sich die Schwärmer, in Erwartung einer ihnen günstigeren neuen Regierung, während der letzten Jahre der Elisabeth ziemlich ruhig. Jedermann erkannte aber, daß die Regierungs-Art der Königin, weil sie der fortschreitenden Civilisation Englands entgegen sei, den Widerstand gegen ihre Autokratie wieder erwecken werde, und daß, wenn die Schriften, Reden und Grundsätze der Puritaner und Independenten nicht innere Unruhen erzeugen sollten, der Nachfolger der Elisabeth auf die keineswegs aufgehobene, sondern nur schlummernde Verfassung werde zurückkommen müssen. Wir brauchen nur an die vielen Willkürlichkeiten der Elisabeth und an den unerlaubten Einfluß, den sie ihren Günstlingen einräumte, zu erinnern, um zu erklären, warum gleich im Anfange des folgenden Jahrhunderts die Nation eine neue Anerkennung ihrer Rechte mit Gewalt erzwang. Selbst in den Finanz-Angelegenheiten, in Betreff deren Elisabeth das Recht des Parlaments, seine Meinung zu sagen, anerkannte, verfuhr sie oft sehr willkürlich. Sie zog die Einkünfte von erledigten Bisthümern ein, ließ sich nach alter Sitte vom Adel Geschenke machen und half sich gern, ohne das Parlament in Anspruch zu nehmen, von dem sie sich möglichst unabhängig erhalten wollte; nach Hume betrugen alle Summen, die es ihr in einem Zeitraume von 45 Jahren bewilligte, nicht über drei Millionen Pfund. Bei ihrer unruhigen Thätigkeit und bei ihrem Streben, überall, besonders in den Niederlanden, in Frankreich und in Schottland durch Bestechung und durch Unterstützung der schwächeren Partei die stärkere herabzudrücken und ihren eigenen Einfluß geltend zu machen, bedurfte sie großer Summen, von denen oft ihre Minister nichts wußten, oder welche wenigstens dem Parlament nicht bekannt werden sollten. Die Bestrafung der Recusanten oder Nonconformisten, d. h. derjenigen, welche die Staatskirche oder den kirchlichen Supremat der Königin nicht anerkannten, wurde zu einer Einnahmequelle benutzt; es mußten nämlich wohlhabendere Katholiken für jeden Monat, in welchem sie die Kirche nicht besuchten, 20 Pfund bezahlen, so daß in einem uns überlieferten Falle die Rechnung 1380 Pfund betrug. Elisabeth zeigte sich oft kleinlich sparsam, obwohl sie wiederum für Putz und für Prunk im Palaste große Summen ausgab und dabei Schulden in sehr starkem Betrage hinterließ. Ihre

Diener, unter ihnen selbst solche Männer, welche wie Walsingham sich um den Staat die größten Verdienste erworben hatten, waren schlecht besoldet und klagen oft in ihren Briefen, daß sie in einem Frohndienste arbeiteten und ihr Vermögen zusetzen müßten.

Dies würde an und für sich ein Lob für Elisabeth sein; denn wo die Hofleute und die großen Herren die Freigebigkeit und Großmuth der Fürsten preisen, wo es Gelehrten, Dichtern und Künstlern sehr wohl geht, da seufzet das Volk. Allein Elisabeth erlaubte demjenigen Theil ihrer Umgebung, der sich eines solchen Erwerbes nicht schämte, Verwendung und Schutz, mitunter auch Aemter zu verkaufen. Sie selbst zog ein bedeutendes Einkommen aus dem von ihr ertheilten Rechte des ausschließlichen Verkaufs gewisser nothwendigen Bedürfnisse, und zu diesen gehörten sogar Wein, Essig, Oel, Salz, Stärke, Zinn, Stahl, Kohlen und andere ähnliche Waaren. Sie gab freilich endlich (1601) den wiederholten Beschwerden des Parlaments Gehör und beschränkte, wofür dieses sich demüthig bedankte, die Monopole, weil sie selbst fühlte, daß die Zeit vorüber sei, wo man nach orientalischer Weise verfahren könne. Außer den angeführten Willkürlichkeiten erlaubte sie sich auch noch andere Verfügungen, welche den englischen Rechten ganz widerstritten; und ihr Nachfolger erfuhr, als er dies nachahmen wollte, bald, wie sehr sich die Zeiten geändert hatten. Unter Elisabeth ward z. B. oft bei den geringsten Anlässen der Kriegszustand proclamirt. Sie verbot aus demselben Grunde, aus welchem nachher König Jakob I. den Tabak verbot, nämlich weil sie den Geruch nicht vertragen konnte, den Anbau des Waides. Sie ließ ferner, blos weil sie lange Degen und große Kragen nicht leiden konnte, den Leuten die Degen abbrechen und die Kragen abschneiden.

Wenn übrigens ihr Nachfolger nur den geringsten Begriff von den Pflichten eines constitutionellen Regenten gehabt hätte, so würde er das englische Volk sehr leicht haben gewinnen können, weil Elisabeth in den letzten Jahren ihrer Regierung, besonders seit Walsingham's Tode (1590), gar zu viel weibliche Schwäche gezeigt hatte. Sie hat bekanntlich den Ruhm ihrer Regierung besonders der Standhaftigkeit zu verdanken, mit welcher sie ihre beiden ausgezeichneten Minister, den uneigennützigen, arm gestorbenen Walsingham und den boshaften und gewissenlosen Cecil oder Lord Burleigh, in ihren Stellen erhielt, und sich die Ehre der Politik dieser Männer aneignete. Beide Minister hatten jedoch stets mit den Günstlingen und Wüstlingen zu kämpfen, welche Elisabeth aus weiblicher Schwäche zu den wichtigsten Geschäften gebrauchte. Die Erzählungen von der Galanterie des Grafen von Leicester und des Grafen von Essex nehmen in Elisabeth's Geschichte einen ebenso großen Raum ein, wie die Erzählungen von der Eifersucht und

dem Neide der durch die Natur wenig begünstigten und langweilig gelehrten Königin gegen die schöne und lebhafte Maria Stuart. An geselligen Vorzügen fehlte es ihr übrigens keineswegs; sie liebte volksthümliche Vergnügungen und nahm an denselben in leutseliger Weise Antheil; sie hatte tieferes Verständniß für Musik und spielte vortrefflich Klavier; vor Allem liebte sie den Tanz. Ihre litterarische Bildung war umfassend, in vier Sprachen drückte sie sich geläufig und selbst anmuthig aus. Lästig wurde sie durch den Anspruch, selbst noch im Alter ihre Schönheit rühmen zu hören; sie gab Verordnungen über den Verkauf ihrer Portraits, worin sie eines als Muster amtlich empfahl.

Auf welche Weise Elisabeth sich durch den Grafen von Leicester beherrschen ließ und wie viel sie demselben im Privatleben erlaubte, können wir für unseren Zweck übergehen. Wir brauchen nur seines Einflusses auf die Geschäfte zu gedenken, da Leicester mehrentheils dasjenige verdarb, was der alte Lord Burleigh klug berechnet hatte. Seiner Einmischung in die schottischen Angelegenheiten und seines Verhältnisses zur Maria Stuart ist bereits gedacht worden. In den Niederlanden, wohin Elisabeth ihn 1585 schickte, wagte er ganz offenbar, die Befehle seiner Königin im Vertrauen auf ihre besondere Gunst zu übertreten. Mit seiner Sendung dahin verhielt es sich nämlich folgendermaaßen. Als nach dem Tode des Herzogs von Anjou Wilhelm I. von Oranien zwischen den Spaniern, den protestantischen Holländern und den katholischen Belgiern ins Gedränge kam und die Niederländer die Hülfe der Engländer anriefen, gerieth Elisabeth in große Verlegenheit. Auf der einen Seite wollte sie, nach ihren Ideen vom göttlichen Rechte der Herrscher, nicht gern Rebellen gegen ihren rechtmäßigen König unterstützen, auf der anderen aber dem spanischen Könige, welcher ihr Feind geblieben war, auf jede Weise schaden und zugleich ihrem Günstling Leicester Gelegenheit verschaffen, sich auszuzeichnen. Sie hörte nicht auf das Gutachten des Bischofs von Oxford, welcher erklärte, es sei nicht nur ihr Recht, sondern ihre Pflicht, die angebotene Souveränetät anzunehmen; sie half sich vielmehr dadurch, daß sie, als sie den Grafen von Leicester mit einem Hülfsheere in die Niederlande schickte, ihm strenge verbot, sich in irgend eine Unternehmung einzulassen oder irgend eine Stelle und Ehrenbezeugung anzunehmen, welche so gedeutet werden könnte, als wenn Philipp seine Rechte als Oberherr der Niederlande verloren hätte. Der Graf dachte jedoch ganz anders als seine Königin: er hoffte die Stelle zu erhalten, welche der Herzog von Anjou bekleidet hatte. Er suchte und erhielt gleich nach seiner Ankunft in Holland den Titel Excellenz, sowie die Stelle eines Generalkapitains der vereinigten Staaten und die Leitung des Heeres, der Finanzen und der sämmtlichen Gerichtshöfe. Als Elisabeth dies erfuhr, gerieth sie

in den heftigsten Zorn; die Generalstaaten mußten sich sogar bei ihr darüber rechtfertigen, daß sie ihm, dem Wortlaute des Vertrages nach, absolute Macht zugestanden hatten. Elisabeth wurde noch weit mehr erzürnt, als man ihr sagte, der Graf habe seine Gemahlin nach Holland kommen lassen und wolle dort eine förmliche Hofhaltung für sich einrichten lassen. Sie schwur nicht nur einen heiligen Eid, daß sie in ihrem Machtgebiete blos einen einzigen Hof dulden werde, sondern sie fügte auch hinzu, sie wolle dem Glückspilze zeigen, daß dieselbe Hand, die ihn so hoch erhoben habe, ihn auch wieder zur Erde niederbeugen könne. Die Minister hüteten sich wohl, diesen Worten zu trauen; sie entschuldigten vielmehr den Grafen, weil sie mit Recht glaubten, daß es der Königin mit ihrer Drohung nicht ernst sei. Sie waren indessen in großer Verlegenheit, weil Leicester sich ganz ruhig verhielt und nichts von sich hören ließ. Während nämlich die Königin öffentlich über ihn schimpfte und ihm Briefe voller Vorwürfe und Drohungen schrieb, fügte er sich weder, noch gab er Zeichen von Reue; denn er vertraute mit Zuversicht auf die Herrschaft, die er sich über das Herz der Königin erworben hatte. Er ließ sich sogar gerade damals bald in dieser, bald in jener Stadt der Niederlande als regierenden Herrn empfangen, bewirthen und beschenken; in Amsterdam versuchte er englisches Geld zu prägen, was ihm aber doch nicht zugestanden wurde. Elisabeth sah drei Monate lang seinem Trotze und Ungehorsam ruhig zu und gab sogar zuletzt, als Burleigh ganz kühnlich Leicester's Partei nahm, völlig nach. Sie rief den Grafen nicht von seinem Posten ab, sondern schickte ihm vielmehr bedeutende Verstärkungen, damit er noch im Jahre 1586 etwas Entscheidendes im Felde unternehmen könne.

Leicester gab, wie wir bereits wissen, in seinem niederländischen Feldzuge den Beweis, daß er zwar in Hofkreisen erfahren sei, in Geschäften des Krieges aber sowohl hinter dem Prinzen von Parma, als hinter dem jungen Moritz von Nassau-Oranien weit zurück stehe. Als er im Oktober 1586 in den Haag kam, ward er mit lautem Murren empfangen und mußte sein Commando, welches er damals bei seiner bevorstehenden Abreise nach England einem Landsmanne hatte übertragen wollen, ganz niederlegen. Elisabeth schien ihm nicht allein wegen seines insolenten Benehmens gar nicht zu zürnen, sondern er ward auch von ihr gleich darauf in den wichtigsten Geschäften gebraucht und galt bei ihr mehr als je vorher. Sein Einfluß wuchs damals mit jedem Monat. Elisabeth nahm sich sogar seiner an, als er sich durch die Ernennung des Prinzen Moritz zu den Stellen, welche Leicester nur einstweilen wollte niedergelegt haben, tief gekränkt fühlte und die Reformirten in Holland und Friesland, besonders die Geistlichen derselben, ihn zurück verlangten. Elisabeth war damals schon wieder von ihrem

Günstlinge so ganz und gar beherrscht, daß sie den Niederländern und dem Prinzen von Nassau durch Lord Buckhurst heftig zusetzen ließ, dem Grafen Leicester die Generalkapitains-Stelle offen zu halten. Dies geschah freilich nicht; aber Moritz und die Staaten erklärten doch, daß Leicester, wenn er nach Holland zurückkehre, jene Stelle wieder erhalten solle, weil dieselbe von dem Ersteren nur vorübergehend bekleidet werde.

Als nachher Alexander von Parma die Stadt Sluys belagerte und die Niederländer die englische Königin flehend baten, dieselbe zu entsetzen, brachte Leicester nicht allein die Königin dahin, daß sie sich entschloß, die englischen Truppen, welche mit den Holländern die Besatzung von Sluys bildeten, zu verstärken, sondern er ward auch zum Führer der englischen Hülfstruppen ernannt. Er war auch diesmal wieder unglücklich: er griff die Spanier dreimal vergebens an und Sluys mußte am 5. August 1587 capituliren. Er ging nun wieder nach Amsterdam, wurde aber den Holländern wegen seiner verwegenen Anschläge verdächtig und legte in den letzten Tagen des Jahres 1587 die Statthalterschaft auf Verlangen der Königin nieder. Damals schien Elisabeth ihm wirklich zu zürnen; wir wissen aber bereits, daß er, als er vor den geheimen Rath beschieden worden war, dort nicht als Angeklagter, sondern als Ankläger auftrat, und daß er unmittelbar nachher sich bei Elisabeth einer größeren Gunst erfreute, als je zuvor. Dies fiel in die Zeit, als Philipp II. von Spanien den Angriff auf England rüstete, welcher, wie oben berichtet worden ist, die Vernichtung der spanischen Seemacht zur Folge hatte. Auch bei dieser Gelegenheit gab Elisabeth trotz der lauten Klagen, welche Leicester sowohl in den Niederlanden als in England gegen sich erregt hatte, ihrem Lieblinge wieder eine glänzende Rolle. Leicester erhielt den Oberbefehl über eines der zwei Heere, welche Elisabeth aufstellte, um England gegen die Truppen Alexander's von Parma zu schützen, und zwar über das bedeutendste derselben, welches London vertheidigen sollte. Elisabeth selbst wollte sich zum Heere begeben; dies litt aber der Graf Leicester nicht. Er schrieb ihr bei dieser Gelegenheit ein vom 27. Juli 1588 datirtes schmeichelndes Billet, welches am besten deutlich machen kann, wie meisterhaft er verstand, die weiblichen Schwächen seiner Gönnerin zu benutzen. „Was Ihre Person angeht," schreibt er ihr, „welche das Zarteste und Heiligste in der Welt ist, wofür man Sorge tragen kann, so kann ich, allertheuerste Königin, niemals zugeben, daß Sie Sich irgend einer Gefahr aussetzen. Denn auf Ihrer Erhaltung beruht das Wohl des ganzen Reiches. Darum sorgen Sie für dieselbe ganz besonders. Doch möchte ich nicht, daß auf irgend eine Weise eine so fürstliche, seltene Hochherzigkeit nicht der Welt und Ihrem Volke in seinem wahren Lichte

erscheine. Zu diesem Zwecke mögen Sie denn, wenn es Ew. Majestät gefällt, etwas beitragen. Begeben Sie Sich nach Ihrem Hause zu Havering. Dort können Sie, um Ihr Heer und die Grafschaften zu ermuthigen, wenn es Ihnen gefällig ist, zwei oder drei Tage zubringen und das Lager nebst den Forts ansehen. So weit, nicht weiter kann ich einwilligen, daß Sie Ihre Person der Gefahr aussetzen." Sie folgte genau seiner Anweisung. Bekanntlich war es nachher nicht Leicester, sondern der Admiral Howard von Effingham und dessen Flotte, welche das Reich retteten. Der Admiral wurde dafür zwar belohnt; der höchste Preis aber fiel dem Lieblinge der Königin zu. Elisabeth schuf für den Letzteren eine ganz unerhörte Würde und Macht; Leicester sollte das, was Franz von Guise in Frankreich gewesen war, werden, nämlich Stellvertreter der Königin in England und Irland (lord-lieutenant of England and Ireland). Burleigh und Hatton aber machten sie, wie oben erzählt worden, wieder bedenklich, und darüber starb Leicester (September 1588).*)

Elisabeth hatte das Bedürfniß, irgend einen galanten Mann vertraulich zu behandeln und auf weibliche Weise ohne Rücksicht auf sein Verdienst zu begünstigen. Sie wählte sich daher nach Leicester's Tode einen anderen Günstling und Vertrauten. Es war aber ein Mißgeschick, daß sie damals, obgleich sie schon über 50 Jahre alt war, ihre Augen auf einen blutjungen Hofmann warf, den sie schon früher in ganz auffallender Weise begünstigt hatte. Dieser neue Liebling war der erst 21 Jahre alte Graf Essex, ein Stiefsohn Leicester's. Er war von seinem Vater an den Hof gebracht und durch die Königin gleich anfangs sowohl mit Ehrenämtern, die er nicht verdient hatte, bekleidet, als auch zu Geschäften, denen er nicht gewachsen war, gebraucht worden. Elisabeth hatte ihm zuerst eine der ersten Würden des Reiches (die Stelle eines master of the horses) ertheilt. Nachher hatte sie, als sie bei Leicester's Heer im Lager erschien, den jungen Mann, der noch nicht im Felde gedient hatte, zum Generalkapitain der Reiterei ernannt und zugleich im Angesichte des Heeres mit Liebkosungen überhäuft. Endlich hatte sie ihm, nachdem er sich in der Schlacht bei Zütphen als muthigen Offizier gezeigt hatte, auch noch den Hosenband-Orden gegeben. Nach Leicester's Tode ward Essex der erklärte Günstling der Königin. Als solcher lud er nicht nur in ganz kurzer Zeit eine für jene Zeit ungeheure Schuldenlast (22,000 Pfund) auf sich, sondern er sagte

*) Im Jahr 1584 erschien in Frankreich (jedoch in englischer Sprache) ein Dialog, in welchem alle Laster und Verbrechen Leicester's aufgezählt waren. Dieser Dialog, gewöhnlich „Leicester's Republik" genannt, erlebte eine Reihe von Auflagen; der berühmte Sir Philipp Sidney, Leicester's Neffe, schrieb eine Widerlegung desselben.

auch seinen Freunden im Vertrauen, daß er sich bei dem alten Weibe (the old woman) langweile und begab sich im Jahre 1589 ohne Vorwissen der Königin nach Plymouth zu der Flotte, welche unter Drake und Norris ein Heer nach Cadix und Portugal führte. Diese Flotte, deren beide Führer sich sonst als tüchtige Seefahrer bewährt hatten, kehrte bald wieder unverrichteter Sache nach England zurück und Essex nahm sogleich aufs Neue seinen Platz am Hofe wieder ein.

Mit Essex ging es damals gerade so, wie früher mit Leicester: er durfte, ungeachtet seiner eigenmächtigen Entfernung, keck an den Hof zurückkommen und sich noch insolenter zeigen als vorher. Es gelang ihm sogar, einen mit Talenten begabten kühnen Abenteurer, welcher Meister der höfischen Schmeichelei war und mit seinen Freunden bei Elisabeth einer unanständigen Vertraulichkeit genoß, auf einige Zeit von der Königin zu entfernen. Dieser Mann, welcher später unter König Jakob I. noch einmal eine Rolle spielte, war der Ritter Walter Raleigh, früher Statthalter von Cork in Irland, der kurz vorher die britische Colonie Virginien gegründet hatte. Er hatte es während der Abwesenheit des Grafen Essex schon so weit gebracht, daß er der stete Begleiter der Königin auf ihren Spaziergängen geworden war; nach dessen Rückkehr aber mußte er auf einige Zeit nach Irland gehen, wo die Königin ihm 12,000 Acres Land geschenkt hatte. Elisabeth begünstigte damals noch einen jungen Mann, Charles Blount, den Sohn eines Lords, in sehr auffallender Weise. Sie schenkte ihm bei einem Turnier eine goldene Schachkönigin, die er darauf an einem rothen Band am Arme trug, und er erregte hierdurch die Eifersucht des Grafen Essex. Als dieser sich eine sarkastische Bemerkung darüber erlaubte, kam es zwischen Beiden zu einem Duell, welches man dann benutzte, um der Einbildung der Königin zu schmeicheln; Elisabeth ließ sich nämlich in den Kopf setzen, daß ein Streit über ihre Schönheit das Duell veranlaßt habe.

Die beiden Duellanten wurden nachher die besten Freunde. Dagegen war und blieb der bekannte Minister Elisabeth's, Lord Burleigh, für Essex ein gefährlicher Feind, da die Königin den alten Schlaukopf durchaus nicht entbehren konnte. Essex gerieth mit ihm nach Walsingham's Tode (1590) in Zwist, und zwar aus Anlaß der Besetzung der Stelle, welche dieser bekleidet hatte. Lord Burleigh wollte die Stelle seinem Sohne, Sir Robert Cecil, verschaffen; Essex dagegen schlug zuerst den bekannten Davison, welchen Elisabeth nach der Hinrichtung der Maria Stuart zum Träger ihrer Sünde gemacht hatte, und dann den Sir Thomas Bodley vor. Elisabeth schob, um weder ihren alten Minister, noch ihren jungen Günstling zu beleidigen, die Ernennung auf und ließ die Stelle sechs Jahre lang provisorisch durch

Sir Robert Cecil unter der Aufsicht des Vaters verwalten. Erst als 1596 Essex beschuldigt wurde, daß er an dem im Verhältniß zu den aufgebotenen Mitteln wenig glücklichen Ausgange eines großen Unternehmens gegen Spanien schuld sei, gab endlich Elisabeth die Stelle dem Sir Robert Cecil. Dieser verband sich dann mit den zahlreichen Feinden des Grafen Essex zu dessen Sturze.

Was jenes Unternehmen gegen Spanien betrifft, so rüstete König Philipp II., erbittert über die fortwährende Unterstützung der Niederländer und Heinrich's IV. durch Elisabeth, 1596 einen neuen Seezug gegen England. Gleichzeitig machten die Spanier von den Niederlanden aus einen Angriff auf Calais und eroberten Stadt und Citadelle. Dies veranlaßte in England große Bestürzung, da man noch immer die Hoffnung nicht aufgegeben hatte, den wichtigen Platz wieder zu gewinnen. Elisabeth beschloß, dem Zuge der Spanier nach England zuvorzukommen, und schickte eine Flotte ab, welche die Schiffe Philipp's noch vor ihrer Abfahrt vernichten und zugleich spanische Häfen und Städte zerstören sollte. Die Königin war zu diesem Entschlusse durch den Grafen Essex, den Groß-Admiral Howard von Effingham und Sir Walter Raleigh getrieben worden, während Lord Burleigh vergebens Alles aufgeboten hatte, um die Sache zu hintertreiben. Es wurde eine Flotte gerüstet, welche mit Inbegriff von 22 holländischen Schiffen 150 Segel stark war und 14,000 Mann Landungstruppen an Bord hatte. Da man bei diesem Zuge auf große Beute rechnete, so hatte der Groß-Admiral mit bedeutenden Kosten Schiffe auf eigene Rechnung ausrüsten lassen und auch Walter Raleigh, welcher ein guter Seemann war, hatte Schiffe gestellt. Den Oberbefehl über die Flotte erhielt der Groß-Admiral, das Commando über die eingeschifften Landungstruppen der Graf Essex. Außer diesen Beiden führten noch Lord Thomas Howard und Walter Raleigh besondere Abtheilungen der Flotte an. Diese vier Männer bildeten mit einigen anderen Führern den Kriegsrath und Lord Burleigh hatte die Aengstlichkeit seiner Königin benutzt, um durch denselben den Grafen von Essex auf solche Weise einschränken zu lassen, daß das ganze Unternehmen vereitelt werden mußte. Es ward nämlich dem Grafen, dessen Heftigkeit und Hitze diesmal am rechten Platze gewesen wäre, befohlen, nichts zu unternehmen, was nicht zuvor im Kriegsrathe verhandelt und von der Mehrheit desselben gebilligt worden sei.

Die englische Flotte verließ England im Anfange des Juni 1596. Sie landete vor dem Hafen von Cadix, in welchem 15 Kriegsschiffe und 40 Handelsschiffe lagen. Diese Fahrzeuge wurden theils zur schnellen Flucht genöthigt, theils von den Spaniern ausgeladen und zerstört, Cadix selbst aber eingenommen, wobei Essex persönlich bis auf

den Marktplatz eindrang. Nach der Capitulation, durch welche die Stadt am nächsten Tage (22. Juni) sich ergab, ward sie selbst mit allen Waaren-Lagern und Privathäusern den Siegern preisgegeben und nur den Einwohnern gegen Zahlung von 120,000 Kronen die Schonung ihres Lebens zugesichert. Nachdem die Stadt grausam geplündert worden war, wollte Essex als Oberbefehlshaber der Landtruppen tiefer in Andalusien eindringen oder doch wenigstens den Besitz der Isla Leon, auf welcher Cadix liegt, behaupten; allein der Kriegsrath gab weder das Eine, noch das Andere zu. Die Flotte kehrte darauf, nachdem vor ihrer Abfahrt Cadix bis auf zwei Kirchen niedergebrannt und seine Festungswerke geschleift worden waren, im August mit reicher Beute nach England zurück. Das Unternehmen endigte also, wie alle die vielen Raubzüge zur See, welche die Engländer damals, gleich den Normännern des Mittelalters, gegen die spanischen und portugiesischen Besitzungen zu machen pflegten. Sie wurden dadurch übermächtig zur See, kühn und unternehmend, Helden, Entdecker und reiche Handelsleute, aber zugleich auch rohe und brutale Räuber an allen Küsten. Unnützes Blutvergießen hatten übrigens die Befehlshaber nie gestattet; 3000 Frauen, darunter viele Nonnen, wurden unter Begleitung nach einem nahen Hafen geschickt und durften ihre Kostbarkeiten mitnehmen. Der Zug hatte immerhin dem stolzen König zu dem bedeutenden Verlust auch eine empfindliche Demüthigung gebracht.

Die Königin von England war gleichwohl mit dem Ausgange des Unternehmens höchst unzufrieden und nahm es außerdem sehr übel, daß die Befehlshaber, unter welchen Walter Raleigh sich am meisten ausgezeichnet hatte, die unermeßliche Beute nicht in die Schatzkammer abgeliefert, sondern unter sich vertheilt hatten. Sie verlangte, daß die beiden Oberbefehlshaber jetzt auch den Seeleuten den schuldigen Sold auszahlen sollten. Daraus ward freilich nichts; Essex blieb aber seit dieser Zeit zwischen königlicher Gunst und Ungunst in einer bedenklichen Lage, wobei er dann im Vertrauen auf Elisabeth's Schwäche und auf seine Unentbehrlichkeit am Hofe der Königin trotzte. Er spielte damals den Frommen und führte mit seiner Gemahlin eine sehr häusliche Lebensweise. Vor der Königin und ihrem Rathe mußte er genau Rechenschaft geben, wobei Manches zu seinen Gunsten sprach. Unter den Kränkungen, die er damals erlitt, war ihm besonders die eine empfindlich, daß die Stelle eines Statthalters und Befehlshabers in denjenigen Gegenden der Niederlande, welche den Engländern als Unterpfand übergeben worden waren, nicht ihm, sondern dem Ritter Franz Vere anvertraut wurde.

Eine neue Rüstung des spanischen Königs, mit welcher der Versuch,

Irland in Aufstand zu bringen, verbunden war, brachte 1597 den Grafen von Essex zum zweiten Male an die Spitze eines Kriegszuges gegen Spanien. Am spanischen Hofe wurde namentlich durch Jesuiten der abenteuerliche Plan gehegt, Philipp's Tochter auf den englischen Thron zu erheben, da sie von Johann von Gent, dem Vater Heinrich IV. abstamme (s. Bd. VI., S. 614). Nun erhielt Essex den Oberbefehl über eine aus 140 Schiffen bestehende Flotte, welche 8000 Mann an Bord hatte und wieder dem spanischen Könige zuvorkommen sollte. Es wurden ihm zwar Thomas Howard und Sir Walter Raleigh zur Seite gegeben; er sollte aber nicht, wie früher, an das Gutachten des Kriegsrathes gebunden sein. Wind und Wetter waren jedoch diesmal dem Grafen ungünstig. Er wurde bald wieder in den Hafen von Plymouth zurückgetrieben. Da nun die Königin die Kosten für die nöthige Ausbesserung der Flotte nicht bestreiten wollte, so löste sich diese auf, indem die einzelnen Schiffe, welche nach der Sitte jener Zeit aus den Häfen und Städten aufgeboten worden waren, ebenso wie die adeligen Freiwilligen wieder nach Hause zurückkehrten. Essex selbst wollte jedoch seine Unternehmung nicht aufgeben, sondern segelte mit den wenigen ihm übrig gebliebenen Schiffen wieder von Plymouth ab, um die aus Indien kommende spanische Flotte anzugreifen. Er eroberte auf dieser Fahrt einige der Azorischen Inseln und nahm auch mehrere reich beladene Schiffe der Spanier weg, verfehlte aber die eigentliche indische Flotte und kehrte im Oktober wieder nach Plymouth zurück.

Er wurde damals am Hofe sehr ungnädig empfangen, und mußte besonders darüber Vorwürfe hören, daß er den Walter Raleigh, welcher unstreitig ein besserer Seemann war als er, nicht gehörig geachtet habe. Er entfernte sich daher beleidigt vom Hofe. Die Königin jedoch, welche seiner nicht entbehren konnte, bot Alles auf, um ihn wieder zu versöhnen. Sie beleidigte ihm zu Gefallen sogar den Groß-Admiral. Sie hatte nämlich diesen während der Abwesenheit des Grafen Essex zum Grafen von Nottingham gemacht, wodurch derselbe den Vorrang vor Essex erhielt, und ertheilte jetzt, um den erbitterten Grafen wieder an den Hof zurückzubringen, dem Letzteren die einzige Stelle, mit welcher, wenn sie von einem Grafen bekleidet wurde, ein noch höherer Rang verknüpft war. Diese Stelle war die eines Lord-Marschalls. Der neue Graf von Nottingham verließ hierauf bitter gekränkt den Hof.

Mit den beiden Cecil's hatte Essex einige Zeit Frieden, weil sie ihm reiche Geschenke gemacht hatten;*) da er sich aber der Königin gegenüber oft ein beleidigendes Betragen erlaubte, so waren jene nicht

*) Die Geschenke bestanden in einer Ladung Cochenille, 7000 Pfund werth, und in einem Contract, nach welchem er eine noch weit größere Quantität aus den königlichen Magazinen mit Gewinn verkaufen konnte

säumig, jeden Anlaß zu benutzen, um die Königin auf seine Heftigkeit und auf seinen gänzlichen Mangel an politischer Klugheit aufmerksam zu machen. Im Jahre 1598 gerieth er zuerst im Ministerrathe mit den Cecil's in einen politischen und gleich nachher mit der Königin selbst in einen persönlichen Streit, welcher ihm verderblich ward. Die Cecil's behaupteten nämlich mit Recht, daß es, nachdem Heinrich IV. (im April) mit Philipp II. Frieden geschlossen hatte, an der Zeit sei, den von Spanien angebotenen Frieden ebenfalls anzunehmen, und auch die Königin war dieser Meinung; Essex aber trat, da er noch Lorbeeren und Beute zu ernten gedachte, mit einer Leidenschaftlichkeit dagegen auf, welche die Königin erschreckte und auch sogar den kalten jüngeren Cecil (Sir Robert) außer sich brachte; der Letztere hielt bei der Berathung dem Grafen den Bibelspruch vor Augen: „Die Blutdürstigen sollen nicht die Hälfte ihrer Tage erleben." Die Königin schwieg damals zwar und ließ die Sache einstweilen unentschieden, gleich nachher aber ward sie bei einem anderen Anlasse ebenfalls erzürnt und da kam es dann zu einem förmlichen Bruche. Jener Anlaß hing mit den Begebenheiten, welche auf der Insel Irland vorgefallen waren, zusammen.

Irland war damals, was es noch jetzt zum Theil ist, ein Land der Meutereien und des Mordens. Die dort ausgebrochenen Empörungen gaben übrigens der englischen Regierung einen Anlaß, weite Länderstrecken einzuziehen, welche dann als Lehen ausgegeben wurden. Bei einem dieser Aufstände hatte ein irischer Edelmann, Hugo von Dungannon, solche Dienste geleistet, daß ihn Elisabeth zum Grafen Tyrone erhob. Er nahm aber auch noch aus eigener Macht den Namen O' Nial an, durch welchen er sich den Irländern, die ihre alten Stammsagen hochhalten, zum Beherrscher der Landschaft Ulster empfehlen wollte. König Philipp II. von Spanien reizte fortwährend zu Aufständen, bei welchen Tyrone, dem Elisabeth allzulang getraut hatte, ein regelmäßiges Heer aufstellte und bei Blackwater einen Sieg gewann. Wegen dieser Rebellion war die Stelle eines königlichen Statthalters in Irland nicht wünschenswerth, und man suchte ihr auszuweichen. Da sie im Jahrr 1598 ledig war, berathschlagte die Königin mit Essex und dem Groß-Admiral über die Wiederbesetzung derselben. Elisabeth wollte den Oheim des Grafen, Sir William Knollys, zum Statthalter von Irland ernennen; Essex aber bestand darauf, daß sein Gegner Sir George Carew erwählt werde, sowohl weil er diesen vom Hofe zu entfernen wünschte, als auch weil Elisabeth die Schuld mißlungener Unternehmungen stets auf die Anführer schob und deshalb Essex jene Stelle von seinem Oheim abwenden wollte. Die Königin gerieth darüber mit Essex in einen heftigen Zank und sagte ihm unangenehme und

beleidigende Dinge, worauf Essex sich soweit vergaß, daß er ihr mit einem wegwerfenden Ausdrucke den Rücken kehrte. Dies reizte die Königin aufs Höchste; sie sprang auf, gab ihm eine Ohrfeige und rief, er möge zum Teufel gehen. Der Graf griff sogleich ans Schwert und stürzte, als der Groß-Admiral ihn am Arme ergriff, im heftigsten Zorn aus dem Zimmer, indem er sagte, er würde nicht einmal vom Vater der Königin eine solche Beleidigung geduldet haben, geschweige denn von einem Könige im Weiberrock (a king in petticoats). Nach diesem Vorfalle verflossen zwei Monate, ohne daß Elisabeth und Essex einander sahen, weil der Letztere von der Königin eine Genugthuung und sie von ihm eine Entschuldigung forderte. Auch im dritten Monate, in welchem Elisabeth dem Grafen bei einer vorgeblichen oder wirklichen Krankheit desselben einige Aufmerksamkeit bewies, konnte man ihn nicht dahin bringen, daß er einen demüthigen Schritt (a submission) thue. Erst im Anfange des November verstand sich die Königin dazu, ihn wieder um sich zu sehen. Es scheint aber, als wenn sie dem Grafen nie ganz verziehen und nur auf eine Gelegenheit gewartet habe, um sich an ihm zu rächen.

Diese Gelegenheit gab ihr schon im folgenden Jahre (1599) des Grafen Ehrgeiz. Essex suchte nämlich damals für sich dieselbe Stelle zu erhalten, die er vorher von seinem Oheim hatte abwenden wollen. Der alte Lord Burleigh, der sich während der ganzen Regierungszeit der Königin auf seinem Posten behauptet und das Finanzwesen meisterhaft, wenn auch vielleicht etwas zu karg verwaltet hatte, war im Sommer 1598 gestorben und Lord Buckhurst bekleidete nunmehr seine Stelle. Dieser hegte zugleich mit allen anderen Geschäftsmännern den Wunsch, den Grafen Essex zu entfernen, und glaubte, als derselbe sich um die Stelle eines Vicekönigs (Lord Deputy) von Irland bewarb, eine gute Gelegenheit dazu gefunden zu haben. Die Königin widerstrebte zwar lange, willigte aber am Ende doch ein und Essex ward zu ihrem Statthalter in Irland ernannt. Man gewährte ihm dabei Vortheile und Rechte, wie sie keinem seiner Vorgänger gewährt worden waren. Es wurden ihm nicht nur 8000 Pfund, welche er der Staatskasse schuldig war, erlassen, sondern auch eine dreimal größere Summe zum Geschenke gemacht. Er erhielt außerdem ein Heer von 18,000 der besten Soldaten, von welchen viele in den Niederlanden gedient hatten. Man ertheilte ihm endlich noch andere unerhörte Vorrechte, indem er für Todesverbrechen und Verrath sollte Begnadigung gewähren, ja sogar nach seinem Gutdünken Frieden schließen oder den Krieg fortsetzen dürfen. Alle die, welche in die Geheimnisse des Hofes eingeweiht waren, glaubten damals, die Königin selbst wolle dem Grafen Veranlassung geben, sich ins Verderben zu stürzen; die Nicht-Ein-

geweihten dagegen meinten, er habe den vollen Genuß der alten Gunst wieder erlangt.

Als Essex nach Irland gekommen war, zeigte er, im Vertrauen auf die alte Gunst der Königin, deren doch bereits andere sich erfreuten, seinen gewohnten Stolz und Eigensinn. Er ließ, anstatt, wie die Königin befohlen hatte, zuerst mit seiner ganzen Macht gegen Tyrone zu ziehen und ihn zu vernichten, drei Sommermonate verfließen, ohne sich um ihn zu bekümmern. Er übergab, obgleich die Königin ihm dies verboten hatte, den Oberbefehl über die Reiterei seinem Freunde, dem **Grafen von Southampton**, und dieser legte erst, als die Königin es gebot, das Commando wieder nieder.*) Essex war freilich nicht ganz unthätig, sondern unternahm in der Zeit, in welcher er Tyrone hätte bekämpfen sollen, einen Zug in andere Gegenden. Er eroberte mehrere von den Irländern erbaute Forts, zog nach Münster und besetzte Limerick, Cork und Waterford; er verlor aber dabei durch Witterung, Klima und Seuchen den größten Theil seines Heeres und verweilte bis in den August hinein zu Dublin Ein dringender Befehl der Königin, welche alle seine Gegenvorstellungen verwarf, nöthigte ihn, sich wieder von Dublin zu entfernen, um Tyrone anzugreifen. Er hatte jedoch nur 3000 Mann beisammen, als er am Flusse Brenny auf das Heer der Rebellen stieß. Er schloß deshalb, anstatt den Feind anzugreifen, am 8. September mit demselben einen Waffenstillstand, welcher während des Winters alle sechs Wochen erneuert werden sollte und den eingeborenen Irländern bedeutende Vortheile, namentlich Duldung des katholischen Cultus, zusicherte, der Königin aber in Hinsicht auf den Güterbesitz der gegen sie im Felde stehenden irländischen Häuptlinge und auf die Anstellung von Engländern in Irland schwer zu erfüllende Verpflichtungen auferlegte. Schon die geheime Unterhaltung, welche Essex vor dem Abschlusse dieses Waffenstillstandes mit Tyrone hatte, machte die Königin argwöhnisch; die Bedingungen des Waffenstillstandes aber erbitterten sie vollends. In dieser Lage der Dinge kehrte Essex ohne Erlaubniß der Königin nach England zurück, erschien am Morgen des 28. September plötzlich in ihrem Schlafzimmer und warf sich an ihrem Bette auf die Kniee. Die Königin verstellte sich dabei gegen ihn. Sie zeigte sich ihm sogar noch bei einer zweiten Unterhaltung mit ihm, welche am nämlichen Morgen stattfand, gütig und freundlich; schon am Abend desselben Tages aber erhielt er Stuben-Arrest und gleich darauf wurde er zur Bewachung einem zuverlässigen Manne übergeben, der sich dafür verbürgen mußte,

*) Henry Wriothesley, Graf von Southampton, ist als Verehrer und Gönner Shakspeares berühmt. Die Ungnade der Königin hatte er sich dadurch zugezogen, daß er sich gegen ihren Willen verheirathete.

daß Essex nicht entfliehe. Elisabeth wollte ihn vor Gericht stellen und als Hochverräther verurtheilen lassen; die Richter erklärten ihr aber, daß sie im Gerichte schwerlich durchdringen werde. Essex blieb hierauf bis an das Ende des Jahres Gefangener. Das Aufsehen, welches die Sache machte, nöthigte endlich die Königin, ihn vor eine Commission von 18 durch sie ernannten Personen zu stellen; doch wollte sie diese Commission nicht als Kriminalgericht angesehen haben, sondern sie nannte es Disciplinargericht (censure). Unter den Kron-Advokaten, die gegen ihn auftraten, war auch der berühmte Bacon, früher sein Schützling. Essex ward von dem Gerichte mehrerer Dienstvergehen schuldig gefunden und zur Strafe nicht nur von seinen Aemtern als Mitglied des geheimen Rathes, als Lord-Marschall und als General-Feldzeugmeister (master of the ordinance) suspendirt, sondern auch zu einer Gefangenschaft verurtheilt, welche so lange, als es der Königin gefalle, dauern sollte. Essex nahm dieses Urtheil demüthig und ergeben auf. Er ward nach der Verkündigung desselben pietistisch frömmelnd und schien aller Hoffart und Pracht der Welt satt zu sein. Die Königin ihrerseits gab ihm in der nächsten Zeit mehrere Zeichen des Andenkens, indem sie ihn der Aufsicht enthob und ihm erlaubte, in seinem eigenen Hause zu wohnen. Doch ließ sie einen Brief, den er am Jahrestag ihrer Krönung (17. November) an sie richtete, völlig unbeachtet. Am Ende des Jahres 1600 war die Geduld des Grafen erschöpft und er erlaubte sich von jetzt an heftige Reden gegen Elisabeth, welche dieser von ihren zahlreichen Spähern sogleich hinterbracht wurden. Robert Cecil, der schlaue Sohn eines listigen und bitterbösen Vaters, Sir Walter Raleigh, Cobham, dessen Bruder Brooke und Lord Gray, von welchen Raleigh und Cobham zugleich mit einigen anderen Männern des Grafen Platz bei Elisabeth eingenommen hatten, waren die Hauptgegner desselben. Er suchte also durch jedes gesetzliche oder ungesetzliche Mittel dieselben von Elisabeth zu entfernen und seinen ganzen Einfluß wieder zu gewinnen. Zu diesem Zwecke trat er mit König Jakob von Schottland in Verbindung. Er bemühte sich, denselben besorgt zu machen, daß von England aus ein Einverständniß mit dem spanischen Könige angeknüpft werde, um ihn von der Nachfolge in England auszuschließen und die Tochter Philipp's auf den Thron zu setzen. Zugleich erbot er sich, seine Freunde zu bewaffnen, um diesen Plan, welcher von Cecil, Cobham, Raleigh und Nottingham betrieben werde, zu vereiteln. Jakob scheint dem Grafen für seinen guten Willen gedankt zu haben, war aber klug genug, sich keine Blöße zu geben. Essex hatte jedoch das Volk durch die unter demselben verbreitete Meinung, er allein betreibe die Nachfolge eines Protestanten aufrichtig, in eine so gewaltsame Bewegung gebracht, daß sein Haus

täglich von ganzen Schaaren umgeben war. Auch seine vielen ritterlichen Freunde kamen zu ihm, doch versammelten sich die eigentlichen Häupter der Verbindung zu ihren Berathungen meist in Druryhouse bei dem Grafen Southampton. Mit diesen entwarf er den abenteuerlichen Plan, in den königlichen Palast einzudringen und so die Gegner zu vertreiben; denn er hielt sich überzeugt, daß, wenn er dies thue und sich dann der Königin zu Füßen werfe, Elisabeth sogleich alles Vorgefallene vergessen werde. So wunderlich auch dieser Plan uns scheinen mag, so waren doch des Grafen Genossen entschlossen, das tollkühne Wagestück zu unternehmen. Die Minister der Königin hatten indessen von des Grafen Correspondenz mit Jakob Kenntniß erhalten und suchten der Ausführung des Planes zuvorzukommen. Dies nöthigte die Verschworenen loszubrechen, ehe alle ihre Anstalten getroffen waren.

Am 7. Februar 1601 schickte der Kabinets-Rath der Königin unerwartet den Secretär Herbert in des Grafen Palast (Essex-house), und ließ demselben befehlen, sogleich vor dem Rathe zu erscheinen. Essex entschuldigte sich damit, daß eine Unpäßlichkeit ihm nicht erlaube, sein Haus zu verlassen. Unmittelbar darauf erhielt er ein Billet von unbekannter Hand, in welchem er ermahnt wurde, auf seine schleunige Rettung bedacht zu sein; gleich darauf hörte er, die Wachen im Palast seien verdoppelt worden. Er sandte sogleich nach allen Seiten hin Boten aus, um seine Freunde zu sich zu rufen. Diese waren kaum gekommen, als ihm gemeldet wurde, daß vier Herren vom königlichen Rathe nebst dem Lord Oberrichter am Thore seines Palastes ständen und Einlaß begehrten. Er befahl, ihnen die Nebenthür zu öffnen, ihr Gefolge aber mit alleiniger Ausnahme des Mannes, welcher das große Siegel trug (the pursebearer), nicht mit einzulassen. Die Eingetretenen fanden die Freunde des Grafen im Palaste und es entspann sich zwischen ihnen und Essex sogleich ein hitziger Wortwechsel. Essex erklärte, er sorge nur für seine Sicherheit; er behauptete ferner, woran allerdings etwas Wahres war, die Königin werde von seinen Feinden gewissermaaßen gefangen gehalten und mit Gewalt verhindert, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, was sie sonst aus alter Liebe ganz gewiß thun würde. Der versammelte Haufen schrie: „Schlagt sie todt! Behaltet sie als Geiseln! Werft das große Siegel zum Fenster hinaus!“ Essex führte nachher die Herren des Rathes zuerst durch einige Zimmer, in welchem Musketiere standen, und dann in einen hinteren Saal. Hier ließ er sie einsperren und durch John Davis, Franz Tresham und Arden Salisbury bewachen. Nachdem er so sich jener Herren als Geiseln versichert hatte, begann er ein Unternehmen, welches nur einem Wahnsinnigen in den Kopf kommen konnte. Er zog sein Schwert und stürzte, begleitet von den Grafen Rutland und Sout-

hampton, sowie von den Lords Sands und Mounteagle und etwa 80 Herren und Rittern, an die sich nachher noch der Graf Bedford, Lord Cromwell und etwa 200 Andere anschlossen, aus seinem Hause, um den königlichen Palast anzugreifen. Dieser war jedoch gut verwahrt, alle Straßen waren leer und todtenstill und Niemand wollte sich dem Grafen anschließen. Den Sheriff Smith, auf den er sich am meisten verlassen hatte, fand er nicht zu Hause. Die Königin selbst zeigte vielen Muth und hatte Lust, den Aufrührern geradezu entgegen zu gehen. Die Begleiter des Grafen sahen bald ein, daß sie sich getäuscht hatten, indem sie das Unternehmen für leicht ausführbar gehalten und auf die Schwäche der Königin für Essex gerechnet hatten. Sie zerstreuten sich also und er selbst hielt es dann für das Klügste, auf einem Umwege in seinen Palast zurückzukehren. Es folgten ihm nur etwa 50 Personen. Die Herren, deren er sich als Geisel hatte bedienen wollen, fand er nicht mehr in seinem Hause, weil einer seiner Anhänger sie mittlerweile in Freiheit gesetzt hatte.

Nachdem Essex in seinen Palast zurückgekehrt war, zogen Robert Cecil und Sir Thomas Gerard, vom Grafen von Cumberland und einem Herold begleitet, in der Stadt umher und ließen ihn als Hochverräther ausrufen, indem sie zugleich demjenigen, der sich seiner Person bemächtigen würde, 1000 Pfund versprachen. Essex und die bei ihm zurückgebliebenen Freunde faßten den Entschluß, sich in dem Palaste, welcher der Sitte früherer Zeiten gemäß befestigt war, zu vertheidigen; als aber der Groß-Admiral mit einer bedeutenden Anzahl Soldaten den Palast enge einschloß und dann Geschütz herbeibringen ließ, wagte Essex nicht, es bis zum Aeußersten kommen zu lassen. Er und Southampton verhandelten vom Balkon aus mit Sir Robert Sidney, der im Garten stand, erlangten aber nur zwei Stunden Frist, während welcher die Frauen das Haus verlassen durften. Lord Sands rieth nun dem Grafen, einen verzweifelten Ausfall zu machen, um entweder sich durchzuschlagen oder kämpfend zu sterben; allein Essex folgte diesem Rathe nicht, sondern ließ sich bereden, sich und die Seinigen unter der Bedingung gefangen zu geben, daß man ihn vor Gericht stelle und nicht summarisch verurtheile. Am andern Morgen wurden sie in den Tower gebracht.

Vielleicht würde die Königin dem Grafen, wie dieser selbst glaubte, verziehen haben, wenn nicht seine Gegner, welche seine Verbindung mit dem Thronfolger kannten und ihn also auch für die Folge zu fürchten hatten, ihn des beabsichtigten Mordes der Königin beschuldigt hätten. Sie erpreßten nämlich von einem gewissen Thomas Lee das Geständniß, daß er zu Essex Gunsten einen Mordversuch gegen die Königin im Sinne gehabt habe, und ließen ihn dann, obgleich er nach-

her seine und des Grafen Schuld ableugnete, so eilig hinrichten, daß der wirkliche Verhalt der Sache nicht ermittelt werden konnte. Essex und Southampton wurden dem gegebenen Versprechen gemäß am 19. Februar 1601 vor ein Gericht von 25 Pairs gestellt, welches den Lord Buckhurst (als lord steward) zum Vorsitzer hatte. Als Essex unter diesen Richtern mehrere seiner Feinde erblickte, wollte er, wie es bei Geschworenen-Gerichten gebräuchlich ist, diese ausgeschlossen haben; die Oberrichter aber, deren Gutachten man darüber einholte, gaben die Erklärung: das Gesetz mache einen großen Unterschied zwischen Pairs und Geschworenen; die Ersteren wären nicht beeidigt und sprächen ihr Schuldig oder Unschuldig (their verdict) mit Verpfändung ihrer Ehre aus, sie könnten daher auch nicht recusirt werden. Die eigentliche Anklage betraf nur die beabsichtigte Festnehmung und Entthronung der Königin und den bewaffneten Aufstand; denn die auf Thomas Lee's Aussage gestützte Beschuldigung des Mordversuches ward nur im Stillen bei der Königin benutzt, um eine Begnadigung zu verhindern. Das Gericht erklärte beide Angeklagten für schuldig und verurtheilte sie zum Tode. Dieses Urtheil ward von Elisabeth schnell bestätigt und an Essex schon am 25. Februar 1601 vollzogen; er starb im Alter von 33 Jahren. Seine wirklichen Absichten bekannte er noch in einer schriftlichen Aufzeichnung und sprach am Schaffot seine Reue aus. Doch hielt man ihn allgemein für ein Opfer der am Hofe mächtigen Partei seiner Gegner. Seine Hinrichtung veranlaßte Bewegungen im Volke, und dies beunruhigte seine Gegner so sehr, daß sie an dem Grafen von Southampton das Urtheil nicht vollziehen, sondern ihn nur auch fernerhin in Haft halten ließen.*)

König Jakob von Schottland stellte seine Verbindung mit Essex und dessen Mitverschworenen, welche die Anerkennung seines Rechtes der Nachfolge mit Gewalt hatten erzwingen wollen, in Abrede, obwohl er auf Veranlassung derselben den Grafen von Marr und den Abt Bruce von Kinloß zu seinen Gesandten in England ernannt hatte. Das Mißlingen des ganzen Planes war dem Könige schon vor der Abreise dieser Gesandten bekannt geworden; er hatte ihnen aber aufgetragen, sich, wenn noch irgend eine Hoffnung übrig sei, an die Verschworenen anzuschließen. Als die Gesandten Alles vereitelt sahen, wandten sie sich schnell auf die andere Seite, indem sie der Königin zur Beseitigung

*) Viel verbreitet, aber unbegründet ist die Sage, Elisabeth habe in früheren Zeiten dem Grafen einen Ring gegeben, den er ihr, wenn sie ihm zürne, als Talisman der Versöhnung schicken solle; auch habe er diesen Ring im Tower der Gräfin von Nottingham für die Königin eingehändigt, die Gräfin habe ihn aber nicht abgegeben und aus Zorn über seine hartnäckige Zurückhaltung habe Elisabeth das Bluturtheil unterschrieben

der Gefahr Glück wünschten. Sie baten diese dabei, daß sie doch keinen ihrer Unterthanen deshalb, weil er mit Jakob correspondirt oder ihn in Schottland besucht habe, zur Strafe ziehen möge; zugleich ersuchten sie die Königin aber auch, die Jahrgelder zu erhöhen, welche der schottische König von Elisabeth bezog. Da Jakob einer Verbindung in England bedurfte, Elisabeth aber mit großer Eifersucht darüber wachte, daß keiner ihrer Minister mit ihrem Nachfolger in Verkehr stehe, so benutzte der schlaue Robert Cecil die Anwesenheit der schottischen Gesandten, um sich für den wahrscheinlich bald eintretenden Fall des Todes der Elisabeth die Gunst ihres Nachfolgers zu sichern. Er trat vermittelst der Gesandten insgeheim mit Jakob in Verbindung, richtete aber aus Vorsicht die Sache so ein, daß alle gegenseitigen Mittheilungen an und durch eine dritte Person, den Lord Heinrich Howard, gemacht wurden. Auf diese Weise war Robert Cecil schon vor dem Tode der Elisabeth insgeheim Jakob's Minister, und ordnete Alles an, was dieser angeordnet zu haben wünschte, obwohl der König bis zu Elisabeth's Tode die Miene annahm, als wäre von ihm nichts Gutes zu erwarten. Auch blieb Cecil später Jakob's Minister, bis er im Jahre 1612 gerade zu der Zeit starb, als Jakob seiner am meisten bedurft hätte. Ganz anders erging es den Lieblingen der Elisabeth, einem Grey, Raleigh, Cobham und Anderen: denn diese wurden, als nach dem Tode der Königin Jakob den Grafen von Southampton in Freiheit setzen und zu sich kommen ließ und alle Freunde und Verwandten des Grafen Essex sehr begünstigte, in große Verlegenheit gebracht.

Die Königin befand sich zu der Zeit, als Essex hingerichtet wurde, schon längst in einem traurigen Gesundheitszustande. Als sie im Jahre 1601 ihr letztes Parlament in eigener Person eröffnete, vermochte sie sich in dem schweren königlichen Ornat nicht aufrecht zu halten und würde unter demselben zusammengestürzt sein, wenn nicht einer der Großen herbeigeeilt wäre und sie gestützt hätte. Uebrigens erhielt sie von Seiten dieses ihres letzten Parlaments umfassende Bewilligungen an Geld, um den Krieg in Irland führen zu können. Dagegen erfuhr sie in anderer Beziehung einen heftigen Widerstand, welcher für die Regierung ihres Nachfolgers, eines auf sein göttliches Herrscherrecht übermäßig stolzen und mehr dem spanischen Despotismus in Staat und Kirche, als den englischen constitutionellen Formen zugeneigten Königs, ein schlimmes Vorzeichen war. Es galt diesmal nicht der Religion, vielmehr ruhte der Streit mit Katholiken und Puritanern schon seit einiger Zeit; es galt den Rechten des freien Verkehrs, welche während der ganzen Regierungszeit der Elisabeth verletzt worden waren. Elisabeth nämlich, welcher im Allgemeinen Kargheit vorgeworfen wird, hatte, um ihre Lieblinge und die Männer ihrer nicht gerade keuschen

nächsten Umgebung zu bereichern, seit dem 17. Jahre ihrer Regierung ein Mittel angewandt, welches die anderen Bürger wesentlich beeinträchtigte. Sie ertheilte Einzelnen Monopole, indem sie ihnen ein von ihr selbst unterschriebenes Patent ausstellte, vermöge dessen der in demselben Genannte, zur Belohnung für seine Dienste oder besser für seine angeblichen Dienste, das ausschließliche Recht erhielt, mit einer bestimmten Waare Handel zu treiben. So hatte z. B. Essex lange Zeit hindurch das Privilegium, süße Weine zu verkaufen, besessen, und der erste Streit zwischen ihm und der Königin war dadurch entstanden, daß Elisabeth ihm nach einem Zanke sein Monopol nicht erneuern wollte. Die wichtigsten Gebrauchsgegenstände, wie Salz, Kohlen, Oel, Zinn waren durch das Monopolsystem in wenigen Jahren auf den doppelten Preis gestiegen. Dieser Mißbrauch wurde am 20. November 1601 im Parlament zur Sprache gebracht und erregte damals einen heftigen Sturm, weil die königlichen Diener behaupteten, die Ertheilung solcher Monopole sei ein Prärogativ der Krone und das Parlament habe kein Recht, der Königin, wie sie sich ausdrückten, die Hände zu binden. Beide Häuser wurden dadurch in große Aufregung gebracht und ihr damaliges Benehmen war ein Vorspiel der Scenen, die sich nachher unter Jakob I. mit weit größerer Heftigkeit wiederholten. Das Parlament bestand nicht nur auf seinem Rechte und erklärte, das Gemeinwohl könne die Blutegel nicht mehr dulden, sondern es wollte sich auch nicht bei bloßen Bittschriften beruhigen, von denen keine Abhülfe zu erwarten sei. Es sprach sich vielmehr dahin aus, jener Mißbrauch müsse unmittelbar durch einen Parlaments-Beschluß abgeschafft werden. Da nun zugleich die Bürger von London murrend die Straßen füllten und den Minister durch ihr Toben in Schrecken setzten, so faßte Elisabeth auf den Rath desselben den Entschluß, nachzugeben. Sie erklärte am 25. November dem Sprecher des Parlaments, sie habe Monopole nur ertheilt, wo man ihr dieselben als nützlich dargestellt habe; sie wolle die schädlichen sogleich abschaffen und die übrigen bis auf gerichtliche Entscheidung außer Kraft setzen. Elisabeth also, welche ihr königliches Vorrecht seither stets behauptet hatte, beugte sich gerade am Ende ihrer Regierung vor dem Willen des Volkes. Das Nachgeben wurde ihr weniger empfindlich, da ihr das Parlament seine Dankgefühle in ganz überschwenglichen Ausdrücken kundgab.

Um jene Zeit dauerte der Krieg mit den Rebellen in Irland und mit den Spaniern noch immer fort. Die Letzteren schickten zweimal nach einander Truppen nach Irland; sie bewirkten aber beide Male nichts Anderes, als daß sie den Krieg und die Verheerungen verlängerten. Der neue Statthalter Mountjoy besiegte Tyrone und zwang die Spanier zum Abzug; er würde mit den Rebellen früher zu Ende

gekommen sein, wenn nicht Elisabeth eine unbedingte Unterwerfung verlangt hätte. Endlich unterwarf sich ihm Tyrone, entsagte dem angenommenen Titel O'Nial und begab sich mit Mountjoy nach Dublin, wo sie die Nachricht von Elisabeth's Tode vernahmen. Die Unternehmungen zur See gegen Spanien dauerten fort.

Elisabeth starb am 24. März 1603. Ihr trüber Ernst, der sich seit Essex Tode mehr als zuvor kundgab, hatte sich gesteigert, da sie die kältere Stimmung des Volkes und die Abnahme ihrer Kräfte wahrnehmen mußte. Schon vor ihrem Tode waren die Männer, welche unter Elisabeth's Namen zuletzt die Regierung geführt hatten, in zwei Parteien zerfallen, weil, nachdem der Minister Robert Cecil sich von seinen Collegen getrennt und mit Jakob angeknüpft hatte, Grey, Cobham und Raleigh, denen Jakob nicht gewogen war, sich anders helfen mußten. Die Letzteren verfielen auf den Gedanken, sich an die Katholiken anzuschließen und anstatt des Königs Jakob die Tochter von dessen Vatersbruder, Arabella Stuart, auf den englischen Thron zu erheben, oder mit anderen Worten die Nachfolge einer Prinzessin zu verschaffen, welche ganz ihre Creatur wäre und durch spanische Hülfe sowohl auf den Thron gebracht, als auch im Besitze desselben erhalten werden sollte*). Dieser Plan war schon an und für sich abenteuerlich; er ward es vollends, als Robert Cecil, der Siegelbewahrer, der Groß-Admiral und der Erzbischof von Canterbury die Königin zwei Tage vor ihrem Tode dahin brachten, daß sie, was bis dahin von ihr stets verweigert worden war, den König Jakob für ihren Nachfolger erklärte. Jakob ward auch unmittelbar nach dem Tode der Elisabeth als König ausgerufen und es blieb deshalb seinen Gegnern nichts Anderes übrig, als eine Verschwörung anzustiften, welche unter den damaligen Umständen nur ihren Urhebern selbst, nicht dem neuen Könige, verderblich werden konnte.

8. Erste Regierungsjahre Jakob's von England.

Jakob I. hatte seither ebensoviel von den Geistlichen und Großen Schottland's als von trotzigen Puritanern und Schwärmern zu leiden gehabt und mit Sehnsucht der Stunde geharrt, wo er aus seinem armen Schottland in das reiche England und aus der Beschränkung, in der seine Schotten ihn stets gehalten hatten, zu der willkürlichen Gewalt der Königin Elisabeth übergehen sollte. Er eilte daher, Besitz vom englischen Throne zu nehmen. Niemand machte ihm die Herrschaft

*) Der Vater der Arabella war Karl, ein Bruder des Königs Heinrich Darnley und wie dieser ein Enkel von Margaretha, der Schwester Heinrich's VIII., nicht aus ihrer ersten Ehe mit König Jakob IV. von Schottland, sondern aus der zweiten mit dem Grafen von Angus.

streitig; denn Arabella Stuart, welche Raleigh, Cobham und Andere ihm entgegensetzen wollten, hatten Robert Cecil und sein Anhang in Gewahrsam bringen lassen, noch ehe die Absichten jener Partei ans Licht gekommen waren.

Jakob ward in England als ein Schotte betrachtet, welcher Geld brauche, und seine Freunde als arme Ritter, die sich in England bereichern wollten. Er bedurfte daher als König von England vieler Klugheit und Behutsamkeit. Diese wäre ihm vor allem Anderen nöthig gewesen. Dagegen hatte seine große theologische Gelehrsamkeit, die ihn zum Pedanten machte und wegen deren ihn einige Schmeichler den britischen Salomo nannten, nur sehr geringen Werth.*) Er erwarb sich freilich durch ein 1599 geschriebenes und weit verbreitetes Buch, in welchem er die hierarchischen Grundsätze vertheidigte, die Freundschaft des anglikanischen Klerus; allein diese konnte ihm bei dem im ganzen Volke erwachten Streben nach religiöser und politischer Freiheit wenig nützen. Uebrigens hatte er jenem Buche den Titel einer „königlichen Gabe" gegeben, und zwar nach seiner pedantischen Weise mit einem griechischen Ausdrucke (Basilikon Doron). Sowohl die Presbyterianer und Puritaner, als die Katholiken täuschten sich in Jakob, weil er als Erz-Pedant allein weise sein wollte. Er hatte daher bald die beiden ganz entgegengesetzten Parteien auf gleiche Weise gegen sich. Von Elisabeth's Räthen und Lieblingen begünstigte er einen Theil; die gefährlichsten unter ihnen aber beleidigte er, noch ehe er nach London kam, dadurch, daß er von Cobham und Grey nichts wissen wollte und den Walter Raleigh sowohl von dem Posten eines Garde-Hauptmannes als von der einträglichen Stelle eines Ober-Commissärs der Zinn-Bergwerke entfernte, dagegen den Freund des Grafen Essex, den Grafen von Southampton, aus dem Tower zu sich nach York kommen ließ. Robert Cecil blieb Staatssecretär und wurde zum Grafen von Salisbury erhoben.

Daß Jakob, wie es bei jedem neuen Regenten der Fall zu sein pflegt, auf seiner Reise durch England vom Volke mit unglaublichem Jubel empfangen wurde, ist nur aus dem Grunde merkwürdig, weil ihm selbst an den Freudenbezeugungen des Volkes sehr wenig gelegen war. Er ließ sogar das Zusammenströmen des Volkes an die Orte, durch welche er kam, verbieten, und wollte nur den Kreis der Herren, welche er besonders begünstigte, in seiner Umgebung haben. Um sein monarchisches Ansehen schon an der Grenze zu zeigen, wählte er ein Mittel, welches von Verachtung der Gesetze ausging und deshalb den Engländern vor

*) Seine Opera, herausgegeben 1619 zu London von Bischof Montague, enthalten außer Betrachtungen zu Gunsten des unumschränkten Königthums auch Beweise für das Dasein böser Geister, Argumente gegen das Tabakrauchen und eine Untersuchung über die Vorliebe des Teufels für alte Frauen.

einem solchen Ansehen bange machen mußte. Er ließ nämlich einen Dieb ohne vorausgegangene Untersuchung aufknüpfen. Auch sein Betragen bei der Krönung, die am Jakobstage (25. Juli) abgehalten wurde, war nicht leutselig; er vermied allen Glanz und eilte nach beendigter Feier von London weg. Wie wenig seinem Worte, dem mündlichen und dem schriftlichen, zu trauen sei, bewies Jakob durch einen langen Brief, den er am 9. April 1603 von Schottland aus an sein englisches Cabinet (council) schrieb; denn in diesem Briefe gedachte er der Königin Elisabeth auf sehr ehrenvolle Weise und ordnete Alles an, was ihr als letzte königliche Ehre nur irgend gebührte; nachher aber wollte er, wie man bei Hume und viel ausführlicher und genauer bei Lingard lesen kann, nicht einmal von ihr reden hören. Freilich hatte Elisabeth ihr ganzes Leben hindurch sowohl seine Mutter verfolgt, als auch ihn gepeinigt und mit Essex, Walter Raleigh und Anderen ein höchst unanständiges Leben geführt; aber sie war und ist noch in England fast göttlich verehrt und hatte ihre Scandale stets vor dem Publikum verborgen gehalten, während dieses sich über Jakob's unbehülfliches Benehmen, über seine Trunksucht und seine Weichlichkeit, mit der eine übertriebene Freude an Jagden und Hahnenkämpfen seltsam contrastirte, fortwährend zu ärgern hatte. Uebrigens wird jener Brief, in welchem Jakob gerade das Gegentheil von dem ausspricht, was er nachher that, weder von Hume noch von Lingard angeführt. Er steht im zweiten Bande der von Halliwell 1848 herausgegebenen Briefe der englischen Könige. Der soeben erwähnte Contrast der Worte und der That ließe sich allenfalls damit entschuldigen, daß Jakob den Ministern gegenüber, die er damals noch nicht beleidigen durfte, sich verstellen mußte. Ein anderer Beweis seines widersprechenden Betragens, den er ebenfalls gleich anfangs gab, war für seine, seines Volkes und seiner Kinder Schicksale weit bedeutender. Er machte nämlich durch eine Proclamation bekannt, daß unter seiner Regierung alle Monopole, sowie überhaupt alle Willkürlichkeiten, welche Elisabeth sich zum Besten ihrer Lieblinge erlaubt hatte, ganz aufhören sollten; nichts destoweniger ward gleich nachher von ihm selbst die Willkür und die Begünstigung unwürdiger Menschen weiter getrieben als je.

Wir werden der Kürze wegen nur diejenigen Handlungen und Ereignisse der Regierung Jakob's I. berühren, welche die englische Nation mit der Besorgniß erfüllten, daß die ihr schon im 13. Jahrhundert durch Brief und Siegel zugesicherten Rechte verletzt werden möchten, oder welche wenigstens allgemein fühlbar machten, daß man für diese Rechte neue Bürgschaften suchen müsse. Wir glauben deshalb auch gegen unsere Gewohnheit, ehe wir zum Einzelnen übergehen, den Gang der Regierung im Allgemeinen andeuten zu müssen. Um dabei ganz sicher zu

gehen, wollen wir Schritt vor Schritt dem englischen Gelehrten folgen, welcher die Einleitung zu den von Birch gesammelten Briefen der angesehensten Männer in Jakob's I. Zeit geschrieben hat*). Der Verfasser dieser Einleitung gibt das Ergebniß seines Studiums der Urkunden über Jakob's Betragen und über sein Schwanken in politischer Beziehung ganz kurz an und wir glauben seine Worte als das allgemeine Resultat der Berichte angesehener Zeitgenossen dem Besonderen, welches wir hinzufügen wollen, vorausschicken zu sollen.

Er geht von dem Gedanken aus, daß Jakob durch seine pedantische Bildung und heuchlerische Erziehung in den Stand gesetzt war, eine zeitlang die Welt zu täuschen und in den Augen derselben für einen Weisen zu gelten, daß er aber gar bald aus seiner Rolle fiel. Seine Regierung ist für die Geschichte der Erneuerung und Bestätigung der im 13. Jahrhundert durch die Nation errungenen Befreiung von monarchischer Willkür wichtiger, als man sich vorzustellen pflegt. Der Sieg, welchen später die Vertheidiger der National-Rechte gegen die despotischen Eingriffe des Königs errangen, wurde hauptsächlich dadurch vorbereitet, daß unter Jakob I. die Mitglieder des Parlaments den Geldbußen und der Einkerkerung im Tower, welche Jakob zu verhängen pflegte, muthig trotzten. Auf das Vorspiel der Revolution unter Jakob I. hat man bisher viel zu wenig geachtet, weil man die späteren mehr in die Augen fallenden Ereignisse des Kampfes der Nation ausschließlich beachtete; und doch ist es unzweifelhaft gewiß, daß die glänzenden Ergebnisse, welche unter Jakob's Sohne erlangt wurden, nie erlangt worden wären, wenn nicht die Männer, welche unter des Vaters Regierung der Gewalt trotzten, so ausdauernd gerungen hätten.

Jakob trat, wie aus den Nachrichten in den erwähnten Briefen hervorgeht, dem Parlament gegenüber bald liebkosend, bald drohend auf, gerieth nachher plötzlich in eine förmliche Wuth, schleuderte den Befehl der Auflösung wie einen Blitzstrahl gegen das Parlament, und ließ nach der Auflösung Deputirte ins Gefängniß werfen, sowie die Güter eines jeden Parlaments-Gliedes einziehen, welches kühn genug gewesen war, sich im geringsten seinen Plänen zu widersetzen. Kaum waren jedoch einige Monate verflossen, so rief er das Parlament wieder zusammen, weil er durch die Leere seiner Schatzkammer dazu unbedingt genöthigt war. Er suchte dann, ehe noch eine Debatte über die Beschwerden des Volkes und über die ewigen Geldforderungen der Krone entstehen konnte, das ihm nöthige Geld durch List zu erschleichen. Er

*) The court and the times of James the First, transscribed by Thomas Birch D. D., now first published from his Mss. bequeathed of the British Museum, London, 1849, 2 voll.

versprach zu dem Ende alles Mögliche und betheuerte, daß er nur das Wohl des Volkes im Auge habe und die besten Vorsätze hege. Die Mitglieder des Unterhauses merkten jedoch bald, was es mit seinen Versprechungen auf sich habe. Er nahm im Jahr 1604 den ganz neuen Titel eines Königs von Großbritannien an; das Parlament that gegen die Bezeichnung selbst keinen Einspruch, war aber mißtrauisch gegen die Folgen; die Grenzzölle wollte man wohl fallen lassen, jedoch keineswegs jeden Schotten als in England naturalisirt betrachten. Ueberhaupt suchte das Unterhaus weislich Bürgschaften zu erhalten, ehe es sich entschloß, ihm die Mittel zur Fortsetzung seines gesetzwidrigen Regiments zu gewähren. Jakob hatte nämlich bei seinem Regierungsantritte die Aussicht auf ein ideales Glück eröffnet, welches seine patriarchalische Regierung in England schaffen werde. Da sollten weder Monopole, noch Erpressung, noch irgend ein Unrecht oder Verlust vorkommen; alles dies war aber zu Wasser geworden. Den sparsamen Schotten erkannte man in ihm nicht wieder. In wenigen Jahren wurden gerade die verderblichsten Monopole hundertfach vervielfältigt, Zölle erhöht, Staatsgüter veräußert, gezwungene Anlehen von den Kaufleuten erpreßt, die Reichen zu unerschwinglichen Geldstrafen verurtheilt, der Handel gelähmt, die Gewerbe zu Grunde gerichtet und die Armen in jeder Beziehung beeinträchtigt.

Die unermeßlichen Summen, welche Jakob durch diese Mittel erlangte, wurden mit kindischer Verschwendung und liederlicher Sorglosigkeit an Günstlinge vergeudet, deren Ansprüche an die Freigebigkeit des Königs allein auf einem glatten Gesichte und einer hübschen Gestalt beruhten. In den Briefen aus Jakob's I. Zeit, fährt der Verfasser der Einleitung zu denselben fort, wird man alle einzelnen Angaben, welche zur Kenntniß der Lieblinge Jakob's, eines Hay, Montgomery, Rochester, Monson, Brett und Buckingham dienen, vollständig finden. Für die Geschichte eines jeden dieser Günstlinge findet man Züge, welche über die Regierung des pedantischen und dabei kindischen Königs viel Licht verbreiten. Montgomery's verächtliche Feigheit, die unglaubliche Schlechtigkeit eines Rochester, die Unbedeutendheit eines Monson und die tolle Ueberhebung eines Buckingham warfen einen nicht kleinen Theil des Scheines ihrer Verkehrtheit auf ihren Gönner. Hay, Graf von Carlisle, scheint der Einzige gewesen zu sein, der sich der Rolle, die er gespielt hatte, schämte und eine würdigere Stellung suchte. Er besaß die Klugheit, die den Andern ganz fehlte, in hohem Grade. Sobald er merkte, daß sich ein Nebenbuhler zeigte, der die losen und lockeren Eigenschaften, welche Jakob allein belohnte, in höherem Grade besaß als er, bemühte er sich sogleich um eine diplomatische Anstellung außerhalb des Reiches, und als er diese erhalten hatte, erwarb

er sich einen besseren Anspruch auf Auszeichnung und Belohnung, als die persönliche Gunst eines Fürsten wie Jakob verleihen könnte.

Jakob erweckte schon vor seiner Krönung bei allen denen, welche der versteckten Politik der Elisabeth und ihrer boshaften Cecil's nicht getraut hatten, große Hoffnungen. Sowohl die Puritaner als die Katholiken erwarteten von ihm Duldung. Der Papst Clemens VIII. erklärte sich freundlich über ihn, er schrieb ihm, daß er für ihn bete als für den Sohn der vortrefflichen Maria; er ließ sogar die Krönung Jakob's in Rom durch eine Procession feiern. König Heinrich IV. von Frankreich und Philipp III. von Spanien suchten seine Freundschaft und der Letztere ließ Einleitungen zu einem Frieden mit England treffen. Auch der Erzherzog Albrecht, welcher, nachdem er sich durch den Papst seiner geistlichen Würde hatte entbinden lassen, Philipp's II. Tochter Isabella heirathete und Oberstatthalter der spanischen Niederlande geworden war, hatte eine Gesandtschaft nach London geschickt. Nur eine kleine Zahl der unter Elisabeth begünstigten, durch Jakob aber entfernten Intriguanten und liederlichen Leute ersann ein Complot, welches so unbedeutend wie sie selbst war, aber viel Lärm machte. Diese Leute entwarfen nämlich den tollen Plan, mit Hilfe der englischen Katholiken, des Statthalters der Niederlande, des Königs von Spanien und der Arabella Stuart sich der Person das Königs zu bemächtigen, um von ihm Zugeständnisse zu erzwingen. Sie hatten jedoch nicht einmal vorher angefragt, ob sie auch bei den Personen, auf welche sie rechneten, eine Stütze finden würden. Weder der König von Spanien noch Erzherzog Albrecht ließen sich mit ihnen ein und Arabella Stuart gewährte nicht einmal demjenigen von ihnen, der ihr einen Vorschlag zu ihrer Befreiung machen sollte, Gehör. Die Hauptverschworenen waren die Lords Grey und Cobham, Walter Raleigh, Griffin, Markham, Anton Copley, Georg Brooke, Cobham's Bruder, und die katholischen Priester Watson und Clarke. Diese Leute waren nicht einmal über den Plan, den sie befolgen wollten, unter einander einig geworden, und ihre Kabalen durchkreuzten sich. Sir Walter Raleigh, ein Abenteurer und Meister im Erbauen von Luftschlössern, wie im Schwelgen und Verschwenden, befolgte einen anderen Plan, als Brooke und die beiden katholischen Priester. Jener rechnete mehr auf Arabella Stuart, diese mehr auf die Katholiken, sowie auf Unterstützung aus den Niederlanden und aus Spanien. Beide hatten die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Sie plauderten überdies auch ihr Project viel zu frühe aus. Sie wurden daher in Haft genommen, ehe noch ein Anfang zur Ausführung ihrer Absichten gemacht worden war, also zu einer Zeit, wo man ihnen nur noch tolle Reden und böse Absichten Schuld geben konnte. Gegen Arabella blieb übrigens Jakob immer mißtrauisch,

namentlich wegen ihrer Liebe zu William Seymour; denn dieser stammte von Maria, jener jüngeren Schwester Heinrich's VIII., die in erster Ehe mit Ludwig XII. von Frankreich vermählt war (s. Bd. X., S. 84).

Bei dem Verhör, das sich in den englischen Staats-Processen (State trials) ausführlich findet, zeigte der große englische Jurist Coke als Oberrichter eine staunenswürdige Grobheit und Ungezogenheit, welcher Walter Raleigh eine ebenso bewunderungswürdige Kaltblütigkeit und Ruhe entgegensetzte. Jakob war verständiger und billiger, als sein Lord Oberrichter. Die Verschworenen wurden nämlich, nachdem sie zum Tode verurtheilt worden waren, zwar insgesammt auf das Schaffot geführt, wodurch man wenigstens ein Geständniß gewann, weil Cobham Alles enthüllte; hingerichtet aber wurden nur Brooke und die beiden Priester. Die Anderen wurden nicht sowohl begnadigt, als vielmehr nur gefristet, so daß man, wenn es dem Könige einfiel, jeden Augenblick den Befehl zu ihrer Hinrichtung geben konnte. Dies geschah jedoch nur mit Walter Raleigh, welcher nun zwölf Jahre im Tower saß, wo seine Gemahlin die Haft mit ihm theilte, dann freigelassen wurde und später wieder ins Gefängniß kam. Raleigh schrieb im Tower eine in ihrer Art und für die englische Litteratur merkwürdige Weltgeschichte. Nach dem Sturze des Grafen von Salisbury, der sein Hauptfeind am Hofe war, erhielt er seine Freilassung und wußte den König durch die Aussicht, ihm eine Goldmine in Guiana zu eröffnen, so sehr zu gewinnen, daß Jakob ihm zu diesem Zwecke ein Commando anvertraute. Da jedoch die angebliche Goldmine in der Nähe des Orinoko in einer Gegend lag, wo die Spanier Besitzungen hatten, so that der spanische Gesandte Einsprache und Raleigh erhielt den Befehl, jene Besitzungen in keiner Weise zu beeinträchtigen. Er segelte nun nach Südamerika, landete auf der Insel Trinidad und sandte 250 Mann den Orinoko hinauf, die das Bergwerk nicht fanden, aber eine spanische Kolonie zerstörten; sein Sohn fiel beim Angriff auf die Kolonie. Nach seiner Heimkehr mußte Raleigh den Zorn des Königs empfinden; das Todesurtheil, das seit 1603 über ihm schwebte, wurde für gültig erklärt und seine Hinrichtung vollzogen (October 1618). Der leichtsinnige Mann hatte die Unvorsichtigkeit, dieses Commando anzunehmen, obgleich vorauszusehen war, daß, wenn er das verheißene Goldland nicht finde, der König das noch immer über ihm schwebende Todesurtheil werde vollziehen lassen.

Jakob fand in der Zeit zwischen seiner Ankunft in England und seiner Krönung, daß die anglikanische Kirche mit ihren Bischöfen und dem Könige als oberstem Bischof seinen absolutistischen Vorstellungen von Staats- und Kirchen-Regierung am besten entspreche. Die Puritaner waren ihm zuwider, weil er den größten Abscheu gegen ein System

hegte, nach welchem, wie er in seiner gemeinen Art sich ausdrückte, ihm Hans und Kunz, Jörg, Peter und Niklas in Staats- und Kirchen-Angelegenheiten einreden könnten. Die Katholiken mochte er nicht, weil er selbst Papst sein und auch das Bestehende nicht förmlich umstoßen wollte. Er ward von den beiden äußersten Parteien wiederholt und heftig um Duldung bestürmt, konnte sich aber auch dazu nicht entschließen, sondern wollte, im Vertrauen auf seine theologische Gelehrsamkeit und auf seine in Schottland erworbene Rede- und Disputir-Kunst, den Friedensstifter machen. Die Katholiken, welche ebenso sehr wie er jeder Art von Freiheit entgegen waren, dachte er durch Milderung der gegen sie bestehenden Gesetze zu gewinnen; er ertheilte einigen den Ritterschlag und versprach, die bestehende Geldstrafe für katholische Recusanten aufzuheben, was er jedoch nicht hielt. Die Puritaner hoffte er, da er Calvin's Theologie meisterhaft inne hatte, durch Gründe von ihrem Irrthum überzeugen zu können. Zu dem letzteren Zwecke ließ er die anglikanischen Bischöfe und Geistlichen zu Hamptoncourt unter seinen Augen eine Conferenz mit den Presbyterianern und Puritanern halten.

Diese Conferenz wurde am 14. Januar 1604 eröffnet. Der König übernahm dabei eine Hauptrolle, indem er den unglücklichen Gedanken hatte, den Präses (moderator) der zu haltenden theologischen Disputation zu spielen. Am ersten Tage wurden die Puritaner nicht zugelassen, sondern der König unterhandelte allein mit den Bischöfen und Theologen seiner anglikanischen Kirche, um sie, was ihm auch gelang, zu einiger Nachgiebigkeit in unwesentlichen Dingen zu bewegen. Am zweiten Tage erschienen auch die Puritaner. Sie forderten, man solle gesetzlich festsetzen, daß nur das reine Evangelium gelehrt werden, daß alle Geistlichen wissenschaftlich gebildet sein, daß die geistlichen Gerichtshöfe reformirt werden, und daß die Liturgie (the prayerbook) geändert werden solle. Der heftige Kampf, der sich darauf erhob, betraf ganz allein den letzten Punkt. Der König zeigte sich dabei als einen grundgelehrten Theologen, sowie als einen rüstigen dialektischen Klopffechter und geistlichen Redner. Dabei spielte er bald den König, bald den Hanswurst, was Beides der Stellung eines Vermittlers in Religionssachen durchaus unangemessen war. Er erlaubte sich nämlich, seinen Gegnern die Schwäche ihrer Gründe bitter vorzuwerfen und seine Genossen im Disputiren, d. h. die Bischöfe, darüber zu tadeln, daß sie so grob schimpften. Zwar belebte er die trockene Disputation mit Witz, und dieser Witz, dessen Lingard mit Lob erwähnt, mag auch in der rohen theologischen Gesellschaft manches Pferdegelächter erregt haben; er war aber von der schlechtesten Gattung. Dies wird man schon daraus schließen können, daß Jakob damals, um seinen Abscheu vor Wider-

spruch zu bezeichnen, den oben erwähnten platten Witz vom Einreden des Hans, Kunz und Peter der Länge und Breite nach vorgebracht hat. Er ermüdete an diesem zweiten Tage der Conferenz die Geduld der Armen, die ihm zuhören mußten, durch die Länge seiner Predigt eben so sehr, als am Tage vorher, wo er nicht weniger als drei Stunden über die Form und Art der Taufe gesprochen hatte. Er erklärte, seine Autorität aufrecht zu erhalten; es müsse auch in diesen Dingen heißen: le roy s'avisera. Den Bischöfen gefielen seine Reden am besten, und als er den Satz: „Kein Bischof, kein König! (no bishop, no king!)" aussprach, machten sie ihm laut das Compliment: „Se. Majestät seien sichtbar von Gottes Geist erfüllt, weil sie so redeten." Die sehr verständigen und dabei bescheiden vorgetragenen Einwendungen des Dr. Reynolds beantwortete der König mit dem Satze: „Ich will nur eine Lehre, eine Kirchenzucht, eine Religion im Wesen (substance) und in Ceremonieen." Die Disputation des zweiten Tages mußte daher nothwendiger Weise so endigen, wie sie geendigt hat. „Nun Doctor", fragte der König zuletzt, „habt Ihr noch etwas Anderes zu sagen? (Well, doctor, have you any thing else to say?)" „Nichts mehr, Ew. Majestät zu dienen (No more, if it please your majesty)." Doch wurde beschlossen, es solle ein National-Katechismus herausgegeben und eine authentische Bibel-Uebersetzung veranstaltet werden. Am dritten Tage wurden die Puritaner noch einmal vorgerufen und wenigstens damit getröstet, daß vorerst auf Gleichförmigkeit der Lehre und des Cultus noch nicht gedrungen werden, sondern ihnen eine Frist gestattet werden solle. Die Puritaner waren jedoch mit der Nachgiebigkeit ihrer Theologen gar nicht zufrieden und auch Jakob's Bischöfe eilten nicht, die Liturgie in der Weise zu ändern, wie sie am ersten Tage der Disputation dem Könige versprochen hatten. Die Sache blieb also ganz im seitherigen Zustande. Nachdem aber die den Puritanern gewährte Frist abgelaufen war, ließ Jakob diejenigen von ihnen, welche, wie man sich jetzt bei uns ausdrückt, nicht sogleich kirchlich wurden, auf jede Weise plagen und verfolgen.

Es zeigte sich bald, daß Jakob bei aller Vorliebe für das Princip der römischen Religion seiner Art Papstthum schwerlich jemals entsagen werde. In der Sternkammer sprach er seine Abneigung gegen den Katholicismus aus und erklärte, seine Kinder sollten ihm nicht nachfolgen, wenn sie sich von der anglikanischen Kirche abwendeten. Da machten einige kühne Männer im Jahre 1604 ein Complot, um den Katholiken durch einen Handstreich zu helfen, den sie im folgenden Jahre ausführen zu können hofften. Dies war die sogenannte Pulververschwörung (gun powder treason), deren Entdeckung und Unterdrückung die Matrosen, der Pöbel und die Gassenbuben Englands noch

jetzt alle Jahre am 5. November auf ihre Weise zu feiern pflegen. Hume gibt ganz dreist diese Verschwörung den Jesuiten Termond, Johann Gerard und Garnet Schuld, welche allerdings auch wegen des auf ihnen ruhenden Verdachtes vor das peinliche Gericht gestellt wurden; wir finden aber in den Acten und in dem, was über die Sache im zweiten Bande der englischen Staats-Processe (State Trials) vorkommt, keine Beweise dafür. Wir glauben deshalb mit Lingard, daß diesmal die Jesuiten unschuldig waren und ein Opfer des Hasses wurden, welcher wegen ihrer Unduldsamkeit, ihres Verfolgungseifers und ihrer arglistigen Tücke gegen Leute, die nicht ihres Glaubens sind, auf ihnen ruhte und noch immer ruht. Der Plan der Verschworenen scheint uns sehr abenteuerlich; sie bewahrten jedoch ihr Geheimniß sehr strenge, bis ganz zuletzt einer von ihnen, Tresham, welcher nebst dem Baronet Digby erst später in das Complot eingetreten war, den unten zu erwähnenden Brief schrieb.

Die nächste Veranlassung zu der Verschwörung gab der Fanatismus des Königs. Es wurden nämlich die Katholiken ebenso sehr verfolgt, als die Puritaner. Jakob ließ eine Proclamation gegen die Katholiken, besonders aber gegen ihre Sendboten, welche mehrentheils Jesuiten waren, bekannt machen, und befahl, daß den alten Gesetzen gemäß, aber seinem eigenen Versprechen zuwider, von neuem denen, die sich nicht zur anglikanischen Kirche hielten, eine Geldbuße abverlangt würde. Diese Buße, die in der Regel 20 Pfund für den Monat betrug, wurde von Zeit zu Zeit eingetrieben und von dem Könige und den ihn umgebenden Schotten, welche stets Geld brauchten, als ein Erwerbsmittel benutzt; gar mancher Katholik ward dadurch von Haus und Hof getrieben, denn bei der Erneuerung der Straffsteuer wurde sie nachträglich für die 13 Monate begehrt, während welcher sie geruht hatte. Unter denen, welche von diesen harten Strafen betroffen wurden, befand sich der Oberst Robert Catesby, der dann aus Haß und Rachgier den Plan der Pulververschwörung entwarf. Catesby hatte nach Allem, was man uns von ihm erzählt, manches Abenteuer bestanden und manchen Frevel begangen und unter Andern auch zu denen gehört, welche mit Essex den königlichen Palast hatten stürmen und die Königin Elisabeth gefangen nehmen wollen. Der Plan, den er nunmehr entwarf, bestand darin, daß das Parlaments-Gebäude in dem Augenblicke, wo das Oberhaus, das Unterhaus, der König und die Minister nebst den Zuhörern in einem Saale beisammen wären, in die Luft gesprengt werden sollte. Catesby wußte zuerst fünf Männer für seinen Plan zu gewinnen, zuletzt betrug die ganze Zahl der Verschworenen höchstens zwölf. Unter ihnen befanden sich außer Catesby selbst noch zwei einigermaaßen vermögende Leute, der zuvor erwähnte

Tresham und Sir Eberhard Digby; der Mitverschworene Thomas Percy war ein entfernter Anverwandter des Grafen von Northumberland. Die eigentliche Ausführung der Sache übernahm der Offizier Guy Fawkes, der bis auf den heutigen Tag der englischen Jugend ein ähnliches Vergnügen bereitet, wie Haman den Juden, nur daß der Eine im Bilde verbrannt, der Andere geklopft wird. Die fünf ersten Theilnehmer schworen einer dem anderen Verschwiegenheit und nahmen dann das Abendmahl aus der Hand des Jesuitenpaters Gerard. Dadurch ward dieser nachher in den Proceß verwickelt; er betheuerte jedoch, daß er von dem Inhalte des beschworenen Geheimnisses nichts gewußt habe. Die Verschworenen glaubten übrigens auf einen allgemeinen Aufstand rechnen zu können, weil am Ende des Jahres 1604 und im Laufe des folgenden die Maaßregeln gegen die Katholiken grausam und unerträglich wurden. Außerdem machte Fawkes mehrere Reisen in die Niederlande, um eine Anzahl Offiziere aus dem englischen Regimente, das man dem Erzherzog Albrecht anzuwerben gestattet hatte, für den Fall eines katholischen Aufstandes zu gewinnen. Uebrigens hat König Jakob selbst in einem Berichte, welcher aus seinen Werken in den zweiten Band der englischen Staats-Processe eingerückt worden ist, den ganzen Hergang der Verschwörung recht breit und in seiner Manier erzählt.

Die Verschworenen schoben die Ausführung ihres Planes einige Zeit hindurch auf, weil sie hofften, daß mit dem bevorstehenden Abschlusse eines Friedens zwischen England und Spanien die den Katholiken auferlegten Geldstrafen aufhören würden. Als jedoch im August 1604 Philipp III. und Jakob I. mit einander einen Friedensvertrag schlossen, ohne daß es den Spaniern gelang, für die Katholiken Duldung zu erwirken, ward zur Ausführung geschritten. Einer der Verschworenen, Percy, hatte neben dem alten Westminster-Palast, in welchem der für die Eröffnung des Parlaments bestimmte Saal war, ein kleines Haus gemiethet. Von diesem aus beschlossen sie eine Mine unter den Palast zu graben. Sie hatten daran schon mehrere Wochen gearbeitet, als sie am Schlusse des Jahres vernahmen, daß die Einberufung des Parlaments nicht im Februar 1605, sondern erst im October stattfinden werde. Sie unterbrachen daher eine zeitlang die Arbeit; als sie dieselbe wieder aufnahmen, fanden sie bald, daß sie die dicke Mauer, die das Fundament das Palastes bildete, weder durchbrechen, noch auch, weil dann Wasser einströmen würde, unterhöhlen könnten. Sie verfielen also auf einen anderen Gedanken. Sie hörten nämlich, daß ein gewölbter Keller unter dem Parlaments-Gebäude zu vermiethen sei; sie mietheten denselben, vorgeblich um Holz und Steinkohlen in ihm aufzubewahren, und ließen dann Nachts eine Anzahl Pulverfässer

hineinbringen, welche hinter Holz und Steinkohlen versteckt wurden. Sie hatten Zeit genug, nach und nach 36 Pulverfässer in den Keller zu bringen. Ihr Vorhaben kam jedoch, ohne daß sie es ahnten, zur Kenntniß der Minister. Was die Entdeckung der Verschwörung betrifft, so haben die Schmeichler des Königs später die Erzählung erfunden, daß Jakob selbst die Sache ans Licht gebracht habe, und zwar aus Anlaß eines warnenden Briefes, welchen Lord Mounteagle erhalten hatte, und dessen Verfasser Tresham gewesen sein soll. In diesem Briefe hieß es, dem Parlament stehe ein fürchterlicher Schlag bevor, welcher so schnell vorbei sein werde, als der Brief verbrannt sei (the danger is as soon past, as you have burnt this letter); und der König allein soll daraus den Schluß gezogen haben, daß von einer Pulver-Explosion die Rede sein müsse, worauf dann der Keller durchsucht und die Sache entdeckt worden sei. Wir wissen jedoch, daß die von Fawkes gemachten Reisen, sein Verkehr mit den englischen Offizieren in Flandern und die unruhige Bewegung der Verschworenen schon längst bemerkt worden waren, sowie daß Robert Cecil Anzeigen aus der Fremde erhalten hatte. Der Letztere störte das Treiben der Verschworenen lange Zeit nicht, damit er nachher durch ein offenes gerichtliches Verfahren die Jesuiten und die Katholiken überhaupt zum Gegenstande eines blinden Hasses machen könne. Uebrigens erhielt Lord Mounteagle jenen Brief zehn Tage vor dem zum Vollzuge bestimmten Tage; es ist aber sehr wahrscheinlich, daß damals schon längst zwei Mitglieder des Kabinets, Cecil und der Graf von Suffolk, durch König Heinrich IV. von Frankreich gewarnt worden waren.

Die Verschworenen erhielten Nachricht von dem an Lord Mounteagle gerichteten Briefe, sowie daß derselbe Gegenstand langer Kabinets-Verhandlungen gewesen sei. Sie beharrten dessenungeachtet auf ihrem Vorhaben und hatten bereits verabredet, unmittelbar nach der Katastrophe sich des Prinzen Karl und der Prinzessin Elisabeth zu bemächtigen, eine Proklamation zu erlassen und einen Protector einzusetzen. In Erwartung des bestimmten Tages ließen sie, um jeden Argwohn zu vermeiden, die Thüren des Kellers offen. Als daher der Ober-Kammerherr (lord chamberlain) und Lord Mounteagle am Tage vor der Eröffnung des Parlaments die Vorbereitungen für dieselbe in Augenschein nahmen, konnten sie wie von ungefähr in den Keller eintreten. Sie sahen in demselben den ihnen persönlich nicht bekannten Offizier Fawkes, welcher es übernommen hatte, das Pulver zur bestimmten Zeit anzuzünden und sich mit dem Parlament in die Luft zu sprengen. Fawkes gab sich, als jene beiden Herren erschienen, für einen Diener Percy's aus. Die bedeutsame Bemerkung derselben, sein Herr müsse wohl viel Feuerung brauchen, hätte ihn warnen sollen;

es geschah dies aber nicht, sondern er kehrte gegen Abend unerschrocken in den Keller zurück, um die Nacht hindurch daselbst zu verweilen und am anderen Morgen (5. November 1605) sein Vorhaben auszuführen. Um zwei Uhr Nachts erschien plötzlich Sir Thomas Knevett mit einem Piket Soldaten, um den Keller zu durchsuchen. Dieser nahm Fawkes, welcher Reisekleider und Reisestiefel an hatte, fest. Man fand drei Lunten in seiner Tasche, hinter der Kellerthür stand eine Blendlaterne mit einem Lichte, und nach Wegräumung der Kohlen und des Holzes wurden auch die Pulverfässer gefunden. Schon um vier Uhr Morgens ward Fawkes vor dem König und den Räthen befragt. Er war weder bei dieser Gelegenheit noch nachher, als man ihn im Tower aufs Grausamste folterte, dazu zu bringen, daß er irgend einen Mitschuldigen nannte. Er zeigte sich in seiner Antwort zwar kühn, aber weder frech noch grob; doch sagte er, als man in Gegenwart des Königs ihn fragte, zu welchem Zwecke so viele Fässer Pulver in den Keller gebracht worden waren: „Um die schottischen Bettler in die Berge zurückzusprengen, aus denen sie hergekommen sind.“ *)

Die anderen Theilnehmer an dem Verbrechen ergriffen die Flucht. Sie suchten einen Aufstand zu erregen, Niemand wollte aber etwas von ihnen wissen oder auch nur sie im Hause aufnehmen. Sie wurden daher bald gefangen genommen, wobei ein Theil von ihnen das Leben verlor. Die Untersuchungshaft der Gefangenen dauerte nicht weniger als zwei Monate, weil die Minister gar zu gern alle Katholiken, besonders die Jesuiten, in die Sache verwickelt hätten. Dies gelang ihnen nun zwar nicht; allein sie beuteten die gemachten Aussagen auf sehr geschickte Weise aus, um für die Härte, welche gegen die Katholiken geübt ward, die Zustimmung des Volkes zu erlangen. Die gerichtlichen Verhandlungen, die am 27. Januar 1830 begannen, findet man in den englischen Staats-Processen, wo auch der sonderbaren Scene gedacht wird, welche Digby mit den Richtern nach seiner Verurtheilung im Gerichte aufführte. **)

Hingerichtet wurden außer Digby noch Guy Fawkes, Robert und

---

*) Am Abend des 5. November wurden bis in unsere Zeit in England Freudenfeuer angezündet und eine Strohfigur, die den Guy Fawkes vorstellte, verbrannt. Dieser Gebrauch wurde besonders in Zeiten ausgeübt, wo eine antikatholische Bewegung (ein no-popery movement) im Gange war; er ist noch nicht ganz abgeschafft. Man singt oder sang bei der Ceremonie mitunter das Lied: Remember, remember The fifth of November, Gunpowder treason and plot: For there is no reason, Why gunpowder-treason Should ever be forgot.

**) State Trials voll. II. p. 194: Upon the rising of the court Sir Everard Digby bowing himself towards the lords said: If I may but hear one of you forgive me, I shall go more cheerfully to the gallows. Whereunto the lords said: God forgive you, and we do.

Thomas Winter, John Grant, Thomas Bates, Ambrosius Rookwood und Robert Keyes. Im Anfang des Monats Februar 1606 war Alles beendigt. Doch ward die Sache selbst noch weiter getrieben. Drei Jesuiten, von denen einer, Garnet, im Beichtstuhl Kenntniß von der Verschwörung erhalten hatte und hingerichtet wurde, und noch einige Andere wurden so behandelt, als wenn sie wirklich Verbrecher wären; aber auch die völlig unschuldige Gesammtheit der Katholiken ward mit solcher Härte verfolgt, daß selbst Heinrich IV. von Frankreich auf das Unpolitische dieses Verfahrens aufmerksam machen zu müssen glaubte; er ließ durch seinen Gesandten bemerken, die religiöse Verfolgung lasse das Unglück ruhmwürdig erscheinen und erhöhe den Opfermuth. König Jakob aber ließ nicht allein alle harten Gesetze, welche unter Elisabeth gegen die Katholiken erlassen worden waren, bestehen, sondern da er nicht viel danach fragte, ob etwas constitutionell sei oder nicht, so verschärfte er dieselben sogar noch. Wir wollen nur einige Punkte aus seinen damals erlassenen zwei neuen Verordnungen anführen. Katholiken, hieß es erstens, dürfen nicht bei Hofe erscheinen; sie müssen mindestens zehn englische Meilen von London entfernt wohnen; sie dürfen ihren Wohnort in keinem Falle mehr als fünf Meilen weit verlassen, ohne mit einem von vier Friedensrichtern unterzeichneten Passe versehen zu sein. Sie können zweitens weder Chirurgen und Aerzte, noch Advokaten, Richter und Gerichtsschreiber sein, noch irgend ein anderes Amt oder auch ein administratives oder gerichtliches Geschäft übernehmen, also weder Testamentsvollstrecker noch Vormünder sein. Drittens können katholische Eheleute, wenn sie nicht von einem protestantischen Pfarrer getraut worden sind, einander nicht beerben; sie müssen, wenn ihre Kinder nicht mindestens einen Monat nach der Geburt protestantisch getauft werden, für jedes derselben eine Strafe von 100 Pfund bezahlen; und wenn ein Katholik nicht auf einem protestantischen Kirchhof begraben wird, so muß dessen Familie 40 Pfund bezahlen. Viertens verliert jedes katholische Kind, welches außerhalb England erzogen wird, dadurch den Anspruch an jede ihm in England zufallende Erbschaft, welche dann auf den nächsten protestantischen Blutsverwandten übergeht. Fünftens soll jeder Recusant, d. h. jeder, der nicht zur englischen Kirche hält, so angesehen werden, als wenn er namentlich in den Kirchenbann gethan sei; seine Bücher, welche irgend eine Beziehung auf Gottesdienst und Religion haben, sollen verbrannt, seine Pferde und Waffen jederzeit auf Befehl benachbarter Friedensrichter ausgeliefert werden. Sechstens ward nicht nur erklärt, daß alle Strafen, welche wegen Kirchen-Versäumniß festgesetzt sind, fortbestehen sollten, sondern diese Strafen wurden auch noch wesentlich verschärft; wer einen katholischen Gast oder Dienstboten in seinem

Hause hatte, zahlte für den Kopf monatlich 20 Pfund. Vor Allem aber wurde ein neuer Eid der Treue (oath of allegiance) aufgesetzt, durch welchen man sich verpflichtete, keinen Anspruch des Papstes auf Suprematie in weltlichen Dingen anzuerkennen; auch der päpstliche Bann sollte nicht zum Ungehorsam gegen den König berechtigen. Wer diesen Eid leistete, war nur den oben angeführten Beschränkungen unterworfen, die allerdings barbarisch genug waren; wer ihn aber verweigerte, sollte verhaftet und als Verbrecher verfolgt werden. Da der Papst Paul V. den Eid mißbilligte, fanden sich mehrere Priester zur Weigerung verpflichtet und erlitten die Todesstrafe. König Jakob selbst verfaßte eine „Vertheidigung des Eides der Treue" (apology of the oath of allegiance), die ins Lateinische und Französische übersetzt wurde.

Durch die grausamen Verordnungen, welche Jakob mit Einwilligung des Parlaments gegen die Katholiken erließ, um unerhörte Geldstrafen zu verhängen, ward sein autokratischer Sinn mit jedem Tage unfähiger, die Engländer nach Gesetzen und nicht nach Willkür zu regieren. Daher nahm denn auch der Streit, welcher gleich nach seinem Regierungsantritte zwischen ihm und dem Parlament begonnen hatte, 1606 und besonders seit dem Tode Robert Cecil's (1612) immer mehr den Charakter einer revolutionären Bewegung an. In Betreff dieses Streites, der sich um die Verletzung der Verfassung drehte und ein Vorspiel der Revolution war, wollen wir hier zum Schlusse noch eine kurze Andeutung beifügen, weil wir im späteren Verlauf gerade da wieder beginnen müssen, wo wir hier stehen bleiben. Jakob fand schon in seinem ersten Parlament (1604) einen ihn befremdenden Widerstand; er behauptete, die Privilegien des Hauses stammten von der königlichen Gnade, während die Gemeinen erklärten, diese Privilegien seien das angeborene Recht jedes Engländers. Im zweiten Parlament wurde die Abstellung schreiender Mißbräuche so drohend gefordert, daß die Minister die Geldhülfe, welche sie von demselben verlangten, durch erweckte trügerische Hoffnungen erschleichen mußten. Gleich darauf half der König sich, um nicht mit dem Parlament streiten zu müssen, durch die willkürliche Ausplünderung der Katholiken, welche darin bestand, daß man unbillige und erdrückende Geldbußen von ihnen eintrieb. Durch die Verfolgung der Katholiken ward in den Jahren 1604 bis 1606 der Fanatismus der Anglikaner beschäftigt und ihre Aufmerksamkeit von der immer willkürlicher werdenden Regierung des Königs abgelenkt. Schon damals nahm Jakob, weil er vom Parlament kein Geld erhalten konnte, seine Zuflucht zu der tyrannischen Maaßregel, fast jeden Artikel der Einfuhr nachträglich (additionell) zu besteuern. Von 1608 bis 1610 versuchte er ohne Parlament zu regieren; der Mangel an Geld aber, der eine Folge seiner thörichten Verschwendung war,

nöthigte ihn schon im Februar 1610, das Parlament zu berufen und sich dem Willen desselben scheinbar zu fügen. Dessen ungeachtet ward auch dieses Parlament, ohne daß dasselbe ein Resultat gehabt hatte, erst auf neun Wochen vertagt und dann aufgelöst.

XII. Schlußbemerkungen über die Bildung und Litteratur des 16. Jahrhunderts.

1. Einleitendes.

In den vorhergehenden Bänden (zuletzt Bd. X., S. 414 bis 443 ff.) ist über die Bildung und Litteratur des 16. Jahrhunderts Alles gesagt worden, was für unseren Zweck nöthig schien. Nur einige allgemeine Bemerkungen über Montaigne und über die Satyre Menippée, welche ein Phänomen in der politischen und religiösen Geschichte Frankreichs zur Zeit Heinrich's IV. ist, hatten wir uns noch vorbehalten. Ehe wir jedoch hierauf übergehen, müssen wir noch einen flüchtigen Blick auf die spanische und englische Litteratur des 16. Jahrhunderts werfen. Wir wiederholen dabei aufs Neue, daß wir nicht im eigentlichen Sinne eine Geschichte der Litteratur, Poesie und Geschichtschreibung geben wollen. Wenn dies unsere Absicht wäre, so müßten wir von den spanischen und englischen Volksschriftstellern auf dieselbe Weise handeln, wie von den italienischen, französischen und deutschen. Wir müßten namentlich in Betreff des 16. Jahrhunderts so verfahren, weil damals die englischen und spanischen Dramatiker eine den Alten und also auch der Schule des Aristoteles ganz unbekannte Gattung von Drama emporgebracht haben. Diese Urheber eines neuen Drama wurden nicht gleich den späteren Dichtern der Italiener, die wir seit Tasso, Guarini und Marino übergehen zu können glauben, nur von ihren Landsleuten gelesen, sondern in ganz Europa bewundert, da wir auch in Deutschland Shakespeare neben Dante stellen, unsere Romantiker aber einen Lope de Vega und Calderon den größten Griechen an die Seite setzen. Es muß daher auch an dieser Stelle, wo von der deutschen Litteratur wenig zu sagen ist, das man nicht leicht aus jedem Handbuche der Litteratur schöpfen könnte, jener spanischen und englischen Dramatiker in der Kürze gedacht werden. Es scheint uns dies um so mehr nöthig, als wir im weiteren Verlauf fast ausschließlich von der

französischen Litteratur des 17. Jahrhunderts handeln werden, die ein Gemeingut von ganz Europa geworden ist.

2. Bemerkung über die spanische Dichtkunst im 16. Jahrhundert.

Die Zeiten des spanischen Königs Karl I. (V.) und seiner drei nächsten Nachfolger, Philipp's II., Philipp's III. und Philipp's IV., waren reich an ausgezeichneten spanischen Original-Schriftstellern, welche sowohl von französischen als von englischen Schriftstellern stark benutzt worden sind. Dies im Einzelnen nachzuweisen, würde theils zu weit führen, theils würden wir nicht die nöthigen Studien der einzelnen Werke mitbringen, vermöge deren wir, auch wenn wir im Allgemeinen oft irren sollten, doch durch Bemerkungen über das Einzelne nützen könnten. Wir werden uns daher auf einige allgemeine Angaben über den Gang und die Richtung der durchaus eigenthümlichen spanischen Litteratur der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts beschränken.

Da wir beim Allgemeinen stehen bleiben wollen, so kann hier die ganze poetische und romantische Zeit Spaniens, in welcher Mauren und Spanier mit einander wetteiferten, ganz übergangen werden. Dagegen wollen wir nicht unbemerkt lassen, daß die Spanier schon im 13. und 14. Jahrhundert zu dem Punkte gelangt waren, welchen die Franzosen erst im 16., die Deutschen erst im 18. erreicht haben. Es ward nämlich schon unter dem castilianischen König Ferdinand III. oder dem Heiligen, welcher 1252 starb, die ganze Gesetzgebung, Gerichtsordnung und Geschäftsführung von dem Lateinischen gereinigt und Alles im Staate, sowie zwischen Privatpersonen in castilianischer Sprache verhandelt. Die Bildung war also in Spanien schon früh eine einzige geworden und nicht, wie diesseit der Pyrenäen, in eine gelehrte und eine bürgerliche getrennt.

Der Handel, die Gewerbe, die Schiffahrt und der Wetteifer, welchen die Spanier und Portugiesen im Entdecken und Unterwerfen der den Alten unbekannten Länder und Meere hatten, riefen zur Zeit Karl's I. und Philipp's II. in beiden Völkern eine allgemeine Begeisterung hervor. Namentlich erfüllte die Größe der Unternehmungen Philipp's II., so unselig auch die Folgen derselben waren, die Spanier und Portugiesen mit einem Selbstgefühle, welches zwar beide Völker anderen Nationen lästig machte, sie selbst aber zu großen Leistungen antrieb. Der Ausdruck dieser nationalen Begeisterung und der Bewunderung, welche durch die Thaten der Portugiesen und Spanier im Laufe des 16. Jahrhunderts erweckt wurde, findet sich in den beiden epischen Gedichten aus Philipp's II. Zeit, den Lusiaden von Camoens und der Araucana von Ercilla.

Das erzählende Gedicht des Portugiesen Camoens muß unter den Deutschen der neuesten Zeit viele Bewunderer gefunden haben, weil im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts vier poetische Uebersetzungen der Lusiaden unter uns erschienen sind.*) Camoens Gedicht hat, wie Lucan's Pharsalia (s. Bd. III., S. 461), ein großes historisches Interesse, verliert aber gerade dadurch viel von seinem poetischen Werthe. Dies würde sich leicht deutlich machen lassen, wenn wir zeigten, wie Camoens nicht glücklich in demjenigen ist, was man epische Maschinerie nennt. Homer's Götter haben eine Existenz; Milton's und Klopstock's Teufel leben wenigstens in der christlichen Dogmatik; Camoens aber kann den Gottheiten der Heiden kein neues Leben schaffen im Umfange eines Landes, welches der Papst den Portugiesen geschenkt hat. Doch ist dabei zu bedenken, daß in der Zeit der Renaissance die alte Mythologie durch Festspiele, Bildwerke und Ornamente eine Anschaulichkeit gewann, die sie weniger fremd erscheinen ließ. Zudem gibt Camoens zu verstehen, daß er nur die Einwirkung höherer Gewalten überhaupt versinnlicht, wenn er Mars und Venus, die Schutzgottheiten Roms, auch für Portugal eintreten läßt, weil dieses die Aufgabe Roms übernommen hat; Bacchus dagegen ist den Portugiesen feind, weil sie den Ruhm seines Inderzuges verdunkeln. Sein Volk ist nämlich der eigentliche Held seines Epos, und man kann es für keine bloße Episode halten, wenn Vasco de Gama dem König von Malinda (s. Bd. IX., S. 185) die Geschichte von Portugal in großen Zügen erzählt. Hierbei widmet er auch den Schicksalen der unglücklichen Ignez de Castro eine ergreifende Schilderung (vergl. Bd. VI., S. 605). Die Wahrheit der Thatsachen gibt dem Gedichte des Portugiesen Leben und es zeigt sich in demselben eine Frische der Lebensansicht, welche man jetzt in Portugal vergebens suchen würde. Diese Dichtung gehört allerdings einer declamatorischen und gekünstelten Gattung von Poesie an; sie hat aber zwei Vorzüge, welche ihr trotz aller Fehler nicht bestritten werden können; sie ist nämlich das Resultat eigener und unmittelbarer Anschauung des Dichters, und sie hat geleistet, was der Dichter sich von seinem Werke versprach. Was das Erstere angeht, so hat der Dichter, der in Naturschilderungen Meister ist, bekanntlich alle die Gegenden, die er als Schauplatz der Thaten seiner Landsleute beschreibt, selbst gesehen, und man zeigt noch gegenwärtig in Macao den Platz, an welchem er dichtend zu sitzen gewohnt war. In Betreff des Zweiten gilt das portugiesische Heldengedicht für ein poetisches Meisterwerk, was bei dem spanischen nicht der Fall ist. Die Franzosen besonders, nach ihrer Gewohnheit Rhetorik und

*) Die verbreitetste von Donner zuerst Stuttgart 1833; die neueste von Booch-Arkossy, zweite Auflage, Leipzig 1857.

Poesie zu verwechseln, haben nicht allein nach Voltaire's Vorgang die Lusiade in den Himmel erhoben, sondern viele ihrer besten Köpfe haben auch einander durch Uebersetzung derselben zu übertreffen gesucht. Es ist allerdings eher möglich, die Lusiaden ins Französische zu übersetzen, als den Homer. Camoens hat sich daher um seine Landsleute und um die Verbreitung und Erhaltung des Ruhmes ihrer Thaten unsterbliche Verdienste erworben; er ist, wie er wünschte, für ferne Zeiten der Herold seines Volkes geworden und hat so seinen Hauptzweck völlig erreicht.

Auch gab er in seiner Person den mannhaften und heroischen Geist kund, welcher sein Epos durchzieht, und es stand ihm wohl an, den Adel zu rühmen, der durch ruhmvolle Mühen erworben wird. Seinen Muth erprobte er nicht nur im Krieg, wie er denn als junger Mann im Kampfe vor Ceuta ein Auge verlor, sondern auch den Anfeindungen gegenüber, die er am Hof und als Verwaltungsbeamter in Ostindien erfuhr. Auf seiner Rückkehr von Macao erlitt er an der Küste von Hinterindien Schiffbruch und rettete schwimmend von seiner ganzen Habe nur das Manuscript der Lusiaden. Im Jahre 1578 erschienen dieselben mit einer Widmung an König Sebastian; zwei Jahre nachher starb Camoens in Dürftigkeit.

Lange nicht so erfolgreich als Ruhmesherold seiner Nation war der Spanier Alonzo de Ercilla y Zugniga (1533—1595), welcher zu derselben Zeit spanische Thaten in Amerika durch seinen Gesang verewigen wollte. Ercilla war schon in der Wahl seines Gegenstandes unglücklich. Während nämlich Camoens den Kampf einer geringen Zahl Portugiesen mit den Gefahren eines ihnen unbekannten Meeres, mit den Stürmen und den Völkern eines ganzen Welttheiles verherrlichte, besang Ercilla den Kampf der Spanier mit den tapferen Araucanern in den Thälern von Chile. Auch in der Wahl seines Musters war Ercilla weniger glücklich, als Camoens; denn dieser wählte den Virgil und die mehr rhetorische und declamatorische, als eigentlich geniale lateinische Dichtkunst zum Vorbilde, Ercilla dagegen den originellen Ariosto. Wenigstens im Anfang ruft er die Erinnerung an denselben und die Vergleichung mit ihm hervor; denn Ariosto beginnt seinen Orlando mit den Zeilen:

> Frau'n, Ritter, Waffen, Liebesabenteuer,
> Die Höflichkeit und den verweg'nen Muth
> Sing' ich;

Ercilla aber sagt in der ersten Strophe:

> Nicht Frauen, Liebe, noch die feinen Sitten
> Verliebter Ritter, preis' ich im Gesange;
> Nein, jenen Muth, mit dem die Spanier stritten.

Der Wettkampf ist um so mehr ein Mißgriff, da der von Ercilla

beschriebene Krieg in des Dichters Zeit fiel und er selbst eine Rolle in demselben spielte. Seine Nation hat Ercilla durch dieses Heldengedicht nicht so zu verherrlichen vermocht, wie Camoens die seinige; sie ist aber aus einem anderen Grunde stolz auf die Araucana. Wie nämlich alle europäischen Nationen glaubten, sie müßten durchaus Mustergedichte aller Gattungen der Alten, also eine jede ihren Homer, Aeschylus, Pindar, Anakreon u. s. w., haben, so glaubten die Spanier in Ercilla ihren Homer zu finden und Cervantes hat ihm im Don Quixote das wärmste Lob gespendet. Ercilla schuf für Spanien sein Heldengedicht, die Araucana *), welches nach fremden Mustern gearbeitet und regelrecht, wenn auch dabei ermüdend lang ist. Auch Ercilla starb in Armuth, obwohl er Page bei Philipp II. und später eine zeitlang Kammerherr bei Kaiser Rudolf II. war.

Ercilla's Landsleute hatten freilich, wenn auch nur in den unzähligen Dichtungen vom Cid, schon längst Heldengedichte, welche in nationaler Form gedichtet und ganz im Geiste des Volkes und Landes abgefaßt waren. Ercilla kam also entweder zu spät oder zu früh. Dies ist jedoch ganz gleichgültig für uns, die wir nur einleuchtend machen wollen, wie sogar Spanien und Portugal im Jahrhundert ihrer Blüthe der aus den Alten geschöpften und in Italien neugeborenen Bildung vielleicht zum Nachtheile der ihnen eigenthümlichen huldigten.

Uebrigens enthält die Araucana des Ercilla ebenso, wie die Lusiaden des Camoens, dadurch einiges Anziehende, daß der Dichter Theilnehmer an den von ihm beschriebenen Thaten war; auch zeigt er Achtung für die Tapferkeit der Unterliegenden und Mitgefühl für ihr Unglück. Im Allgemeinen aber können die Kämpfe eines spanischen Heeres in den Thälern und Gebirgen von Chile und Peru, die Eroberung der Landschaft Arauca, die Besiegung eines für seine Freiheit kämpfenden Volkes und die hier und da eingeflochtenen poetischen Complimente an einen Philipp II. unmöglich viel Anziehendes haben; sie sind um so weniger poetisch, je länger das Gedicht ist.

Offenbar ruht die Hauptstärke der Spanier in der romantischen, lyrischen und dramatischen Gattung von Gedichten. Die beiden zuerst genannten Dichtungsarten übergehen wir ganz; dagegen dürfen wir das Drama der Spanier nicht unerwähnt lassen, weil das spanische Theater des 16. und 17. Jahrhunderts großen Einfluß auf das englische und französische gehabt hat. Die Spanier versuchten, wie die Italiener im 16. Jahrhundert, in welchem die ganze alte Litteratur in das neue Leben verpflanzt werden sollte, anfangs auch das antike Drama bei sich einheimisch zu machen. Dies konnte jedoch nicht gelingen. Die Dichter bedachten nicht, daß das Theater der Griechen

*) Deutsche Uebersetzung von Winterling, Nürnberg 1831.

an die alte Geschichte derselben, an Genealogie und Mythologie, an Demokratie, an Feste und Feierlichkeiten der griechischen Nation enge geknüpft gewesen sei, und daß deshalb nicht einmal die Römer, die doch weit mehr Gemeinschaftliches mit den Griechen hatten, als die neueren Völker, auf diesem Wege zur Selbstständigkeit gelangen konnten. Erst als die Spanier nach den vergeblichen Versuchen, welche Fernando Perez de Oliva im 16. Jahrhundert gemacht hatte, die Tragödie der Alten in Spanien einzuführen, am Ende dieses Jahrhunderts die antike Form der Tragödie aufgaben, als sie dem Aberglauben und den Vorurtheilen ihrer Nation huldigten, erhielten sie eine eigenthümliche dramatische Dichtung. Uebrigens hat Perez de Oliva seine beiden Tragödien, die Rache Agamemnon's und die Klagen der Hekuba, zwar in Prosa geschrieben; diese Stücke enthielten aber gleichwohl mehr wörtlich übersetzte Stellen des Sophokles und Euripides, als eigenthümliche Dichtung. Oliva konnte daher auch nur augenblicklich einiges Aufsehen erregen. Molara, Cueva und Bermudez, welche in Oliva's Spuren getreten seien, haben, nach dem Urtheil von Sachkennern, sich zwar den Alten dadurch noch mehr genähert, daß sie in Versen gedichtet, sie seien aber mit diesen nicht glücklicher gewesen, als Oliva mit seiner Prosa.

Glücklicher, als die obengenannten Dichter im Trauerspiele gewesen waren, war Lope di Rueda im Lustspiele. Dies behauptet Cervantes, dessen Zeugniß uns zuverlässig scheint; denn mag auch Cervantes etwas Nationalvorurtheil haben, auf das, was ächt komisch ist, versteht er sich gewiß. Lope di Rueda war selbst ein vorzüglicher Schauspieler, hatte aber noch über keine stehende Bühne zu gebieten, sondern wanderte mit seiner Truppe von Ort zu Ort. Die Stoffe zu seinen Stücken nahm er aus dem Volksleben oder aus italienischen Novellen. Er war jedoch nur einer der Vorläufer des eigentlichen Schöpfers der spanischen Bühne. Dieser war Lope Felix de Vega Carpio (1662—1635), welcher ohne Rücksicht auf Regeln und ohne sich nach dem Muster der Alten zu richten (obwohl er sie kannte), für vornehme und geringe Spanier ein nationales christliches, bald tragisches, bald komisches buntes Bühnenspiel erfand. Er dachte weder an Beobachtung der Einheit, noch an inneren Zusammenhang oder strenge Charakter-Zeichnung; seine aus unzähligen Gattungen bestehenden Stücke sind zum Theil aus dem Stegreife gedichtete einzelne Scenenreihen, Tragisches mit Komischem untermischt. Man rühmt daher an ihm auch besonders die Leichtigkeit im Erfinden und im Reimen; während seiner kräftigsten Zeit schuf er 50 und mehr dramatische Werke im Jahr. Noch mehr zu bewundern aber ist die Sicherheit, womit er dem gewählten Stoff das dramatische Element abgewann,

so daß die Handlung stets in ungezwungenem Gange sich bewegt. Die spanische Nation erhielt durch ihn, durch den Mönch Gabriel Tellez, der unter dem Namen Tirso de Molina schrieb*), und durch zahlreiche geringere, doch noch immer bedeutende Dichter schon im 16., noch mehr aber im 17. Jahrhundert einen ebenso großen Reichthum an Dramen, als an Stiergefechten. Die Spanier rühmen sich, daß sie nicht weniger als 24,000 Komödien besitzen. Dies wird man leichter begreifen, wenn man weiß, daß hierbei großentheils nicht von regelmäßigen Stücken die Rede ist, sondern daß seit Lope de Vega die theatralischen Belustigungen der Spanier in geistliche und weltliche Komödien, in kleine Vorspiele und Empfehlungen (Loas), in Zwischenspiele (Entremeses) getheilt wurden, von denen eine Gattung (Sagnetes) mit Musik und Tanz begleitet war. Die geistliche Komödie bestand aus dem dramatisirten Leben der Heiligen und aus Frohnleichnams-Stücken (Autos sacramentales), die sich besonders auf die katholische Lehre von der leiblichen Gegenwart Christi im Abendmahle bezogen. Durch die letztere Gattung von Stücken ward Lope de Vega besonders den Spaniern und vorzüglich der Geistlichkeit derselben theuer und werth. Er wußte, ohne darum plump zu werden, Wunder und Legenden so zu gebrauchen, wie die Alten ihre Mythologie gebraucht haben. Auch ging er nach dem Tode seiner Frau in das Kloster, ließ sich die Weihen ertheilen, und verstand es vollkommen, schalkhaften Witz mit priesterlicher Salbung zu verbinden, woran seine Landsleute ebenso wenig Aergerniß nahmen, als die Deutschen an den Predigten des Abraham a Santa Clara. Lope wurde daher von den spanischen Großen vergöttert und selbst Cervantes nennt ihn ein Wunder der Natur. Er ward von dem geistlichen Collegium zu Madrid, in welches er eingetreten war, zum Vorsteher erwählt; Papst Urban VIII. schickte ihm das Malteser-Kreuz und ernannte ihn zum Doctor der Theologie und zum apostolischen Kammer-Fiscal; die Inquisition machte ihn wegen seines Eifers für den katholischen Glauben zu ihrem Familiaris; das ganze Volk staunte überall, wo er sich sehen ließ, ihn an.

Daß kein freies inneres Seelenleben in diesen der Sinnesart des spanischen Volkes angepaßten Geistlichkeiten sich kundgeben konnte, liegt schon in der Natur derselben. In den weltlichen Stücken aber suchten die Spanier Geist und Witz, welche allerdings nicht fehlen, geschmückten Vortrag und eine befriedigende Entwickelung; an Wahrscheinlichkeit

*) Er ist der erste, der die Sage vom Verführer Don Juan in einem Drama behandelt: eine meisterhafte deutsche Bearbeitung (von Ludwig Braunfels) findet sich im fünften Bande von „Spanisches Theater, herausgegeben von Moriz Rapp", Hildburghausen 1870. In der Einleitung berichtet Rapp über 37 Dramen des Tirso; noch 31 werden genannt.

darf man freilich nicht denken. Diese weltlichen Stücke waren, anderer Gattungen zu geschweigen, entweder dem Hoch-Tragischen näher, und man nannte sie dann heroische Schauspiele (comedias heroicas), oder sie hießen Mantel- und Degenstücke (comedias di capa y espada), wenn die Personen in der zur Zeit üblichen Tracht der höheren Stände auftraten. Auf die Sache weiter einzugehen, ist weder unseres Berufes, noch erlaubt es unser Zweck. Wir sind nur aus der einzigen Ursache etwas ausführlicher gewesen, weil wir deutlich machen wollten, in wie fern Lope von seinen Landsleuten der Schöpfer ihrer ganzen bunten, mannigfaltigen und zum Staunen reichen dramatischen Litteratur genannt wird. *)

Auch Cervantes de Saavedra, welcher ebenfalls, wie Lope de Vega, dem 16. und 17. Jahrhundert angehörte und durch seinen satirischen Roman Don Quixote de la Mancha unsterblich geworden ist, hat dramatische Dichtungen verfaßt. Sein Trauerspiel „Numantia" schildert den todesmuthigen Kampf der alten spanischen Stadt gegen Scipio und die Römer (s. Bd. III., S. 93); dasselbe feiert jene Tugenden, durch welche Spanien groß geworden ist, Muth, Ausdauer, Vaterlandsliebe; in einem Wechselgesang der Hispania und des Duero-Flusses weissagt der Dichter den künftigen Ruhm des Landes. Dieses Drama voll antiker Einfachheit und strenger Größe trat hinter den frischen und vielseitigen Gebilden Lope's zurück; dagegen entfaltete Cervantes seinen reichen und lebendigen Humor in kleinen Zwischenspielen, die meist nur erweiterte komische Scenen sind und eine Anekdote oder einen sinnreichen Einfall dramatisch einkleiden. Am bekanntesten ist unter uns durch Uebersetzungen und durch die Anpreisungen unserer romantischen Kritiker ein dramatischer Dichter des 17. Jahrhunderts geworden, dessen wir hier erwähnen müssen, weil er Ansehen genug hatte, um das spanische Theater einen Schritt weiter zu bringen, als es Lope und seine Zeitgenossen gebracht hatten. Dieser im Januar 1600 geborene, erst 1681 verstorbene Dichter war Calderon de la Barca, dessen Stücke eine ganze Reihe von Bänden füllen und in der romantischen Periode der Schlegel zu Anfang unseres Jahrhunderts in den Händen aller derjenigen Deutschen waren, welche auch in der Litteratur, wie im Leben, mit der Mode fortschreiten wollten. Er fand übrigens schon bei Lebzeiten die höchste Anerkennung und war von den reichen spanischen Städten mit Aufträgen für geistliche Spiele fortwährend überhäuft; die letzten 30 Jahre seines Lebens gehörte er dem geistlichen Stande an. Calderon näherte sich der Regelmäßigkeit, soweit

*) Zu den bekanntesten deutschen Bearbeitungen Lope'scher Stücke gehören: „der Stern von Sevilla" von Zedlitz; das reizende Lustspiel „König und Bauer" von F. Halm; „Das Unmöglichste von allen" von Braunfels.

dies die spanische Natur vertragen konnte; er überließ sich nicht augenblicklichen Launen und Einfällen. Er versuchte das Bedürfniß derjenigen zu befriedigen, die im Theater nicht allein Zeitvertreib und Kurzweil suchen, sondern auch eine künstlerische Darstellung des Lebens und des Charakters der Menschen. In seinen Mantel- und Degenstücken schürzt Calderon den Knoten auf das feinste und löst ihn oft überraschend auf; er sucht eine Verwickelung oder, wie die Franzosen es nennen, eine Intrigue zu flechten und hält dabei auf sorgsame Durchführung von Charakteren der Personen. Obgleich er und diejenigen Spanier, die seinen Spuren gefolgt sind, immer noch weit hinter der Regelmäßigkeit und Ordnung zurückbleiben, welche ein französisches Publikum fordert, so nennt man ihn doch den Verbesserer des von Lope gegründeten spanischen Theaters und das Ideal des spanischen dramatischen Geschmackes. Dies mit Recht, insofern bei ihm die Anlage sorgfältiger durchdacht und strenger durchgeführt, auch die Sprache mit ihrem funkelnden Glanze gefeilter ist und sich mehr in symmetrischen Redefiguren bewegt als bei Lope. Dagegen geht seine Tendenz und seine sittliche Anschauung durchweg von der Convention aus, von einem dogmatisch festgestellten Glauben und einem bis zur Sophistik ausgebildeten Begriff der Standesehre und Vasallentreue, so daß das spanische Wesen sich doch in Lope frischer, origineller und volksthümlicher ausspricht. Wo das Genie Calderon's die Schranke durchbricht oder die Handlung von rein menschlichen Motiven beseelt wird, wie im „Richter von Zalamea“ oder in „Das Leben ein Traum“, gehören seine Schauspiele zu den höchsten Leistungen der neueren Dichtung überhaupt. Wie Lope schlingt er komische Elemente mit Meisterschaft auch in hoch ernste Handlungen ein, so daß oft die lustigen Personen die heroischen zu parodiren scheinen.

Englische litterarische Bildung im 16. Jahrhundert.

Auch die englische Litteratur glauben wir ebenso wie die spanische nur im Allgemeinen erwähnen zu dürfen, weil Beide bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts hinaus nur einen geringen Einfluß auf die Bildung der Bewohner des Festlandes gehabt haben. Unerwähnt dürfte jedoch die englische Litteratur zu Elisabeth's Zeit schon darum nicht bleiben, weil diese Zeit gewöhnlich unmäßig gepriesen und als das goldene oder Perikleische Zeitalter der Engländer geschildert wird. Das Letztere ist freilich durchaus ungegründet; dagegen ist aber das Eine wahr, daß in jener Zeit die Engländer auf das Studium der Alten und der Italiener eine ganz neue Litteratur zu gründen versuchten. Dies erkennt auch Henry Hallam in seiner Litteraturgeschichte des 15., 16. und 17. Jahrhunderts an, indem er den Zeitraum von 1550 bis

1600 als den des Ursprunges der neuen englischen Litteratur angibt und dieselbe auf die Provenzalen, Italiener und Spanier zurückführt. Wir glauben deshalb auch, bei der Andeutung der Anfänge einer eigenthümlich englischen Dichtung oder mit anderen Worten einer Dichtung in englischer Sprache, zwar auf Geoffrey Chaucer, welcher wahrscheinlich 1400 starb, zurückgehen zu müssen, aber nur um anzudeuten, daß dieser Mann zuerst den Weg betreten hatte, welcher nachher wieder verlassen wurde und den man erst zu Elisabeth's Zeit von Neuem einschlug.

Chaucer hat, nach der Behauptung der Engländer, einer Anzahl lateinischer und französischer Worte das Bürgerrecht verschafft, um Begriffe und Empfindungen ausdrücken zu können, für welche die englische Sprache bis dahin keinen Ausdruck gehabt hatte. Dies war übrigens nach der Art, wie die englische Sprache sich gebildet hat, sehr leicht. Chaucer hatte in England gute philosophische und mathematische Studien gemacht, als Eduard III. ihn einer Gesandtschaft beigab, welche (1372) nach Genua geschickt wurde. Dies geschah zu der Zeit, als nach Dante's Vorgang Boccaccio, Petrarca und ihre Freunde das Dunkel des Mittelalters durch das Studium der Alten erhellten und in ganz Europa als Schöpfer einer neuen Litteratur bewundert wurden. Ueber Chaucer's Aufenthalt in Italien scheint uns Berington *) nicht gut unterrichtet gewesen zu sein; denn er kennt den Grund seiner Reise nach Genua nicht und läßt es im Dunkel, ob Chaucer mit Boccaccio zusammentraf. Gewiß ist, daß Chaucer in Genua die persönliche Bekanntschaft Petrarca's machte und ihn auf seiner weiteren Reise begleitete. Von Petrarca begeistert, reiste Chaucer in Aufträgen seines Gönners, Johann von Gent, Herzogs von Lancaster (dessen spätere Gemahlin, Katharina Swynford, eine Schwester von Chaucer's Frau war) auch nach Frankreich. Er studirte die provenzalischen Dichter, die Trouvères und Troubadours und förderte am englischen Hofe das Dichten in Petrarca's Manier und den Wettstreit in Sonetten, besonders aber die Jagd nach Allegorieen und das Spiel mit der heidnischen Götterlehre, welches noch unter Elisabeth dem Fortgange der wahren Bildung hinderlich war. Seine Uebersetzungen aus den Italienern, die er kennen gelernt hatte, waren eigentlich Ueberarbeitungen; zu ihnen gehörte unter Andern Boccaccio's Theseide, die er unter einem anderen Titel (the knights tale) in seine Canterbury-Geschichten (Canterbury-tales) einreihte. Auch sein Troilus und Cressida ist eine sehr freie Uebertragung von Boccaccio's Filostrate. Auch den romantischen Gedichten der Franzosen widmete Chaucer seinen Fleiß; denn er übersetzte mit bedeutenden

*) Berington literary history of the middle ages. London, 1814, 4. p. 447.

Abkürzungen des Wilhelm von Lorris Roman von der Rose (the Romaunt of the Rose). Bei anderen seiner Arbeiten liegen andere Dichter zu Grunde. Zu seinem viel gepriesenen Tempel des Ruhmes (the house of Fame) benutzte er verschiedene provenzalische Dichtungen.

Berington, welcher Chaucer genau gelesen hatte, stimmt das übermäßige Lob seiner Landsleute sehr herab. Er scheint uns jedoch, wenn wir aus seinem gelegentlichen Ausspruche über Dante einen Schluß ziehen, zu einer vorurtheilsfreien Beurtheilung der romantischen Poesie nicht geeignet. „Wenn wir," sagt er, „die Wahrheit sagen wollen, so wird unter uns Chaucer nicht sowohl der Dichtung wegen gelesen, als vielmehr weil er in seinen Versen ein getreues Bild seiner Zeit aufstellt, und uns mit den Gebräuchen, Sitten und Zuständen seiner Zeitgenossen durch Anschauung bekannt macht." Jonson dagegen rühmt Chaucer als einen Meister des Versbaues, als gewandten Reimer, und schließt sein Urtheil mit den Worten: „Chaucer kann vielleicht mit Recht der Erste genannt werden, welcher unter den Engländern wirklich poetisch (poetically) schrieb." Chaucer's Hauptwerke, die Canterbury-Geschichten, enthält eine Reihe von Erzählungen, zu welchen die Schilderung eines geselligen Beisammenseins den Rahmen bietet; es ist insofern eine Nachahmung oder ein Gegenstück des Decamerone von Boccaccio, aber von ganz originellem Ton und frischem volksthümlichem Leben. Etwa 30 Personen, darunter der Dichter selbst, finden sich im Wirthshaus zum Waffenrock in Southwark (dem jenseits der Themse gelegenen Theil von London) zusammen; sie alle wollen eine Wallfahrt zum Grabe des heiligen Thomas Becket (s. Bd. V., S. 392 ff.) unternehmen, der Wirth selbst schließt sich an und zur Verkürzung der Zeit soll Jeder eine Geschichte auf der Hinreise und eine auf der Rückreise erzählen. Von diesen Geschichten hat Chaucer 22 in Versen und zwei in Prosa ausgeführt. Da die Erzähler den verschiedensten Lebensstellungen angehören (es befinden sich darunter ein Ritter mit seinem Sohne, ein Freisasse, ein Landjunker, der zugleich Richter und Parlaments-Mitglied ist, ein Müller, ein Gutsverwalter, eine affectirte Klostervorsteherin, eine Nonne, mehrere Geistliche und Mönche, ein Ablaßkrämer, ein gelehrter Theolog aus Oxford, ein Jurist, ein Kaufmann, einige Handwerker und eine Bürgersfrau aus Bath), so sind auch die Geschichten selbst in sehr abwechselndem Tone gehalten. Den Stoff entlehnt der Dichter aus dem reichen Erzählungsschatze des späteren Mittelalters. In den mehr scherzhaften Stücken erlaubt er sich Manches, wobei man daran denken muß, daß auch noch die vorige Generation unserer Landsleute bei Verlobungen, Hochzeiten, Kindtaufen, Schmäusen und ähnlichen Gelegenheiten Spässe zuließ, deren sich jetzt ein ordentlicher Mann schämen würde.

Schon Berington hat bemerkt, daß Chaucer mit dem besten Willen und vielem Talent nicht im Stande war, für England das zu leisten, was seine Freunde Boccaccio und Petrarca für Italien geleistet haben. Hallam meint, die platonische Schwärmerei und die Sonnetten-Wuth, sowie nachher die Calvinische Strenge und die Reflexions-Philosophie der ersten Reformatoren habe sogar noch in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts bei den Engländern in der Poesie und in der Prosa jede leichtere Bewegung und jeden freien Blick ins Leben zurückgehalten. Wir fügen hinzu, daß unter Herrschern, wie Heinrich VII. und Heinrich VIII. waren, von Seiten der Regierung nichts für freie Geistesthätigkeit geschehen konnte, daß Eduard's VI. Regierung hierfür zu kurz war und daß unter Maria jede Bildung grausam verfolgt wurde. Die Bemühungen der Elisabeth um geistige Bildung schlagen wir nicht so hoch an, als dies oft geschieht, weil ihre Gelehrsamkeit pedantisch, ihr allegorisches und mythologisches Spielen abgeschmackt war. Unter ihr aber fühlten die reich und betriebsam gewordenen Privatpersonen sich nach und nach frei, und suchten, theils damit sie den Kampf mit der Regierung um politische und religiöse Freiheit mit Einsicht und Verstand führen könnten, theils aus innerem Bedürfnisse Bildung und Kenntnisse aller Art. Damals traten daher auch einige hervorragende Männer endlich wieder in Chaucer's Spuren. Mehr als dies in andern Ländern der Fall war, gehörten in England die Schöpfer einer neuen Kunstdichtung dem hohen Adel an oder bewegten sich im Staatsleben und im Felde. Der treffliche Henry Howard, Graf von Surrey, war ein Sohn des Herzogs von Norfolk und wurde, nachdem er gegen Schottland und Frankreich tapfer gekämpft hatte, 1547 auf Befehl Heinrich's VIII. hingerichtet. Er ging vom Studium des Petrarca aus und führte die Form des Sonnetts in England ein. Da er jedoch mit lebhaftem Gefühl dichtete und sein Ausdruck nicht nur fein, sondern warm und natürlich war, so begründete er in der That einen Fortschritt. Das Dichten von Sonnetten, zu denen sich freilich die englische Sprache nur in bedingtem Maaße und bei sehr freier Behandlung schickt, kam durch Surrey unter dem gebildeten Adel in Mode und über die Persönlichkeit der von dem jungen Dichter (er wurde nur 31 Jahre alt) verherrlichten Geliebten stellte man eifrige Forschungen an. Surrey erwarb sich auch ein großes Verdienst durch Uebersetzung zweier Gesänge aus Virgil's Aeneis, und zwar derselben, die unser Schiller bearbeitet hat, nämlich des zweiten und vierten. Surrey wandte hierbei zuerst ein Versmaaß an, dessen sich seitdem die größten englischen Dichter in ihren Meisterwerken bedienten, den fünffüßigen reimlosen Jambus oder Blankvers.

Zu den Männern, welche der englischen Poesie höhere Ziele steckten,

gehörte auch der unter dem Namen Lord Buckhurst uns bereits bekannt gewordene Thomas Sackville, welchem Elisabeth Hausarrest gab, weil er, nachdem er zur Beobachtung des Grafen Essex nach Holland geschickt worden war, ihr die Beschwerden der holländischen Stände gegen diesen im geheimen Rathe vorgelesen hatte. Er ward später Graf von Dorset und Reichs-Schatzmeister (lord high-treasurer) von England und starb 1608. Er dichtete nur so lange, als er noch Thomas Sackville schlechtweg hieß, und es scheint uns, daß es ihm auch nicht sehr schwer fallen mußte, der gelehrten Art Poesie, welche er trieb, ganz zu entsagen. Hallam ist anderer Meinung; wir wollen daher einige Bemerkungen beifügen, um zu erklären, auf welche Art Thomas Sackville durch Nachahmung der Poesie des Südens nach Chaucer's Weise die englische Dichtkunst zu heben und zu verbessern suchte.

Sackville dichtete gleich seinem Nachfolger, dem in England als Schöpfer genialer Dichtung anerkannten Spenser, in allegorischer Weise. Er nahm in seinem Hauptwerke, welches er „Spiegel der Leute in öffentlichen Aemtern" (Mirroir for magistrates) betitelte, Boccaccio's Buch de casibus virorum illustrium (s. Bd. VIII., S. 54) zum Muster. In diesem Werke läßt er sich — und darin besteht die Allegorie — von dem Kummer an die Pforten der Hölle führen, wo dann jeder der Unglücklichen, und zwar oft ganz trocken, seine Geschichte erzählt. Die Trockenheit einzelner Theile rührt wohl daher, daß eigentlich nur der Plan, die Einleitung (introduction) und eine der Lebensgeschichten (die des Herzogs von Buckingham, der dem König Richard III. zum Thron verhalf) von ihm geschrieben sind, alles Uebrige dagegen von Anderen, welche reimen, aber nicht dichten konnten. Es würde indessen auch dem eigentlichen Urheber des Planes unmöglich gewesen sein, denselben ganz poetisch durchzuführen, da in dem Werke alle berühmten unglücklichen Männer Englands, von der Zeit der normännischen Eroberung an bis zum Ende des 14. Jahrhunderts, aufgeführt werden sollten. Bei der Schätzung dieses Werkes von Sackville hängt deshalb Alles von dem größeren oder geringeren Werthe ab, den man auf die Allegorieen legt, auf welche das Werk gebaut und mit denen es durchflochten ist. Hallam rühmt denjenigen Theil der Arbeit, welchen Sackville selbst ausgeführt hatte, d. h. die Einleitung oder den Prolog der allegorischen Soliloquien und das Leben Buckingham's, mit folgenden Worten, die wir wörtlich einrücken, weil aus ihnen hervorgeht, daß auch Hallam die neuere englische Poesie nur an Chaucer und nach langem Zwischenraume an Sackville und Spenser anknüpft. „Die Einleitung," sagt Hallam, „zeigt am besten Sackville's poetische Gabe. Sie ist, wie die meisten unserer früheren Gedichte, durch eine Reihe allegorischer Personen belebt; diese werden aber mit einer solchen

Fruchtbarkeit der Einbildungskraft, mit so lebendigen Beschreibungen, mit solcher Energie der Sprache vorgeführt, daß nicht allein keiner von Sackville's Vorgängern mit ihm verglichen werden kann, sondern daß diese Einleitung auch mit den gelungensten dichterischen Stellen Spenser's verglichen werden darf. Sackville's Einleitung bildet das verbindende Glied der Kette, welche die Schule Chaucer's und Lydgate's an Spenser's Feen-Königin anschließt." Auch Hallam ist jedoch gerecht genug, einzugestehen, daß es keinem Menschen einfallen werde, selbst die gelungensten Stellen Sackville's denjenigen von Chaucer vorzuziehen, in welchen dieser wirklich originell ist. Außerdem würde auch, fügt Hallam hinzu, die Vergleichung der wenigen Verse von Sackville's Einleitung mit Chaucer's großen Gedichten voll Abwechselung und Leben höchst ungerecht sein. Jene Einleitung besteht aus einigen wenigen hundert Versen und selbst in diesen herrscht eine so eintönige Schwermuth und spricht sich so viel trüber Gram aus, daß wir sie niemals länger wünschen möchten.

Edmund Spenser, welcher zu dichten begann, als Sackville bereits ein großer Herr geworden war und zu dichten aufgehört hatte, traf den Ton und die Manier, welche für seine Nation passend war, und wird von allen als Schöpfer einer durchaus englischen Poesie anerkannt und bewundert. Zuerst waren es Sonnette, durch welche er Aufsehen erregte. Sie waren, wie seine nachherigen Schäfergedichte, den Italienern und Spaniern nachgebildet, welche diese Arten der Dichtung damals schon auf eine Weise betrieben, die zum Uebertriebenen und Lächerlichen führen mußte. In seinen Schäfergedichten vermied Spenser zwar den Abweg des Ueberzarten, in welchen schon Tasso im Amyntas und nachher Guarini im Pastor Fido gerathen waren (s. Bd. IX., S. 424); dagegen tadelt man, daß sein Ton, weil er das Feine meiden wollte, zu bäuerisch geworden sei. Nichtsdestoweniger erregte Spenser 1579 durch seinen Schäferkalender (the Shepherd's Calendar) den er dem mehrerwähnten Sir Philipp Sidney widmete, sehr großes Aufsehen in England, weil er auf eine ganz eigenthümliche Weise seine Dichtung in einen Zusammenhang gebracht hatte. Die Art, wie er dies that, scheint uns eher wunderlich als genial; wir sind daher geneigt, der Engländer Urtheil gelten zu lassen, daß sowohl in dem Schäferkalender, als in der später geschriebenen Feen-Königin das Einzelne der Dichtung, etwa die Sprache ausgenommen, meisterhaft und durchaus poetisch sei, wenn auch in dem Ganzen die Pedanterie und die Nachahmung des Allegorisirens und Künstelns der südlichen Dichter, die er den Alten, namentlich den Griechen, vorzog, sich nicht verkennen lasse. Der Schäferkalender beschäftigt sich mit Spenser's

unglücklicher Liebe zu einer Rosalinde, welche der Dichter schon früher, wie Petrarca seine Laura, in zahlreichen Sonnetten voll Platonismus und Trauer besungen hatte. Er wollte (dies bedeutet der Titel Schäferkalender) nach den 12 Monaten des Jahres in zwölf Idyllen durch einen Schäfer seine Empfindungen für Rosalinde und seine Klagen über ihre Unerbittlichkeit nach Art der Provenzalen dichterisch aussprechen lassen, zugleich durchwebte er aber auch diesen seinen Schäferkalender mit Lehren und mit allegorischen Satiren auf die ausgeartete, ausschweifende und zänkische Geistlichkeit seiner Zeit. Außerdem schmückte und erweiterte er den romantischen Inhalt mit Schilderungen von Natur-Scenen, welche nach den Monaten und Jahreszeiten ausgewählt waren. Gerade in diesen Stücken soll er (wir können nicht aus eigener Ansicht urtheilen) die Kraft und Mannigfaltigkeit zeigen, welche die Engländer so sehr preisen und wegen deren er von ihnen als Quelle benutzt wird. Das Letztere geschieht um so mehr, als nur wenige Engländer die Dichter der romantischen Zeit und ihre ersten Schüler benutzen konnten, weil die Sprache, in welcher diese dichteten, sich gänzlich verändert hatte. Spenser ist glücklich an der Klippe vorbeigesegelt, an welcher Tasso, Guarini, Marino und ihre zahlreichen Nachahmer in Deutschland elendiglich gescheitert sind, am Idealisiren der Hirten, ihres Lebens und ihrer Sprache. Was man in seiner Sprache und seinem Ton oft roh und rauh nennt, ist nichts Anderes, als der Unterschied einer harten und kräftigen Zeit, wie die Spenser's war, und einer weichen und verwöhnten, wie die unserige ist. Auch einen von Spenser gedichteten Hochzeitsgesang erhebt Hallam auf eine ganz ausgezeichnete Weise, obgleich der Stoff desselben uns abgenutzt scheint, weil bis ins 18. Jahrhundert hinein jede Hochzeit ihr Carmen oder vielmehr eine ganze Fluth von Hochzeitsgesängen hervorrief. Doch wird nur Spenser's Feen-Königin auch jetzt noch zu den klassischen Arbeiten englischer Dichter gezählt.

Spenser, geboren in London 1553, also elf Jahre älter als Shakespeare, den er schon früh in seinem Werth erkannte, erhielt durch Sidney's Empfehlung die Stelle eines Secretärs bei Lord Grey, Statthalter von England, und bewohnte das reizend gelegene Schloß Kilcolman in der Grafschaft Cork. Hier dichtete er den größten Theil seiner Feeen-Königin, von welcher die drei ersten Bücher im Jahr 1590 mit einer Widmung an die Königin erschienen. Schon diese waren sehr lang; denn jedes Buch bestand aus zwölf Gesängen. Der Dichter fügte aber nachher noch drei ebenso lange hinzu. Daß er gar, wie man mitunter behauptete, noch sechs andere gedichtet habe, welche auf seiner Reise von Irland nach England durch Nachlässigkeit eines Dieners verloren gegangen seien, ist ohne Zweifel falsch. Man pflegt dieses

Gedicht eine allegorische Ritter-Epopöe zu nennen, weil Spenser in demselben versucht hat, Tugenden allegorisch als neben einander gestellte Ritter zu empfehlen. Nach dem, was wir auf die Berichte Anderer hin urtheilen können, muß der Vorzug dieser sonderbaren Epopöe in der Ausführung des Einzelnen und in der alle anderen Dichter bis auf Shakespeare verdunkelnden poetischen Darstellungskraft gefunden werden; denn der Plan selbst war trivial und bereits von den südfranzösischen Dichtern des Mittelalters abgenutzt. Spenser's Feen-Königin hält jährlich ein Fest, und an jedem der zwölf Tage desselben werden Klagen vorgebracht und von der Königin zwölf Ritter abgeschickt, um den Klagen abzuhelfen. Diese Ritter sind Personificationen von Heiligkeit, Mäßigkeit, Keuschheit, Gerechtigkeit u. s. w.; sie bestehen Abenteuer, in denen sie ihre Tugenden beweisen, und jeder erzählt nachher selbst die seinigen nebst den errungenen Siegen. Auch ihre Gegner haben allegorische Namen, wie z. B. der Riese Grantorto, d. i. großes Unrecht. Arthur, der Hauptheld des Gedichtes, ist das Urbild aller Tugenden, dem die Anderen Dienste leisten, um die Feen-Königin oder die Königin Gloriana (Ehre und Ruhm) für ihn zu gewinnen. Das Versmaaß des Gedichtes ist die von Spenser erfundene und nach ihm benannte Spenserstanze, welche zu der italienischen Octave von acht fünffüßigen Jamben noch eine neunte sechsfüßige setzt und die Reimstellung verändert; Lord Byron hat sie in seinem „Child Harold" angenommen.

Wollten wir noch einiges Andere hinzufügen, so würde sich leicht zeigen lassen, daß Alles in dieser Dichtung zugleich wunderlich und pedantisch und wiederum als Erzeugniß einer unerschöpflichen Einbildungskraft bewunderungswürdig und in seiner Genialität einzig ist. Um indessen einen rechten Begriff davon zu geben, müßten wir nicht das Gerippe, welches wir mitgetheilt haben, sondern die Ausführung einzelner Theile hier einrücken, was wir weder können, noch wollen. Wir haben diese Bemerkung nur gemacht, um zu erklären, warum wir über Steifheit klagen und die Engländer doch Recht haben können, wenn sie Spenser mit einem Lobe preisen, welches uns, die wir der Allegorie nicht zugethan sind, sondern die Klarheit lieben, sehr übertrieben scheinen muß. Auch muß man an langweilige Förmlichkeit des Lebens gewöhnt sein, um so viele tugendhaft langweilige Gesichter und so viele allegorische Erfindsamkeit, als in jenem Gedichte vorkommen, ertragen zu können. Dies würde sogar aus Hallam's eigener Angabe des Inhalts vom ersten Buche, welches er ein für sich vollständiges Ganzes und eine in sich vollendete Dichtung nennt, dargethan werden können, wenn wir irgend ein Urtheil auszusprechen hätten oder nach eigener Ansicht urtheilen dürften. Die Engländer pflegen ihren Spenser

nicht blos mit Ariosto zu vergleichen, sondern ihn sogar in vielen Stücken über diesen zu erheben, ihm eine weit reichere Einbildungs- und Erfindungskraft zuzuschreiben und seine langsam und ernsthaft dahinschleichenden Stanzen mit den leichten, tanzenden und im bunten Spiele scherzenden Versen des Italieners in eine Reihe zu stellen.*) Uns würde schon eine einzige Stelle in Hallam's langer Lobrede auf Spenser vom Lesen abschrecken, weil uns in derselben berichtet wird, daß die Prinzessin Gloriana, welche der Preis aller der Tugenden ist, die der Dichter allegorisirt hat, die Königin Elisabeth vorstellen soll, die weder schön, noch gut, noch keusch war. Hallam sagt: „Der Dichter selbst gibt zu verstehen, daß die Gloriana das Bild der Königin Elisabeth sei, welche in seinem Gedichte auch noch weiter als die schöne Jägerin Belphoebe aufgeführt wird. Man könnte allenfalls Spenser's schmeichelndes Lob der Schönheit einer etliche 50 bis 60 Jahre alten Königin damit entschuldigen, daß viele große und weise Männer Könige und Fürsten durch lächerliche Lobeserhebungen bei guter Laune zu halten pflegen und daß Spenser selbst von Natur geneigt war, die Gegenstände seiner Bewunderung in phantastische Farben zu kleiden." Man sieht, wie armselig dies Alles ist; Spenser's Lobredner setzt aber auch selbst hinzu: „Aber seine Uebertreibung in der Schmeichelei übertrifft doch die der Italiener weit." Auch muß selbst der Engländer zugeben, daß Moralitäten und Ritter und Damen, welche in der Natur nirgends zu finden sind, nach Spenser's Art in die Länge gesponnen, selbst denjenigen endlich ermüden, welcher gewohnt ist und das Bedürfniß hat, die englische Liturgie in ewiger Wiederholung zu ertragen. Gesteht doch Hallam ein, daß man an dem Dichter schon gleich vom zweiten Buche an wahrnehme, wie er seiner Erfindungsgabe zuviel zumuthe und wie er immer matter und müder werde, bis er endlich ganz liegen bleibe.

Wenn wir in Rücksicht aller anderen Gattungen der englischen Poesie des 16. Jahrunderts nicht mit den Engländern übereinstimmen können, so müssen wir doch mit ihnen eingestehen, daß im dramatischen Fache im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts die Höhe der Vollendung erreicht war. Ein Genie der ersten Größe, Shakespeare, mochte im Komischen von Mehreren übertroffen werden, im Tragischen ist er in England bis jetzt geblieben, was Homer bei den

---

*) Um zu zeigen, wie weit der Engländer Nationalvorurtheil geht, wollen wir Hallam's Posaunen mit ihren eigenen Lauten tönen lassen. Spenser, sagt er, may be justly said to excel Ariosto in originality of invention (allerdings, er hat theologische, Ariosto natürliche Gestalten), in force and variety of character, in strength, fertility and vividness of conception and above all in that exclusively poetical cast of feeling, wich discerns in every thing what common minds do not perceive. Welches Salbadern!!

Griechen war, und was Dante bei den Italienern, Goethe bei den Deutschen ist — das Ideal eines genialen Dichters. Wir wagen weder seine Vorzüge zu preisen, noch einen Tadel über ihn auszusprechen, weil Beides nicht unseres Faches ist und weil seine Stücke in Deutschland wie in England in Jedermanns Händen sind. Den systematischen Deutschen, welche auch Shakespeare zum systematischen Dichter machen, sowie allen denen unter uns, die ihn unverständig vergöttern, glauben wir einen Dienst zu erweisen, wenn wir als Warnung eine Stelle aus einem französischen Buche, das uns zufällig in die Hände kommt, unten beifügen, ohne jedoch den Ausdruck des Franzosen unbedingt zu billigen.*) Im tragischen Fache wird Shakespeare stets einzig bleiben; denn seine Zeitgenossen, welche man allenfalls im Komischen neben ihn stellen darf, halten im Tragischen die Vergleichung mit ihm nicht aus. Uebrigens gehören Shakespeare und die vier Komiker, die neben und nach ihm wirkten, Beaumont, Fletcher, Ben Jonson und Massinger, keineswegs ausschließlich, zum Theil nicht einmal vorzugsweise der Regierungszeit der Königin Elisabeth an. Shakespeare, geboren 1564, starb 1616**), Beaumont 1615, Fletcher, welcher immer in Verbindung mit Beaumont genannt wird und gemeinschaftlich mit ihm dichtete, 1625, Ben Jonson 1637, Massinger 1639.

Wir geben hier nur über Shakespeare im Verhältniß zu seinen Zeitgenossen einige Andeutungen, da eine ästhetische und litterarische Würdigung seiner Schauspiele und Gedichte außerhalb unseres Gesichtskreises liegt. Wohl niemals hat sich eine Dichtungsart gleichzeitig bei zwei Nationen so mächtig, volksthümlich und vielseitig entwickelt, wie die dramatische um 1600 bei den Spaniern und den Engländern; Lope de Vega starb 19 Jahre nach Shakespeare. Die Lust an Schaugepränge, die sich in Spanien durch Processionen, in England durch Volksfeste und Ritterspiele mit mythologischer Ausrüstung kundgab, trug dazu

---

*) Le culte de Shakespeare est vraiment une idolâtrie chez les Anglais, et comme toutes les idolâtries il a ses superstitions ridicules; mais les mystiques Allemands ont encore rencheri sur ses concitoyens. Eine neuere Schrift (Shakespeare-Studien eines Realisten, von G. Rümelin) sucht in geistvoller Weise die Schätzung des Dichters auf ein richtiges Maaß zurückzuführen; doch faßt sie sein Verhältniß zu den Zeitgenossen allzu ungünstig auf. Das Bestreben, Goethe und Schiller nicht unbillig gegen Shakspeare herabsetzen zu lassen, ist lobenswerth; nur ist der Unterschied der Zeit und der Umstand zu beachten, daß Shakspeare nicht, wie unsere großen Dichter, einen Lessing vor sich hatte, sondern auf sein eigenes geniales Urtheil angewiesen war.

**) In seinem Geburtsorte Stratford am Avon und an seinem Geburtstage, dem 23. April; er wurde genau 52 Jahre alt. Die oft vorgebrachte Angabe, er sei mit Cervantes am gleichen Tage gestorben, ist irrig; denn in Spanien galt damals bereits der 1583 eingeführte gregorianische Kalender, in England noch der julianische; der 23. April trat also in dem letzteren Land um elf Tage später ein.

bei, den Sinn für das Drama zu beleben. Die Einrichtung der Bühne war einfach, aber in der Kleidung wurde bald große Pracht entwickelt und die Schauspieler zeigten sich mitunter als echte Meister in ihrem Fach, obwohl die Frauenrollen von jungen Männern gespielt wurden. Als die erste regelmäßige Tragödie in England, d. h. als die erste welche das Studium der Alten auf einen nationalen Stoff anwendet, wird das Trauerspiel „Ferrex und Porrex oder Gorboduc" angeführt, das eine Handlung aus der sagenhaften britischen Urgeschichte vorführt und an dessen Abfassung der obenerwähnte Sackville (Lord Buckhurst) betheiligt war. Das Stück hatte einen Chor, bestehend aus vier Aeltesten des britischen Volkes; der Dialog war bereits im Blankvers gedichtet. Das Publikum indessen, das höhere wie das niedere, war, wie in Spanien, zu gemischt und zu lebhaften Sinnes, als daß die gelehrte Dramaturgie hätte zur Herrschaft gelangen können. Auch schrieben die bedeutendsten Dichter nicht für Leser, sondern für Zuschauer; selbst Shakespeare's Stücke erschienen erst sieben Jahre nach seinem Tode gesammelt im Drucke. Wenn man bei ihm über Derbheiten, über gewaltsame Behandlung von Ort und Zeit klagt, so ist zu bedenken, daß er in beiden Beziehungen mäßiger und geschmackvoller als die meisten Volksdichter seiner Zeit verfuhr. Unter seinen Vorgängern nennen wir hier nur Robert Greene und Christopher Marlowe. Greene besaß ein leichtes, heiteres Talent und war ausgezeichnet in Stoffen aus dem englischen Volksleben mit seinen frischen und abenteuerlichen Zügen; so in dem „Flurschütz von Wakefield," an dem er sicherlich Antheil hatte. Er dichtete auch Historien, d. h. Schauspiele aus der englischen Geschichte, und eines derselben, an dessen Abfassung er betheiligt war, liegt dem „Heinrich VI." von Shakespeare zu Grunde. Greene hat sich daher 1592 in einer Schrift, in welcher er das Unheilvolle der Schauspieler- und Dichterlaufbahn darstellt, mit ungerechter Bitterkeit über den Shakescene (Coulissenreißer) beklagt, der sich mit seinen Federn schmücke. Marlowe hat ein bedeutendes Talent, das die höchsten Probleme aufgreift, sich aber leidenschaftlich und gewaltsam überbietet. Er dichtete einen Tamerlan, einen „Juden von Malta," dessen Hauptheld Barrabas ein grimmigerer Bösewicht ist als Shylock, und eine Tragödie „the massacre of Paris," worin er so kühn ist, eine von ihm selbst erlebte Begebenheit, die Bartholomäusnacht, auf die Bühne zu bringen und Personen wie Guise und den Philosophen Ramus einzuflechten. Diese Kühnheit war übrigens in der ersten Zeit des Kunstdramas nicht selten; Lope machte den uns aus Schiller bekannten Demetrius noch bei dessen Lebzeiten zum Helden eines Schauspiels. Noch merkwürdiger ist es für uns, daß Marlowe bereits die Sage von Doctor Faust dramatisirte, wenige

Jahre nachdem die älteste nachweisbare Behandlung derselben (1587) in Deutschland erschienen war; der Teufel Mephostophilis und der Famulus Wagner spielen in diesem Trauerspiel ihre Rollen.*) Marlowe, der für einen Gotteslängner galt und dessen Leben von wüsten Abenteuern nicht frei ist, starb 1593 in einer Schlägerei.

Die Nachrichten, die wir über Shakespeare's Leben haben, genügen seinen Verehrern wenig. Bacon, der mit ihm in einer Stadt lebte, spricht weitläufig über Dichtung und Dichter, ohne den größten der Letzteren zu nennen; gelegentlich bezeichnet er einmal den Schauspielerstand als infam. Doch ist es sicher, daß Shakespeare seinen Stand durch Ehrenhaftigkeit geadelt hat, während Bacon seinen hohen Rang im Staat und in der Wissenschaft durch Charakterschwäche entwürdigte. Wenn man von Bacon mit Recht oder Unrecht rühmt, er habe zuerst gelehrt, sich vom Aristoteles weg zu den Dingen selbst zu wenden, sie für sich reden und aus der Beobachtung die Lehre entsprießen zu lassen: so hat kein Dichter vor Shakespeare die menschlichen Gefühle und Gedanken von aller conventionellen Schranke und vorgefaßten Abschätzung frei dargelegt. Wir wissen, daß seine Zeitgenossen ihn hochgestellt haben; aber bei dem großartigen politischen Aufschwung Englands hatten sie keine Muße, seinen Werth speculativ festzustellen. Ben Jonson, von seinen Rivalen der bedeutendste, hatte nicht nur häufige Witzgefechte mit ihm, die meist in dem von Walter Raleigh gestifteten Klub zur Meermaid (Sirenenklub) stattfanden, sondern er stand ihm principiell entgegen. Ben Jonson stützte sich auf das Studium der Alten, dichtete nach künstlerischen Grundsätzen und bildete besonders die Charakter-Komödie aus, in welcher sein Alchymist und sein Volpone (Fuchs) beachtenswerthe Leistungen sind. Bei Shakespeare war ihm der Mangel an Feile anstößig; die Manuscripte desselben waren ohne Correctur (withont a blot); aber im Tode feiert er denselben als den süßen Schwan vom Avon, als den Dichter, der uns die Alten überflüssig machte. Drei Perioden lassen sich in der Beurtheilung Shakespeare's durch seine Zeitgenossen unterscheiden. Nicht der Bühne verdankt er den ersten Ruhm in der litterarischen Gesellschaft; er galt als Einer in der bewegten Gruppe junger Dichter, die vor Allem das Sonnett und Pastoral pflegten. Mythologische Arabesken in italienischer Weise umspielen den Verstand mehr als sie das Gemüth ergreifen. So wird denn von Shakespeare gerühmt, Ovid's süße Ader ströme in ihm, und die Neugier der litterarischen Kreise war in hohem Grad auf den Kranz von Sonnetten gerichtet, die einzeln von Hand zu Hand gingen und in welchen er allem Anschein nach seinen Gönner, den Grafen South-

*) Dieses bedeutende Werk ist mehrmals ins Deutsche übersetzt, zuletzt von Adolf Böttger, Leipzig 1856.

ampton, feierte. Während er in seinen Schauspielen mit seiner Person völlig zurück tritt oder schwer aufzuspüren ist, macht er uns in den Sonnetten zu Zeugen seiner inneren Kämpfe; wie es der Kunstdichtung eigen ist, verspricht er seinem Freunde ein Andenken, das dauern soll, „bis, was da lebt auf Erden, untergeht.“ Auch mischt er noch das italienische Wesen, die gezierten bilderreichen Einfälle oder Concepte und den Antithesenstyl in seine Komödien, welche eine wahre Casuistik der Liebe und ihrer Launen enthalten. Mit der unechten Form, mit dem geschraubten Ausdruck, die in höheren Gesellschaftskreisen Mode waren, verband sich leicht auch eine flache Denkweise, ein conventionelles Scheinwesen; in „Romeo und Julia“ heben sich zwei Personen darüber hinaus, Mercutio durch derben Humor, Romeo durch tiefe Leidenschaft. Als Shakespeare für die Bühne selbstständig zu dichten anfing, war das Jongleurwesen auf derselben noch nicht abgethan; dem Prolog ging ein Trompetentusch voraus, in den Zwischenakten machte der Narr seine Schwänke und am Schlusse kniete das Personal nieder, um für das Wohl der Königin zu beten. Wollte ein Dichter große, ernsthafte Wirkungen erreichen, so suchte er den dramatischen Stoff nicht wo die Weltgeschichte ihren höchsten Gehalt entwickelt, sondern wo die Ereignisse sich drängen, wo Thronwechsel, Familienzwiste, Blutthaten sich häufen, also im Orient, im späteren römischen und im byzantinischen Kaiserthum. Shakespeare's Titus Andronicus unterschied sich nicht allzu deutlich von Marlowe's Tamerlan und von anderen Haupt- und Staatsactionen. Am Schlusse der ersten Periode kam er so weit, den grimmigen Bombast ebenso wie die „tafftenen Phrasen“ abzuthun. Er legte in die Gestalten zweier Jünglinge, des Romeo und noch weit mehr des Prinzen von Wales, viel von seinem Wesen und innerem Entwickelungsgang.

In seiner zweiten Periode finden wir ihn bereits völlig anerkannt. Die Vorliebe für historische Stücke mußte durch die Begeisterung, welche der Untergang der Armada erregte, mächtig erhöht werden. Shakespeare, damals 24 Jahre alt, erhob sich am Schlusse des Jahrhunderts weit über alle Anderen, die Historien dichteten. Er stellte sich neben die Besieger Spaniens, wie Aeschylus mit seinen „Persern“ neben die Marathonkämpfer. Aus dem Munde des alten Johann von Gent preist er sein Heimathland; es heißt ihm

Der segensvolle Fleck, dies Reich, dies England,
Dies Volk des Segens, diese kleine Welt,
Dies Kleinod, in die Silbersee gefaßt,
Der ihm den Dienst von einer Mauer leistet
Gen weniger beglückter Länder Neid.

Die Tragödie „Richard II.,“ worin dieser herrliche Lobspruch vorkommt, war ein abschreckender Spiegel der Eigenschaften, durch welche

das Königthum sinkt. Bevor Essex zu einem Aufstande schritt, bestellte sein Freund Merrick im Theater die Aufführung eines „Richard II.,“ um die Gemüther zu entflammen; doch bezweifelt man, ob dies das Shakespeare'sche Stück war. Sicher ist es aber, daß das Letztere noch im Jahre 1744 dem Londoner Publikum Gelegenheit gab, seinen Unwillen über die mattherzige Politik Robert Walpole's kundzugeben.

In Heinrich V. führte der Dichter dem englischen Volke seinen Alcibiades und Achilles in einer Person vor. Ueber die geschichtliche Beziehung, welche sich an die Person des Falstaff knüpft, haben wir früher (s. Bd. VIII., S. 129) berichtet. Das heitere, obwohl nicht tief angelegte Lustspiel „Die lustigen Weiber von Windsor“ verdankt, wie man mit ziemlicher Bestimmtheit annimmt, seinen Ursprung dem Wunsche der Königin Elisabeth, den drolligen Ritter auch einmal in Liebesabenteuern dargestellt zu sehen. Im Johannisnachtstraum (Midsummernights-dream) wird die jungfräuliche Königin vielleicht nach dem Scheitern eines Heirathsantrags als eine holde, im Westen thronende Vestalin gepriesen, die, von Cupido's Pfeilen nicht getroffen, in sittsamer Betrachtung weilt. Shakespeare's Stellung in den politischen Kämpfen der Zeit ist viel erörtert worden. In religiöser Hinsicht ist sie eine sittlich freie. Zwar begreift sich nicht leicht, wie man ihn Angesichts seines „Heinrich VIII.“ noch zum Katholiken hat machen wollen; aber, obwohl Protestant, preist er den andachtsvollen Muth eines Kreuzfahrers mit innigem Ausdruck und schmückt den streng loyalen Bischof von Carlisle (in Richard II.) mit der reinsten Glorie. Auch waren die hochkirchlichen Zionswächter aufgeregt genug gegen das Theater, dem er seine beste Kraft widmete. Nicht umsonst macht er gewisse hochgeschraubte Narren, wie den Malvolio mit seinen gelben Strumpfbändern, zu Pietisten. Zwei Jahrzehnte nach seinem Tode wurden durch den Einfluß der Puritaner sämmtliche Bühnen geschlossen; ja schon 1631 erregte es Anstoß, daß der Johannisnachtstraum aufgeführt wurde, und zwar im Palaste des Bischofs von Lincoln; der Darsteller des Bottom (Zettel) wurde zur Strafe vor dem Volke mit seinen Eselsohren wie am Pranger aufgestellt.

In dieser zweiten Periode, bei steigendem Ruhme, trübte den Dichter noch der Gedanke an den Makel, der dem Schauspielerstande anhing; er entsagte demselben im Jahr 1604. In den großen Werken, die den nächsten acht Jahren angehören, weiß er die tiefsten Aufgaben und Räthsel der Menschennatur zu erfassen und enthüllt auch bei Darstellung der schmerzlichsten Schicksale das Walten einer sittlichen Weltordnung. Etwa an der Grenze beider Perioden, die wir jedoch nicht streng auseinander zu halten meinen, liegen die Stücke, die der römischen Geschichte angehören und zu denen er den Plutarch benutzte.

Sie allein widerlegen das Märchen von des Dichters gänzlicher Unwissenheit; denn war er auch kein geschulter Philolog, so wußte er doch die schlichte, rauhe Heldenrepublik mit ihrem gesund ernsten Familienleben im Coriolan und seiner schüchternen Gattin, die fast nothwendig gewordene Alleinherrschaft im Cäsar, wo die Verschworenen in philosophisch geschulten Formen sich besprechen, und die von Osten her einbrechende sittliche Auflösung in „Antonius und Cleopatra" trefflich auseinander zu halten. Ueber die Angriffe, die er wegen seiner Anachronismen und geographischen Verstöße zu erleiden hatte, läßt er den Narren im Lear anmuthig spotten*). Sein Ruhm und seine bürgerliche Stellung war gesichert; selbst ein Wappen wußte er sich zu verschaffen. Aber trübe Erfahrungen hatten den reifen Mann wahrscheinlich so gestimmt, daß die Anerkennung weniger Werth für ihn hatte. Gervinus erklärt eine gewisse Lässigkeit in der Construction der späteren Dramen aus dieser Gleichgültigkeit. Shakespeare's Sohn, Amleth, starb vor ihm, sein Gönner Southampton kam in Haft; der klare Blick von oben fehlte, noch mehr das einst schöne und freie Verhältniß des Thrones zur Bürgerschaft. In einem Sonnette sieht er, was an eine berühmte Stelle im Hamlet erinnert —

Die Kunst im Zungenzaum der Obrigkeit,
Den Geist mit alberner Censur behaftet,
Einfache Treu, mißnannt Einfältigkeit,
Und Gut von Bös gefangen und verhaftet.

Der rücksichtslosen Wahrheit, welche von nun an in des Dichters Weltanschauung herrscht, entspricht auch sein Ausdruck immer entschiedener. Wenn Shakespeare die gemischte englische Nation vertreten soll, so war er im Anfang mehr romanisch gestimmt; das germanische Wesen aber tritt mit wachsender Reife immer mächtiger hervor. In der dritten Periode schwindet vollends jeder italienische Zug: die sonnettistischen Anklänge, die Concepte im engeren Sinne hören auf. Echte sächsische Volks- und Bauernlieder werden in Cymbeline, Lear, Macbeth und Hamlet eingeflochten. Zu diesen Trauerspielen entnimmt er die Stoffe aus der nordischen Sagenwelt. Und diesen Uebergang zum Schlichten, Tiefen und Heimischen macht er ganz allein; die Liebhaberei an spitzfindig gefeiltem und manierirtem Ausdruck erhielt gerade, als er sie ablegte, ihre stärkste Ausbildung. Die Einfachheit wurde grundsätzlich verbannt; es galt für schön, jeden Satztheil mit Flittern zu besetzen und mit „Tafft" auszustopfen. In Italien bezeichnete man diese Redeweise als stilo culto, in Spanien als Gongorismus (nach Luis de Gongora, der 1627 in Cordova starb). Es war ungefähr der-

*) „Diese Prophezeiung wird Merlin machen, denn ich lebe vor seiner Zeit." Die Chronik versetzt den Lear etwa in die Tage des Propheten Elias.

selbe Geschmack, welchen damals Antonio Perez, der Staatssecretär Philipp's II., als er aus Spanien flüchten mußte, in Frankreich verbreitete und den man in seiner späteren Ausbildung den style précieux nannte. In England hieß dieselbe Richtung in der Litteratur Euphuismus, nach dem im Jahr 1579 erschienenen Roman „Euphues oder die Anatomie des Witzes," welcher zugleich als Muster und als die beste Anleitung zur galanten Schreibweise galt. Der Verfasser war John Lily, der neben Greene, Marlowe, Shakespeare und Ben Jonson auch als Dramatiker beliebt war. Shakespeare leiht in seinen späteren Werken diesen gezierten Ton nur noch einzelnen Personen, wie dem alten Polonius und dem jungen Osrick, um ihre Lächerlichkeit zu charakterisiren. Aber selbst die südlichen Erzählungsstoffe, die er noch behandelte, wie „Maaß für Maaß" und „Wintermärchen" wurden von ihm nunmehr mit philosophischem Geist und herbem Weltverständniß umgeprägt. Uebrigens brachte ihm Jakob's Thronbesteigung erneute Thätigkeit. Im Macbeth verherrlicht er Banquo, den Ahnherrn der Stuarts, preist seinen Nachkommen Jakob als den ersten, der zwei Reichsäpfel und drei Scepter trage, und eröffnet ihm im Zauberspiegel der Hexen die Aussicht auf eine unabsehbar lange Reihe von Thronerben, was freilich nicht in Erfüllung ging. Damals wurden Shakespeare's Stücke wiederholt im königlichen Palaste zu Whitehall aufgeführt; „König Lear" erlebte im ersten Jahre seines Erscheinens die dritte Auflage. In diesem Stücke hat Shakespeare die Nacht eines gottverlassenen Geschlechtes durch religiösen Trost erhellt, welcher, ohne Mission und Offenbarung, der edlen Natur des schwer verfolgten Edgar entquillt; einer der größten Gedanken, die jemals ein Dichter ausgeführt hat. Im Jahr 1612 hörte Shakespeare auf, für die Bühne zu arbeiten, und zog sich völlig nach Stratford zurück. Als sein letztes Drama wird von Einigen das Wintermärchen, von Anderen der Sturm bezeichnet. Die Engländer haben mit Behagen und nicht ohne Seitenblicke auf die Landsleute eines Camoens, Cervantes und Schiller berechnet, wie groß das Einkommen war, das ihr größter Dichter genoß, wie er immer wohlhabender wurde und zuletzt als Besitzer von Häusern, Grundstücken und Renten einer der reichsten Bürger von Stratford war. In der dortigen Dreifaltigkeitskirche liegt er neben seiner Frau begraben; ein Ehrendenkmal wurde ihm später in der Westminster-Abtei zu London errichtet.

Neben den großen Dramatikern besitzt ein Mann, welcher am Hofe der Elisabeth glänzte, bis auf diesen Tag als Schriftsteller und als Muster seiner Zeitgenossen, als Bildner der Sprache und als Reformator des Styls unter den Engländern einen Ruf, der uns stets befremdet hat, und den wir nicht aus dem, was wir von seinem berühm-

testen Werke wissen, zu rechtfertigen oder auch nur zu begreifen vermögen. Da wir also in diesem Falle nicht, wie bei Shakespeare, im Wesentlichen mit den Engländern übereinstimmen und vor dem Genie uns beugen können, ohne Götzendienst mit ihm zu treiben, so wollen wir zum Schlusse nur angeben, was die Engländer sagen. Der Mann, von welchem wir reden, war Sir Philipp Sidney, der im Alter von 32 Jahren bei Zütphen gefallene Neffe des Grafen Leicester (1554—1586), eines jener Wunder der Welt, welche schon als Kinder durch ihre Gelehrsamkeit das Staunen der Menschen erregen. Er disputirte gleich Pico von Mirandola (s. Bd. VIII., S. 64) als Knabe mit den gelehrtesten Männern in Oxford öffentlich über verschiedene Theile der Wissenschaft, reiste dann in mehreren Ländern, hielt sich lange in Rom, in Frankreich, in Heidelberg und in Frankfurt auf, war schon im 21. Jahre aller Sprachen mächtig und glänzte nachher am Hofe und in wichtigen Aemtern. Von dem Hauptwerke eines solchen Mannes sollte man allerdings Großes erwarten. Dieses Werk, auf welches er seinen ganzen Fleiß wendete, ist eine Art Roman und trägt den Titel Arkadia, auch die Arkadia der Gräfin Pembroke genannt, weil er es dieser Dame, seiner Schwester, gewidmet hat; sie ist in geschmückter Prosa geschrieben und mit Versen durchflochten. Die italienische Octave hat er mit Glück nachgeahmt, während seine Versuche, den Hexameter und den Alexandriner in England einzubürgern, nicht gelingen konnte. Hallam sagt: „Sir Philipp Sidney war unstreitig der erste gute Schriftsteller in englischer Prosa.“ Um dies zu beweisen, führt er die Stelle eines anderen kritisirenden englischen Litterators an, welcher so weit geht, folgende Behauptungen auszusprechen: „Wir dürfen annehmen, daß der ganze litterarische Charakter dieser Zeit gewissermaaßen auf Sidney zurückgeführt und von ihm hergeleitet werden kann. Die Arkadia war es in der That, welche zuerst den Zeitgenossen das Ineinander-Weben und Flechten der Worte, den kühnen und ungehinderten Gebrauch derselben, die Kunst der Sprache, auch wenn sie auf die gemeinsten und trivialsten Gegenstände angewendet wird, gezeigt hat. Die Sprache hat bei Sidney eine ihr sonst ganz fremde Höhe, und der edle, an sich erhabene Styl erhält bei ihm eine ihm angebildete Würde, eine Macht, den Gedanken durch den Ausdruck und den Ausdruck durch den Gedanken zu veredeln, welche beim Lesen der Schriftsteller aus Elisabeth's Zeit jeden Engländer so oft zum Bewundern zwingt.“ Dieser Gallimathias, den wir sehr abgekürzt haben, ist doch auch dem Hallam zu arg; er gesteht, daß es baare Uebertreibung sei und daß Hooke und Baco auch ohne Sidney gute Prosa geschrieben haben würden. Auch das Lob von Sidney's Gedichten schränkt er ein, indem er erklärt, sie seien durch Ueberladung mit Concepten entstellt.

In der Arkadia schließt sich Sidney zum Theil an Sannazaro und an Montemayor an. Ein bedeutendes Verdienst bleibt jedoch seiner Schrift „Vertheidigung der Poesie,“ besonders wenn man erwägt, daß er zwar den Aristoteles kennt, aber sonst in seinen ästhetischen Untersuchungen wenig Vorarbeit hatte. Das Verhältniß des Dichters zur Natur faßt er weit origineller auf als Scaliger; er schätzt die englische Volksdichtung und sagt mit Recht, der rauhe Gesang von der Chevy-Jagd, (den unser Herder mit Vorliebe übersetzte) berühre uns wie der Klang einer Schlachttrompete. Wenn er am englischen Drama die Vermischung von Ernst und Spaß, die Vernachlässigung der Einheiten tadelt, so muß man bedenken, daß er dasselbe nur in seinen rohen Anfängen kannte. Die Begeisterung für den Gegenstand gibt seinem Ausdruck Wärme und Kraft; aber auch durch die Sorgfalt, die er der Form zuwendet, hat er wohlthätig gewirkt, wenn auch der Glanz seiner Persönlichkeit und seiner Stellung zu dieser Wirkung gewiß beigetragen hat.

4. Fortgesetzte Darstellung des Verhältnisses der französischen Litteratur des 16. Jahrhunderts zur Geschichte der Nation selbst.

Von den vorstehenden Bemerkungen über die Litteratur zweier Nationen, deren Schriftsteller des 16. Jahrhunderts uns weniger bekannt sind, als die des 17. und 18., wenden wir uns zur Ergänzung dessen, was bereits über die französische Litteratur des 16. Jahrhunderts gesagt worden ist. Wir hatten absichtlich die beiden wichtigsten litterarischen Erzeugnisse der Franzosen in jenem Jahrhundert, die Satyre Menippée und Montaigne's Versuche übergangen, um hier von ihnen zu reden.

Die Satire Menippée*) ist von sechs oder sieben Männern verfaßt, die in Paris gesellig zusammenkamen und zu den besten Köpfen Frankreichs gehörten, welche zum Theil auch als Meister der alten Sprachen und Wissenschaften berühmt waren. Sie enthält eine burleske Erzählung der Debatten in der im Juli 1593 nach Paris berufenen Ständeversammlung, welche den Neffen des Generalstatthalters Mayenne, den Herzog von Guise, zum König gegen Heinrich IV. wählen sollte. Die witzigsten Köpfe Frankreichs hatten sich vereinigt, um das

*) Satire Menippée de la vertu du Catholicon d'Espagne et de la tenue des états de Paris. Die beste ältere Ausgabe ist unter dem Druckort Ratisbonne 1726 erschienen. Sie enthält alle für die Regierung Heinrich's III. und Heinrich's IV. wichtigen Actenstücke nebst einem vollständigen Commentar von demselben Duchatel, welcher den bekannten Commentar über Rabelais geschrieben hat. Die Satire Menippée steht auch in den Mémoires de la ligue (Amsterdam 1758, fünf starke Bände in Quarto) Band V., S. 469 ff. Neuerdings (1869) erschien eine gute Ausgabe von Charles Labitte bei Charpentier in Paris.

Treiben der Mönche und Pfaffen, der Spanier, der Guisen, der Fanatiker und der von diesen irregeleiteten Pariser Bürger lächerlich und verächtlich zu machen, und dies gelang ihnen in dem Maaße, daß schon nach wenigen Wochen die Satyre Menippée nicht nur in Aller Händen war, sondern auch dem König Heinrich IV. mehr nützte, als eine gewonnene Schlacht. Die ersten Hefte erschienen in Tours, einer königlich gesinnten Stadt; beendigt wurde der Druck 1594, nachdem Heinrich in Paris eingezogen war. Dieses Werk der verbundenen Freunde enthält ferner eine satirische Beschreibung der oben (S. 106) erwähnten Procession der heiligen Ligue, eine ironische Beschreibung der Tapeten des Ständesaales und endlich Reden und allegorisirende Phrasen, welche den Rednern der Ständeversammlung in den Mund gelegt werden, um die eigentlichen Triebfedern und den Charakter der Heuchler zu enthüllen. Das Buch gilt immer noch für ein Meisterwerk, das sich, wenn man einige historische Kenntnisse hat, leicht verstehen läßt. Stil und Sprache haben nach beinahe 300 Jahren nichts verloren und der Witz trifft den jetzigen heuchelnden Klerus Frankreichs ebenso, wie den des 16. Jahrhunderts.

Die Satire Menippée wirkte wie ein elektrischer Schlag auf das ganze französische Volk. Menippisch ward sie von ihren klassisch gelehrten Verfassern nach einem cynischen Philosophen Menippos genannt, der sich durch seinen beißenden Spott furchtbar gemacht hatte, daher schon der gelehrte Römer Varro (s. Bd. III., S. 443) eine Sammlung gemischter Schilderungen als Satira Menippea bezeichnete. Die Verfasser hätten ihr Werk auch Aristophanisch nennen können, weil in ihr mit den Heuchlern ebenso umgegangen wird, wie Aristophanes in seinen Komödien mit den Demagogen umzugehen pflegte. Der Plan des Werkes ging eigentlich von dem Domherrn von Rouen und Almosenier des Kardinals von Bourbon, Louis le Roi, aus, von welchem auch die drei ersten Stücke, das Katholikon oder der Spott über das spanische Wundermittel, welches die ganze Bewegung gegen Heinrich IV. unterhalte, die Tapisserie der Ligue und die Procession derselben, herrühren. Dies sind die schwächsten Stücke der ganzen Satire. Im Katholikon wird ironisch allegorisch anschaulich gemacht, wie man unter dem Vorwande der Religion die verschiedenen Klassen der Franzosen eigentlich durch Geld in Bewegung setze und zu einer allgemeinen Versammlung bringe. Es wird dabei hervorgehoben, das spanische Katholikon sei von dem echten römischen wohl zu unterscheiden, denn dieses habe keinen anderen Zweck, als die Seelen zu erbauen und in jener Welt Heil und Seligkeit zu schaffen. Die Procession führt die Bestandtheile der Ligue, besonders die Mönche und Geistlichen, welche den Aberglauben des großen Haufens für ihre politischen Zwecke

gebrauchen, in lächerlicher Gestalt ironisch vor. Die Tapisserie benutzt die Beschreibung der vorgeblich den Ständesaal zierenden Gemälde und gewirkten Bilder, um Alles, was die Liguisten unternommen und mit Hülfe der von ihnen herbeigerufenen Spanier ausgeführt haben, als verkehrt und thöricht darzustellen.

Die angeführten ziemlich mittelmäßigen Stücke sind jedoch nur als eine Vorbereitung und Einleitung zu dem Hauptwerke zu betrachten, welches entstand, als Peter Pithou und seine Freunde sich der Idee des Domherrn le Roi bemächtigten und dieselbe zusammen auszuführen beschlossen. Der berühmte Kenner und Ergründer der alten und neueren Geschichte, der als Jurist, Geschäftsmann und historischer Forscher ausgezeichnete Peter Pithou, war zu dem Geschäfte, alle verständigen Franzosen durch Verspottung der Mönche, Jesuiten und Spanier für Heinrich IV. zu gewinnen, um so besser geeignet, als Protestanten und Katholiken ihn achteten. Er war Protestant gewesen und als solcher verfolgt worden, hatte sich einige Zeit in Basel aufgehalten, war aber, als er nach Frankreich zurückgekehrt war, wieder Katholik geworden und ward gleichwohl noch immer von den Protestanten geschätzt. Er hatte für Heinrich IV. die Correspondenz mit dem Papste geführt und die Absolution des Königs eingeleitet. Mit ihm verbanden sich der Parlamentsrath Jakob Gillot, die Dichter Passerat und Gilles Durand, Nikolaus Rapin und Florent Chretien, Männer, welche durch ihre Talente ausgezeichnet und wegen ihrer Kenntniß des Alterthums und seiner Litteratur in ganz Europa berühmt waren. Diese innig verbundenen Freunde arbeiteten im Winter 1593 die Schrift aus, in welcher sie die Debatten der Ständeversammlung durch die komischen Reden der angesehensten Liguisten aristophanisch verspotteten. Die meisten Verse, welche in der Satire Menippée vorkommen, rühren von Passerat her. Dieser war auch der Verfasser der vier Verse (des quatrain), in welchen das aus einem doppelten Kreuze bestehende Wappen der Ligue zum Hohne derselben gedeutet wird und die noch immer für ein meisterhaftes Epigramm gelten. *)

Das beste Stück dieser Satire, welche das verkehrte Treiben der Liguisten auf eine meisterhafte Weise verspottet und damit eine Belehrung der Nation über ihren wahren Nutzen und über die Nothwendigkeit, sich einzig und allein an Heinrich IV. anzuschließen, verbindet, ist die von Peter Pithou verfaßte Rede des Lieutenant civil d'Aubray. Sie schildert, um den Anschluß an Heinrich dringend zu

*) Dites moi donc, que signifie,
Que les ligueurs ont double croix?
C'est qu'en la ligue ont crucifie
Jesus-Christ encore une fois.

empfehlen, das Unglück des bürgerlichen Krieges mit den lebhaftesten Farben. In der scheinbaren Unordnung der einzelnen Arbeiten zeigt sich eine bewunderungswürdige Kunst, das Possenhafte als Einleitung zum Ernsten zu gebrauchen. So dienen auch die burlesken, von Pithou's Freunden gearbeiteten Reden der Liguisten-Häupter als Contrast für die dem d'Aubray in den Mund gelegte Rede. Jeder wählte sich einen Führer der Ligue, um ihn in nachgeahmten Reden zu verspotten, so soll sich Gillot den Kardinal von Piacenza und le Roi den Herzog von Mayenne auserſehen haben. Nikolaus Rapin, einer der vorzüglichsten lateinischen Dichter jener Zeit, hat in der Rede des ehemaligen Rectors der Pariser Universität und nachherigen Bischofs von Senlis, Rose, die Dummheit und Pedanterie der Fanatiker, welche das Orakel der Liguisten waren, vortrefflich persiflirt. Dasselbe gilt von der Rede, welche dem Erzbischof von Lyon in den Mund gelegt wird. Gillot hat den Kardinal-Legaten mit der schärfsten Lauge übergossen; denn er führt ihn in einer französischen Versammlung halb italienisch, halb im Mönchslatein redend ein. Dieses Kauderwälsch ist, wie sich gebührt, kurz, zeigt aber komisch genug des Pfaffen Unwissenheit und Bosheit. Den Kardinal Pellevé hatte sich Florent Chretien auserſehen, der Verfasser der in jener Zeit sehr bewunderten christlichen Tragödien, welche in griechischer Sprache aus Versen des Euripides künstlich zusammengefügt waren und die man hie und da, wie es scheint, nicht übel Lust hätte, statt der heidnischen in den Schulen einzuführen.*) Chretien läßt den Kardinal halb französisch, halb im bekannten Mönchslatein der Dunkelmänner (virorum obscurorum) reden.

Die erste der Reden ist die dem Herzog von Mayenne, dem Generalstatthalter des Reiches (lieutenant du roi), unterschobene, in welcher dieser prahlend eine ganze Reihe schlechter Streiche von sich erzählt und sich rühmt, daß er das Reich aus einem sehr blühenden Zustande in Elend und Jammer gebracht habe. Um eine Probe zu geben, wie die Verfasser es anfingen, um die Redner in ihren eigenen Reden und durch dieselben zu entlarven, wollen wir unten die Stelle anführen, wo der Herzog das Resultat seiner ultramontanen Wirksamkeit ganz kurz angibt**) Die ganze Geschichte des Herzogs und seiner Familie,

*) Solche Flickpoesieen nannte man Centonen; es wurden deren schon sehr früh aus Homer, zumeist aber aus Virgil zusammengestellt, so daß der Dichter seine Worte zu christlichen Reden und Schilderungen hergeben mußte (Virgilius christianizans).

**) Et par notre bonne diligence nous avons fait, que ce royaume, qui n'étoit qu'un voluptueux jardin de tout plaisir et abondance, est devenu un grand et ample cimetière universel, plein de force belles croix peintes, bières, potences et gibets.

der Guisen, wird in seine Rede eingefügt, in welcher alle heuchlerischen Aussprüche der Liguisten und alle Ausdrücke ihrer geistlichen Aufhetzer, besonders die Worte katholisch und heilig, auf eine solche Art gebraucht werden, daß es selbst den beschränktesten Köpfen einleuchtend werden mußte, wie man die Nation damals ebenso durch das Geschrei von Religion irre leitete, als dies gerade 200 Jahre später durch das Geschrei von Freiheit und Gleichheit geschah. Ganz bitter legt der Verfasser dem Herzoge von Mayenne, welcher in allem Ernste Heinrich's III. Ermordung durch die Hand eines fanatischen Mönchs eine rettende That des Himmels (un coup de ciel) genannt hatte, folgende Worte in den Mund: „Aber durch die guten und andächtigen Gebete der Jesuiten-Väter, durch die Bemühungen der gnädigen Frau meiner Schwester und durch die Vermittlung einiger heiligen Klosterbrüder und Beichtväter fanden wir einen heiligen Märtyrer, welcher jenen vom Himmel verordneten rettenden Dolchstoß führte, und uns aus dem Elende und der Gefangenschaft erlöste, in die wir nothwendiger Weise bald hätten gerathen müssen." Unter seinen Thaten führt Mayenne besonders die an, daß er für seine politischen Gegner Bannblitze in die Kreuz und die Quer habe kommen lassen. „Haben wir nicht," ruft er aus, „unsere Feinde excommuniciren und schwarz machen lassen wie Teufel? Haben wir nicht die Eide der Brüderschaft des Strickes und des Namens Jesu erneuern lassen?" Um das Letztere zu verstehen, muß man die 1590 gedruckten Artikel der in der Kirche St. Gervais versammelten Brüderschaft des Namens Jesu kennen. In diesen heißt es: Die Verbrüderten schwören, im katholischen, apostolischen, römischen Glauben zu leben und zu sterben, im Gehorsam seiner allerchristlichen Majestät, Karl's X., und seines Stellvertreters, des Herzogs von Mayenne. Sie versprechen ferner, niemals einen ketzerischen Prinzen als König anzuerkennen, namentlich nicht Heinrich von Bourbon, den vorgeblichen König von Navarra. Dieser sei ein zweimal von der Kirche abgefallener Ketzer und vom Papste excommunicirt. Auch übernahmen die Verbrüderten die Verpflichtung, sich in keinerlei Weise auf irgend einen Frieden oder Waffenstillstand zwischen Katholiken und Ketzern einzulassen. Dem Herzoge von Mayenne werden noch ferner die Worte in den Mund gelegt: „Wir haben Processionen angeordnet, die ihres Gleichen nicht hatten, weil sie mit allem Pomp der schönsten Maskeraden, welche je gesehen wurden, umgeben waren. Wir haben ferner unter der Hand in unserem Frankreich spanisches Katholikon ausstreuen lassen, das heißt einige Dublonen, welche unter den angesehensten Liguisten (Cordon-bleus politiques) gar wunderbare Wirkung gehabt haben." Zu ergreifendem Ernst erheben sich die Verfasser in einer Anrede an die Hauptstadt, worin es heißt: „O Paris,

du bist nicht mehr Paris, sondern eine Höhle voll wilder Thiere, eine feste Burg für Spanier, Wallonen und Neapolitaner, ein Zufluchtsort für Diebe und Meuchelmörder! Willst du nicht einmal wieder deine Würde fühlen und dich erinnern, was Du warst? Du bist in den Ketten der spanischen Inquisition, welche freigeborenen und offenen Geistern, wie die Franzosen es sind, tausendmal unerträglicher sein müssen, als der grausamste Tod!"

Eines der merkwürdigsten Stücke der Satire Menippée, welches sich aber nicht in allen Ausgaben findet, ist von dem vorzüglichen lyrischen Dichter Gilles Durand de la Bergerie verfaßt. Es ist die Klage über den Tod eines liguistischen Esels von einem Esel.*) Dieses Gedicht hat Sainte Beuve im Nachtrage zu seiner Geschichte der französischen Poesie des 16. Jahrhunderts abdrucken lassen. Der Esel war Pariser Bürger geworden und ward ein Opfer seiner für die Ligue ausharrenden Geduld. Er war, wie die Pariser überhaupt, leicht gereizt und dann widerspenstig und rebellisch**). Er leistete endlich mehr für die Ligue, als manches ihrer Häupter (tel seize, d. i. mancher von den Sechszehn), sich würde haben entschließen können zu wagen; er starb für die heilige Union einen rühmlichen Tod, und nährte dann die ausgehungerten frommen Eiferer und ihren Kardinal mit seinem zerschnittenen Leibe***) Uebrigens hat derselbe Gilles Durand auch einige in melancholischem Tone geschriebene Lieder gedichtet, die uns sehr gelungen scheinen. Sainte Beuve hat im ersten Theile seiner Geschichte der französischen Poesie zwei derselben mitgetheilt. Von diesen Liedern würden wir besonders das auf die Blume Je länger je lieber

---

*) Die Ueberschrift lautet eigentlich: A Mademoiselle ma Cousine sur le Trespas de son Asne, Regret funeraire.

**) Vostre asne fut d'autre nature
Et courut plus belle adventure;
Car, à ce que j'en ay appris,
Il estoit bourgeois de Paris
Et de fait par un long usage
Il retenoit du badaudage
Et faisoit un peu le mutin,
Quand on le sangloit trop matin.

***) Plus belle fin (als vor Alter zu sterben) lui estoit due
Sa mort fut assez cher vendue;
Car un boucher qui l'acheta
Trente écus d'or sol il cousta.
La chair par membres despecée
Tout soudain en fut dispersée
Au legat et le vendit-on
Pour veau peut-être ou pour mouton.

allem dem vorziehen, was Passerat und Ronsard in ähnlicher Art gedichtet haben*).

Ehe wir von der Satire Menippée auf Montaigne's Werke übergehen, ist zur Ergänzung dessen, was früher über einen Dichter und eine Dichterin des 16. Jahrhunderts gesagt worden ist, noch Einiges zu bemerken. Wir meinen Clement Marot und Margaretha von Valois. Clement Marot, welcher bekanntlich in Villon's Spuren trat, und dessen naive Sprache (marotisme) im 17. Jahrhundert von La Fontaine aufs Neue gebraucht wurde, ist während des 16., 17. und des größten Theiles vom 18. Jahrhundert in den Händen der französischen Nation geblieben, obgleich seine Sprache veraltet war, ja vielleicht gerade weil sie dies war. Daß derselbe Mann, der in seinen Versen Liederlichkeit predigte, auch die Psalmen übersetzte, war in jener Zeit keinem Menschen anstößig. Es ist in Frankreich sogar Mode geblieben, gerade den leichtfertigsten Gesellen, wenn sie fromme Lieder dichteten, am ersten das Ohr zu leihen. Dies erinnert an den Beifall, welchen Jean Baptiste Rousseau durch seine Oden im bigotten Belgien sich erwarb. Marot's Leben war, obgleich das, was von seinen vornehmen Liebschaften erzählt wird, unbegründet ist, von derselben Art, wie Villon's Leben gewesen war. Auch saß er wie dieser zweimal im Kriminal-Gefängnisse (im Châtelet), jedoch nicht wegen so schimpflicher Vergehungen, als Villon. Das erste Mal wurde er wegen des Verdachts der Ketzerei eingesperrt, das zweite Mal, weil er einen Gefangenen aus den Händen der Scharwache befreit hatte. Die ganz französische Natur, die er zeigte, und seine Abneigung vor der Künstelei und Gelehrsamkeit, welcher seine Zeitgenossen nachjagten, hat ihn in dem Ruf erhalten, dessen er im 16. Jahrhundert genoß. Er war natürlich geblieben, obgleich er gelehrt gebildet worden war und gleich den am Vers und an der Sprache künstelnden Dichter die Klassiker gelesen hatte. Seine Hauptstärke bestand im Spott und im Scherze und deshalb sind, in Rücksicht seines Einflusses auf Leben und Litteratur, seine zweideutigen Epigramme und seine burlesk komischen Episteln am bedeutendsten. Eine derselben, die wir noch nicht erwähn-

---

*) Nur zwei Strophen als Muster:

Belle fleur, jadis amoureuse
Du dieu, qui nous donne le jour:
Te dois-je nommer malheureuse
Ou trop constante dans ton amour?

Ce dieu, qui en fleur t'a changée,
N'a point changé ta volonté.
Encore belle fleur orangée
Sens-tu l'effort de sa beauté?

haben, betrifft seine Befreiung aus dem Châtelet und ist wegen der originellen Art merkwürdig, wie in ihr die Fabel von dem Löwen und der Ratte gebraucht wird. Eine andere führt Sainte Beuve mit Recht als Beispiel des ungekünstelten Witzes des naiven Dichters an, diejenige nämlich, in welcher Marot sich beim König Franz I. für den ihm befreundeten Dichter Pupillon verwendet.

In einem noch höheren Grade, als Clement Marot, verstand die Königin Margaretha von Navarra, die Schwester König Franz I., die höchste Frömmigkeit und Beschaulichkeit in Versen mit anstößigen Schilderungen in Prosa zu vereinigen. Wegen ihrer ascetischen und geistlich dramatischen Dichtungen ward sie zu ihren Lebzeiten vergöttert; wegen ihrer in Boccaccio's Manier geschriebenen prosaischen Erzählungen dagegen hat sie, als ihre Gedichte längst vergessen waren, unter den Franzosen die Unsterblichkeit erlangt. Sie gilt neben Montaigne, welcher ebenfalls voll Natürlichkeiten ist, für eine der klassischen Schriftstellerinnen der französischen Nation und ihre anstößigen Erzählungen, die man entschuldigend naiv genannt hat, fehlen in keiner französischen Bibliothek. Das Frivole in diesen Erzählungen, welche ebenso Heptameron betitelt wurden, wie die von Boccaccio Decamerone, ist dem Lande Gascogne, das Lustige der französischen Nation eigenthümlich; sie sind daher in Frankreich bis auf den heutigen Tag klassisch geblieben. Uebrigens ist dadurch, daß man nach und nach die veralteten Ausdrücke durch neuere ersetzte, der Reiz verschwunden, welchen Margaretha's Erzählungen ebenso, wie Marot's Gedichte, durch die später von La Fontaine nachgekünstelte naive Sprache erhalten haben.

Wie Margaretha Schlüpfrigkeit und Witz mit Frömmigkeit und Ascetik verband, so hat der Prosaiker Michel Montaigne, welcher in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts lebte, Beides auf gleiche Weise mit der Philosophie zu verbinden versucht. Dies that er in einer unter dem Titel Versuche (Essays) bekannt gemachten Lebens-Philosophie. Montaigne war jedenfalls ein sehr origineller Südfranzose. Er abstrahirte, wie man jetzt bei uns sich ausdrückt, von aller Objectivität, und schrieb das, was ihm persönlich im Leben oder beim Lesen einfiel oder was er fühlte, nieder, was dann die Franzosen für objective Philosophie ausgaben. Freilich erhob er sich auch durch dieses Verfahren über die düstere Parteienwuth seiner Zeit zu einer freien, vorurtheilslosen Anschauung, welche auf gesundem Menschenverstand und natürlicher, wohlwollender Sinnesart beruhte. Nach dieser Anschauung richtete er auch sein Leben ein. Er war 1533 auf dem Schlosse Montaigne in Perigord geboren; sein Vater hatte ihm die lateinische Sprache in den ersten Kinderjahren als Umgangssprache beibringen lassen, und Zwanglosigkeit blieb stets ein Grundzug seines Wesens. Er war eine

zeitlang Parlamentsrath zu Bordeaux, legte aber schon im 36. Jahre dies Amt nieder und zog sich auf sein Erbschloß zurück. Doch wurde der verständige Mann noch 1580 fast genöthigt, die Stelle eines Maire von Bordeaux auf einige Jahre anzunehmen. Der Zweifel und der Spott (das Skoptische und das Skeptische) in Montaigne's Versuchen und selbst die abgerissene, mit Anekdoten und schmutzigen Geschichten aller Art durchmischte Manier des Vortrages derselben waren dem Nationalcharakter ganz angemessen, und gingen ebenso in das Leben der Franzosen über, wie der von Amyot übersetzte anekdotenreiche Plutarch in die Geschichte derselben. In allen philosophisch genannten Schriften, welche vom großen französischen Publikum bis auf unsere Tage gern gelesen wurden — denn von Schulphilosophie kann hier nicht die Rede sein — wird man den Einfluß Montaigne's wieder erkennen, und die Pariser Akademie hat noch vor wenigen Jahrzehnten das Lob dieses Schriftstellers zum Gegenstande einer Preisaufgabe gemacht. Sowohl Bayle's und Voltaire's ganz negative Philosophie, als Rousseau's Lehre von idealer Erziehung und idyllischem Leben ruhen auf Montaigne's Einfällen und gelegentlichen Beobachtungen. Wie wenig Montaigne, welcher seine empirische Philosophie auf eigene Wahrnehmungen und auf die ihm zufälliger Weise zu Gesicht gekommenen Berichte von Reisenden gründen wollte, zum Beobachten gemacht war, können wir beurtheilen, seit eine von ihm verfaßte Reisebeschreibung gedruckt worden ist.*) Dasselbe wird man bei Rousseau finden, der sich auch durchaus auf Erfahrung stützen wollte und der aus einem zufällig in seine Hand gekommenen Reise-Berichte, sowie aus der romanhaften Beschreibung von Anson's Reise um die Welt ganz unbegründete Sachen über die Hottentotten und die Ladronen mitgetheilt hat. Wie wenig aber Rousseau sich selbst kannte, hat er durch seine Selbstbiographie bewiesen, in welcher jeder Leser leicht erkennt, daß, wenn sein Bericht wahr ist, er selbst sich nie kennen gelernt hat. Auch Montesquieu, welcher ebenfalls sehr reich an Anekdoten ist, gründet nur gar zu oft auf einzelne Stellen und auf unvollständige Beobachtung allgemeine Behauptungen, zu denen er, wie Rousseau, den Leser rhetorisch fortreißt, was Montaigne, welcher gar kein vorgefaßtes System hatte und sich in seiner unbefangenen Freiheitsliebe an kein Dogma band, nicht that. Bayle, welcher immer auf Montaignes Schultern steht, ist daher dem Ursprunge der französischen Welt- und Volksweisheit des 16. Jahrhunderts, die sich überall zu helfen und Alles zu entschuldigen weiß, getreuer geblieben, als alle Anderen.

Einen Philosophen würden wir Deutsche Montaigne nicht nennen,

*) Journal du voyage de Michel Montaigne en Italie par la Suisse et l'Allemagne, herausgegeben von Querlon, Paris 1774.

allenfalls einen Lebensphilosophen, sicher aber einen verständigen, heiteren, gutmüthigen Franzosen, welcher sich in ungebundener Weise über Alles, was ihm in den Sinn kommt, ein Urtheil bildet und ohne Rücksicht auf die bestehende positive Religion den Aberglauben seiner Zeit heftig angreift. Er ist freilich mitunter etwas derb; eine eigentliche Unsittlichkeit bringt er aber doch nicht vor, weil er und die anderen Landjunker, seine Freunde, zu viel gute Lebensart hatten. Da er mit treuherziger Plauderhaftigkeit sich über alle möglichen Verhältnisse des Lebens, über sich selbst und über seine Zeitgenossen, über die Gerichtsverfassung und Regierung, über Schulen und Kirchen ergießt und dabei aus unzähligen Büchern, die er gelesen, die mannigfaltigsten Stellen, Anekdoten und Beispiele beibringt: so ist es nicht zu verwundern, daß noch jetzt sein Werk als ein Buch für Jedermann und als die beste Quelle französischer Lebensanschauung betrachtet wird. Uebrigens sind Montaigne's Versuche, der traurigen Zeiten wegen, gleich anfangs nur verstümmelt erschienen. Die älteste Ausgabe, auf welche bald mehrere andere folgten, erschien 1580 zu Bordeaux. In den späteren Ausgaben ist viel am Stil geändert worden. Da nämlich schon zu Montaigne's Zeit die Natürlichkeit des Sich-Gehen-Lassens in der Rede anfing, der Affectation der Hofschriftsteller zu weichen, und da bald Leute, wie Balzac und Voitüre eine ganz gezierte Art zu reden und zu schreiben in die Mode brachten, Montaigne aber allgemein gelesen wurde, so hat man auch seinen Stil bald zu modernisiren begonnen. Die echteste und vollständigste Ausgabe der Versuche ist diejenige, welche Angelier 1595, drei Jahre nach des Verfassers Tod, aus seiner Handschrift abdrucken ließ. In allen späteren Ausgaben ist die Schreibart geändert. Dies unternahm zuerst die Dichterin und Schriftstellerin Gournay, welche 1635 eine Ausgabe besorgte und in derselben aus bester Absicht die alterthümliche Sprache änderte, die doch bei einem solchen Werke ganz wesentlich ist. Daher erschienen seit 1724 viele Abdrücke der Ausgabe von Angelier; eine der neuesten ist die von Leclerc, welche 1865 zu Paris in zweiter Auflage erschien.

III. Geschichte des 17. Jahrhunderts.

I. Lage der Dinge beim Beginn des dreißigjährigen Krieges.

1. Frankreich bis auf die Geburt Ludwig's XIII.

König Heinrich IV. befand sich unmittelbar nach seiner Aussöhnung mit dem Papste und sogar mit den Herzogen von Mayenne und Lothringen noch immer in großer Verlegenheit und Frankreich bot noch im Jahr 1596 ein schreckliches Bild von Verwüstung und Anarchie dar. In der Bretagne lag der Herzog von Mercoeur noch immer dem Marschall von Aumont und anderen königlichen Feldherren gegenüber. In Perigord, Limousin und Poitou mußte der Aufstand mit den Waffen gedämpft werden, und der Anführer eines königlichen Heeres, Rochefoucauld, erlitt eine Niederlage. In der Dauphiné führten Spanien und Savoyen noch immer Krieg gegen das königliche Heer unter Lesdiguières und Crequi. Auch in der Provence kämpften königliche Truppen mit den von Piemont und Spanien unterstützten Unzufriedenen. In der Picardie endlich wurde der Krieg mit den Spaniern anfangs unglücklich geführt und bedeutende Städte, wie Calais und Amiens, vom Feinde erobert, weil die königlichen Kassen erschöpft waren und die reformirten Herren, welche an der Spitze ihrer eigenen Vasallen für Heinrich gekämpft hatten, das Heer verließen. Unter diesen Herren waren La Tremouille, Turenne, damals schon Herzog von Bouillon, Rohan und Soubise die vornehmsten. Sie entschuldigten sich damit, daß der König den Katholiken zu viel gewährt und sein Versprechen, ein neues Edict zu Gunsten der Reformirten zu erlassen, immer noch nicht erfüllt habe, während ihre Gegner behaupteten, dieselben hätten sich, da die Reformirten immer noch eine Art von Staat im Staate bildeten und Sicherheits-Plätze inne hatten, dem Könige als unentbehrlich zeigen wollen.

Um Geld zu erhalten, versammelte Heinrich, da er die Stände noch nicht berufen konnte, angesehene Männer (Notabeln) aus den drei

Ständen in Rouen (1596). Diese hatten freilich kein Recht, eine bedeutende Geldsteuer zu gewähren; darauf drang aber der König auch nicht. Er sprach sich in der Rede, welche er an die Notabeln hielt, auf eine edle Weise gegen alle ungesetzmäßigen Maaßregeln aus und erwarb sich durch seine Worte, welche weit mehr ein Manifest an das Volk, als eine Rede an die Stände waren, die allgemeine Liebe des Volkes, wenn auch die Steuer, die man ihm gewährte, seinem Geldmangel nicht abhalf und man den Verordnungen der Notabeln keine gesetzliche Kraft zugestehen wollte. Sein alter Freund, Maximilian von Bethune, Marquis von Rosny (der nachherige Herzog von Sully), welcher unter Heinrich nicht allein die Finanzen, sondern den ganzen Staat leitete, half aus der Verlegenheit. Staatshaushaltung war Rosny's Haupt-Studium; er begünstigte vorzugsweise Landbau und Viehzucht, während er die wachsende Ausdehnung der Manufacturen und Fabriken für schädlich ansah, weil sie den Luxus förderten und die Bevölkerung in allzu ausgedehntem Maaße vom Land in die Städte zögen. Der König theilte diese Ansicht nicht ganz, schenkte aber dem Marquis ein unbedingtes Vertrauen. Rosny war dieses Vertrauens durchaus würdig; Heinrich würde aber, da er selbst leichtsinnig war, gleichwohl den strengen, stoischen, sparsamen Mann, den er fürchtete, nicht an die Spitze der Finanz-Verwaltung gestellt haben, wenn nicht die schöne Gabriele d'Estrées, welche Heinrich leidenschaftlich liebte, ihn dazu überredet hätte, sowie dieselbe Frau den König auch bewog, sich mit Mayenne unter sehr leidlichen Bedingungen auszusöhnen. Rosny, welcher damals noch nicht das Haupt, sondern nur ein Mitglied des Finanz-Rathes war, verschaffte dem Könige dadurch, daß er bei den Einnehmern umherreiste, bedeutende Summen; denn bisher war von den eingezahlten Steuergeldern oft nur ein kleiner Theil in den Staatsschatz gekommen. Rosny untersuchte die Bücher der Einnehmer und nöthigte diese, die während des langen Krieges angesammelten Rückstände einzuzahlen.

Die bedeutenden Summen, welche eingingen, verwendete der stets lustige König auf Ergötzungen seiner Hofleute und der schönen Gabriele, während er den Krieg im Norden vernachlässigte, welcher damals von Philipp's II. Schwiegersohn und Stellvertreter in Belgien, dem Erzherzog Albrecht, sehr lebhaft betrieben wurde. Er wurde aber im März 1597 plötzlich aus seinem süßen Sinnesschlummer geweckt, als der spanische General Hernando Tellez de Portocarero, welcher wegen seiner Zwerggestalt gewöhnlich Hernandillo genannt wird, durch Ueberfall und Kriegslist die wichtige Stadt und Festung Amiens einnahm. Heinrich hatte kaum diese Nachricht erhalten, als er einen Zug gegen die Spanier unternahm und Alles aufbot, um Amiens

wieder zu erobern. Er ward bei diesem Zuge von den Liguisten, mit denen er sich unter billigen und für sie oft sehr vortheilhaften Bedingungen ausgesöhnt hatte, sogar vom Herzoge von Mayenne, begleitet, und Rosny brachte auch viele reformirte Herren dazu, daß sie sich wieder an Heinrich anschlossen. Amiens ward von den Spaniern tapfer vertheidigt und würde sich behauptet haben, wenn Philipp II. sich ebenso eifrig wie der Erzherzog Albrecht gezeigt hätte, der Ende August zum Entsatz heranzog. Der spanische König war aber des Krieges müde und verfiel auch damals wieder in den Fehler, der seinen meisten Unternehmungen geschadet hat: er ließ die Seinigen gerade im entscheidenden Augenblicke ohne Unterstützung. Die Stadt Amiens fiel daher am 25. September in die Hände der Franzosen.

Schon ehe dies geschah, waren die spanischen Herren in Albrecht's Heer und die ehemaligen Liguisten im französischen, die sich von früherer Zeit her kannten, einig geworden, die Abschließung eines Friedens zu betreiben, und da ein Friede zwischen Spanien und Frankreich der katholischen Kirche in dem letzteren Lande sehr vortheilhaft werden mußte, so bemühte sich auch der päpstliche Legat, Kardinal Alexander von Medicis, ihn zu vermitteln. Die Sache hatte indessen vor der Hand keinen Erfolg. In der Provence war damals Friede, weil Heinrich diese Provinz dem Herzoge von Guise als Statthalterschaft überlassen hatte. Auch in der Dauphiné konnte der Herzog von Savoyen den Krieg nicht fortsetzen, sobald er nicht mehr von Spanien unterstützt ward. Unter diesen Umständen lag also Alles daran, Spanien zum Frieden zu nöthigen. Deshalb zog Heinrich, welcher unterdessen den Marquis von Rosny zum Ober-Intendanten der Finanzen gemacht hatte, nach der Einnahme von Amiens noch im späten Herbst vor Dourlens. Er ward jedoch durch die Beschaffenheit der Wege und der Witterung gezwungen, diese Unternehmung, welche ihm keineswegs Ehre brachte*), mit Verlust wieder aufzugeben. Er rüstete darauf im Winter von Paris aus zwei Unternehmungen für das Frühjahr, die eine gegen Arras, die andere gegen den Herzog von Mercoeur in der Bretagne. Man war jedoch allgemein des Krieges müde und Heinrich's Geliebte wandte ihren ganzen Einfluß an, um den König vom Zuge nach der Bretagne abzuhalten. Sie fesselte den König, zum großen Verdrusse Rosny's, an einen Kreis edler Damen, die sich in Angers um ihn sammelten. Heinrich ließ sich wirklich abhalten, die Belagerung von Nantes zu unternehmen; ja, er gewährte sogar dem Herzoge von Mercoeur ebenso, wie früher dem Herzoge von Guise, sehr vortheilhafte Bedingungen, was ebenfalls zum Theil eine Wirkung seiner Liebe zur schönen Gabriele war. Heinrich verlobte nämlich nicht nur den

*) Le dessein de Dourlens fist recevoir de la perte et de la honte.

ältesten der Söhne, welche er mit Gabriele erzeugt hatte, den damals vierjährigen Cäsar, mit der Tochter des Herzogs von Mercoeur und stiftete für diesen, zum großen Aergernisse der Parlamente und des königlichen Hauses, das Herzogthum Vendome, sondern er ertheilte auch dem Herzoge von Mercoeur und allen Anhängern desselben eine unbedingte Vergessenheit alles Vorgegangenen, so daß dem Herzoge und den Seinigen ihre Aemter, Güter und Vorrechte zurückgegeben wurden. Zur Entschädigung dafür, daß der Herzog auf die Statthalterschaft der Bretagne zu Gunsten des jungen Cäsar von Vendome Verzicht leistete, erhielt er eine bedeutende Geldsumme, sowie als Ersatz für seine Kriegskosten eine jährliche Pension und eine Garde von 100 Gensdarmen.

Zu derselben Zeit beendigten Heinrich's Bevollmächtigte, Bellièvre und Sillery, die Unterhandlungen mit den Spaniern um so leichter, da Philipp II. sein Ende nahe fühlte und seinem Sohn Philipp III. nicht zwei Kriege, einen in den Niederlanden und einen anderen mit Frankreich, hinterlassen wollte. Vergebens schickten die Engländer die Lords Cecil und Holland, die Niederländer den Admiral Justin von Nassau nach Angers an Heinrich, um ihn vom Unterschreiben des Friedens abzuhalten, indem sie eine dauernde Beihülfe an Mannschaft und Kriegsschiffen versprachen; denn die Spanier gewährten mehr, als man hatte erwarten können, indem sie die Rückgabe aller von ihnen gemachten Eroberungen, auch der Stadt Calais, bewilligten und dagegen nur verlangten, daß Cambray in ihren Händen bleibe. Der Friede ward zu Vervins geschlossen und im Mai 1598 unterzeichnet. Er wurde jedoch erst im Juni bekannt gemacht, weil Heinrich vorher die Abreise der englischen und holländischen Gesandten abwartete. Er wollte gern seinen Bund mit England und Holland um jeden Preis aufrecht erhalten und traf die Uebereinkunft, daß er die Summen, welche er bei den Staaten schuldete, an die Holländer abtragen werde, welche hierdurch gegen Spanien unterstützt wurden.

Schon vor dem Abschlusse des Friedens erfüllte Heinrich, nachdem er die Katholiken und besonders die Liguistischen Herren auf jede Weise zufrieden gestellt hatte, auch das den Reformirten gegebene Versprechen. Schon seit zwei Jahren nämlich arbeiteten vier würdige und gemäßigte Männer, Schomberg, de Thou, Jeannin und Colignon, an einer Urkunde, vermöge deren den Reformirten zwar nicht gleiche Rechte mit den Katholiken, aber doch eine völlige Duldung und eine Bürgschaft derselben gesichert werden sollten. Ueber den Inhalt wurde lange mit einer Versammlung von Abgeordneten der Reformirten verhandelt, deren Forderungen jedoch nur zum Theil erfüllt werden konnten. Die Urkunde selbst ward, zum großen Aerger der Parla-

mente, der Jesuiten und des Papstes, im April 1598 zu Nantes bekannt gemacht und wird deshalb das Edict von Nantes genannt. Sie bestand aus 92 Artikeln, welche später vom Parlament registrirt wurden und aus 56, die man besondere nannte und welche nie registrirt wurden. Nach diesem Edict sollten die Reformirten an gewissen ausdrücklich bezeichneten Orten freie Religions-Uebung haben; doch sollten auch die Katholiken an denselben Orten ihren Gottesdienst halten dürfen und die Reformirten verpflichtet sein, während der katholischen Feiertage nicht zu arbeiten, die katholischen Eheverbote zu beobachten, sowie die Zehnten zu entrichten und die äußeren Obliegenheiten der Eingepfarrten eines Sprengels, sobald diese Leistungen nicht religiöser Art seien, zu erfüllen. In den Städten, wo ein Erzbischof oder Bischof seinen Sitz hatte, in Paris und einem Umkreis von fünf Meilen, sowie am Hofe blieb die Ausübung ihres Cultus den Protestanten untersagt. Dagegen sollten sie alle Rechte von Staatsbürgern haben, zu allen Stellen und Aemtern zugelassen und ihre Armen, die kranken und gesunden, gleich den katholischen in die Spitäler aufgenommen werden. In jedem Parlamente sollte ein sogenannter Senat (chambre) des Edicts oder mit anderen Worten ein aus einer gleichen Zahl Calvinisten und Katholiken zusammengesetzter Senat sein, welcher die zwischen den beiden Parteien anhängigen Processe zu entscheiden habe. Der König versprach ferner den reformirten Geistlichen staatliche Anerkennung. Er verbot allen seinen Unterthanen, Kinder von Andersgläubigen der Religion ihrer Aeltern gegen deren Willen zu entfremden. Er gestattete außerdem, daß die einzelnen Kirchengemeinden der Reformirten Deputirte wählen dürften, welche zu bestimmten Zeiten und an bestimmten Orten mit des Königs Erlaubniß und unter den Augen seiner Commissäre allgemeine Versammlungen halten dürften. Er erlaubte endlich auch, daß die Oberen der reformirten Gemeinden jedes Jahr von ihren Glaubensgenossen eine bestimmte Summe erheben lassen könnten, welche für die Zwecke ihrer Religions-Partei verwendet werden sollte. Durch drei weitere königliche Schreiben (brevets), welche weder in dem Edict selbst, noch in den besonderen Artikeln angeführt werden, gab Heinrich noch in Betreff einiger anderen Punkte nach, welche ebenso den Reformirten wie der Einheit der Reichsverwaltung verderblich werden konnten. Er erlaubte nämlich, daß die Reformirten auch als politische Partei fortbestehen durften, wodurch den großen Herren, welche damals noch feste Schlösser und eigene Truppen hielten, falls sie das Geld dazu hatten, der Vorwand gegeben ward, sich gelegentlich als Partei-Häupter furchtbar zu machen. Die Reformirten durften außerdem die ihnen früher als Sicherheits-Plätze überlassenen Städte noch weitere acht Jahre behalten und die Comman-

danten in denselben ernennen. Auch versprach Heinrich, zur Bezahlung der Besatzungen jährlich 80,000 und zu weiteren Gemeindezwecken (worunter die Besoldung von Geistlichen verstanden war) 45,000 Goldthaler beizutragen. Endlich durften die ganz republikanisch geordneten reformirten Gemeinden die für ihre Zwecke erforderlichen Steuern unter den Ihrigen ausschreiben.

Die Parlamente litten freilich bis zum Jahr 1599 nicht, daß das Edict von Nantes registrirt (vérifié) und hiermit zum Reichsgesetze gemacht wurde, und als dies endlich geschah, mußte vorher noch vieles Wesentliche in dem Edict geändert werden; ja das Parlament der Normandie ordnete erst 1609 die vollständige Ausführung des Edictes an. Die naiven Denkwürdigkeiten Rosny's, des reformirten Ministers eines damals schon katholischen Königs, versichern uns daher auch, daß der König unsägliche Mühe gehabt habe, sein Duldungs-Edict durchzusetzen. *)

Die Sparsamkeit des Königs, seinen Ernst, seine Keuschheit oder seine Sorge, nicht durch Verschwendung von Geldsummen und Gütern an seine vielen Geliebten Aergerniß zu geben, können wir nicht rühmen; bewunderungswürdig ist dagegen, daß er seinen strengen Freund und Minister Rosny nicht blos über das Reich, sondern auch über sich selbst zum Vormuud setzte. Dieser Minister, welcher mit bürgerlicher Einfachheit lebte, nichts für sich suchte und das Reich verständig und sparsam verwaltete, war dem Hofe ein großes Aergerniß; der König sah aber, daß die alten Wunden des Reiches geheilt wurden und daß dieses neu aufblühe. **) Er unternahm daher nichts ohne des weisen und ehrlichen Freundes Rath, und vereinigte, zum großen Vortheil der Verwaltung und der Finanzen, in der Person desselben sämmtliche Ministerien ***). Heinrich, der mit der Zeit ein guter Katholik wurde, wollte noch im Jahr 1608 seinen Minister zur Annahme des römischen Bekenntnisses bewegen und versprach, ihn in diesem Falle zum Connetable zu erheben und eine seiner natürlichen Töchter mit Sully's Sohn zu vermählen; Sully ging aber nicht darauf ein. Wir haben in den Denkwürdigkeiten dieses Ministers die ausführlichen Urkunden über die unter Heinrich zur Verwaltung des Reiches ge-

*) Le Roy apporta tant de belles paroles, tant de bons effets de prudence et de fermeté d'esprit, qu'il surmonta toutes les difficultés.

**) Die allbekannte Aeußerung, er wolle es dahin bringen, daß jeder Bauer im Königreich alle Sonntage ein Huhn im Topfe habe, soll Heinrich im Gespräch mit dem Herzog Karl Emanuel von Savoyen gethan haben.

***) Mémoires de Sully, T. III. p. 323.: Le roy réduisit en la seule personne du marquis de Rosny les charges de surintendant des finances et de l'artillerie, des bastiments par la résignation de Mr. de Sancy et des fortifications par la mort de Mr. d'Incarville, et Mr. de Rosny essayait de les administrer tous quatre.

troffenen vortrefflichen Maaßregeln, was auch im Titel derselben (Mémoires et Economiees royales du duc de Sully) ausgesprochen wird. Wir wollen jedoch, weil dies ganz allein die innere Geschichte Frankreichs angeht, hierauf nicht eingehen. Wie Rosny sorgte und wie Heinrich sich seines Ministers weise Fürsorge gefallen ließ, wird zur Ehre Beider aus dem Folgenden einleuchten.

Heinrich lebte damals mit der Gabriele, der er die Ehe versprochen und die ihm schon mehrere Kinder geboren hatte, wie mit einer rechtmäßigen Gemahlin; er war aber von seiner ersten Gemahlin, Margaretha von Valois, immer noch nicht geschieden, so allgemein bekannt auch der unordentliche Wandel derselben war. Margaretha war zuletzt in eine Ecke von Auvergne geflüchtet. Heinrich's Minister, welcher auch mit der Gabriele sehr gut stand, wechselte Briefe mit Margaretha und ließ ihr Manches zufließen, weil er sie dahin zu bringen hoffte, daß sie in eine Scheidung willige. Ihm überließ Heinrich endlich die Unterhandlung mit Margaretha über diese Einwilligung ganz und gar. Heinrich hatte im Jahre 1597 seine Gabriele zur Herzogin von Beaufort erhoben und seinem ältesten Sohn von ihr, welcher noch ein Kind war, das Herzogthum Vendome verliehen; nichtsdestoweniger ließ er sich von Rosny bewegen, dem Gedanken an eine andere, mehr standesmäßige neue Vermählung Raum zu geben, vorausgesetzt, daß Rosny die Königin zur Einwilligung in die Scheidung bewege. Es war für Frankreich, in welchem, wie sich nachher zeigte, bei einer Mißheirath seines Königs nach dessen Tode neue Unruhen entstanden wären, ein großes Glück, daß Rosny ein väterliches Ansehen über Heinrich hatte. Der ganze Hof hatte nämlich den König zur Ehe mit seiner Maitresse gedrängt. Dies zeigte sich 1597, als Gabriele dem Könige einen zweiten Sohn gebar, welchem Heinrich den Namen eines jüngeren Prinzen (chevalier) von Vendome ertheilte. Man ließ diesen als einen königlichen Prinzen taufen und bewilligte dem Hofgesinde, der Musik, den Herolden u. s. w. die Gebühren, welche sie bei der Geburt eines königlichen Prinzen zu erhalten pflegten; Rosny verweigerte aber als Finanz-Minister die unbedingte Anweisung der ganzen Summe. Die Leute ließen sich zwar dadurch nicht abhalten, auf der Auszahlung derselben zu bestehen, indem sie erklärten, die Gebühren bei der Taufe eines königlichen Prinzen (fils de France) seien seit langer Zeit regulirt und müßten von dem Finanz-Minister ohne Weiteres angewiesen werden; allein Rosny fuhr die Fordernden mit zürnenden Worten an und sagte, es gäbe keine königlichen Prinzen*). Dies ward von den Hofleuten, denen überhaupt der einfache, gerade, nach Calvin's Grundsätzen strenge und ehrliche Mann ein Dorn im

*) Allez! Allez! Il n'y a point d'enfans de France.

Auge war, der Gabriele sogleich hinterbracht. Die königliche Geliebte drohte hierauf laut mit ihrer Rache; der Minister eilte aber sogleich zum Könige, erzählte ihm, was vorgefallen war, und erlangte von ihm den Befehl, in seinem Namen zur Gabriele zu gehen und ihr die Sache freundlich vorzustellen. Dies geschah; aber die Geliebte, die schon geglaubt hatte, Königin zu sein, war zu heftig erbittert, um Vorstellungen anzuhören, sie ward unartig. Der feste Mann blieb ihr nichts schuldig*) und kehrte augenblicklich zum Könige zurück, um zu berichten. Heinrich begleitete ihn zur Gabriele zurück; er wurde, als er mit ihr sprach, sehr heftig, sah aber ihren Thränen und ihrer Verzweiflung zu, ohne seinen Minister aufzugeben. Nichtsdestoweniger würde Heinrich sich schwerlich zu einer neuen Vermählung entschlossen haben, wenn nicht Gabriele schon im April 1599 in Paris, wo sie im Hause eines von Heinrich begünstigten Juden Namens Zamet wohnte, plötzlich gestorben wäre. Es verbreitete sich das Gerücht, daß sie vergiftet worden sei; dies kann jedoch nicht auffallend sein, da das Gleiche damals bei jeder Gelegenheit geschah.

Erst jetzt ließ Margaretha von Valois sich willig finden, an den Papst und an das Parlament zu schreiben, um die Auflösung ihrer Ehe mit Heinrich zu erlangen. Sie war nicht nur von Schulden gedrückt, sondern auch auf der Burg Usson in Auvergne, wohin sie sich geflüchtet hatte, durch die Langeweile gepeinigt. Das ganze Jahr 1598 war verflossen, ohne daß weitere Schritte in der Ehesache geschehen waren. Im folgenden Jahre hatte Margaretha auf einen freundlichen Brief erst nach dem Tode der Gabriele geantwortet. Sie hatte in dieser ihrer Antwort erklärt, sie habe sich bis dahin noch nicht entschließen können, auf die Sache einzugehen, weil sie gefürchtet habe, daß Gabriele ihren Platz einnehmen und sie also gezwungen sein werde, diese Frau (cette bagasse de Gabrièle, wie sie sich ausdrückt) als ihre Königin anzuerkennen. Jetzt endlich brachte Rosny die Sache zum Schluß. Der Papst erklärte die Ehe des Königs für nichtig; Margaretha durfte nach Paris zurückkehren; sie behielt den Titel einer Königin von Frankreich und es wurden nicht nur ihre Schulden bezahlt, sondern man gewährte ihr auch ein ansehnliches Jahrgeld, sowie den Genuß der Einkünfte des Herzogthums Valois und einiger anderen Herrschaften. Trotzdem hinterließ sie bei ihrem Tode (1615) eine große Schuldenlast.

*) Gabriele sagte dem Minister: Je suis bien advertie de tout et n'ay que faire d'en sçavoir davantage; car je ne suis pus faite comme le roy, à qui vous persuadez que le noir est blanc. Darauf erwiderte Rosny: Ho, ho, Madame, puisque vous le prenez de cette façon, je vous baise les mains et ne laisserai de faire mon devoir pour votre colère.

Gleich nach dem Tode der Gabriele, als bereits wegen der Wiedervermählung des Königs mit einer ebenbürtigen Prinzessin Unterhandlungen angeknüpft waren, hatte Heinrich nicht nur eine neue Geliebte sehr theuer erkauft, sondern auch derselben ein schriftliches Eheversprechen gegeben. Diese neue Geliebte war die schon genannte Henriette d'Entraigues, ein Fräulein von sehr guter Familie, welches der König zur Marquise von Verneuil erhob. Rosny zerriß das derselben gegebene Eheversprechen, als der König es ihm zeigte. Er ließ auch die Unterhandlungen über eine neue standesmäßige Heirath des Königs betreiben, ohne ihm über den Stand derselben pünktlich Nachricht geben zu lassen. Man warb für den König um die Hand einer Nichte des regierenden Großherzogs von Toscana. Diese Prinzessin war Maria von Medicis, die Tochter des verstorbenen Großherzogs Franz von Toscana und der Johanna von Oesterreich. Die Unterhandlung hatte Heinrich vier Bevollmächtigten übertragen, nämlich dem Connetable, dem Kanzler, dem Herrn von Villeroi und dem Marquis von Rosny. Diese suchten, sobald sie ihre Vollmachten erhalten hatten, die Sache schnell zu beendigen, weil Heinrich der Marquise von Verneuil statt des von Rosny zerrissenen Eheversprechens ein neues gegeben hatte, in welchem ihr versprochen war, daß er sie heirathen wolle, wenn sie ihm binnen eines Jahres einen Sohn gebären werde. Bei dieser Gelegenheit erscheint der König in Sully's Denkwürdigkeiten ebenso, wie in der oben dargestellten Scene zwischen Rosny und der Gabriele, als Sieger über seine Leidenschaft und als Vater seines Volkes größer, als er jemals auf dem Schlachtfelde erschienen war. Er nahm nämlich, als sein Minister ihn mit der Nachricht vom Abschlusse des Heiraths-Vertrages überraschte, diesen seufzend an, weil er einsah, daß Rosny das allgemeine Beste im Auge habe.*) Eine toscanische und maltesische Flotte brachte im folgenden Jahre (1600) die Verlobte des Königs nach Marseille und er reiste ihr bis Lyon entgegen, wo im December 1600 die Heirath vollzogen ward. Am 27. September 1601 gebar die neue Königin einen Sohn, welcher nachher als Ludwig XIII. seinem Vater auf dem Throne nachfolgte.

Die spätere Geschichte Heinrich's IV. ist so innig mit den niederländischen, deutschen und spanischen Angelegenheiten verflochten, daß

*) Der Marquis von Rosny kam anderer Geschäfte wegen zum König, und dieser fragte ihn, woher er komme. Nous venons, antwortete Rosny, de vous marier, Sire. Sur quoy il fut demy quart d'heure resvant et grattant la tête et curant les ongles, sans rien répondre, puis tout soudain il dit en frappant d'une main sur l'autre: Hé bien! de par dieu, soit! Il n'ya pas de remède, puisque pour le bien de mon royaume et de mes peuples vous distes, qu'il faut être marié, il faut donc l'être.

wir am passendsten zu verfahren glauben, wenn wir dieselbe mit der Geschichte dieser Staaten verbinden.

2. Die niederländische Republik vor der Einnahme von Ostende; Verhältniß Heinrich's IV. zu Savoyen.

Zu derselben Zeit, als Philipp II. sich endlich zum Frieden mit Heinrich IV. entschloß, fühlte er sein Ende nahe; er suchte also seinem Sohn Philipp III. vorerst Ruhe zu verschaffen und, im Fall dieser einzige Sprößling seines Hauses sterben sollte, dem Hause Habsburg den Besitz aller Länder Karl's V. zu sichern. Es war ihm Vieles mißlungen und noch im letzten Jahrzehnt seines Lebens hatte er viele Enttäuschungen erfahren. Mit seinem ehemaligen Staatssecretär Antonio Perez hatte er sich entzweit und denselben zum Tode verurtheilen lassen; da nun dieser nach seinem Vaterland Aragonien entfloh und von der Bürgerschaft von Saragossa in Schutz genommen wurde, ließ er castilianische Truppen einrücken und die Freiheiten der Aragonier vernichten; Perez kam nach Frankreich (1591), wo er, wie auch in England, als Stylist Ruhm und Einfluß gewann. Die Finanzen seines Landes sah Philipp an seinem Lebensende ungeachtet aller amerikanischen Metalle völlig herabgekommen. In Frankreich hatte er seine politischen Zwecke verfehlt; die holländischen Provinzen schien er aufgeben zu müssen. Er hatte, wie wir wissen, zuerst den Erzherzog Ernst und dann dessen Bruder Albrecht, welcher als Erzbischof und Kardinal bei ihm in Spanien war, als Statthalter in die Niederlande geschickt, den Letzteren aber vorher durch den Papst von seiner Verbindung mit der Kirche lösen (säcularisiren) lassen. Auf seinem Todesbette traf er eine neue Verfügung, durch welche er zugleich die abgefallenen Provinzen der Niederlande wiederzugewinnen und die auf Spaniens Macht eifersüchtigen Franzosen und Engländer zu versöhnen hoffte. Er ließ nämlich zwei Tage vor seinem Tode seinen Sohn Philipp und seine Tochter Isabella, der er den Erzherzog Albrecht zum Gemahle bestimmt hatte, an sein Krankenbett kommen, befahl dem Ersteren, sich mit einer Schwester des Herzogs von Steiermark, des nachherigen Kaisers Ferdinand II., zu vermählen, und versprach der Isabella, ihr die Niederlande unter der Bedingung abzutreten, daß sie den Erzherzog Albrecht heirathe. In Bezug auf das Letztere hatte er seiner Tochter in der Abtretungs-Acte gleiches Recht mit ihrem Gemahle an der Regierung der Niederlande vorbehalten und die Ausdrücke so gewählt, daß man deutlich sah, seine Absicht sei keineswegs, die Niederlande auf immer von Spanien zu trennen. Es ist um so mehr ausgemacht, daß Philipp auch sterbend noch seiner politischen Arglist treu blieb, als er gewiß wußte, daß die Ehe seiner Tochter unfruchtbar sein werde. Diese Ehe

war übrigens eine Ausnahme von den politischen oder diplomatischen Ehen; denn die edle, großmüthige, freundliche, muthige und standhafte Isabella liebte ihren Gemahl sehr zärtlich, obgleich Albrecht die nicht gerade liebenswürdige Natur aller seiner Brüder hatte. An Muth fehlte es indessen dem Erzherzoge nicht, wenn er auch kein großer Feldherr war.

Philipp II. starb am 13. September 1598 im 71. Jahr seines Lebens an einer gräßlichen Krankheit, an welcher auch der römische Dictator Sulla und der König Herodes von Judäa gestorben sein sollen.*) Albrecht nahm hierauf in seinem und seiner zukünftigen Gemahlin Namen Besitz von den südlichen Niederlanden und ließ sogar auch die abgefallenen sieben Provinzen im Norden einladen, ihm unter denselben Bedingungen zu huldigen, unter denen sie Karl V. gehuldigt hatten. Die Republikaner im Norden fühlten sich jedoch jetzt stark genug, um der spanischen Macht, mit der sie es auch unter der Herrschaft Albrecht's und der Isabella zu thun hatten, widerstehen; sie lehnten alle Anträge ab und zwangen endlich um 1600 auch Gröningen und Friesland, sich den Beschlüssen der Generalstaaten zu fügen und die ausgeschriebenen Steuern zu entrichten.

Die sieben Provinzen hatten damals die Höhe ihrer Blüthe erreicht. Sie waren durch Betriebsamkeit, durch Handel, durch unerhörte Einfachheit und Sparsamkeit im Leben und durch unglaublichen Fleiß reich geworden. Die Anführer ihrer Landheere, Moritz von Oranien und sein Bruder Friedrich Heinrich gehörten zu den ersten Feldherren ihrer Zeit. An der Spitze ihrer Seemacht, welche der englischen gleich, wenn nicht überlegen war, standen die erfahrensten Seeleute und ihre Schiffe waren mit den besten Matrosen bemannt. Man rechnete (wir wissen freilich nicht, ob diese Rechnung richtig war), daß die Holländer 1200 Schiffe und 60,000 Mann zur See hätten. Sie befuhren das weiße Meer, das bis dahin blos den Engländern zugänglich war, und veranlaßten den Czaar Iwan Wasiljewitsch II., an der Dwina, wo ein Kloster des Erzengels Michael stand, eine weitere Niederlassung zu begründen, die den Namen Archangel erhielt (um 1584) und die etwa 120 Jahre lang die einzige Seestadt Rußlands blieb. Da sie ferner in den Meeren, auf den Inseln und an den Küsten Ostindiens von den Spaniern und den denselben damals unterworfenen Portugiesen reiche Beute machten und beide Völker fast ganz aus dem Handel verdrängten, so suchten sie die nordöstliche Durchfahrt nach Indien ebenso eifrig, wie in unseren Tagen die Engländer die

*) In Bezug auf Sulla wird dies von neueren Geschichtschreibern, am entschiedensten von Mommsen, in Abrede gestellt; ja die Ungezieferkrankheit selbst, wie man sie früher zu beschreiben pflegte, wird unter die Fabeln verwiesen.

nordwestliche suchten. Die Holländer wollten über Spitzbergen nach Nowa Zemblija und von da durch die Behringsstraße nach Japan gelangen; die Engländer suchten einen Weg, der sie nördlich von Amerika ebenfalls zur Behringsstraße führe. Wie die Engländer und neuerdings auch andere Nationen, auch die deutsche, in der Hoffnung, nahe am Pol ein offenes Meer zu finden, das Gebiet der Geographie und Schiffahrtskunde erweitert und zugleich bewiesen haben, was menschliche Heldenkraft und Ausdauer vermag, so damals die Niederländer. Sie besiegten alle Hindernisse des Klimas, des Mangels und der Unbekanntschaft mit den Gewässern und Ländern des Eismeeres. Die Berichte Heemskerk's und anderer Holländer, welche 1596 das nordöstliche Eismeer befuhren, wobei sie Spitzbergen entdeckten und einer ihrer Genossen, Barends, mit den Seinigen auf Nowa Zemblija überwinterte, werden noch immer mit demselben Interesse und Nutzen gelesen, wie die Reisebeschreibungen der Engländer, welche zu unserer Zeit das nordwestliche Eismeer durchforschten. Aber auch nach directer Verbindung mit Ostindien strebte der Unternehmungsgeist der Niederländer, namentlich seit ihnen der Handelsverkehr mit Portugal untersagt war. Um 1595 schickte eine holländische Handelsgesellschaft den Cornelius Houtmann mit vier Schiffen aus; die Holländer gelangten nach Java und auf späteren Fahrten nach Ceylon, dessen Oberherr, den Portugiesen feind, sich ganz an sie anschloß. Bald wurden sie die Herren der Gewürz-Inseln, welche nicht nur die Hauptbesitzung der Portugiesen in Ostindien, sondern auch die Hauptquelle ihres Reichthums bildeten, weil die Gewürze, welche damals viel mehr gebraucht wurden, als jetzt, das Monopol derselben waren. Um die nämliche Zeit bemächtigten sich die Holländer auch des Getreidehandels, welcher zwischen den nördlichen Kornländern und den südlichen Weinländern betrieben wurde, und eine andere Handelsgesellschaft schickte in einem einzigen Jahre 200 mit Korn befrachtete Schiffe nach Italien. Schon um 1600 ward durch van Neck auf den Inseln Ternate, Banda und Amboina eine Einrichtung getroffen, vermöge deren alle anderen Nationen vom Handel mit Gewürznelken ausgeschlossen wurden; dieses System wußten sie allmälig in großer Ausdehnung anzuwenden. Auch des Handels mit Japan bemächtigten sich die Holländer, weil die Portugiesen durch Missionen und Fanatismus die Japanesen aufs Höchste erbitterten, die Holländer aber mehr Handels- als Bekehrungseifer besaßen und sich alle Demüthigungen gefallen ließen. Auch in China wurden die Portugiesen von den Holländern um ihre bisherigen Vortheile im Handelsverkehr gebracht, seitdem die Letzteren im Jahr 1602 statt der verschiedenen Gesellschaften, die einander schadeten, die große vereinigte ostindische Handels-Gesellschaft mit einem

Kapital von fast sieben Millionen (6,600,000) Gulden gestiftet hatten; im Jahr 1607 zahlte sie eine Dividende von 40 Procent, im vorhergehenden Jahr die höchste, nämlich 75 Prozent.

Der Friede von Vervins raubte der neuen Republik freilich die offene Unterstützung Heinrich's IV.; allein sobald die Spanier neue Truppen in die katholischen Niederlande schickten, wurden Moritz und seine Brüder nicht blos wieder durch englische und schottische Truppen, die man ihnen lieh, unterstützt, sondern Heinrich IV. that auch insgeheim Alles, was er konnte, für sie. Er zahlte einerseits unter dem Vorwande, den Schaden, welchen die ihm befreundete Republik erlitten hatte, ersetzen zu wollen, eine jährliche Subsidie von 2,000,000 Gulden, und gab andererseits den reformirten Soldaten, welche von ihm entlassen wurden, die Weisung, in holländische Dienste zu treten.

Als der Erzherzog Albrecht nach seiner Vermählung mit Isabella aus Spanien zurückkehrte, um Besitz von den Niederlanden zu nehmen, wurde er in ganz Belgien, wo er seinen Kardinals-Hut als Weihgeschenk der Kirche unserer lieben Frauen von Hall zurückgelassen hatte, mit Jubel und Jauchzen empfangen. Die sieben Provinzen dagegen lehnten eine neue Aufforderung, die Regierung des Ehepaares und insbesondere der bewunderten und gepriesenen Tochter ihres Erbherrn anzuerkennen, standhaft ab, obwohl man ihnen versprach, Moritz solle unter Oberhoheit des fürstlichen Paares an ihrer Spitze bleiben. Uebrigens fanden Albrecht und Isabella bei ihrer Ankunft in den Niederlanden die spanischen Truppen unzufrieden, weil denselben der Sold nicht ausbezahlt wurde. Diese verweigerten nach ihrer Gewohnheit den Dienst, bis man sie zufriedengestellt habe. Auch in den sieben Provinzen herrschte Unzufriedenheit. Es bestand nämlich schon damals zwischen den Anhängern des Hauses Nassau und den Staaten oder den Vornehmsten der republikanischen Partei Uneinigkeit, weil man, wie sich nachher zeigte, nicht mit Unrecht den Prinzen Moritz im Verdacht hatte, daß er eine Art von Alleinherrschaft, gestützt auf das untere Volk und das Landheer, errichten wolle. Die Generalstaaten ließen daher auch jeden Schritt des Prinzen durch eine Deputation beobachten.

Eine solche Deputation befand sich bei dem Prinzen, als dieser in Seeland ein Heer gesammelt hatte und die Meuterei der spanischen Truppen benutzen wollte, um in Flandern, wo die Holländer die wichtige Festung Ostende besaßen, noch Dünkirchen und einige andere feste Plätze zu erobern. Moritz hatte damals mit seinen eigenen Truppen ein Heer von Engländern und Schotten, sowie die von Heinrich IV. gesendeten Franzosen vereinigt, und da Spanien dem Erzherzoge kein Geld schickte, so konnte Moritz im Juni 1600 ungehindert bis an die kleine Stadt Nieupoort vordringen. Die Infantin wirkte

jedoch durch ihre Erscheinung bei den spanischen Truppen Wunder. Diese waren auf die Nachricht von Moritzens Ankunft sogleich insgesammt an die Küste beordert worden, und die Infantin begeisterte, vor den Reihen derselben hinreitend, ihre Landsleute durch ihren Muth, ihre Herablassung und Freundlichkeit. Auf ihre kostbaren Ohrgehänge deutend, vertröstete sie die Veteranen wegen des Soldes mit den Worten, sie werde dieselben eher veräußern, als daß sie so wackere Männer, welche so lange geduldig ausgehalten hätten, ohne Sold lassen werde. Dies brachte in vier Tagen eine völlige Aenderung hervor. Das holländische Heer ward gegen die Dünen gedrängt, 12,000 Spanier standen unter dem Erzherzoge ihnen gegenüber und von allen Seiten her rückten spanische Heeresabtheilungen heran, um dem Feinde jede Verbindung abzuschneiden. Im Anfang des Juli ward auch noch der letzte Zusammenhang Oranien's mit den übrigen Truppen zerrissen, indem Graf Ernst Kasimir von Nassau, Moritzen's Vetter und Statthalter in Geldern, gerade als er sich mit Moritz zu vereinigen versuchte, im Angesichte desselben völlig geschlagen und sein Heer zerstreut wurde. Für Moritz schien jetzt nichts Anderes übrig zu bleiben, als sich durch Capitulation zu ergeben; er entschloß sich aber auch ohne Aussicht auf Erfolg zu einem verzweifelten Kampfe. Er würde indessen nicht einmal im Stande gewesen sein, eine Schlacht zu liefern, wenn nicht der Erzherzog Albrecht am 2. Juli 1600 ihn stürmisch angegriffen hätte. Wie wenig Moritz selbst damals den Sieg hoffte, bewies er dadurch, daß er seinen sechszehnjährigen Bruder Friedrich Heinrich bat, sich einzuschiffen, was dieser jedoch heldenmüthig verweigerte; zu seinem Glücke war aber Albrecht diesmal zur Unzeit tapfer. Die Tapferkeit des Erzherzogs, welcher selbst oft ins Gedränge kam und mehrere Wunden erhielt, mußte dem Feldherrn-Talent des Prinzen von Oranien weichen. Derselbe erfocht bei Nieupoort einen glänzenden Sieg, welcher ihm großen Ruhm, wenn auch nicht gerade viel Vortheil brachte, und nahm das Geschütz und Gepäck der Feinde. Bei Gelegenheit dieses Sieges ward jedoch die zwischen Moritz und den Generalstaaten bestehende Verstimmung sehr vermehrt. Den Holländern lag nämlich nicht sehr am Herzen, den Heldenruhm des Prinzen zu vermehren, indem sie lieber zur See als zu Lande mächtig sein wollten, und die Deputirten der Staaten, unter welchen Oldenbarneveld der angesehenste war, fanden sich in der Gefahr nicht bei dessen Heer ein, sondern suchten innerhalb der Festung Ostende Schutz, was der Prinz sehr übel nahm.

Der Sieg bei Nieupoort war übrigens für die Niederländer eigentlich ganz unfruchtbar, weil Moritz bald nach demselben auch sogar die Belagerung von Nieupoort aufgeben mußte und weil die Spanier den Erzherzog und seine Gemahlin nicht blos mit 100,000 Gulden monat-

lich, sondern auch mit frischen Truppen unterstützten. Albrecht unternahm noch im Jahre 1601 die Belagerung von Ostende, welche Hafenstadt, noch immer im Besitze der Holländer, ihnen jederzeit den Eintritt in das Innere von Flandern möglich machte. Diese Belagerung war eine der längsten und wichtigsten, deren die Geschichte gedenkt. Die Besatzung bestand aus 7000 Mann, zum Theil Engländern, die zuerst von Sir Francis Vere, dann von Karl van der Noot befehligt wurden; sie war zur äußersten Ausdauer entschlossen und nannte daher eines ihrer Bollwerke Neu-Troja. Aus allen Ländern begaben sich damals junge Officiere zur Belagerung von Ostende wie in eine Kriegsschule. Albrecht wurde bei derselben oft gerade im entscheidenden Augenblicke durch die Widerspenstigkeit seiner Spanier und noch mehr der Italiener gehindert, das Unternehmen zu beendigen, und Moritz erschien 1602 mehrere Male, um den gewaffneten Widerstand der nicht bezahlten Miethlinge gegen ihren eigenen Führer zu unterstützen. Isabella zeichnete sich auch bei dieser Belagerung, welche sie von 1601 bis zum September 1604 beschäftigte, durch Muth, Standhaftigkeit und Einsicht so sehr aus, daß man ihr hauptsächlich die Einnahme der Stadt zuschrieb, obgleich eigentlich der Marchese A m b r o s i u s S p i n o l a aus Genua der Eroberer von Ostende war. Der Letztere und Moritz von Nassau, die größten Feldherren jener Zeit, wetteiferten bei der Belagerung und Vertheidigung von Ostende mit einander durch Erfindungen im Militär-Wesen. Moritz hatte schon vorher die bald überall nachgeahmte Einrichtung gemacht, die Reiterei statt mit der Lanze des Mittelalters mit der Karabine zu bewaffnen; Ambrosius Spinola war Meister im Maschinen-Wesen. Der Letztere und sein Bruder Friedrich zeigten überdies eine beispiellose Aufopferung für die spanische Sache, die ihnen auch eine Sache der Religion war. Friedrich Spinola erschien mit einer auf eigene Kosten ausgerüsteten Flotte an den niederländischen Küsten und brachte dort durch Kaperei dem holländischen Handel großen Schaden; Ambrosius verpfändete seine sehr einträglichen italienischen Güter, um 9000 Wallonen für den König von Spanien zu werben. Mit diesen Truppen und mit einem Heere, welches der spanische Statthalter von Mailand, Fuentes, schon 1600 gerüstet hatte, erschien Ambrosius im Sommer 1603 vor der Stadt Ostende. Das von Fuentes angeworbene Heer war anfangs sehr zahlreich gewesen, er hatte aber einen Theil desselben dem Erzherzoge von Steiermark gegen die Türken zu Hülfe geschickt und einen anderen Theil nach Irland gesendet, wo diese Truppen eine zeitlang den von Tyrone veranlaßten Aufstand der dortigen Katholiken tapfer unterstützten. Den in Italien zurückgebliebenen Rest des von Fuentes ausgerüsteten Heeres führte Ambrosius Spinola nebst jenen 9000 Mann,

welche er auf eigene Kosten angeworben hatte, in die Niederlande. Ambrosius hatte eigentlich die Absicht, unter dem Schutze der Flotte seines Bruders von der See aus in die sieben Provinzen einzudringen; er wurde aber an der Ausführung dieses Planes durch den Tod seines Bruders gehindert, welcher 1603 an einer Wunde starb. Sein Auftreten in den Niederlanden erfüllte ganz Europa mit Staunen und Bewunderung; denn er hatte bis in sein 30. Jahr nicht im Felde gedient und ward gleich im ersten Jahre überall als großer Feldherr anerkannt. Uebrigens waren die von Fuentes geworbenen Truppen aus dem Grunde so lange in Italien zurückgehalten worden, weil man gehofft hatte, daß es dem Herzoge von Savoyen möglich sein würde, einen neuen Bürgerkrieg in Frankreich zu erregen.

Der Herzog von Savoyen war in den Frieden von Vervins (1598) eingeschlossen worden, blieb aber doch mit Frankreich in Streit, da er sich standhaft weigerte, das Marquisat Saluzzo zurückzugeben, so heftig auch Heinrich auf der Abtretung desselben bestand. Man hatte damals die Entscheidung über diesen streitigen Punkt dem Papste überlassen und da der Letztere es mit keinem Theile verderben wollte, so war die Sache so geblieben, wie sie gewesen war. Als nachher Heinrich die Räumung des Marquisats drohend forderte, suchte der Herzog sich durch Schlauheit und Bitten zu helfen. Er reiste endlich im Jahre 1600 sogar selbst nach Paris und bot alle Künste auf, um die Abtretung Saluzzo's vom Könige zu erhalten. Aber selbst die großen Geschenke, die er der neuen Geliebten des Königs, Henriette d'Entraigues, machte, halfen ihm nicht zu seinem Zweck. Heinrich war zu nichts Anderem, als zu einer Entschädigung, zu bewegen; er wollte dem Herzoge die Landschaft Bresse überlassen. Der Letztere war zwar mit diesem Anerbieten nicht zufrieden; weil er aber fürchtete, man möchte ihn in Paris festhalten, so nahm er einen Tausch-Vertrag an, den er jedoch gleich nach seiner Abreise wieder bereute und also vorerst auch nicht vollzog. Er hatte indessen durch seine Reise einen anderen Zweck erreicht. Er hatte nämlich in Paris viele Freunde des Königs, denen seines Ministers Ernst, Sparsamkeit und Ordnungsliebe ein Aergerniß war, für sich gewonnen und durfte somit hoffen, daß er durch seine Verbindungen die Energie des Königs werde lähmen können.

Da der Streit über Saluzzo und über die Ratification des in Paris geschlossenen Tausch-Vertrages vom Herzoge bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande in die Länge gezogen wurde, so verlor der König endlich die Geduld. Er schickte ein Heer ab, um das Marquisat zu besetzen, begab sich selbst nach Lyon und erklärte, als der Herzog sich widersetzte, ihm am 11. August 1600 den Krieg, wobei er jedoch ausdrücklich bekannt machte, daß er dies nur wegen des Marquisats

thue und im Uebrigen den Vertrag von Vervins genau beobachten werde. In dem Kriege eroberten Biron, Lesdiguieres und Crequi die Landschaft Bresse, welche der Herzog dem Pariser Vertrage zufolge besetzt hatte, ohne darum Saluzzo herauszugeben, sowie einige anderen Plätze; der König selbst zog in Chambery ein. Der Herzog verhielt sich ganz ruhig; denn er vertraute auf den Papst, auf Spanien und auf das Einverständniß, welches er während seines Aufenthaltes in Paris mit Biron, mit den Herzogen von Epernon und Bouillon und mit dem Grafen von Auvergne angeknüpft hatte. Was diese Verbindungen betrifft, so hatte der Herzog sich, um dieselbe zu Stande zu bringen, des Burgunders Laffin, eines Mannes aus einer angesehenen Familie (Laffin de la maison de Beauvais la Nocle), bedient, den er mit nach Paris gebracht hatte und dessen Treiben dem König bald so verdächtig geworden war, daß Heinrich den unbedachtsamen Marschall Biron ernstlich vor ihm warnte. Biron hatte, wie früher sein Vater, sich um Heinrich IV. im Kriege große Verdienste erworben, trotzte aber zu sehr auf diese Verdienste und ermüdete den König durch sein unleidliches Prahlen. Auch dem Herzoge von Savoyen hatte er prahlend von seinen und seines Vaters Verdiensten geredet und dieser hatte dem Könige seine große Bewunderung der Birons ausgedrückt. Dies hatte den König geärgert und er hatte eine Antwort ertheilt, welche den hochmüthigen Mann tief kränkte, als sie ihm, vielleicht mit Zusätzen, von Laffin hinterbracht wurde *). Im Krieg mit Savoyen blieb gleichwohl Biron der Sache Frankreichs anscheinend völlig zugethan.

Der Herzog hatte den Marschall Biron und die anderen von ihm gewonnenen Männer mit Fuentes, dem Statthalter von Mailand, und durch diesen mit dem Könige von Spanien in Verbindung gebracht. Der Zweck der zwischen dem Herzoge und jenen Großen geschlossenen Verbindung blieb während des ganzen Krieges ein Geheimniß. Dagegen ward Biron dem Könige immer mehr entfremdet. Dazu trug namentlich der Umstand bei, daß der König nicht ihm, sondern dem Marschall Lesdiguieres die Verwaltung der in Savoyen besetzten Landstriche und Städte überließ, und daß er ihm nicht einmal das dringend verlangte Commando in der Citadelle von Bourg anvertraute, welche zu gleicher Zeit mit der Festung Montmelian erobert worden war. Der König selbst kam bei Gelegenheit des Krieges nach Genf, wo der damals 81 Jahre alte Freund seiner Mutter, Theodor de Beza, welcher an Calvin's Stelle die Republik dieser Stadt geistlich und weltlich leitete, eine kurze Anrede an ihn hielt und wo Heinrich sich seinen alten

*) Der König sagte: Qu'il étoit vrai, que les Birons l'avoient bien servi, mais qu'il avoit eu beaucoup de peine à modérer l'ivrognerie du père et à retenir les boutades du fils.

Freunden sehr gütig bewies. Dort erhielt auch der Marschall Biron eine unfreundliche Antwort von Heinrich, als er nach der Besichtigung der Festungswerke ihm prahlend anbot, die Stadt in 40 Tagen in seine Hände zu bringen.

Der Herzog von Savoyen wandte sich, als Fuentes ihm auf sein Ersuchen keine Hülfe sandte, an den Papst, welchen zu schonen Heinrich aus vielen Gründen Ursache hatte. Dieser schickte darauf den Kardinal Aldobrandini, um Friede zu stiften. Die Sache war jedoch sehr schwierig, weil bei der großen Treulosigkeit und Unzuverlässigkeit des Herzogs weder den Worten, noch der Unterschrift desselben zu trauen war, wenn man die Eroberungen eher herausgab, als bis er die Bedingungen erfüllt hatte. Der Abschluß eines neuen Vertrages verzögerte sich daher bis zum 17. Januar 1601. In dem damals geschlossenen Vertrage entsagte der König für sich und seine Nachfolger dem Besitze des Marquisats Saluzzo und verpflichtete sich zur Rückgabe aller Eroberungen, die er in Savoyen gemacht hatte. Dagegen trat der Herzog die Landschaft und Oberherrlichkeit von Bresse, Bugencey und Val Romey und Alles, was an den Ufern der Rhone, von den Thoren von Genf an, ihm gehörte, auch die Landschaft Gex, an Frankreich ab. Dem Herzoge war es mit diesem Frieden nicht ernst. Fuentes hatte nämlich unterdessen Truppen angeworben, Lerma, der allmächtige Minister des schwachen Königs Philipp III., ließ eine spanische Flotte in See gehen und die Verschwörung der unzufriedenen Franzosen wartete auf ein Signal, um auszubrechen. Bald kam noch ein Streit mit Spanien über eine wegen Beleidigung mehrerer Franzosen verlangte Genugthuung hinzu. Auch diesen Zwist vermittelte der Papst, weil er besorgt war, König Heinrich, der sich schon nach Calais begeben hatte, möchte den Holländern in Ostende beistehen. Endlich nahm auch die Unternehmung der Spanier in Irland einen sehr unglücklichen Ausgang. Uebrigens kam schon damals die Königin Elisabeth von England mit dem Könige von Frankreich nicht nur insgeheim überein, den Protestanten in Deutschland gegen das Habsburgische Haus, welches unter Rudolf II. ganz von Spanien aus regiert ward, im Nothfall Hülfe zu leisten, sondern Heinrich hatte auch von Calais aus Abgeordnete nach London geschickt, um mit der Königin auszumachen, wie man ohne Verletzung des Friedens den Niederländern heimlich beistehen könne. Sonderbar ist dabei, daß er gerade den Marschall Biron und den Grafen von Auvergne, einen natürlichen Sohn König Karls IX., obgleich er Beiden durchaus nicht trauen konnte, mit einem glänzenden Gefolge nach London schickte. In demselben Jahre (1601) wurden dem Könige über die Verbindung Biron's und seiner Freunde mit Savoyen und Spanien Nachrichten gegeben,

welche auf eine weit verbreitete Verschwörung hindeuteten. Derselbe Laffin nämlich, welcher früher mit dem Herzoge von Savoyen in Paris gewesen war und das Vertrauen Biron's gewonnen hatte, übergab jetzt, weil er bei dem Letzteren seine Rechnung nicht gefunden hatte, dem König Heinrich eine lange Liste von Verschworenen, sowie die Briefe, welche Biron an Laffin's Freunde unter den Großen und nach Savoyen geschrieben hatte. Der König traute zwar der Anzeige eines solchen Mannes nicht; da aber Biron ihm längst verdächtig war und da überdies gerade damals im mittleren und südlichen Frankreich wegen der Fortdauer der Steuern von 1595, welche nur für die Kriegszeiten bewilligt waren, Unruhen ausbrachen, so ließ er endlich den Marschall zu sich nach Fontainebleau entbieten. Er war dorthin erst vor Kurzem von einer Reise nach Poitiers zurückgekehrt, auf welcher er durch freundliche, wohlmeinende Vorstellungen die ihm seit seiner Jugend vorzugsweise ergebenen Landstriche beruhigt hatte. Biron, welcher nicht ahnte, daß sein verrätherischer Briefwechsel dem Könige übergeben worden war, erschien nicht und machte sich so durch sein Zaudern verdächtig. Er hatte dabei noch den Nachtheil, daß auch die Königin ihm übel wollte, weil der Graf von Auvergne, ein Halbbruder der königlichen Geliebten, der Marquise von Verneuil (Henriette d'Entraigues) sein vertrautester Freund war. Biron fand sich erst dann ein, als der Präsident Jeannin ihm vom Könige die Zusicherung brachte, daß ihm nichts Uebles geschehen solle. Am 13. Juni 1602 erschien er endlich vor dem Könige. Dieser forderte ihn auf, ihm alle seine lächerlichen Projecte und Unterhandlungen mit Fuentes, mit dem Herzoge von Savoyen, mit Spanien und mit den unzufriedenen Großen offen einzugestehen, indem er die Erklärung hinzufügte, daß er ihm dann als einem alten Freunde Alles verzeihen werde. Biron erwiderte jedoch die freundliche Ansprache des Königs mit einer Antwort, welche diesen nothwendig sehr beleidigen mußte: er sei unschuldig, habe sich nicht zu rechtfertigen und wolle die Namen seiner Verläumder wissen, um sie zur Rechenschaft zu ziehen. Er wurde daher verhaftet und nach Paris gebracht. Nichtsdestoweniger gab der König immer noch nicht die Hoffnung auf, daß ein Mann, gegen welchen er allerdings viele und große Verbindlichkeiten hatte, seinen Trotz aufgeben werde. Erst als er zu nichts zu bewegen war, ließ er ihm durch den Grafen von Soissons die Warnung aussprechen, daß er den Gerichten anheimfallen werde.*)

Ehe Heinrich der Gerechtigkeit unwiderruflich ihren Lauf ließ, legte er seinen vertrauten Räthen Bellievre, Villeroi, Rosny und Sillery die Urkunden vor, welche er gegen den Marschall in Händen hatte.

*) „Monsieur, sachez, que le courroux du roy est le message de la mort."

Diese erklärten ihm, daß dieselben mehr als hinreichend wären, um Biron's Schuld zu beweisen. Nichtsdestoweniger versuchte der König auch jetzt noch einmal, den Marschall zu rühren, und erst als Alles vergeblich war, entließ er ihn mit Worten, welche ausdrückten, daß er ihn aller seiner Würden verlustig in die Bastille bringen lasse*). Der erste Parlaments-Präsident Blancmesnil und zwei Räthe mußten hierauf den Proceß einleiten, welchen der Ober-Staatsanwalt zu führen hatte. Biron konnte, als man ihm seine Papiere und Briefe über die mit Savoyen, Spanien und anderen Feinden des Königs verabredeten tollen Plane vorlegte, seine Handschrift nicht ableugnen; er hatte offenbar dem Herzog von Savoyen gerathen, den Krieg in die Länge zu ziehen, indem bald wieder in Frankreich ein Religionskampf ausbrechen müsse. Er behauptete aber, diese Papiere beträfen nur frühere Anschläge, welche der König längst verziehen habe, und leugnete alles Spätere, was Laffin hinzugefügt hatte, ab. Die Majestäts-Verbrechen, die man ihm Schuld gab, bestanden insgesammt in bloßen, allerdings sehr verderblichen Projecten und es war auch nicht einmal ein Anfang oder Versuch ihrer Ausführung gemacht worden; gleichwohl verurtheilte das Parlament den Marschall einstimmig zum Tode und der König ließ das Urtheil am 31. Juli 1602 in der Bastille vollstrecken. Alle Welt war betroffen, man konnte sich des milden Königs plötzliche Härte nicht erklären; Heinrich hegte aber, wie wir vorher mit seinen eigenen Worten belegt haben, schon längst einen Groll gegen Biron und war erbittert, daß dieser Katholik auch protestantische Herren mit den Spaniern in Verbindung gebracht habe. Das Letztere gilt besonders von dem Herzoge von Bouillon, dessen unabhängiges Herzogthum an der spanisch-niederländischen Grenze lag und dessen Festung Sedan für uneinnehmbar galt. Auch Bouillon wurde zur Verantwortung geladen, erschien jedoch nicht, sondern begab sich auf einige Zeit nach Genf und von da nach Deutschland, von wo er einige Jahre später nach Sedan zurückkehrte.

Der Herzog von Savoyen büßte seine Vergrößerungspläne, welche dem einfältigen Biron das Leben kosteten, auf andere Weise. Er hatte Verständnisse mit Katholiken in Genf angeknüpft und der Herr von Albigny hatte ihm versprochen, daß er mit 2000 Mann zur Nachtzeit leicht in diese Stadt eindringen werde; Karl Emanuel selbst wagte sich jedoch nicht an den Versuch, obgleich er in die Nähe der Stadt gekommen war. Er schickte vielmehr 200 Mann ab, welche die Mauern ersteigen, ein Thor von Innen sprengen und so den Uebrigen Einlaß verschaffen sollten. Diese Soldaten gelangten wirklich ohne Lärm über

*) Hé bien, il faudra apprendre la vérité d'ailleurs. Adieu, baron de Biron!

die Mauern und Wälle der Stadt und verbreiteten sich dann in die Straßen; die Bürger wurden aber wach und der Artillerist, welcher das Thor von Innen hatte sprengen sollen, ward erschossen. Die Savoyarden waren also in den Straßen preisgegeben und ein Theil von ihnen suchte sich, als ihnen jeder andere Weg versperrt war, vergebens über die Mauern hin zu retten. Sie wurden angegriffen und aus den Fenstern beschossen: mehr als 50 wurden getödtet; auch 17 Genfer fielen. Die Letzteren wurden ehrenvoll bestattet, die Häupter der erschlagenen Feinde aber auf dem Wall aufgesteckt. Unter den Gefangenen befanden sich 13 Glieder des savoyischen Adels. Diese suchte der Genfer Magistrat am Leben zu erhalten; das Volk ruhte aber nicht, bis sie als gemeine Räuber sämmtlich zum Galgen verurtheilt waren. Ganz Europa klagte den Herzog von Savoyen wegen dieses Angriffes mitten im Frieden als einen Räuber an, und die Genfer feiern noch jedes Jahr das Fest der Vereitelung des savoyischen Ueberfalls vom 21. December 1602 oder der sogenannten Eskalade von Genf.

König Heinrich war nachher lange mit der Verfolgung der Unzufriedenen beschäftigt, zu welchen sogar seine Gemahlin, Maria von Medicis, gehörte, die von ihrer Amme, Leonore Galigai, welche sie als Kammerfrau aus Florenz mitgebracht hatte, unbedingt beherrscht wurde. Ganz Unrecht hatte Maria nicht, weil Heinrich seiner Maitresse, der Marquise von Verneuil, weit mehr Aufmerksamkeit erwies, als ihr. Der Zwist mit Maria ward vorerst beigelegt; den Grafen von Auvergne aber hatte Heinrich schon längst in die Bastille setzen lassen und seiner Grafschaft beraubt; ja die Marquise von Verneuil, des Grafen Stiefschwester, wurde eine zeitlang in ihrem Haus als Gefangene bewacht. Der Graf blieb auch nachher beständig in Haft und selbst nach dem Tode des Königs ließ Maria von Medicis ihn erst 1616 wieder in Freiheit setzen. Dem Herzog von Bouillon traute Heinrich nicht, theils wegen seines Verhältnisses zu Biron, theils auch als einem der Häupter der Protestanten. In Betreff der Letzteren war dem Könige besonders sein vortrefflicher Minister, der Calvinist Rosny, nützlich, dessen Herrschaft Sully er deshalb auch zu einem Herzogthum machte. Mit Bouillon blieb Heinrich Jahre lang in Streit. Er war 1606 schon im Begriff, Sedan förmlich zu belagern, als endlich, während Sully des Königs Heer verlassen hatte, um schweres Geschütz herbeizuführen, der Herzog sich fügte. Der König verlangte von demselben nichts, als daß er nicht ihm gegenüber die Rolle eines ganz unabhängigen Fürsten spiele. Der Herzog mußte ihn und sein Gefolge auf drei Tage in Sedan aufnehmen, wo er den König mit allen ihm gebührenden Ehren empfing; er mußte sich außerdem gefallen lassen, daß ein Protestant, in welchen Heinrich Vertrauen

setzte, zum Commandanten von Sedan ernannt wurde, erhielt aber die Stadt nach einem Monat zurück.

Der König war indessen immer und überall von Verräthern bedroht und ward nur von Sully mit unverbrüchlicher Treue bewacht. Der Secretär des Herzogs von Villeroi, welcher die auswärtigen Angelegenheiten besorgte, ließ sich von den Spaniern bestechen, und als derselbe (l'Oste) sich ins Wasser stürzte, fiel sogar auf Villeroi selbst Verdacht. Der Herzog von Savoyen gewann, um Marseille besetzen zu können, den provenzalischen Edelmann Meragues, welcher in dieser Stadt Viguier war oder mit anderen Worten das ansehnliche Amt bekleidete, das in der übrigen Provence und in Languedoc der Prèvôt du roi verwaltete; und Meragues reiste nach Paris, um das Nöthige mit dem spanischen Gesandten zu verabreden. Von dort aus wurde dann die ganze Sache vom Secretär des spanischen Gesandten geleitet und getrieben; man hatte aber längst dem Meragues aufgepaßt, seine Verrätherei und die Theilnahme jenes Secretärs kam ans Licht und es ward endlich kund, daß der spanische Gesandte Zuniga der Mittelpunkt aller gegen den König gestifteten Verbindungen sei. Heinrich ließ nur den spanischen Secretär verhaften, aber auch diesen bald wieder freigeben und die ganze Sache unterdrücken. Seit dieser Zeit ward die Stimmung gegen Spanien immer feindseliger und gegenseitige Anschuldigungen hörten nicht auf. Zuniga warf dem König vor, daß er die Niederländer unterstütze und mit dem Moriscos Einverständnisse unterhalte; Heinrich dagegen beklagte sich über die Umtriebe, durch welche man von Spanien aus den alten Parteienkampf nähre. Unter seinen Ministern waren einige für den Anschluß an Spanien und den Papst; zu ihnen gehörte Villeroi und Jeannin, Sohn eines Gerbers zu Autun, der sich erst zum Parlamentspräsidenten in Dijon und dann zum Minister aufschwang. Zu dieser Partei hielt sich auch die Königin Maria von Medicis; Heinrich selbst aber und Sully waren ganz anderen Sinnes. Wir werden weiter unten sehen, daß der König sehr weit aussehende Pläne gegen den spanischen wie gegen den östreichischen Zweig des Hauses Habsburg entwarf. Er trat mit seinen alten Freunden, den deutschen Reformirten, welche zugleich von den Katholiken und von den durch die Concordien-Formel halb päpstlich gewordenen Lutheranern verfolgt wurden, in nähere Verbindung und sammelte sogar ein Heer, um die Spanier von Deutschland abzuwehren; seine Pläne wurden aber durch seinen gewaltsamen Tod vereitelt.

Wir brechen hier ab, weil wir, ehe von Heinrich's Plänen und von seiner letzten Zeit die Rede sein kann, erst der niederländischen Angelegenheiten, in welchen Heinrich die Hauptrolle hatte, sowie der deutschen Händel, in die er sich zu mischen im Begriffe stand, gedenken müssen.

3. Die Niederlande kurz vor dem Ausbruche des dreißigjährigen Krieges.

Der Erzherzog Albrecht und mit noch größerem Eifer, als er, seine Gemahlin Isabella hatten die Belagerung von Ostende zwar 1602 eifrig betrieben; sie waren aber durch die schlechte Mannszucht der Söldner stets gehemmt gewesen, weil diese den Gehorsam verweigerten, wenn ihnen, wie jeden Augenblick geschah, der Sold nicht ausgezahlt wurde. Albrecht ernannte deshalb den Ambrosius Spinola zum Oberbefehlshaber aller spanischen Soldaten in den Niederlanden und dieser sorgte zunächst dafür, daß Mittel vorhanden seien, um den Sold künftig pünktlicher zu bezahlen. Da weder Philipp III., noch seine Schwester und sein Schwager Credit hatten, so nahm Spinola auf seinen eigenen Credit Geld auf. Als Spinola endlich im Juli 1604 die Belagerung von Ostende, ohne neue Meutereien fürchten zu dürfen, ernstlich betreiben konnte, hatte er mit außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, weil die Holländer das Meer beherrschten und der Hafen der Stadt offen war. Die Belagerung von Ostende ward daher, außer ihrer langen Dauer, auch dadurch merkwürdig, daß Spinola eine technische Fähigkeit und eine Erfindungsgabe bewies, welche die wissenschaftlichen Fortschritte der Italiener in der Mathematik und Mechanik dem Norden kund machte. Die beiden größten Kriegsmänner ihrer Zeit, Moritz von Oranien und Ambrosius Spinola, wetteiferten damals mit einander im Angreifen und Vertheidigen; wir dürfen aber die einzelnen Unternehmungen derselben in einer allgemeinen Geschichte nicht näher angeben. Während Ostende schon wankte, gelang es Moritz, das feste Sluys mit seiner Umgebung zu erobern, das den Holländern fast dieselben Vortheile bot, wie Ostende (August 1604). Dieses selbst aber fiel zwei Wochen später, am 20. September. Es hatte also diese Stadt, welche 1706 in vier und 1745 in acht Tagen erobert wurde, sich damals gegen Spinola's Talent und gegen die ganze spanische und belgische Macht drei Jahre, zwei Monate und 15 Tage lang vertheidigt; die noch übrige Besatzung, 3000 Mann stark, zog nach Sluys, wohin sich auch fast sämmtliche Einwohner, eifrige Reformirte, begaben. Während der Belagerung sollen gegen 100,000 Mann gefallen sein, darunter 72,000 von der spanischen Seite.

Der Krieg wurde nachher an den Grenzen von Over-Yssel und Geldern geführt; die Republik der Niederlande hatte aber an der Königin Elisabeth von England eine mächtige Stütze verloren und mußte die Beendigung des Krieges schon aus dem Grunde wünschen, weil Jakob I. nicht allein Frieden mit Spanien schloß, sondern sich auch alle Mühe gab, den König Philipp III. und den Herzog von Lerma

enge an sich zu knüpfen. Uebrigens dachte Spinola seinerseits in die nordöstlichen Provinzen vorzudringen, ward aber von Spanien so schlecht mit Geld und mit Truppen unterstützt, daß er mehrere Male sein Heer verlassen und nach Spanien reisen mußte, um die Sache des Erzherzogs und der wallonischen Niederlande in Person zu betreiben. Er hielt es daher auch, als sich Gelegenheit zeigte, der päpstlichen Religion und dem Hause Oestreich in Deutschland gegen den Protestantismus nützlich zu werden, für politisch klug, in Betreff der Niederlande einen Waffenstillstand einzugehen, um die deutschen Protestanten bedrohen zu können. Dazu schienen die Umstände sehr günstig; denn die Häupter der republikanischen Partei in Holland wünschten ihren Helden Moritz, dessen herrschsüchtige Absichten sie längst beargwohnten, entbehrlich zu machen, weil ihnen mit Recht mehr an der Seemacht und dem Handel, als an der Landmacht und an Heldenruhm gelegen war. Der Krieg kostete ungeheure Summen, die Steuerlast nahm bedenklich zu; die Staaten wünschten also eine Waffenruhe, was sich namentlich dadurch zeigte, daß 1605 und 1606 in allen Gegenden der sieben Provinzen durch unzählige Flugschriften auf einen Waffenstillstand angetragen wurde. Da man um dieselbe Zeit auch in Spanien und wohl noch mehr in Portugal empfand, daß ein Krieg, welcher nicht schnell zu beenden sein werde, unerschwingliche Kosten verursache, so suchte man von dort aus ebenfalls einen Frieden herbeizuführen.

Ein Geistlicher übernahm es, die Einleitung dazu zu treffen. Die Generalstaaten hatten nämlich erklärt, sie würden sich auf keine Unterhandlungen einlassen, wenn man nicht zuvor die sieben Provinzen als unabhängige Republik anerkenne. Eine solche Forderung konnten weder Philipp III. noch Albrecht und Isabella zugestehen. Es mußte also ein Auskunftsmittel gesucht werden, und dieses fand der Franziskaner Johann Neyen, ein geborner Niederländer, welcher in Spanien studirt hatte und General-Commissarius seines Ordens in den Niederlanden war. Neyen reiste im Februar 1607 insgeheim auf weitem Umwege von Brüssel nach Ryswick. Hier meldete er seine Ankunft dem Prinzen Moritz und dem Pensionarius Oldenbarneveld, welche dann ihn Abends nach dem nahe bei Ryswick gelegenen Haag abholen ließen und im Hause des Kanzlers seinen Vorschlag eines achtmonatlichen Waffenstillstandes anhörten. Die Bedenklichkeit wegen der Anerkennung der Republik beseitigte der schlaue Mönch durch die Erklärung, er habe Vollmacht, den Staaten die Unterhandlung als mit freien Völkern anzubieten. Damit waren die Generalstaaten zufrieden. Indessen ward von beiden Seiten mit großem Mißtrauen unterhandelt, namentlich von Seiten der Holländer, welche die schon so oft erfahrene spanische Hinterlist fürchteten. Das Mißtrauen der

Letzteren war nicht ganz ungegründet, wie man daraus ersieht, daß der mit der Unterhandlung beauftragte Franziskaner in seinem Berichte den Prinzen Moritz, weil dessen in Spanien katholisch erzogener ältester Bruder damals noch lebte, nie einen Prinzen, sondern immer nur Grafen von Nassau nennt. Schon im März 1607 ward ein Waffenstillstand auf acht Monate abgeschlossen; doch sollte derselbe sich nicht auf Streifereien der Reiterei und nicht auf den Seekrieg erstrecken. Es währte lange, bis die Bestätigung desselben aus Spanien eintraf. Als diese endlich angekommen war, ward im Haag zwar nicht, was dem spanischen Stolze unerträglich gewesen wäre, über einen Frieden, aber doch über einen längeren Waffenstillstand unterhandelt, welcher alle Vortheile eines Friedens gewähren mußte.

Zu diesen Unterhandlungen, die im Februar 1608 im Haag begonnen wurden, schickte Heinrich IV. seinen erfahrensten Geschäftsmann, den Präsidenten Jeannin, um für seine Freunde und Bundesgenossen, die Holländer, zu vermitteln. Die Spanier bevollmächtigten, nachdem von ihrer Seite her Neyen und Verreiken die Unterhandlungen anfangs geführt hatten, noch einen Geschäftsmann aus der Franche-Comté, Richardot, und einen Spanier, Mancicidor; die Staaten hätten lieber geborne Belgier als Abgeordnete gesehen. An der Spitze der spanischen Gesandtschaft stand Spinola; Moritz fuhr ihm eine halbe Stunde weit entgegen, die beiden Helden umarmten einander und kamen, in einem und demselben Wagen fahrend, nach dem Haag. Doch waren es besonders Jeannin und Oldenbarneveld, welche die Unterhandlungen leiteten. Der Waffenstillstand mußte bald verlängert werden, weil, als man im Haag endlich eine Uebereinkunft getroffen hatte, die spanische Regierung dieselbe nicht ratificiren wollte. Endlich stellte zwar König Philipp III. eine Acte aus, in welcher er erklärte, daß er mit der Republik wie mit freien Leuten (comme les tenant pour libres) unterhandele; aber nun erhob sich ein langer Streit wegen des indischen Handels, indem man den Niederländern die directe Fahrt nach Indien nicht länger gestatten wollte, sie aber für dieselbe zu viel Capitalien angelegt, auch Schiffe und Mannschaften aufgestellt hatten, um ihr nun zu entsagen. Es kam so weit, daß Neyen selbst nach Madrid reisen mußte, um die spanische Regierung zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Nachher schob man von spanischer Seite eine die Religion betreffende Forderung ein, welche die Niederländer nicht zugeben mochten, nämlich unbedingt freie Religionsübung für die Katholiken. Die Unterhandlungen zogen sich daher das ganze Jahr 1608 hindurch in die Länge, zumal da die Republik einen Frieden wünschte, die Spanier aber sich nur zu einem Waffenstillstande verstehen wollten. Wegen des Religionspunktes schickte endlich Albrecht seinen Beichtvater, den

Spanier Inigo de Brizuela, nach Madrid, und dieser brachte den König zum Nachgeben. Noch schwerer, als der König von Spanien zum Nachgeben zu bewegen war, konnten die Niederländer dahin gebracht werden, daß sie nicht auf einem Frieden bestanden, sondern sich mit einem mehrjährigen Waffenstillstande begnügten.

Der Streit zwischen den Anhängern des militärischen und also zum Despotismus geneigten Prinzen Moritz und den Häuptern der republikanischen Partei, zu welcher die ausgezeichnetsten Staatsmänner und Gelehrten, z. B. ein Oldenbarneveld, ein Ladenberg, Secretär der Staaten von Utrecht, ein Hogerbeets, Pensionarius von Leyden, ein Hugo Grotius, Pensionarius von Rotterdam, gehörten, war damals bereits heftig und ganz unheilbar. Die Patrioten, so nannte man schon damals die anti-oranische Partei, wollten nachgeben, und auch England und Frankreich verlangten, daß man nicht auf dem Worte Frieden bestehe. Moritz dagegen, welcher in der Provinz Holland Alles vermochte und in Seeland, wo seine Erbgüter lagen und die Kaperei während des Krieges Hohe und Niedere bereicherte, fast als Fürst herrschte, wollte nicht nachgeben. Erst als Oldenbarneveld erklärte, er werde seine Stelle niederlegen, wenn man auf der Fortsetzung des Krieges bestehe, setzte endlich Jeannin im Februar 1609 durch, daß eine sehr zahlreiche Versammlung von Deputirten der Staaten berufen werde, um den geschlossenen Vertrag anzunehmen; Die letzten Städte, die einwilligten, waren Delft und Amsterdam, das seit seinem Anschluß an die Politik des Hauses Oranien außerordentlich aufgeblüht war; auch die zahlreich aus Portugal eingewanderten Juden trugen zur Hebung der Stadt nicht wenig bei. Nun begaben sich sämmtliche Abgeordnete, 800 an der Zahl, die jedoch zusammen nur sieben Stimmen abgeben konnten, nach Bergen op Zoom, um den Verhandlungen näher zu sein. Mit diesen setzten sich Bevollmächtigte, welche mit den spanischen jeden Tag auf dem Stadthause von Antwerpen zusammen kamen, in eine ununterbrochene Verbindung, und so kam denn endlich am 9. April 1609 ein Waffenstillstand auf zwölf Jahre zu Stande. Die Eingangsworte des Vertrages*) beweisen, daß dieser Waffenstillstand eigentlich ein Frieden und die erst später im westfälischen Frieden erfolgte Anerkennung der Republik eine bloße Form war. Der Vertrag enthielt die Bedingung, daß Alles auf dem Fuße bleibe, auf welchem es gegenwärtig sei, und daß jeder Theil das von ihm Besetzte behalte. Dadurch erlangte die Republik eine Oberherrschaft über diejenigen Gegenden der spanischen Niederlande, welche

*) Der Erzherzog unterhandele mit den Staaten der sieben Provinzen in seinem und in des Königs von Spanien Namen, als mit Leuten, die er für frei halte.

sie besetzt hatte, und ihre freien niederländischen Brüder wurden als Bewohner der sogenannten Generalitäts-Lande ihre Unterthanen. Derselbe Fall trat bekanntlich auch in der Schweiz ein.

Der Krieg in den Niederlanden ward in demselben Augenblicke beendigt, als König Heinrich IV. Rüstungen machte, um den bedrängten Reformirten in Deutschland Hülfe zu leisten. Wir wenden uns daher jetzt zu den deutschen Angelegenheiten.

4. Deutsche Zustände kurz vor dem Ausbruche des dreißigjährigen Krieges.

a) Herzog Maximilian von Baiern und die Stadt Donauwörth.

Die Brüder des Kaisers Rudolf II. waren nicht nur, wie wir wissen, mit diesem in Zwietracht, sondern das Schicksal fügte es auch, daß sie alle schwach, unfähig und ohne Energie waren (denn auch Albrecht stand seiner Gemahlin Isabella in allen Regenten-Eigenschaften weit nach). Dagegen besaß der später als Kaiser unter dem Namen Ferdinand II. berühmt gewordene Sohn von Rudolf's Oheim Karl, dem Beherrscher von Steiermark, Kärnthen, Krain und Görz, angeborene Kraft und viele natürliche Anlagen, sowie einen zwar nicht gerade edeln, aber dagegen sehr autokratischen Sinn. Erzherzog Karl hatte im Jahr 1578 auf einer Versammlung zu Bruck den Protestanten freien Gottesdienst in Gräz, Judenburg, Klagenfurt und Laibach zugestehen müssen; später errichteten viele adelige Herren auf ihren Gütern protestantische Kirchen oder wenigstens Kapellen. Sein Sohn Ferdinand wurde nach des Vaters Tode (1590), zwölf Jahre alt, unter der Vormundschaft seines Mutterbruders Wilhelms V. von Baiern erzogen und kam später auf der Universität Ingolstadt vollständig unter die Leitung der Jesuiten. Hier befreundete er sich mit Herzog Wilhelms Sohn Maximilian, der fünf Jahre älter war als er. Ferdinand war von den Jesuiten, wenn auch nicht klassisch, doch diplomatisch tüchtig gebildet worden und betrachtete nach spanischen und jesuitischen Grundsätzen, deren politischen Werth wir unter den damaligen Umständen nicht bezweifeln wollen, die aber von moralischer Seite keine Prüfung aushalten, die gänzliche Ausrottung der protestantischen Religion als seine Hauptaufgabe. Diese gelang ihm auch, da er und die ihn leitenden Jesuiten in der Wahl der Mittel zu einem nach ihrer Ansicht sehr löblichen Zwecke nicht bedenklich waren, in den von seinem Vater ererbten Provinzen, deren Regierung er mit 18 Jahren übernahm (1596). Dagegen rüsteten sich aber, sobald ein Anschein da war, daß ihm auch die anderen Provinzen des Habsburgischen Hauses überlassen werden würden, die Oestreicher, Böhmen und Ungarn schon im

Voraus, um die ihnen freiwillig gewährten oder von ihnen ertrotzten Religions-Freiheiten im Nothfall mit den Waffen zu vertheidigen.

Ebenso, wie Ferdinand, war auch sein Vetter und Studien-Genosse, Herzog Maximilian von Baiern, dem sein frommer Vater, Wilhelm V., 1598 die Regierung überließ und der sich als Kurfürst Maximilian I. nannte, durch die Jesuiten mit dem Gedanken, daß die Ausrottung des Protestantismus das höchste Verdienst eines Regenten sei, erfüllt worden und suchte dieses Verdienst sich zu erwerben.*) Sonst gehört Maximilian unstreitig zu den vorzüglichsten Regenten, welche Baiern je gehabt hat. In Baiern war schon unter Maximilian's Großvater, Albrecht V., die Einheit des bis dahin in mehrere Linien getrennten Hauses Wittelsbach wiederhergestellt worden und Albrecht hatte gleich dem Kaiser Ferdinand I., dessen Tochter Anna seine Gemahlin war, sich bemüht, die Barbarei seines Volkes durch eine Reform des Unterrichtes und der Geistlichkeit, sowie die Sitten und den bürgerlichen Zustand Deutschlands zu verbessern. Wie tief Baiern durch die gänzliche Vernachlässigung der Ueberwachung der Geistlichen und durch die zum Müßiggang und Aberglauben führende Lehre der unzähligen Mönche aller möglichen Orden, besonders aber der Bettel-Orden, herunter gebracht war, erkennt man am besten aus der Rede, welche Albrecht's Gesandter im Auftrage seines Herrn auf dem Tridentinischen Concilium zu Gunsten einer von Papst und Bischöfen zu veranlassenden kirchlichen Reform gehalten hat und die im ersten Theil von Wolf's und Breyer's vortrefflicher Geschichte des Kurfürsten Maximilian I.*) aus der Handschrift abgedruckt ist. So gelehrt indessen Albrecht auch war, so großen Eifer für Wissenschaft und Kunst er auch hatte und so sehr er sich bemühte, in Baiern einen besseren Geist und bessere Bildung zu verbreiten, so brachten ihn doch die zu seiner Zeit entstandenen Jesuiten in den letzten Jahren seines Lebens auf andere Gedanken. Der Jesuiten-Orden enthielt damals viele vortreffliche Köpfe, welche, wie dies in unseren Tagen ebenfalls geschehen ist, den gesunden Verstand durch Sophismen zu Gunsten aller alten Mißbräuche gefangen zu nehmen verstanden und die bessere, aus der Bibel und den Alten geschöpfte Einsicht unter Autoritäten, Citaten und Gelehrsamkeit erdrückten. Diese Jesuiten zogen den Herzog Albrecht ganz an sich. Albrecht, der noch beim Concilium auf Bewilligung des Laienkelches und der Priesterehe gedrungen hatte, nahm seinen eigenen Verstand gefangen, um, wie der neue Orden lehrte und als die beste Politik

*) Gleich nach Uebernahme der Regierung wallfahrtete er zur heiligen Jungfrau nach Alt-Oetting und verschrieb sich ihr mit seinem Blut.

**) Geschichte Maximilian's I. und seiner Zeit von Wolf, fortgesetzt von Breyer, 4 Bände, München 1807—1811.

empfahl, nicht blos seine dem Concilium vorgelegten Verbesserungs-Vorschläge dem Papste zu Liebe wieder fallen zu lassen, sondern auch (seit 1571) durch eine sogenannte Landes-Visitation alle Schullehrer und Prediger, deren Glauben verdächtig schien, oder welche gewisse, zum Theil sogar lächerliche Gebräuche nicht mitmachten, aus dem Lande jagen zu lassen. Selbst über wandernde Handwerksgesellen und ihr religiöses Verhalten wurde Aufsicht geführt. Ja, man ging damals so weit, daß man sogar Grammatiken aus protestantischen Druckereien nicht duldete und daß den Klostergeistlichen der Besitz der griechischen und römischen Klassiker untersagt wurde.

Unter Albrecht's Sohn und Nachfolger, Wilhelm V., ward Baiern nicht blos ganz von den Bewegungen ausgeschlossen, welche sogar in Oestreich, Böhmen und Ungarn eine Reform des Kirchen- und Schulwesens veranlaßten, sondern es wurde auch die Verwaltung des Staates ganz vernachlässigt. Wilhelm trat mit Schulden überhäuft die Regierung an, und vermehrte die Schulden während derselben besonders durch den sehr kostspieligen Bau eines Jesuiten-Collegiums, zu welchem die Stände ihm die Beiträge versagten, weil man Kirchen genug in München habe. Er mußte ferner, weil er seinem Bruder Ernst zu dem Bisthum Köln verhelfen wollte, die Kosten des Krieges, den dieser mit dem protestantisch gewordenen Kurfürsten Gebhard führte, fast allein tragen. Seine Freigebigkeit gegen Künstler, seine Anschaffungen und Ausschmückungen von Reliquien, der Pomp der kirchlichen Ceremonieen, Umgänge und Wallfahrten machten ihn arm,*) und Alles, was von der Regierung abhing, gerieth in's Stocken. Wilhelm benutzte ferner den Einfluß, den ihm seine mit dem Erzherzog Karl von Steiermark vermählte Schwester Maria am Hofe zu Graz verschaffte, um in Verbindung mit Karl's Hofprediger und Beichtvater, dem Jesuiten Johannes, den damals in Steiermark weit verbreiteten Protestantismus zu bedrücken und auszurotten. Herzog Wilhelm war es endlich auch, welcher dafür sorgte, daß Karl's Sohn Ferdinand von den Jesuiten, welche damals unstreitig die Wissenschaft, soweit sie mit ihren religiösen und politischen Zwecken vereinbar war, förderten, so erzogen wurde, daß er im Stande war, dasjenige vollständig auszuführen, was sein Vater begonnen hatte.

Wilhelm's V. Sohn und Nachfolger, Maximilian I., besaß

*) Auf einem von ihm selbst angeordneten Fronleichnamszug in München erschienen außer Gott Vater und Christus mit Aposteln, Pharisäern, Riesen, Heidenkönigen, Engeln, Göttern und Teufeln, auch 16 Marien, die letzte und schönste auf einem Halbmond stehend. Gott Vater, hieß es in der Instruction, soll eine lange, gerade, wohlformirte Person sein, mit langem, grauem Bart, „fast wie der Herr Doctor Sixt seliger ausgesehen."

bedeutende natürliche Anlagen, war aber, wie man aus den seinen Lehrern ertheilten Instructionen ersieht, in den mehr mohammedanischen, als christlichen Grundsätzen erzogen worden, welche aller Freiheit feindlich sind und deshalb despotischen Naturen so sehr zusagen. Auswendig gelernte, also fest eingeprägte Lehren, mechanisch eingeübte Gebräuche und höfische, zu Ehren Gottes gefeierte Feste und Ceremonieen schlossen schon früh der einfachen biblischen Lehre jeden Eingang in Maximilian's Herz, und er ward, wie die gläubigen Moslim, aufrichtig überzeugt, daß es ein großes Verdienst sei, die Ketzer, wenn man sie nicht bekehren könne, von der Erde zu vertilgen. Da er bis in sein vierzehntes Lebensjahr nur zum Glauben und Nachsprechen gebildet worden war, so ist es ein starker Beweis seiner angeborenen geistigen Anlagen, daß er gleichwohl bedeutende Fortschritte in der Erlernung der Sprachen und in anderen Fächern des Wissens machte. Die Jesuiten zu Ingolstadt erkannten daher auch schon früh in ihm den Fürsten, welcher den unter einander uneinigen Protestanten verderblich sein und die Herrschaft des Papismus neu gründen werde. Er studirte unter ihnen die Klassiker, die Rechtswissenschaften und die italienische und französische Sprache. Die Jesuiten, welche ihn umgaben und unterrichteten, sorgten dafür, daß die Art von Religion, die man ihm von Kindheit an eingeprägt hatte, aus einer Gewohnheit und Uebung zur Wissenschaft werde. Maximilian ward durch Geist, Kraft, Talent und echte praktische und prosaische Jesuiten-Klugheit allen seinen Zeitgenossen unter den regierenden deutschen Fürsten weit überlegen. Ferdinand von Steiermark stand ihm vielleicht in Bezug auf erworbene Kenntnisse nach; an Anlagen, wenn man die kriegerischen ausnimmt, und an jesuitischer Klugheit war er ihm gleich. Da, was durch eine vollzählige Aufzählung und Charakterisirung der einzelnen protestantischen Fürsten jener Zeit leicht bewiesen werden könnte, keiner von diesen sich mit den beiden von den Jesuiten ausdrücklich zur Vertilgung der Protestanten gebildeten fürstlichen Studien-Genossen vergleichen konnte, so ward die den Protestanten von Beiden drohende Gefahr allgemein kund, sobald Beide die Regierung übernommen hatten.

Maximilian war durchaus nicht heftig und enthusiastisch, wie Ferdinand, sondern in seiner Liebe wie in seinem Hasse ganz diplomatisch und kalt speculirend. Dies zeigt sich am deutlichsten in der Correspondenz, welche er mit Ferdinand führte, als die Oestreicher, Ungarn und Böhmen gegen diesen in den Waffen standen und derselbe sich ganz in Maximilian's Arme werfen wollte. Wenn Ferdinand aufwallt und, die auch ihm von den Jesuiten eingeprägte italienische Politik vergessend, blos als Freund und Verwandter schreibt, bleibt Maximilian ganz im Kanzlei-Styl vornehmer und fürstlicher Höflichkeit.

Er correspondirte daher auch, wie Ferdinand ebenfalls that, gern italienisch, und die fremden Gesandten an seinem Hofe sagen von ihm, in Beziehung auf Höflichkeit sei er Italianissimo. Seine kalte deutsche Correspondenz mit Ferdinand wird man am besten aus den Stellen kennen lernen, welche Breyer anführt. Wir wollen nur zwei derselben mittheilen, in welchen der Contrast von Ferdinand's Brüderlichkeit und Maximilian's italienischer Höflichkeit sehr auffallend ist. Ferdinand schreibt in dem Augenblicke, als er sich gar nicht zu helfen weiß: „So wie ich in allen meinen Anliegen jedes Mal zu dir meinen Succurs gehabt, von dir mir auch alle Mal treulich succurrirt worden, also will ich auch jetztund nicht zweifeln. — Derohalben hoffe ich nicht allein erhört zu werden, sondern ich versichere dich, daß ich es um dich, mein herzliebster Bruder, die Zeit meines Lebens verdienen will." Zugleich schickte Ferdinand seinen Secretär, um gegen den Versatz einiger Kostbarkeiten Geld von Maximilian zu borgen. Dieser läßt auf den angeführten Brief antworten: „Seine Durchlaucht haben sich und ihre Kammergefälle die Zeit her stark entblößt, indem sie erst neulich um Mindelsheim fast eine Million baaren Geldes hergeschossen u. s. w." Auch in Betreff des angetragenen Versatzes zieht Maximilian sich diplomatisch aus der Sache: „Wäre vielleicht bei Kur-Sachsen oder dem Großherzog von Florenz, als welcher der von Böhmen her drohenden Gefahr nicht so nahe gesessen, durch den Einsatz obberührter Kleinodien leichter zu erhalten." Unten, wenn vom Jahre 1619 die Rede sein wird, werden wir noch ein auffallendes Beispiel des Contrastes anführen, welcher in dem Tone der beiden Jesuiten-Zöglinge besteht. Maximilian muß übrigens gewußt haben, daß der Name Jesuit gleich dem Namen Jude einen gehässigen Nebenbegriff im Publikum habe; denn wie die Juden mitunter lieber Israeliten heißen wollen, so wollte Maximilian den Namen Jesuiten nicht gebraucht haben, sondern man sollte Väter der Gesellschaft Jesu (patres societatis Jesu) sagen.

Maximilian brachte seinen Vater, der ihn mit unbegränzter Zärtlichkeit liebte, auf freundliche Weise dahin, daß derselbe, als er vor Schulden nicht mehr aus und ein wußte, ihm schon 1598 die Regierung abtrat und sich mit einem ziemlich unbedeutenden Jahrgelde in seine Wohnung neben dem Jesuitencollegium in München zurückzog. Sobald Maximilian, welcher damals 25 Jahre alt war, die Regierung angetreten hatte, war seine erste Sorge, die ganz zerrütteten Finanzen in Ordnung zu bringen, was ihm auch gelang, indem er eines Theils es mit den Mitteln nicht eben genau nahm und anderes Theils die strenge Ordnung und Aufsicht, welche sein Vater ganz vernachlässigt hatte, mit Einsicht und Kraft wieder herstellte. Neben der Sorge für

die Finanzen nahm er sich, was in der völligen Anarchie und beim Verfall aller polizeilichen und häuslichen Ordnung ganz wohlthätig sein mußte, auf eine uns befremdende autokratische Weise der Regierung an. Er erließ eigenmächtig Verordnungen, um das ganze Leben seiner Baiern, wie man das unter uns nennt, patriarchalisch zu ordnen. Er uniformirte nicht blos alle Angestellten des Staates, als wenn sie seine persönlichen Diener wären, sondern er bestimmte sogar auch die Kleidung des Landvolkes. Bei der letzteren Maaßregel leitete ihn jedoch eine Einsicht in die Lage Deutschlands, welche allen anderen Fürsten mangelte; denn er wollte durch dieses Verfahren es möglich machen, im Nothfall die Land-Miliz in ein regelmäßiges Heer umzuwandeln, statt daß man sonst überall nur gemiethetes Gesindel ins Feld führte und nach einem Feldzuge schnell wieder entließ. Sogar wie man in Baiern essen und trinken und wie man wohnen sollte, ward durch landesherrliche Verordnung bestimmt. Den Landständen gegenüber nahm er eine ganz andere Stellung ein, als sein Vater. Diese hatten sich unter Wilhelm V. in Alles gemischt und dabei für das eigentliche Volk, welches bekanntlich von den Landständen des Mittelalters ausgeschlossen war, nicht immer gesorgt; auch Maximilian erfuhr von ihnen anfangs Widerspruch, er kehrte sich aber gar nicht daran, sie mochten thun und sagen, was sie wollten. Er hielt im Jahr 1605 seinen zweiten Landtag, ließ aber bei dessen Auflösung einen ständischen Ausschuß einsetzen und sodann im ganzen Verlaufe seiner dreiundfünfzigjährigen Regierung keinen Landtag mehr zusammentreten. Sein Nachfolger, Ferdinand Maria, hielt 1669 noch einen; dann war es mit den Landtagen in Baiern vorbei.

Die Mühe, welche Maximilian sich gab, ein Heer aus seinen eigenen Unterthanen zu bilden und zur Bezahlung desselben sich auf jede Weise Mittel zu schaffen, setzte ihn in den Stand, die unter einander uneinigen Protestanten ebenso im Süden zu bedrängen, wie sie am Niederrhein durch Spinola's Spanier und Wallonen bedrängt wurden. Den Vorwand dazu gab einer jener zahlreichen Reichshofraths-Processe und eine zwischen den Bewohnern einer und derselben Stadt ausgebrochene Streitigkeit, welche durch die verschiedene Deutung des Religions-Friedens veranlaßt worden war. Solche Streitigkeiten wurden überall von den Jesuiten benutzt, um den von ihnen und von Spanien geleiteten Kaiser Rudolf II. zu einer ganz einseitigen Entscheidung derselben zu bewegen, worauf dann die Protestanten nicht ermangelten, sich der Ausführung der von dem offenbar parteiischen kaiserlichen Reichshofrath erlassenen Urtheile zu widersetzen. Die Schuld lag dabei mehrentheils an beiden Theilen, weil wie wir aufs Neue in unseren Tagen gesehen haben, Fanatismus und blinder poli-

tischer oder religiöser Partei-Haß auch sonst verständige Menschen gegen die Stimme der Vernunft taub machen. In den freien Städten war um so mehr unaufhörlich Streit, Zank, Proceß und endlich Aufstand, als auf sie jener Grundsatz des Religionsfriedens, daß für den Glauben der Unterthanen das Bekenntniß des Landesherrn entscheidend sei, nicht wohl anzuwenden war. Dies diente dem Herzog Maximilian von Baiern und dem Erzherzog Ferdinand von Steiermark zum Vorwande, wenn sie in ihren Landen ohne alle Rücksicht auf die Mittel, deren sie sich bedienten, den Protestantismus und sogar die Protestanten selbst nach und nach, bald im Stillen, bald öffentlich, gänzlich vertilgten.

Die Unruhen und Gewaltthätigkeiten der einen und der anderen Religions-Partei, welche in Köln und in Aachen blutige Kämpfe hervorriefen, sind bereits früher dargestellt worden. Hier müssen wir ausführlicher auf die ebenfalls schon erwähnten Streitigkeiten in Donauwörth zurückkommen, welche Maximilian benutzte, um diese Reichsstadt ihrer Reichsfreiheit zu berauben und zugleich die protestantischen Bürger derselben zu vertreiben oder zu vernichten. Donauwörth war 1266 von dem unglücklichen Konradin (s. Bd. VI., S. 72) an seinen Oheim Ludwig den Strengen von Baiern verpfändet worden und dann baierische Landstadt gewesen, bis Kaiser Karl IV. sie 1348 zur freien Reichsstadt erhob und nachher (1376) für 60,000 Ducaten an die drei Söhne des Herzogs Stephan des Aelteren von Baiern verpfändete. Im Jahre 1434 nahm Kaiser Sigismund Donauwörth dem Herzog Ludwig dem Bärtigen wieder ab und verkaufte ihr die Reichsfreiheit aufs Neue (s. Bd. VIII., S. 267). 24 Jahre später benutzte Herzog Ludwig der Reiche von Baiern-Landshut seine Verbindung mit Friedrich dem Siegreichen von der Pfalz, um die Stadt wieder zu besetzen, bis sie ihm das einst für sie gegebene Geld zurückerstattet habe. Dies veranlaßte den sogenannten pfälzisch-baierischen Krieg (s. Bd. VIII., S. 285 ff.), in welchem Baiern und Franken mit entsetzlichen Gräueln heimgesucht wurden. Ludwig von Baiern-Landshut fand es endlich klug, sich im August 1463 mit Albrecht Achilles von Brandenburg, den ihm der Kaiser auf den Hals geschickt hatte, freundlich abzufinden und nicht nur die Reichsstadt Donauwörth wieder herauszugeben, sondern auch auf die 75,000 Gulden zu verzichten, für welche die Stadt seinen Vorfahren verpfändet worden war. Seit dem schmalkaldischen Kriege breitete sich die Reformation in Donauwörth so sehr aus, daß die Mehrzahl der Bürger und auch der Magistrat schon 1552 lutherisch waren, die Kathedrale als lutherische Kirche in Anspruch nahmen und die katholische Minderzahl mit ihrer Religions-Uebung auf den Bezirk und die Kirche des Benedictiner-Klosters zum heiligen Kreuz, welches am äußersten Ende der Stadt

liegt, beschränkten. Die Mönche des Klosters und die Katholiken, die sich zu ihnen gesellten, durften nicht allein ihre Religion frei üben, sondern der Magistrat war auch mit dem Abte übereingekommen, daß das Sacrament zu den Kranken in der Stadt getragen werden könne; nur sollte hierüber immer erst angefragt und dabei weder Geläute und Geklingel noch Lichter angewendet werden. Umzüge mit der Kreuzesfahne, Gesang und Klingeln wurden in der Stadt nicht gestattet, sondern diese mußten still der Mauer entlang aus dem Stadtthor ziehen und durften erst an der Grenze des Stadtgebietes ihre Fahnen aufrollen.

Die Stadt hatte seit alten Zeiten nicht blos die Schutz- und Schirmgerechtigkeit über das Kloster behauptet, sondern auch die weltliche Gerichtsbarkeit über den Abt und seine Angehörigen ausgeübt. Erst 1580 fiel es dem Bischof Marquard von Augsburg ein, sich die Gerichtsbarkeit und zugleich das Schutzrecht über das Kloster anzumaaßen und dem Abte sogar Pfarr-Gerechtsame in der Stadt zu verleihen. Dem widersetzte sich die Stadt auf dem Wege Rechtens, und der Abt beruhigte sich. Als aber nachher die Jesuiten überall, besonders in Baiern und in Steiermark, Verfolgungen gegen die Protestanten hervorriefen, und als Maximilian, der ihr Schwert werden sollte, die Regierung von Baiern übernommen hatte, ließ der Abt Christoph im Jahre 1598, also in demselben Jahr, wo Wilhelm V. sich von der Regierung zurückzog, eine glänzende Procession mit der Monstranz, mit Lichtern und mit der entfalteten Kreuzesfahne halten. Er regte dadurch die fanatisch-protestantische Bürgerschaft heftig gegen die Mönche auf, gab aber doch endlich den Vorstellungen des Magistrats nach. Jetzt ruhte die Sache wieder, bis der Bischof Heinrich von Augsburg und der Abt Leonhard im Mai 1605 absichtlich einen neuen Lärm veranlaßten, um die Schwäche des Kaisers Rudolf II. für ihre Zwecke zu benutzen. Der Abt hielt nämlich, ohne den Magistrat zu fragen, die Procession auf eine besonders lärmende und glänzende Weise; der Magistrat aber schickte, nachdem er sich unsägliche Mühe gegeben hatte, den gemeinen Haufen der Protestanten von der Beleidigung des Zuges abzuhalten, zuletzt einige seiner Mitglieder mit dem Amtmann, um zu protestiren. Dies hatten der Abt und der Bischof von Augsburg vorausgesehen. Sie wandten sich jetzt sogleich nach Prag an den Reichshofrath. Die Mitglieder dieses Collegiums waren vom Kaiser ernannt und es befand sich kein Protestant unter ihnen.

In der Klageschrift wird nach der Manier, wie man auch jetzt wieder in den von Heuchlern geschriebenen, von Fanatikern gelesenen Blättern die unbedeutendsten Vorfälle parteiisch ausbeutet, die Sache auf die gehässigste Weise dargestellt und als Landfriedensbruch und Religions-Bedrückung gedeutet. Der Abt beschwerte sich, daß er (was seit 1552

nie geschehen war) in Procession habe durch die Stadt ziehen wollen, aber daran gehindert worden sei. Er fügte hinzu: man wolle auch die Leichen nicht mit Vortragung des Kreuzes und unter Begleitung eines mit der Stola bekleideten Priesters beerdigen lassen; man wolle ferner beim Tragen des Sacraments die Lichter und das Niederfalls-Glöcklein nicht dulden; man wolle keine neuen Katholiken in die Stadt aufnehmen und nicht zugeben, daß die Kinder der katholischen Bürger im Kloster getauft würden u. s. w. Auf diese Vorstellung hin wurden Bürgermeister und Rath in einem scharfen Mandat vom 24. October vorgeladen, bei Strafe der Acht binnen 36 Tagen zu erscheinen und sich zu verantworten. Dies war ganz in der Ordnung, nicht aber ein Mandat, welches der fanatische Reichshofrath beifügte, ohne vorher gefragt zu haben, wie es bis dahin vor und nach dem Religions-Frieden in Donauwörth gehalten worden sei. In diesem Mandat ward unter Androhung der Acht befohlen, den Abt einstweilen (lite pendente) weder an Processionen, noch an feierlicher Tragung der Sacramente, noch an sonst etwas, was zur freien Uebung der katholischen Religion gehöre, zu hindern. Das letztere Mandat ließ der Abt erst Ende Februar 1606 dem Rathe insinuiren. Zu gleicher Zeit wollte er ein feierliches Begräbniß benutzen, um mit allem bisher vermiedenen Pomp in den Straßen zu erscheinen. Der Magistrat ließ ihn damals bitten, er möge es doch bei den gewöhnlichen Ceremonieen bewenden lassen, fügte aber, weil er, der Rath einer kleinen Stadt, an die Fabel vom Wolfe dachte, der sich über das unterhalb trinkende Schaf wegen der Trübung des Wassers beschwerte, die Erklärung hinzu, daß er zwar aus Ehrfurcht vor dem kaiserlichen Befehle ihm kein Hinderniß in den Weg legen wolle, daß er aber protestire und sich alle seine Rechte vorbehalte. Der Abt hielt darauf sein feierliches Begräbniß und der Rath überschickte seine Einwendungen an den Reichshofsrath. Die Antwort, welche der Rath erhielt, war der kaiserliche Befehl, daß er bis zur ausgemachten Sache keine Gewalt gebrauchen dürfe (inhibitionem attentatorum durante processu).

Auf dieses Gebot hin beschloß der Abt, der lutherischen Stadt noch einmal Hohn zu bieten. Er veranstaltete am 11. April 1606 eine Procession und nahm keine Rücksicht auf eine sehr bescheidene Gegenvorstellung des Magistrats, welche in Wolf's und Breyer's Geschichte des Herzogs Maximilian aus der Handschrift abgedruckt ist; es wurde in derselben blos verlangt, die Kreuzesfahne solle vom Klosterberge durch die Stadt nicht entfaltet, sondern zusammengewickelt getragen werden. Der Abt erwiderte, er versehe sich zum Rathe, daß er dem kaiserlichen Befehl gehorchen werde. Diesmal ließ die Bürgerschaft sich nicht zurückhalten. Es war Geschrei, Lärm und Gespötte in den

Straßen. Doch gelangte der Zug glücklich durch das Donau-Thor zum Dorfe Oxesheim, in welchem die Andacht gehalten wurde. Dagegen schickte der gemeine Haufen sich an, bei der Rückkehr der Procession zu verhindern, daß nicht zum zweiten Male der Stadt-Obrigkeit Trotz geboten werde. Als der Zug von Oxesheim zurückkam, war er dadurch, daß sich unterwegs viel Volk aus der katholischen Umgegend angeschlossen hatte, weit größer geworden. Um diese Leute vom Eintritt in die Stadt abzuhalten, hatte die Polizei das Gitter des Thores niedergelassen und der Stadt-Amtmann stand an dem Thore. Es sollten blos Diejenigen eingelassen werden, welche in der Stadt wohnten oder Unterthanen des Klosters waren. Als nun bei der Rückkehr der Procession das Thor geöffnet wurde und der ganze Zug in die Stadt eindringen wollte, übermannte der Pöbel die vom Magistrat aufgestellten Wächter und stürzte auf die Wallfahrer, indem er weder die Personen derselben noch das heilige Geräthe verschonte. Nachdem der Pöbel die Kreuzesfahne zerbrochen hatte, widersetzte er sich dem Zuge der Procession durch die Stadt; der Abt und die Mönche konnten nicht anders als durch enge Gäßchen nach der Klosterkirche gelangen, wobei sie gehöhnt, verspottet und verfolgt wurden.

Durch diesen Vorfall erschreckt, wandte der Magistrat sich an die übrigen protestantischen Reichsstädte, welche gerade damals (Mai 1606) eine Versammlung in Worms hielten. Diese Versammlung erließ an den Rath von Donauwörth ein bis jetzt noch ungedrucktes Schreiben, in welchem sie das Verfahren desselben billigte und ihn aufforderte, die Umzüge der Katholiken auch ferner nicht zu dulden, sondern vielmehr die Straßen mit Ketten zu sperren und sich im Nothfalle an den alten Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg zu wenden. Dagegen hatte der Bischof von Augsburg an dem Grafen Fugger, welcher dem Kaiser Rudolf oft aus der Geldnoth half, eine mächtige Stütze. Er wirkte vermittelst desselben schon im September 1606 eine neue Vorladung der Stadt und ein furchtbares Mandat gegen dieselbe aus. In der Beantwortung dieses Schreibens (im December) legten zwar die Donauwörther dem Kaiser ihre Gründe dar; allein dies war fruchtlos, weil die Jesuiten dem Herzog Maximilian von Baiern die ganze Sache in die Hände zu spielen verstanden. Der Kaiser erließ nämlich am 1. März 1607 ein Decret, vermöge dessen dem Herzog von Baiern „als dem nächstgesessenen ansehnlichen Fürsten des Reichs" aufgetragen wurde: „gute Aufacht zu haben, daß den Katholiken in Donauwörth keine Beschwer noch Gewaltthat angethan und jede aufwieglerische Zunöthigung abgewehrt werde." Da nun damals protestantische Theologen der Gattung, wie diejenigen sind, welche in unseren Tagen wieder überall das große Wort führen, unverständiger Weise die Obrig-

keiten und Fürsten zur Verfolgung aller derer trieben, welche nicht wie sie Dogmatik für Christenthum halten wollten, so wurden dadurch die schlauen Jesuiten ermuthigt, ihre unter einander uneinigen Gegner dreist anzugreifen. Dies ersieht man aus dem an Maximilian gerichteten kaiserlichen Schreiben vom 16. März, welches Wolf zuerst hat drucken lassen. Dasselbe drückt die Ueberzeugung aus, daß die unter sich uneinigen Protestanten es auch diesmal beim Schreiben würden bewenden lassen, bis die Religions-Freiheit unterdrückt sei. Wir wollen nur die Anfangsworte des Schreibens hersetzen, deren versteckter Sinn Niemand entgehen wird: „Da es scheint, als ob die Stadt-Obrigkeit zu Donauwörth nicht vermögend sei, ihrer unruhigen Bürgerschaft genugsamen Widerstand zu leisten, und da es ja einmal die Nothdurft, Billigkeit und Gebühr erfordern, andere solche Vorsehung zu thun, wodurch diesem vor Gott und der Welt sträflichen, friedbrüchigen Beginnen gesteuert und fromme, unschuldige Leute weiter nicht beleidigt und beschädigt werden u. s. w."

Auf diese Lage der Dinge gestützt, traf der Abt Anstalten, um am 26. April gegen den fünfzigjährigen Brauch aufs Neue eine glänzende Procession zu halten. Schon am 23. hatte Maximilian zwei seiner Beamten als kaiserliche Commissäre oder, wie man dies nannte, als Subdelegaten in die Stadt geschickt, und der Magistrat hatte sich der kaiserlichen Forderung gefügt und wollte die Procession unter Protest ziehen lassen. Allein die Bürgerschaft, welche auf dem Markte versammelt war, bestand darauf, daß der Abt bis zur ausgemachten Sache die Procession unterlassen oder doch nur durch diejenigen Straßen ziehen solle, durch welche seine Vorgänger gezogen seien. Die Bürger hatten sich bewaffnet und es fehlte an Lärm und Drohungen gegen die Pfaffenknechte nicht; die Bürgermeister erklärten, sie könnten für Unheil nicht einstehen, so daß die Procession unterbleiben und die Commissäre oder Subdelegaten unverrichteter Sache wieder abziehen mußten. Aus dem nur handschriftlich vorhandenen Berichte der Letzteren, welchen sie über den Hergang an ihren Herrn und dieser an den Kaiser Rudolf schickten, geht hervor, daß die Subdelegaten in der Sache Partei waren und den Vorgang so berichteten, wie es den Plänen ihres Herrn angemessen war. Sie erklärten einzelne Frevler, desperate, muthwillige Leute für die Anstifter und meldeten haarklein die wilden Schmähungen, die ein Goldschmidt Namens Schenk und ein anderer Schreier gegen den Kaiser und den Herzog ausgestoßen hätten. Der Magistrat erließ zwar an viele Fürsten und auch an den Kaiser Schreiben, in welchen die Sache so, wie sie war, dargestellt wurde; dies hielt aber weder die fanatischen Räthe des Kaisers noch den Herzog von Baiern

ab, ihren Plan mit jener Consequenz zu verfolgen, durch welche die Engländer und die Jesuiten sich auszeichnen.

Maximilian trieb, wie wir aus einem Briefe desselben ersehen, die Sache beim Kaiser mit einer sehr anstößigen Eile. Er verlangte den Befehl, unmittelbar Gewalt brauchen zu dürfen, und ertheilte sogar dem Reichs-Vicekanzler, den Reichshofräthen, den Secretären und Anderen recht ansehnliche Geschenke an Geld, Wein und Ketten, damit die Stadt sogleich seinem katholischen Eifer preisgegeben werde. Am kaiserlichen Hofe war man, als Maximilian Truppen herbeizog und Alles in Bewegung setzte, nicht so hitzig; denn Wilhelm Boden, Maximilian's Agent in Prag, schreibt ihm, mehrere geheime Räthe glaubten, daß man schon zu weit gegangen sei, und „daß es gefährlich wäre, einem so hitzigen und vindikösen Herrn, wie Maximilian von Baiern sei, eine so wichtige Commission anzuvertrauen." In der That hatte der alte Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg nicht blos bereits im Mai eine Zusammenkunft nach Nördlingen berufen, sondern sogar den Schellenberg bei Donauwörth besetzt, und auch der Herzog von Würtemberg hatte Rüstungen gemacht. Rudolf's Räthe schrieben daher auch noch am 5. Juni an Maximilian mit einiger Vorsicht: sie wollten ihm gern die Execution eilig übertragen, wünschten aber doch erst zu erfahren, wie er die Sache ansehe, namentlich, ob Magistrat und Gemeinde gleichermaaßen zu strafen seien und ob man eine Geldbuße verfügen oder zur Acht schreiten solle. Sowohl Maximilian als seine Räthe bestanden, wie man aus dem, was in Maximilian's Biographie nach handschriftlichen Quellen berichtet wird, ersieht, mit Heftigkeit darauf, daß gegen die Stadt Donauwörth und ihren Magistrat mit größter Schärfe verfahren werde, damit, wie der Herzog sich gegen den Kaiser ausdrückte, „ein solch Exempel statuirt werde, daß Andere, und zwar höheren Standes, nicht in die Fußstapfen der Donauwörther treten und den Katholischen das Religions-Exercitium nicht ganz und gar entziehen." Die kaiserlichen Räthe fertigten, von Maximilian bestürmt und bestochen, schon am 3. August 1607 die Achts-Sentenz aus und beauftragten den Herzog mit der Vollziehung derselben; da aber an demselben Tage, an welchem dieser Spruch ausgefertigt wurde, eine Gesandtschaft von Donauwörth in Prag eintraf, welche demüthige Entschuldigungen brachte und zugleich meldete, man habe die zwei Hauptfrevler verhaftet: so fügte man eine Note bei, in welcher ein Aufschub der Bekanntmachung der Sentenz und ein Weg der Güte gegen Donauwörth vorgeschlagen wurde. Der Herzog nahm, weil ihm seine Räthe dazu riethen, diesen Vorschlag an und schickte am 4. September vier Commissäre nach Donauwörth, welche von dem Magistrat durch Drohungen dasjenige erzwingen sollten, was der Abt und die Katholiken begehrten.

Die Herren des Donauwörther Rathes stellten, um den Sturm zu beschwören, einen Revers aus, daß sie den kaiserlichen Befehlen Gehorsam leisten, Processionen und andere katholische Feierlichkeiten auf offener Straße nicht hindern, über die letzten tumultarischen Auftritte Untersuchungen anstellen und zugeben und die zwei verhafteten Rädelsführer den Baiern ausliefern wollten. Das Bürgercollegium der Siebenziger aber, von der ganzen Bürgerschaft unterstützt, war mit dieser Bewilligung, bei welcher man sie gar nicht gefragt hatte, nicht zufrieden, und es brach nach der Abreise der Commissäre ein förmlicher Aufstand aus. Alle Ordnung hörte auf, der Pöbel wüthete in den Straßen und wollte die Auslieferung der Gefangenen nicht dulden; der Abt und seine Mönche, welche entweder glaubten oder doch vorgaben zu glauben, daß sie im Kloster nicht mehr sicher seien, flüchteten sich und Maximilian hatte jetzt den erwünschten Vorwand, seine kaiserliche Commission weiter geltend zu machen. Dies geschah jedoch auf eine feine jesuitische Weise. Maximilian schickte neue Subdelegaten, welche anfangs in dem benachbarten Ort Rain blieben und dorthin den kleinen und großen Rath, sowie einen Ausschuß der Zünfte vor sich beschieden. Nachher begaben sie sich sogar in die Stadt; sie konnten aber die Bürgerschaft nicht dahin bringen, daß dieselbe das, was der kleine Rath bewilligt hatte, bestätigte. Die Demagogen erlaubten sich sogar Ungezogenheiten gegen die Baiern und am ersten Tage hieß es, man könne mit der Bürgerschaft nichts anfangen, denn „sie sei männiglich bezecht." Die Commissäre schickten daher an ihren Herrn einen Bericht, in welchem der Zustand der Stadt ganz kläglich geschildert ward, und in Maximilian's Bericht an den Kaiser finden sich dieselben Redensarten. Uns scheint von diesem Augenblicke an aus allen den Umständen, die man in der oft angeführten Biographie Maximilian's findet, hervorzugehen, daß Maximilian des Kaisers Versuche, die Stadt milde zu behandeln, absichtlich zu vereiteln suchte, wenn er auch scheinbar der Ansicht der kaiserlichen Räthe Gehör gab. Er schickte nämlich noch im November eine neue Commission in die Stadt, und diese stellte solche Forderungen, daß sie die Aussöhnung erschwerte, statt sie zu erleichtern; sie verlangte, die Stadt solle kniefällig Abbitte leisten und das Gesetz vom Jahr 1577 aufheben, das die Katholiken vom Bürgerrecht ausschloß. Dessen ungeachtet würden die Bürger sich gefügt haben, wenn nicht am 10. November 1607 ein pfalz-neuburgischer Advokat in Donauwörth erschienen wäre, die Bürger zum Ausharren ermuntert und ihnen von den schwäbischen Kreisständen in Ulm Hülfe zugesichert hätte. Maximilian ließ hierauf am 12. November 1607 durch den Reichsherold an der Stadtmauer die Achts-Sentenz den Donauwörthern unter den hergebrachten Bräuchen bekannt machen, und da er seine Truppen längst

geworben hatte, so schickte er dieselben als Feinde gegen eine Stadt, welche einem so furchtbaren, mit 14 Stück Geschütz, dazu mit Werkzeugen und Vorräthen versehenen Heere durchaus nichts entgegenzusetzen hatte. Anfangs war die Rede davon, daß Maximilian selbst das Heer anführen sollte; allein, da er es im Voraus auf den Ruin der lutherischen Bürger abgesehen hatte, so überließ er schicklicher Weise, statt selbst gegen „so heillose Leute" zu ziehen, das Commando an Alexander von Haslang, welcher vorher einer seiner Subdelegaten gewesen war. Der Herzog von Würtemberg ließ zwar dem Kaiser vorstellen, die Sache gehöre vor ihn als schwäbischen Kreishauptmann; er wurde aber in ungnädigen Ausdrücken abgewiesen.

Daß an Widerstand gar nicht zu denken war, wird man begreifen, wenn man erfährt, daß die Executions-Truppen aus 20 Fahnen Fußvolk von je 300 Mann und aus sechs Compagnieen Reiterei von je 100 Mann bestanden. Am 15. December erschien Haslang vor Donauwörth und schon am 17. früh Morgens wurden ihm die Schlüssel überreicht. Wie die eingedrungenen Baiern gleich anfangs mit den Ketzern der Stadt Donauwörth umgingen, wollen wir nicht näher angeben. Wir verweisen vielmehr die Leser auf einen baierischen Schriftsteller, den Biographen Maximilian's, Wolf, und fügen nur noch hinzu, daß wir nicht wegen des Verfahrens der Baiern mit und in Donauwörth, sondern blos wegen der Folgen dieser Sache so ausführlich über die Donauwörther Angelegenheit gewesen sind. Die Unterdrückung der Stadt Donauwörth veranlaßte eine neue Verbindung der Protestanten, die Union, diese aber rief den katholischen Gegenbund der Liga hervor, was dann, wenigstens mittelbar, den dreißigjährigen Krieg herbeiführte oder doch den Ausbruch desselben beschleunigte. Charakteristisch ist es, daß dem baierischen Heere vier Jesuiten und zwei Barfüßer-Mönche folgten. Diese sorgten dafür, daß trotz aller Versicherungen Maximilian's, nach welchen die Bürger in „ihrer vermeinten Religion" nicht gestört werden sollten, die Lutheraner entweder vertrieben oder doch der freien Uebung ihrer Religion beraubt wurden. In Betreff des Letzteren ging man so weit, daß den Bürgern der Gottesdienst sogar in den naheliegenden Dörfern nicht gestattet wurde; denn man ließ an Sonntagen Niemand aus den Thoren der Stadt. Uebrigens setzte Herzog Maximilian in einem nach Rom gesandten Berichte, welchen sein Biograph Wolf aus der Handschrift hat abdrucken lassen, den Vortheil auseinander, den die Execution gegen Donauwörth für die katholische Religion haben werde. Bald waren nur noch die ärmsten unter den Bürgern in der Stadt übrig. In dieser aber blieben 300 Baiern zurück, weil Maximilian die Stadt bis zur Bezahlung der Executions-Kosten besetzt hielt. Diese Kosten waren so berechnet, daß sie unmöglich

entrichtet werden konnten; die Stadt ward daher aus einer protestantischen freien Reichsstadt eine katholische baierische Landstadt. Wie unbarmherzig mit dem armseligen Reste der Bürgerschaft verfahren wurde, zeigt ein Brief, welchen Maximilian an seinen Statthalter über die Nothwendigkeit, die Besatzung auf Unkosten der Bürger zu verpflegen, geschrieben hat. „Wenn auch," schreibt Maximilian in demselben eigenhändig, „ein Theil der Bürger dieserwegen von Haus und Hof müßte, so ist es uns gleich, wenn nur wenigstens auf ein Jahr lang die Besatzung auf der Bürger Unkosten unterhalten werden möchte."

Die Besitznahme von Donauwörth und die mongolische Art, wie mit den dortigen Protestanten, ihrer Religions-Uebung und ihrem Eigenthum verfahren wurde, hatte, wie schon bemerkt, zur Folge, daß im folgenden Jahre eine neue protestantische Verbindung, wie der Schmalkaldische Bund gewesen war, entstand. Diese Verbindung war aber auf Heinrich's IV. Beistand berechnet und war daher, als derselbe 1610 ermordet wurde, ganz ohne allen Halt. Dies zeigte sich schon bei dem Streite über die Erbschaft des 1609 gestorbenen Herzogs Johann Wilhelm von Jülich, Cleve, Berg und Ravensberg, den wir im Zusammenhange mit der Geschichte von Sachsen, Böhmen und der Pfalz vornehmen.

b) Sachsen am Ende des 16. Jahrhunderts.

Die unseligen Folgen, welche der Streit der calvinistischen und lutherischen Theologen für die Sache der Protestanten hatte, wird man am leichtesten erkennen, wenn man die sächsische Geschichte der letzten 20 Jahre des 16. Jahrhunderts und die pfälzische derselben Zeit aufmerksam studirt. Wir dürfen in einer allgemeinen Geschichte auf die Besonderheiten nicht eingehen, welche erörtert werden müßten, wenn wir alle die Härten und Grausamkeiten aufzählen wollten, die der sächische Kurfürst August in der späteren Zeit seines Lebens auf Antrieb seiner Gemahlin Anna, einer dänischen Prinzessin, beging; die Letztere war lutherisch orthodox bis zur äußersten Härte, dabei sehr geizig; doch lebte sie bei dem Volke unter dem Namen „Mutter Anna" fort.*) Allgemein bekannt ist, daß die Tübinger und Wittenberger Theologen die Concordien-Formel oder mit anderen Worten ihr Fabrikat, welches nicht Christi Wort, sondern die Lehren Luther's und seiner gelehrten sächsischen und tübingischen Anhänger enthielt, den armen

*) Sie war eine eifrige Landwirthin und beschäftigte sich mit der Apothekerkunst; die Arzneien, die sie in ihrem Laboratorium zu Annaburg bereitete, hatten einen ausgebreiteten Ruf. Sie stiftete die Hof-Apotheke zu Dresden und schrieb ein „Erzneibüchlein", wie ihr Gemahl ein „künstlich Obst- und Gartenbüchlein".

Pfarrern und Schulmeistern aufdrangen und diejenigen, welche dasselbe nicht unterschrieben, zu Hunderten von Amt und Brod trieben, und daß sie sogar den weisen, edlen, frommen Melanchthon noch im Grabe verfluchten. Lange schon hatte man ebenso, wie in unseren Zeiten über Pantheisten, Atheisten, Socialisten und Gott weiß welche andere Feinde Gottes und der Menschen geklagt wird, auf den Kanzeln über die sogenannten Krypto-Calvinisten oder, wie man sie nach Philipp Melanchthon auch nannte, die Philippisten jämmerlich geklagt, als endlich der Kurfürst seine Stände zu einem Inquisitions-Tribunal machte. Er verlangte nämlich von den in Torgau versammelten Ständen im Mai 1574, sie möchten den geheimen Rath Cracau, den Leibarzt Peucer (einen Schwiegersohn Melanchthons)*), den Kirchenrath Stößer und den Hofprediger Schütz, welche er hatte verhaften lassen, bestrafen, „weil dieselben übel an ihm gehandelt und sich unterstanden hätten, in sein Land und Leute eine falsche Lehre einzuschieben." Der Kurfürst war außerdem noch über vier Wittenberger Theologen, welche dem Philippismus nicht entsagen wollten, so sehr erzürnt, daß er, als endlich durch grausame Verfolgung die des Calvinismus Verdächtigen zum Schweigen gebracht waren, mit Beziehung auf jene vier Männer eine Sieges-Münze schlagen ließ, die seiner Art Religion und seinem Geschmacke gleich viel Ehre macht.**)

Auf solche Weise begann man die lutherische Kirche als eine göttliche Anstalt, die reformirte Lehre aber als eine Erfindung des Teufels zu bezeichnen und einen jeden, der auch nur im Verdachte stand, nicht mit den Eiferern unter den Lutheranern, den Doctoren Jakob Andreä in Tübingen, Martin Chemnitz in Braunschweig, Nikolaus Selnecker und Anderen, einer Meinung zu sein, als einen Verführer und ein Kind des Teufels fortzujagen oder gar von der Erde zu vertilgen. Dieses Werk ward 1577 umgearbeitet, indem Andreä und Chemnitz in Kloster Bergen bei Magdeburg die Verfertigung der Concordien-Formel zum Schlusse brachten. Das Lutherthum, welches dadurch zu einer Art Papstthum gemacht wurde, ist dieses seit-

*) Er war zum Inspector der Universität Wittenberg ernannt worden, erschien aber oft am Hofe des Kurfürsten und hatte bisher bei demselben so sehr in Gunst gestanden, daß er bei der Taufe des Prinzen Albert zum Pathen gebeten wurde.

**) Er selbst ist auf dieser Münze geharnischt und mit dem Schwerte in der einen, der Wage in der anderen Hand abgebildet. In der einen Schale der Wage liegt das Jesus-Kindlein mit der Umschrift „Allmacht", in der anderen, mit der Umschrift „Vernunft" steben die vier Wittenberger Theologen und der Teufel; diese suchen die Schale mit aller Gewalt niederzuhalten; sie fliegt aber in die Luft. Die Landschaft im Hintergrunde zeigt die Stadt Torgau und das Schloß Hartenfels.

dem in Sachsen geblieben; und hierin liegt der Grund, warum Sachsen seit jener Zeit stets den Katholiken näher stand, als den Reformirten. In der Folge kam noch Eifersucht auf die Kur-Pfalz, sowie noch später eine unselige Speculation auf die kaiserliche Gunst hinzu, wodurch dann im dreißigjährigen Kriege Sachsens Kraft gelähmt wurde.

Die amtliche Bekanntmachung der Bergenschen Concordienformel, welche zwei Jahre lang im Drucke bereit lag, fand in Dresden am 25. Juni 1580 statt; man wollte damit die 50. Jahresfeier der Uebergabe der Augsburgischen Confession begehen. Die Vorrede war von drei Kurfürsten (Pfalz, Sachsen, Brandenburg), 20 Fürsten und Herzogen (darunter Würtemberg, 24 Grafen und 35 Reichsstädte) unterschrieben. Diese Concordien-Formel, welche dadurch, daß man das in der Schrift ausdrücklich unbestimmt Gelassene hatte bestimmen wollen, überall Unheil stiftete, behielt gleichwohl unter Kurfürst August noch viele Gegner in Sachsen und es bedurfte eines neuen Sturmes unter seinem Nachfolger, um alle Poesie und allen gesunden Menschenverstand aus der lutherischen Dogmatik auszurotten. Sehr naiv drückt sich das 1580 bei Gelegenheit der Auflösung des Meißnischen Consistoriums erlassene Rescript über die Nothwendigkeit aus, durch das Dresdener Ober-Consistorium zu verhüten, daß irgend Jemand im ganzen Sachsen-Lande seinem gesunden Verstande und den klaren Worten der Bibel in Religions-Sachen traue und sich dem orthodoxen Dünkel widersetze. Es heißt nämlich in jenem Rescript: „Weil aber an den verwirrten Religions-Verfälschungen, damit der Satan zeithero Kirchen und Schulen angefeindet und schändlich betrübt hat, empfunden worden, daß bei besagten Consistoriis sowohl als an anderen Orten in allerhand Fällen fast bedenkliche Sachen fürgefallen, die wohl hätten verbleiben mögen, wenn wir und unsere Räthe dessen eher Bericht gehabt hätten — zudem daß auch sonsten Ruhe, Einigkeit und Friede in Kirchen und Schulen zu erhalten, die unvermeidliche Nothdurft erfordert, daß ein fleißiger Aufmerker bestellt werde, daher wir den Zustand unserer Kirchen und Schulen, so oft es nöthig, erfahren können: als seynd wir u. s. w." Gegen die verhafteten Philippisten blieb Kurfürst August sehr erbittert. Der Kanzler Cracov starb im Kerker, wahrscheinlich an den Folgen der Tortur. Peucer blieb zwölf Jahre in Haft, erst in Rochlitz, dann in Zeitz, dann in der Pleißenburg zu Leipzig; besonders Mutter Anna war gegen seine Befreiung. Diese starb 1585 nach einer Ehe von 36 Jahren. Drei Monate später (Januar 1586) verheirathete sich der alte Kurfürst mit der dreizehnjährigen Tochter des Fürsten Joachim Ernst von Anhalt, der ein Hauptgegner des Concordienbuches war. Auf seine Veranlassung bat

die junge Braut um Peucer's Befreiung, welche am 8. Februar erfolgte. Drei Tage später starb der neuvermählte Kurfürst August.

Die Maaßregel, welche das Lutherthum hatte sicher stellen sollen, ward unter der Regierung von August's Sohn und Nachfolger, Christian I., demselben verderblich. Wir erwähnen dies, um zu zeigen, daß die Protestanten, trotz der in unseren Zeiten wieder erneuten Bekenntnißschriften, viel übeler daran waren, als die Katholiken, denen doch nicht alle paar Jahre etwas Anderes als ächter Glaube geboten wurde. Wir werden nämlich später in der pfälzischen Geschichte denselben Wechsel der dem Volke vorgeschriebenen Hof-Theologie nachweisen. In Sachsen überzeugte der Schwager des Kurfüsten Christian I., der reformirte Pfalzgraf Johann Kasimir, den Kanzler Krell von der unpolitischen Richtung der lutherischen Orthodoxen, und dieser führte dann ein Verfahren in Religions-Sachen ein, durch welches die Feindschaft der beiden Religions-Parteien gegen einander gemindert werden sollte. Die Verpflichtung der theologischen Professoren auf die Concordien-Formel wurde 1587 aufgehoben und es ward verordnet, daß nur die Augsburgische Confession nebst Luther's und Melanchthon's Erklärung derselben für die Lehre verbindlich sein sollte. Allen Kirchen- und Schuldienern ward dasselbe geboten; alles Zanken und Polemisiren auf der Kanzel sollte aufhören, und zwei Freunde von Calvin's Lehre, die Hofprediger Salmuth und Steinbach, erhielten den Auftrag, der Eine eine Bibel mit Anmerkungen herauszugeben, der Andere einen neuen Katechismus zu verfertigen. Schon dieser Katechismus war den Sachsen anstößig; als aber gar die Consistorien von Dresden, Leipzig und Wittenberg den Pfarrern anbefahlen, bei der Taufe den Exorcismus oder das Austreiben des Teufels zu unterlassen, gerieth ganz Sachsen, besonders die Ritterschaft, gegen den Kanzler und die von ihm geschützten duldsamen und friedlichen Theologen in den heftigsten Zorn. Uebrigens unterließen auch Krell's Freunde nicht, ihre Gegner, die Alt-Lutheraner, hie und da zu verfolgen, was nachher die Reaction bitterer und feindseliger machte, weil persönliche Feindschaft hinzukam.

Diese Reaction trat ein, als Kurfürst Christian I., ein starker Trinker, 1591 schon in seinem 31. Jahre mit Hinterlassung eines minderjährigen Sohnes, Christian II., starb und die vormundschaftliche Regierung an zwei Fürsten kam, von welchen der Eine, Kurfürst Johann Georg von Brandenburg, nur Antheil an der Ehre, der Andere, Herzog Friedrich Wilhelm von Altenburg, ein Sohn Johann Wilhelms von Weimar, den Vortheil und die Administration erhielt. Noch ehe der verstorbene Kurfürst bestattet war, erhob sich die orthodoxe lutherische Ritterschaft gegen den Kanzler Krell und seine des Calvi-

nismus verdächtigen Freunde. Sie bat schon im Oktober 1591, als ihr Ausschuß zur Feier des Leichenbegängnisses in Dresden versammelt war, den Administrator: „Er möge doch den Kanzler Krell verhaften lassen, weil derselbe in Verdacht sei, durch seinen Einfluß die wichtigen Veränderungen in der Religion und Kirchen-Verfassung während der vorigen Regierung unterstützt zu haben." Daß eine fromme Dame wie die verwittwete Kurfürstin diese Bitte unterstützte, kann nicht befremden. Krell wurde schon am 23. Oktober verhaftet. Am 18. November erlitten die Kabinets-Secretäre Zschammer und Kohlreuter, die Hofprediger Salmuth und Steinbach, der Superintendent Pierius zu Wittenberg und der Thomaspfarrer Gundermann zu Leipzig dasselbe Schicksal. Sehr viele Andere verließen Amt und Brod, und flohen außer Landes. Welche Verfolgung dann über alle diejenigen, die die hölzerne Dogmatik eines Andreä, Lukas Osiander, Selnecker und Chemnitz nicht als unfehlbare und göttliche Weisheit anerkennen wollten, verhängt wurde, wollen wir nicht ausführlich berichten; es mag die Bemerkung genügen, daß Viele vertrieben und vom peinlichen Gerichte verfolgt wurden.*) Alle Verdächtigen wurden zuerst den Juristen und dann dem Henker übergeben. Der Kanzler Krell ward Jahre lang peinlich verhört, mehrere Male auf die Folter gebracht und seine Sache, nachdem er seit 1591 in Haft gewesen war, erst 1601 höchst sonderbarer Weise von der böhmischen Appellationskammer in Prag abgeurtheilt. Diese verdammte ihn wegen seiner „vielfachen bösen Praktiken und allerhand arglistigen, schädlichen Fürnehmen" zum Tode. Am 9. October 1601 wurde er auf dem Judenhofe zu Dresden enthauptet. Wir übergehen das Nähere, weil es uns genug ist, angedeutet zu haben, auf welche Weise in demselben Augenblicke, als die Anhänger Roms sich enge aneinander schlossen, und als Oestreich, Baiern und die Jesuiten darauf ausgingen, den Protestantismus auszurotten, Würtemberg und Sachsen die Kluft zwischen Reformirten und Lutheranern so sehr erweiterten, daß diese beiden protestantischen Parteien einander mehr haßten, als die ihnen gegenüber stehenden Katholiken.

c) Die Pfalz am Ende des 16. Jahrhunderts, die Stiftung der Union und Liga und der Ausbruch des Jülich'schen Erbstreites.

Die Streitigkeiten, welche in der Pfalz über Lutherthum und Calvinismus entstanden, brauchen hier blos angedeutet zu werden, weil Häusser in seiner Geschichte der Pfalz alles dahin Gehörende kurz,

*) Pierius dichtete im Gefängniß eine lateinische Ode auf den Untergang der Armada, worauf die Königin Elisabeth seine Befreiung erwirkte; doch mußte er vorher ein Schuldbekenntniß unterschreiben.

gelehrt und klar zusammengestellt hat*). Wir bemerken nur, daß, als 1559 mit Otto Heinrich die alte Kur-Linie der Pfalz ausgestorben war, Friedrich von Simmern, als Kurfürst **Friedrich** III. genannt, die mittlere oder Simmern'sche Linie von der Pfalz gründete. Friedrich war Lutheraner; er erklärte sich aber 1560, als man ein neues Lutherthum schuf, aus reiner Ueberzeugungstreue für die Lehre Calvin's und für den ganz einfachen, jeden Rest der mittelalterlichen Ceremonieen entfernenden Gottesdienst einer Kirche, welche nicht, wie die in Sachsen und im Norden, blos halb, sondern ganz reformirt worden war. Er führte Calvin's Lehre in den Kirchen der Universität und den Schulen der Pfalz ein; er ließ im Jahr 1563 von seinen Theologen Olevianus und Ursinus den berühmten Heidelberger Katechismus abfassen, der später von mehreren holländischen Synoden angenommen wurde. Da Kaiser Maximilian II. und auch sogar der blind lutherische Kurfürst August von Sachsen, was bei großen Herren selten ist, wirkliche Achtung für reine Religiosität hatten, so wurde schon 1566 der von den Lutheranern beabsichtigte Scandal durch die Ehrfurcht, welche man für den wahrhaft frommen Kurfürsten Friedrich hegte, verhütet. Es war nämlich bei den steif lutherischen Reichsständen die Rede davon, die Reformirten von den Vortheilen des Religions-Friedens ganz auszuschließen, als Kaiser Maximilian II. auf einem 1566 zu Augsburg gehaltenen Reichstage die Lutheraner, welche ihn baten, die Duldung auf sie allein zu beschränken, mit den weisen Worten abwies, daß **sie nicht wüßten, worum sie ihn bäten**. Friedrich III. sprach sich damals in Betreff seiner Ueberzeugungen so edel und milde aus, daß er alle heftigen Eiferer und Wortgläubigen beschämte und daß selbst der blinde Anbeter Luther's, Kurfürst August von Sachsen, zu ihm trat und, indem er ihm auf die Achsel klopfte, die Worte sprach: „Fritz, du bist frömmer, denn wir alle miteinander."

Unglücklicher Weise war Friedrich's Sohn und Nachfolger, **Ludwig** VI., welcher zu der Zeit, als sein Vater zum Calvinismus übertrat, schon erwachsen war, ebenso heftig für das Lutherthum, als sein Vater für den Calvinismus eingenommen. Man pflegt dies daraus zu erklären, daß die Söhne der Regenten gewöhnlich ein anderes System zu befolgen suchen, als ihre Väter, daß Ludwig lange bei Philibert von Baden lebte, und daß sein Vater ihm die Statthalterschaft der Oberpfalz übertragen hatte, deren Bewohner Friedrich sein ganzes Leben hindurch vergebens mit dem Calvinismus auszusöhnen suchte und in welcher namentlich die Bürger von Amberg, wo Ludwig lange gewohnt hatte, fest auf Luther's Lehre und den lutherischen

*) Ludwig Häusser, Geschichte der rheinischen Pfalz, Heidelberg 1845.

Ceremonieen beharrten. Als Friedrich III. 1576 starb, gab dieser sein ältester Sohn sogleich seinen wahrhaft theologischen Haß gegen diejenigen seiner Glaubensbrüder öffentlich zu erkennen, welche zwar an Christus und an die Bibel, aber nicht an die symbolischen Bücher der lutherischen Kirche glaubten. Er wollte nicht einmal zugeben, daß seines Vaters Hofprediger die Leichenpredigt bei dessen Beerdigung halte; „denn," sagte er, „er könne mit gutem Gewissen nicht zugeben, daß ein Calvinist seines Vaters Leiche mit einer Predigt beflecke." Diesem Anfange entsprach der Fortgang von Ludwig's Regierung vollkommen. Er und mit ihm die beiden Beherrscher von Kur-Sachsen und Würtemberg waren unter allen Fürsten am meisten bemüht, die bald nach seinem Regierungs-Antritte neu geschmiedete Concordien-Formel aller Welt aufzudringen. Ludwig brachte nicht nur den Cultus und den Schmuck der Kirchen wieder dem päpstlichen näher, sondern er trieb auch, was schlimmer war, alle Gelehrten, Prediger und Beamten, welche ihre Ueberzeugungen nicht wie Kleider von heute auf morgen wechseln wollten, aus ihren Stellen und aus dem Lande. Auch die Professoren der Theologie in Heidelberg wurden abgesetzt; sie durften vorerst in der Stadt bleiben, durften jedoch nichts drucken lassen. Doch ließ die Concordien-Wuth später nach; denn Ludwig ward verständig genug, um den Unsinn des Treibens der Pfaffen, Professoren und juristischen Theologen der Consistorien einzusehen und die Erkenntniß zu erlangen, daß man ihn unvermerkt zu Dingen gebracht habe, die er eigentlich nie gewollt hatte.

Bei seinem Tode (1583) stürzte das von ihm mühsam gebaute Lutherthum der Pfalz für immer zusammen. Sein Sohn, Friedrich IV., war neun Jahre alt und die Vormundschaft kam an Ludwig's Bruder Johann Kasimir, dessen abenteuerliche Züge in Frankreich, in den Niederlanden und im Kölnischen Kriege früher bereits dargestellt worden sind. Johann Kasimir, welchem nach der Sitte jener Zeiten statt einer jährlichen Geldsumme (Apanage) die Aemter Lautern, Neustadt an der Hardt und Böckelnheim gegeben worden waren, hatte dort nicht blos die reformirte Confession und den von allen römischen Ceremonieen gereinigten Gottesdienst geschützt, sondern auch allen von Ludwig abgesetzten Beamten, Geistlichen und Gelehrten so weit, als seine geringen Mittel reichten, Unterkunft und Versorgung gewährt. Obgleich er, der den größten Theil seines Lebens auf militärischen Zügen zugebracht hatte, nicht gleich den meisten deutschen Fürsten seiner Zeit aus der Dogmatik sein Haupt-Studium machte, so sorgte er doch als Vormund seines Neffen Friedrich IV. dafür, daß die pfälzischen Reformirten die Rechte, welche sie unter Ludwig VI. verloren hatten, wieder erlangten. Er hatte den größten Theil seiner männlichen Jahre bei den reformirten

Franzosen verlebt und brachte auch seinen Neffen mit den Häuptern der französischen reformirten Partei und mit König Heinrich IV. in Verbindung. Dies war den lutherischen Fürsten sehr zuwider. Sie fürchteten, wie sie sagten, daß Friedrich IV. den Calvinismus in das Herz von Deutschland einführen möchte. Sie und der Kaiser hätten daher auch, als Friedrich IV. 1592, noch vor dem Ende seines 18. Lebensjahres, seinen Vormund Johann Kasimir durch den Tod verlor, ihm gern einen zweiten lutherischen Vormund in der Person seines Großoheims, des alten Pfalzgrafen Richard von Simmern aufgedrungen; sie konnten dies aber nicht durchsetzen, sondern Friedrich übernahm und behielt die Regierung und ward der Mittelpunkt der reformirten Partei im Reiche. Auf dem Reichstag in Regensburg 1594 suchten seine Gesandten ihm das Directorium für alle Protestanten in Religionssachen zu verschaffen; doch scheiterten sie am Widerspruch der lutherischen Fürsten.

Friedrich's IV. Politik zu verfolgen und die Art und Weise anzugeben, wie er und seine Freunde im Reiche thätig waren, während Kaiser Rudolf unthätig blieb, der Kurfürst von Sachsen schlummerte und die Jesuiten unablässig gegen den Protestantismus conspirirten, gehört nicht zu unserer Aufgabe. Wir wollen nur andeuten, wie Friedrich auf den Gedanken kam, bei Heinrich IV. Schutz zu suchen. Er hatte die Verbindung mit den Häuptern der Reformirten Frankreich's stets aufrecht erhalten und diese war noch enger geworden, seitdem die Französin Katharina von Rohan den Herzog Johann II. von Zweibrücken geheirathet und Heinrich IV. in der Streitigkeit über das Bisthum Straßburg einen Schiedsspruch gethan hatte. Schon in demselben Jahre, in welchem Landgraf Moritz von Hessen und die Markgrafen von Baden und von Brandenburg-Kulmbach mit Friedrich in Heidelberg zusammenkamen und ein Vertheidigungs-Bündniß schlossen, das man als eine Vorbereitung auf die spätere Union betrachten kann (1603), verwendete sich Friedrich sehr energisch für den Herzog von Bouillon, welcher an der Spitze der französischen Reformirten stand. Heinrich IV. war damals schon im Begriffe, gegen Sedan zu marschiren, und es scheint uns fast, als wenn der kühne Brief Friedrich's, den man im vierten Theile von Sully's Denkwürdigkeiten findet, etwas dazu beigetragen habe, daß Heinrich, welcher den Kurfürsten Friedrich in Deutschland gebrauchen wollte, sich mit dem Herzoge versöhnte. In Sully's Denkwürdigkeiten wird es als eine sehr große Dreistigkeit angesehen, daß ein so kleiner Fürst so kühn an einen großen König zu schreiben wage *). Der Letztere, den sein katholischer

*) Et parcequ'elle me semble d'un stile fort estrange pour un petit

Staatssecretär Villeroi, seine Gemahlin und seine Geliebte, die Marquise von Verneuil, sogar bewogen, die Jesuiten 1603 wieder in seinem Reiche zuzulassen (freilich unter Beschränkungen, die aber nachher nicht beobachtet wurden) kam noch einige Male auf den Gedanken zurück, den Herzog von Bouillon zu demüthigen. Seitdem er jedoch den Entschluß gefaßt hatte, den deutschen Protestanten beizustehen, war er auch diesem Haupte der französischen Reformirten wieder mehr gewogen.

Die Schritte, welche der kaiserliche Reichs=Hofrath in der unten näher anzugebenden Sache der Jülich'schen Erbschaft theils schon gethan hatte, theils vorbereitete, und die Voraussicht, daß die Spanier durch den Erzherzog Albrecht in diese Angelegenheiten würden hineingezogen werden, weckten den König Heinrich IV., und während Sachsen sich vom Kaiser täuschen ließ, suchte Friedrich IV. den Protestanten französische Hülfe zu verschaffen. Ausgemacht ist, daß Christian von Anhalt in Angelegenheiten der Letzteren nach Paris reiste, daß Friedrich IV. Abgeordnete dahin schickte, daß man Pläne machte, dem spanischen Einflusse in Deutschland mit Gewalt ein Ziel zu setzen, und daß Heinrich ein Heer rüstete. Dies Alles ist nicht ohne Bedeutung für die Folge; dagegen waren die Chimären von einem europäischen christlichen Staatenverein, welche Heinrich IV. hegte, von keiner tieferen Wirkung, als hundert andere Träume. Er machte sich nämlich das Vergnügen, einen Plan zur Umgestaltung von Europa zu entwerfen oder entwerfen zu lassen. Jener Staatenverein, dem nur Rußland vorerst nicht beizutreten hätte, sollte gegründet werden auf wechselseitige religiöse Duldung und auf gleichmäßig vertheilten Länderbesitz; fünf Wahlmonarchieen, sechs Erbmonarchieen und vier Republiken sollten einander die Wage halten. Wir dürfen bei diesem Plane nicht verweilen; der König bildete ihn besonders im Verkehr mit Sully aus. Das Wichtige daran ist der politische Grundgedanke, der auch ohne die daran geknüpften Riesenpläne in Frankreich volksthümlich geblieben ist, nämlich die Uebermacht des Habsburgischen Hauses in Spanien und Oestreich zu brechen. In soweit wurden sogar schon Eröffnungen an andere Staaten, wie England, Venedig, Savoyen gemacht und nicht ungern vernommen. Frankreich wäre natürlich bei einer neuen Länderverteilung nicht übel bedacht worden.

In Deutschland war, wie wir kurz vorher berichtet haben, schon 1603 zu Heidelberg eine größere Verbindung der Protestanten gegen die Angriffe verabredet worden, welche Oestreich und Baiern sich

---

comte escrivant à un si grand roy, j'ay estimé à propos de l'insérer en ce lieu, pour faire voir son impertinente gloire.

täglich in die Religions-Freiheiten erlaubten. Man hielt jedoch damals Eile nicht für nöthig und war daher nicht darauf gefaßt, daß Herzog Maximilian mit Donauwörth so verfahren werde, wie er verfuhr. Als Maximilian aber die dortigen Protestanten theils vernichtete, theils arm machte und aus der Stadt trieb, ermannte sich eine Anzahl von mehrentheils calvinistischen Fürsten und Städten. Friedrich IV. von der Pfalz und Christian von Anhalt versammelten am 4. Mai 1608 ihre Freunde zu Ahausen, einem ehemaligen fränkischen Kloster im Ansbachischen. Dort erschienen die beiden Markgrafen von Brandenburg-Ansbach und Brandenburg-Kulmbach, Joachim Ernst und Christian, Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, Herzog Johann Friedrich von Würtemberg, der seit dem Januar dieses Jahres regierte und einer Erhebung gegen Oestreich nicht so abgeneigt war, wie seine Vorgänger; ferner Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz und Christian von Anhalt. Diese schlossen auf zehn Jahre einen Vertheidigungsbund, welchen man die protestantische Union nennt. Die Mitglieder desselben verabredeten die Aufstellung eines gemeinschaftlichen Heeres zur Vertheidigung gegen Angriffe, sowie die Einrichtung einer Bundeskasse, und ernannten den Kurfürsten von der Pfalz zum Director des Bundes. Auf zwei anderen Bundesversammlungen zu Rothenburg an der Tauber und (1609) zu Schwäbisch-Hall wurde Alles festgesetzt, was sich auf die diplomatische Verbindung mit anderen protestantischen Mächten und auf die Heeres-Ordnung bezog, sowie auch Bundesämter errichtet und besetzt. Joachim Ernst von Brandenburg-Ansbach ward Director außerhalb der Länder der Unirten mit einem monatlichen Gehalte von 6000 Gulden, Christian von Anhalt General-Lieutenant des Bundes während des zu führenden Krieges, und Markgraf Georg Friedrich von Baden General der Reiterei, die beiden Letzteren ebenfalls mit Gehalt. Gesandtschaften wurden abgeschickt nach England, Venedig und Frankreich, obwohl der Herzog von Würtemberg jede Verbindung mit der wankelmüthigen französischen Nation und ihrem alternden König widerrieth. Die Städte Straßburg, Ulm und Nürnberg traten alsbald dem Bunde bei, sowie nachher auch der Landgraf Moritz von Hessen und der neue Kurfürst von Brandenburg, Johann Sigismund, der seit dem Mai 1608 regierte.

Dadurch ward der Einheit des Oberbefehles geschadet und gerade nur der versprochene Beitritt des Königs Heinrich IV. von Frankreich hätte der Eifersucht der gleichberechtigten Glieder abhelfen können. Auch würde gewiß zu der Maaßregel, welche die unmittelbare Veranlassung der Union gewesen war, zur Wiederherstellung der Reichsstadt Donauwörth, geschritten worden sein, wenn Heinrich IV. nicht schon im Mai 1610 sein Leben geendet hätte. Als nämlich Ferdinand

von Steiermark im Namen Rudolf's die deutschen Reichsstände wegen einer gegen die Türken zu leistenden Hülfe in Regensburg versammelt hatte (1608), ergriffen die Protestanten diese Gelegenheit, um sowohl gegen die Execution in Donauwörth Klage zu führen, als auch sich darüber zu beschweren, daß der Kaiser Sachen, welche sie angingen, an den Reichs-Hofrath und nicht an das Reichs-Kammergericht weise. Sie wollten weder auf die kaiserlichen Vorschläge eingehen, noch davon hören, daß Ferdinand, der Verfolger der Protestanten, den Kaiser repräsentiren solle. Ferdinand verstand es damals, die Donauwörther Sache zu vertagen. Es kam auf diesem Reichstage zu den erbittertsten Erörterungen; die Katholiken erklärten die Beschuldigung, daß sie den Religionsfrieden nicht halten wollten, für falsch; doch gaben sie damals bereits zu verstehen, es solle Alles, was seit dem Passauer Vertrag an Kirchen- und Stiftsgütern eingezogen worden, restituirt werden. Der rohe, fast beständig betrunkene Kurfürst Christian II. von Sachsen hatte sich geweigert, auf dem Reichstage zu erscheinen, weil er, wie er grob sagte, neben einem Verfolger der Wahrheit, wie Erzherzog Ferdinand sei, nicht sitzen möge. Gleichwohl zeigte sich Kursachsen in seinen Erklärungen gut kaiserlich und bestand auf Leistung einer Geldhülfe für den Türkenkrieg, welche jedoch zu allgemeinem Erstaunen nicht gewährt wurde.

Da die Protestanten unmittelbar nach den heftigen Scenen, welche in Regensburg vorgefallen waren, ihre Vertheidigungs-Anstalten drohend organisirten, so mußte Maximilian von Baiern nothwendig glauben, es gelte der Stadt Donauwörth. Er suchte daher, was ihm auch gelang, einen katholischen Gegenbund zu Stande zu bringen. Maximilian konnte vermittelst des stehenden Heeres, das er sich gebildet hatte, Schutz anbieten, und die geistlichen Herren fanden rathsam, sein Anerbieten anzunehmen. Kein deutscher Fürst vermochte damals so leicht, als Maximilian, ein stehendes Heer zu halten; denn er allein hatte nicht bei Ständen um das zum Solde nöthige Geld nachzusuchen. Seine Soldaten wurden nicht geworben, sondern ausgehoben, und diejenigen Unterthanen, die man dabei nicht in Anspruch nahm, entrichteten die Steuern, aus denen der Sold bestritten ward; er selbst zahlte nur selten aus seinem Schatze. Das neue Heer sollte nach den Grundsätzen des in Italien gebildeten Militär-Systems eingerichtet werden; Maximilian fand aber in Baiern keinen Mann, welcher dazu tüchtig gewesen wäre, außer einem Einzigen, den er zum Obersten machte. Er berief daher die Leiter des Ganzen aus dem Auslande. Zuerst wählte er den kaiserlichen General Hermann Roßwurm, welcher durch seine Thaten im ungarischen und türkischen Kriege in ganz Europa berühmt geworden war. Dieser ward aber, wie man in

dem neulich von Hurter herausgegebenen Leben von Rudolf's II. Kammerdiener Lang ausführlich lesen kann, bald nach seiner Erwählung auf Befehl des Kaisers hingerichtet, vorgeblich weil er den Grafen Belgiojoso auf offener Straße niedergestoßen hatte, in Wirklichkeit aber weil jener Kammerdiener sein Feind war. Maximilian wählte darauf andere Männer, vor allen den durch seinen Aufzug, seine Gesichtsbildung und Gestalt sehr auffallenden, durch seine Talente aber mit Spinola und Moritz von Nassau zu vergleichenden kaiserlichen Feldmarschall Johann Tzerklas, Freiherrn von Tilly (geboren 1559 in der Nähe von Gemblours in Belgien), welcher schon damals in kaiserlichen Diensten viele Gewaltsamkeiten gegen die Protestanten geübt hatte. Diesen stellte Maximilian im Mai 1610 als Generallieutenant an die Spitze seines gesammten neu zu organisirenden Heeres. Neben ihm standen Lindelo und Engelbert Benighausen als Obersten der Reiterei; das Geschützwesen aber wurde von Alexander Groote eingerichtet und geleitet. Uebrigens wich Maximilian, so lange Heinrich IV. lebte, den Zumuthungen aus, die Union zu reizen; er suchte nur seinen Gegenbund, die katholische Liga, so einzurichten, daß er das Geld der kleinen Städte und der geistlichen Herren, die sich an ihn anschlossen, für sein Heer gebrauchen könne. Es war ihm daher auch gar nicht lieb, als mächtigere Fürsten diesem Bunde beitreten wollten.

Friedrich IV. trat als das Haupt der Union schon in der Mitte des Jahres 1609 kühn gegen den Kaiser Rudolf auf. Er ertheilte dem Generallieutenant der Union, Christian von Anhalt, welchen er zum Statthalter der Oberpfalz gemacht hatte, den Auftrag, von dort nach Böhmen zu reisen und dem Kaiser derbe Wahrheit zu sagen. Dies geschah übrigens nicht blos im Namen der Union oder, wie man damals sich ausdrückte, der correspondirenden Fürsten, sondern im Namen aller auf dem Regensburger Reichstage versammelt gewesenen Protestanten überhaupt. Die dem Fürsten mitgegebene Beschwerde-Schrift las dieser, als er keine Audienz erlangen konnte, in sehr energischem Tone den kaiserlichen Räthen vor, wobei er derbe mündliche Bemerkungen hinzufügte (Juli 1609). Diese betrafen besonders das Verfahren gegen Donauwörth und die verfassungswidrige Ausdehnung der Gerichtsbarkeit des Reichshofraths. Man ließ ihn fünf Wochen warten, ohne auch nur eine schriftliche Antwort zu ertheilen. Als diese endlich dahin ausfiel, daß der Kaiser trefflich molestirt sei und verschont zu sein wünsche, erkannte Christian darin die Eingebung eines Stralendorf und Hanniwald, der überall verhaßten Minister Rudolf's. Er gab daher, als er endlich vorgelassen wurde, dem Kaiser zu verstehen: er habe zwar Jammer vorausgesehen, sehe aber noch größeren voraus, wenn der Kaiser sich nicht anderer Räthe bediene; er fügte hinzu,

Rudolf möge das denkwürdige Exempel Julius Cäsar's erwägen, der seiner 23 Wunden hätte entübrigt bleiben können, wenn er die Warnungsschrift gelesen, die man ihm auf dem Wege zum Capitolium zusteckte. Dadurch ward der schwache Kaiser zu Tode erschreckt; der Fürst beruhigte ihn jedoch wieder und erhielt das schriftliche Versprechen, daß Donauwörth in vier Monaten geräumt werden solle. Mündlich versprach der Kaiser, daß er den Processen beim Reichs-Hofrath Einhalt thun und in Kurzem mit der Verbesserung der Regierung einen Anfang machen wolle. Auch wurde wirklich Donauwörth der Reichsacht entbunden; Maximilian von Baiern brachte es aber durch Juristen und Jesuiten dahin, daß die Stadt ihm als Pfandschaft für die auf die Execution gewendeten Kosten förmlich überlassen wurde (Septbr. 1609).

Jetzt war es hohe Zeit, daß Maximilian den katholischen Gegenbund einrichtete, zumal da auch die protestantischen Böhmen die Einwilligung in ihre Forderungen von Rudolf ertrotzten. Die Prinzen des Hauses Oestreich waren, wie sich später zeigen wird, unter einander uneinig und durch den Streit mit ihren Ständen gelähmt. Maximilian vereinigte daher eine Anzahl geistlicher Fürsten und katholischer Städte zu einem katholischen Bunde oder zu der sogenannten Liga. Die Schritte, welche er seit 1608 zu diesem Zwecke gethan hatte, finden sich bei seinem Biographen Wolf ganz genau angegeben. Im Anfange des Juli 1609 traten in München, unter dem Vorsitze dreier von Maximilian ernannten Commissäre, die Bevollmächtigten der Bischöfe von Würzburg, Constanz, Augsburg, Passau und Regensburg, sowie des Probstes von Ellwangen und des Abtes von Kempten zusammen, und Maximilian bewog die katholischen Stände des baierischen und schwäbischen Kreises zur Unterschrift einer von ihm selbst entworfenen Bundes-Acte. Von den Bischöfen, welche er zur Gründung des Bundes eingeladen hatte, war nur der von Salzburg seiner Aufforderung höflich ausgewichen. Der in München gestiftete katholische Bund ward nicht gleich anfangs, sondern erst später die heilige Liga genannt. In dem Bundesbriefe heißt es ausdrücklich, der Bund, zu dessen Director Maximilian ernannt wurde, sei zur Erhaltung des Religions- und bürgerlichen Friedens geschlossen, „damit die alte, wahre, alleinseligmachende Religion nicht ausgerottet werde." Dem Bundes-Obersten ward, besonders für den Fall der Noth, sehr große Gewalt gegeben, obgleich das Bündniß ausdrücklich nur zur Vertheidigung geschlossen sein sollte. Es war daher dem Herzoge auch gar nicht angenehm, daß in der letzten Woche des Monats August die drei geistlichen Kurfürsten beitraten und für die rheinischen Gegenden den Kurfürsten von Mainz zum zweiten Bundes-Director ernannten. Man trat darauf im Namen des Bundes mit dem Papste Paul V. in Verbindung, der jedoch nicht

den erwarteten Eifer zeigte. Dagegen erlangte man, da König Heinrich IV. von Frankreich Anstalten machte, sich endlich alles Ernstes in die deutschen Angelegenheiten zu mischen, spanische Subsidien.

Die Veranlassung zu jenem Entschlusse des französischen Königs gab der am 25. März 1609 erfolgte Tod des letzten Herzogs von Jülich, in Folge dessen Heinrich guten Grund hatte, zu fürchten, daß man den unglücklichen Kaiser bewegen würde, den Streit über die sehr einträgliche Erbschaft der Herzogthümer Jülich, Cleve und Berg, nebst den Grafschaften Mark und Ravensberg zur Bereicherung seines Hauses zu benutzen. Der letzte Herzog dieser Länder war der blödsinnige Johann Wilhelm. Er hinterließ bei seinem Tode keine anderen Erben, als vier Schwestern, welche dann sogleich die reiche Erbschaft für sich in Anspruch nahmen, indem sie sich auf ein Privilegium stützten, welches Kaiser Karl V. dem Herzog von Jülich 1546 ertheilt hatte. Auch der Kurfürst von Sachsen machte Ansprüche, weil er früher von mehreren Kaisern förmliche Belehnung mit den erledigten Lehen erhalten hatte und fest auf Rudolf's Versprechen baute, daß er vor Allen werde in Besitz gesetzt werden. Unter den vier Schwestern des letzten Herzogs von Jülich waren zwei, welche als die älteren für sich oder ihre Kinder Anspruch machen konnten. Wir erwähnen daher der beiden anderen gar nicht, dürfen aber nicht unterlassen, zu bemerken, daß den Katholiken sehr viel daran liegen mußte, wem das Erbe zufalle, weil die Herzoge von Jülich, trotz des Umstandes, daß der Protestantismus sich von den Niederlanden her auch in ihren Ländern sehr ausgebreitet hatte, dem alten Glauben treu geblieben waren, und weil sie nächst dem Herzoge von Baiern die einzige bedeutende weltliche Macht unter den katholischen Fürsten Deutschlands gewesen waren. Die Fürsten, welche nach dem Tode des letzten Herzogs von Jülich um dessen Erbe stritten, waren beide Protestanten. Die älteste Schwester des Herzogs Johann Wilhelm war nämlich mit dem Herzog Albrecht Friedrich von Preußen vermählt gewesen und hatte eine Tochter, Anna, hinterlassen, welche die Gemahlin des lutherischen, aber dem Calvinismus weniger als seine Vorfahren abgeneigten Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg war; die zweite Schwester Johann Wilhelm's aber war mit dem lutherischen Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg vermählt und hatte von demselben einen Sohn, Wolfgang Wilhelm. Johann Sigismund hielt sein Erbrecht für so sicher, daß er nicht einmal ein Manifest bekannt machte, sondern, zwei Wochen nach des Herzogs Tod, sein Wappen in Cleve, Düsseldorf und anderen Städten anschlagen ließ; der Pfalzgraf Philipp Ludwig aber stützte sich auf den Umstand, daß die älteste Schwester des verstorbenen Herzogs von Jülich keinen männlichen Erben hinterlassen

habe, und daß er deshalb als der Sohn der zweiten der einzige rechtmäßige Erbe sei. Wer von Beiden Recht hatte, oder ob die Ansprüche, welche Sachsen auf kaiserliche Erkenntnisse hin geltend zu machen suchte, besser gegründet waren, wollen wir nicht untersuchen, weil im 23. Bande der Senkenbergischen Fortsetzung von Häberlin's deutscher Geschichte Alles sammt der nöthigen genealogischen Tabelle zu finden ist. Sowohl Brandenburg als Pfalz-Neuburg forderten die Stände von Jülich zur Huldigung auf und ernannten auch Beamte; diese wurden zwar vorläufig angenommen, sie konnten aber nur gemeinschaftlich handeln, weil man eine Entscheidung von Seiten der Reichsgerichte erwartete.

Da die Katholiken fürchteten, daß die bedeutenden Jülich'schen Länder, welche bisher ganz katholisch regiert worden waren, an einen protestantischen Fürsten fallen möchten, so mußte Kaiser Rudolf versuchen, auch diese Sache an den Reichs-Hofrath zu ziehen. Seine geheimen Räthe erklärten, als er dieselbe vor sein Tribunal brachte, daß dies aus dem Grunde geschehe, weil der Streit zwischen Brandenburg und Pfalz-Neuburg einen Landfriedensbruch befürchten lasse. Die beiden streitenden Fürsten verglichen sich darauf am 10. Juni 1609 zu Dortmund, ordneten eine gemeinschaftliche Besitznahme und Verwaltung an, nannten sich seitdem die possedirenden Fürsten und nahmen keine Rücksicht auf den vom Kaiser an die Räthe, Stände und Unterthanen der Jülich'schen Länder erlassenen Befehl, vor der kaiserlichen Entscheidung Niemanden für den Erben Johann Wilhelm's anzuerkennen.

Es war offenbar, daß Spanien und die Generalstaaten sich in die Sache mischen würden; Beiden wollte König Heinrich IV. zuvorkommen. Dies schien um so nöthiger, als die von Spaniern und Jesuiten angespornten kaiserlichen Juristen dem Processe über Jülich dieselbe Wendung zu geben drohten, welche sie der Donauwörther Sache gegeben hatten. Heinrich wird freilich beschuldigt, er habe damals nur aus Verliebtheit ein Heer gerüstet; er habe nämlich, obwohl 56 Jahre alt, eine heftige Neigung für die junge Herzogin von Condé gehegt; nun habe ihr Gemahl, um sie vor Heinrich's Bewerbungen zu schützen, sich mit ihr nach Brüssel begeben. Es scheint festzustehen, daß die ehrenvolle Aufnahme, die Condé zu Brüssel fand, den König ärgerte; wenn man aber angiebt, er habe, um seiner Geliebten nachziehen zu können, den Krieg beschleunigt, so klingt dies ebenso romantisch, wie die von Heinrich ausgeheckten politischen Luftschlösser, denen man eine unverdiente Aufmerksamkeit geschenkt hat. Heinrich's Rüstungen waren das Resultat der sehr kalten und sehr politisch verständigen Rathschläge des alten Sully. Dieser bewies dem Könige, daß der Augenblick, wo das Habsburgische Haus ganz gesunken scheine, der günstige sei, um

sich in Deutschland mit den Waffen geltend zu machen. Er berief sich dabei hauptsächlich auf drei Umstände. Erstens sei, sagte er, Frankreich jetzt ganz einig, Deutschland aber vielfach zerrissen; zweitens werde, wenn man einmal gesiegt habe, jedermann sich gern an Frankreich anschließen oder wie Sully sich ausdrückt, jedermann werde, wenn man mit drei Fahnen erscheine, sich zur weißen stellen; und endlich seien alle anderen Staaten arm und verschuldet, Frankreich aber habe 30 Millionen zurückgelegt*).

Die sogenannten possidirenden Fürsten und die Union waren besonders dadurch geängstigt, daß die kaiserlichen Juristen (denn Rudolf selbst war ohne Verstand und ohne Willen) die Hinterlassenschaft des Herzogs Johann Wilhelm von Jülich für ein erledigtes Reichslehen erklärten und daß Rudolf einen Bruder Ferdinand's von Steiermark bestimmte, das Land einstweilen zu besetzen. Dieser von Rudolf begünstigte Bruder des nachherigen Kaisers Ferdinand II. war der Erzherzog Leopold, welcher schon als Kind zum Bischof von Passau gewählt worden war und 1607 auch das streitige Bisthum Straßburg (die Stadt selbst war protestantisch) erlangt hatte. Geistliches war an diesem Manne durchaus nichts; er hatte aber in einem um den Besitz von Straßburg geführten Kriege mit den Häuptern von Miethlingen, aus welchen damals die deutschen Heere gebildet wurden, in Verbindung gestanden und war zu Allem fähig. Er hatte schon begonnen, ein Heer zu sammeln, als Brandenburg und Pfalz-Neuburg sich an Heinrich IV. wandten. Dieser hatte den kurz zuvor erwähnten Rath Sully's, sich in die deutschen Angelegenheiten zu mischen, nicht sogleich befolgt, weil er in seinem eigenen Hause Last und Trübsal hatte; er erwachte endlich, als Sully ihm über die Sache von Jülich den ausführlichen Bericht gab, der sich im zehnten Kapitel des 18. Theiles von Sully's Denkwürdigkeiten findet, und dem dort auch die Denkschrift des grundgelehrten königlichen Residenten in Deutschland (Bongars) beigefügt ist. Heinrich war damals im Gedränge zwischen seiner Ge-

*) Sully stellte zuerst dem Könige vor, welche Zahl von Menschen er in's Feld führen könne. Dann fährt er fort: Reste à scavoir, si vous pourriez soudoyer tant de gens et pour autant de tems qu'il sera nécessaire, et si les armes, artilleries, vivres, munitions et outils de guerre parmi tant d'exploits divers ne viendront point à manquer. Sur quoi je vous diray pour le principal, qui est l'argent, que pourvu que votre guerre ne dure que trois ans et qu'il ne vous faille soudoyer que quarante mille hommes, je vous en ferai fournir suffisamment sans rien imposer de nouveau sur vos peuples. Quant aux autres choses, je vous en monstreray tant, que vous direz, c'est assez. Et puis je ne crois pas de la sorte, que nous marcherons et ferons la guerre, que de trois pavillons, blanc, noir et rouge, nous ayons à tendre que le premier.

mahlin, welche mit dem Papste und den katholischen Geistlichen, sowie nachher auch mit Albrecht und Isabella gegen ihn kabalirte, und seiner Geliebten, der Marquise von Verneuil, der er zwar ihre Ränke verziehen hatte, die sich aber noch immer vernachlässigt glaubte. Er machte außerdem, wie er selbst seinem Sully bitterlich klagte, sich das Leben noch dadurch sauer, daß er jene in seinem Alter ganz lächerliche Liebschaft mit der jungen Gemahlin des Prinzen von Condé angesponnen hatte. Diese Prinzessin war kokett und führte im Grunde den König triumphirend am Seile; ihr Gemahl hatte sie nach Brüssel zu Albrecht und Isabella gebracht. Auch in Bezug auf seine Minister, von welchen Sully mit den Niederländern und den deutschen Protestanten zusammenhing, war Heinrich nicht glücklich, weil die übrigen, Villeroi, Jeannin und Sillery, gegen diesen sparsamen, ernsten und strengen Mann in steter Conspiration waren und in Gemeinschaft mit Heinrich's Gemahlin und den Spaniern die Verbindung mit den Ketzern auf jede Weise hinderten.

Sobald die Nachricht nach Paris kam, daß der Erzherzog Leopold zum kaiserlichen Commissär und Administrator aller Jülich'schen Länder ernannt worden sei, ermunterte Sully den König, nicht länger zu säumen*). Es wurden daher endlich zu Ende des Jahres 1609 zwischen Heinrich und den reformirten Fürsten Deutschlands in Schwäbisch-Hall Verhandlungen eröffnet, die im Februar 1610 zu einem förmlichen Vertrage führten. Der Kurfürst von Brandenburg und der Pfalzgraf von Neuburg sollten 5000 Mann Fußvolk und 1200 Reiter, die übrigen Glieder der Union ebensoviel Mannschaften stellen, zu denen Heinrich 2000 Reiter und 8000 Mann Fußvolk fügen wollte. Als nachher der Erzherzog Leopold, welcher damals noch keine Truppen bei sich hatte, seine kaiserliche Commission geltend machen wollte, erklärte Heinrich den possidirenden Fürsten, daß er selbst ihnen mit einem königlichen Heere zu Hülfe kommen werde. Er ließ darauf ein Heer von 30,000 Mann und Alles, was zum Kriege nöthig war, in Bereitschaft halten. Kaiser Rudolf übertrug indessen dem Erzherzog Leopold das Geschäft, die streitige Erbschaft in Beschlag zu nehmen. Dies konnte nur mit Gewalt geschehen. Auch hatte Leopold in der That in den spanischen Niederlanden mit Bewilligung seines Vetters, des Erzherzogs Albrecht, Miethlinge angeworben und im Lande Jülich Ver-

*) Et icy, rieth Sully, a lieu ce que se dit, que qui donne tost donne deux fois. Si l'affaire tire à la longueur, elle tournera en traité, qui ne se conclura jamais qu'au profit d'Autriche et au dommage des princes et du rois de France. Il faut ici tout ou rien. Il ne faut pas de Léopold dans Juliers, c'est un furet dans une garenne (wir können Leopold nicht in Jülich brauchen, das ist ein Wiesel im Kaninchengehege).

räther erkauft. Schon im December 1609 war es dort zum Kriege gekommen und Leopold's Hauptmann hatte sich durch Verrath der Stadt und Festung Jülich bemächtigt. Er vertheidigte dieselbe hartnäckig, als die beiden Fürsten, welche man die besitzenden nannte, ihn ernstlich angriffen. Dies war gerade um die Zeit, als Heinrich ein Heer von 40,000 Mann aufgestellt, für richtige Zahlung des Soldes gesorgt, eine strenge Disciplin eingeführt und außerdem mit Moritz von Nassau dahin Rücksprache genommen hatte, daß er und die Holländer unter dem Vorwande, gegen Jülich zu ziehen, in die spanischen Niederlande einrücken und dieselben unter sich theilen wollten. Die Franzosen sollten unerwartet alle Uebergänge über die Maas besetzen, Charleroi, Maastricht und Namur zu gleicher Zeit einnehmen und in allen großen Städten Belgiens das Volk zur Demokratie aufrufen. Die Landherren und der Adel, welcher Gerichtsbarkeit besaß, sollten verjagt, die Republik verkündigt und das Wappen der mit dem belgischen Löwen verbundenen Lilien aufgesteckt werden. Zu gleicher Zeit sollten die Holländer ihre ganze Flotte an die Küste legen und alle flandrischen Häfen sperren. Mit dem Herzog von Savoyen schloß er ein Schutz- und Trutzbündniß, dessen nächster Zweck die Eroberung von Mailand für den Herzog war; mit Venedig, Mantua und Toskana, ja selbst mit dem Papst, der für den Kirchenstaat und für seinen Neffen Borghese Neapel zu erwerben hoffte, traf er Verabredungen; die Moriscos in Spanien unterstützten ihn mit Geld und versprachen, ihm bei Ausbruch des Krieges einen Seehafen zu übergeben.

König Heinrich war schon im April 1610 im Begriffe, sich an die Spitze seines Heeres zu stellen, ließ sich aber trotz der Besorgnisse, welche er gegen seine Florentinische Gemahlin, Maria von Medicis, hegte, bewegen, diese vorher (13. Mai 1610) feierlich krönen und salben zu lassen. Er mußte seine Gemahlin, der er seinerseits in der That das Leben recht sauer gemacht hatte, am besten kennen, und gestand auch, wie wir aus Sully's Denkwürdigkeiten sehen, diesem seinem Freunde und Minister ganz offen, daß er die Krönung derselben als sein Todesurtheil betrachte. So war es auch in der That. Am Tage nach der Krönung wollte er vom Louvre ins Arsenal fahren, um den erkrankten Sully zu besuchen. In der Straße de la Ferronnerie mußte der große, offene Wagen, in welchem sich außer Heinrich noch sieben Personen befanden, des Gedränges wegen stille halten. Während der Herzog von Epernon dem König aus einem Briefe vorlas, trat ein Mann auf ein Hinterrad des Wagens und versetzte ihm mit einem Messer zwei tödliche Stiche in die Brust. Der Mörder, Franz Ravaillac aus Angouleme, war früher Laienbruder im Orden der Feuillants gewesen, hatte nachher allerlei Geschäfte getrieben und war

im Kopfe verwirrt. Er wurde schon am 27. Mai, nachdem man ihn furchtbar gepeinigt hatte, geviertheilt, behauptete aber standhaft, er habe bei seinem Mordplan gegen den ketzerfreundlichen König keinen Mitwisser gehabt. Spanien, Albrecht und Isabella und Heinrich's Gemahlin gewannen indessen zu viel durch diesen Mord, als daß man nicht hätte sagen sollen, sie wären mitwissend gewesen.

Der Erzherzog Leopold, der sich selbst im Lande Jülich befand, war in den ersten Monaten des Jahres nicht abgeneigt gewesen, mit den beiden besitzenden Fürsten eine Abkunft zu treffen; als er aber Heinrich's Ermordung erfuhr, lehnte er alle Vorschläge ab und begab sich nach Prag und von da in den Elsaß, um Gesindel zum Kriege anzuwerben. In Jülich hatte er den tapferen Rauschenberger zurückgelassen. Dieser erwehrte sich nicht blos der Brandenburger und Neuburger, sondern auch Moritz von Nassau, welcher in der letzten Woche des Juli mit holländischen Truppen vor Jülich erschien, konnte die Festung nicht erobern. In Frankreich wollte Maria von Medicis, welche im Namen ihres älteren Sohnes, Ludwig XIII., die Leitung der Regierung übernommen hatte, den von ihrem Gemahle gerüsteten Kriegszug ganz aufgeben; der Regentschafts-Rath jedoch war nicht so sehr, wie sie, von Vorurtheil geblendet und beschloß, wenigstens dasjenige zu erfüllen, was Heinrich IV. der Union versprochen hatte. Der Marschall von Chastre erhielt den Befehl, mit 12,000 Mann zu Fuß und 2000 Reitern über Köln nach Jülich zu ziehen. In der ersteren Stadt wollte ein päpstlicher Legat, der sich dort bei Maximilian's von Baiern Oheim, dem Kurfürsten Ernst, befand, dem Marschall die Hölle heiß machen, weil er den Ketzern beistehe; der Marschall erwiderte ihm aber ganz kalt, wenn sein König ihm befehle, gegen Rom zu ziehen, so werde er auch dies thun. Er erschien am 25. August vor Jülich und schon am 2. September mußte Rauschenberger capituliren.

Im Jülich'schen blieb vorerst der Landesbesitz gemeinschaftlich, und ein brandenburgischer Prinz ward Statthalter; der Kurfürst von Sachsen wurde von Rudolf noch einmal mit dem Lande belehnt und Brandenburg suchte sich mit demselben abzufinden; es war aber mit dem Kurfürsten nichts anzufangen. Im Elsaß ließ Leopold um Straßburg und Basel herum durch die Truppen, welche nachher unter dem Namen des Passauischen Kriegsvolkes so berüchtigt wurden, schrecklichen Unfug üben. Gegen ihn schickte daher die Union ein Heer ab. Die Letztere erhielt im Herbst 1610 ein neues Oberhaupt. Am 19. September 1610 starb nämlich Friedrich IV. von der Pfalz, und der Pfalzgraf Johann II. von Zweibrücken übernahm die Vormundschaft über den erst 14 Jahre alten Sohn desselben, Friedrich V., sowie in Folge davon auch die Geschäfte eines Directors der Union. Die pfälzischen

Truppen, welche gegen Leopold gesandt wurden, waren kein eigentliches Heer, sondern sie bestanden aus der Wehrmannschaft der Pfalz, und man hatte ihnen eine schriftliche Versicherung geben müssen, daß es ihren Rechten nicht schaden solle, wenn sie außer Landes gebraucht würden. Sie wurden so bezahlt, daß jeder Reisige bürgerlichen Standes täglich neun, jeder vom Adel elf Batzen für Futter und Mehl erhielt. Uebrigens trat damals im Elsaß der später im Kampfe mit Tilly so berühmt gewordene Ernst von Mansfeld, ein natürlicher, aber durch Kaiser Rudolf legitimirter Sohn des im niederländischen Krieg mehrfach genannten Grafen Peter Ernst, zu den Protestanten über, gegen welche er bis dahin gefochten hatte.

Als der Erzherzog Leopold in's Gedränge kam, forderte Kaiser Rudolf den Herzog Maximilian von Baiern auf, ihm Hülfe zu leisten; Maximilian hatte aber keine Lust, das östreichische Haus in Deutschland noch mächtiger zu machen. Dies zeigte er auch später im dreißigjährigen Kriege, als sein Heer an der Ostsee stand und er die Verminderung der kaiserlichen Miethvölker, sowie die Entlassung Wallenstein's erzwang. Leopold allein war nicht im Stande, die Beschlüsse des kaiserlichen Reichs-Hofraths durchzusetzen; er mußte also mit den Unirten einen Vertrag eingehen. Dieser ward zu Willstätt abgeschlossen. In Folge desselben mußte der Erzherzog sein Raubvolk, welches er nachher im Passauischen wieder sammelte, entlassen. Union und Liga schlossen am 24. October zu München einen Waffenstillstand und ihre Truppen kehrten nach Hause zurück. Auf solche Weise war zwar der Krieg vorerst beendigt worden; Kaiser Rudolf schien aber dadurch, daß er im Sommer 1610 den Kurfürsten Christian II. von Sachsen mit den Jülich'schen Ländern belehnt hatte, auch diesen Fürsten aufregen zu wollen. Christian war jedoch zu sehr dem Trunke ergeben, um furchtbar zu sein. Nachher wurden noch viele Versammlungen und Berathungen gehalten, sowie viele Quartanten und Folianten geschrieben; wir übergehen alle Dinge dieser Art, weil sie durchaus fruchtlos waren.

d) Oestreich und Böhmen bis zur Ausstellung des Majestäts-Briefes.

Während Rudolf die Erzherzoge Leopold und Ferdinand von Steiermark seinem Bruder Matthias offenbar vorzog und sich sogar des von Ersterem geworbenen Kriegsvolkes in Böhmen bedienen wollte, um Matthias ganz auszuschließen, bemächtigten sich die Stände oder eigentlich der Herrenstand in allen östreichischen Erblanden einer Gewalt, welche der Kaiser und seine Brüder durchaus nicht anerkennen wollten. In Böhmen, Oestreich und Ungarn führten außerdem die seit Maximilian's II. Zeit sehr verbreiteten und auch geduldeten, aber bald auf

Betreiben des nachherigen Kardinals Khlesel gedrückten und verfolgten Protestanten eine dreiste Sprache und ertrotzten sich von der Schwäche der Söhne Maximilian's sogar neue Privilegien. Dies erbitterte die Regierung und die Mönche, und der Geschichtschreiber des Klosters Wilhering erzählt uns in seinem 1840 zu Linz gedruckten Buche ganz naiv, wie die Regierung mit den Mönchen verbunden den Ketzern entgegen gearbeitet habe. Diesen Bericht kann man aus von Hammer's Leben des Kardinals Khlesel ergänzen. Er erzählt, wie nach dem Tode des Abtes Jakob 1587 der in Lugano gebürtige Abt Alexander dem, wie er sagt, wichtigen Rufe der Regierung, die Protestanten zum katholischen Glauben zurück zu bringen, mit der ihm eigenen Unverzagtheit, Kraft und Ausdauer gefolgt sei; Hohn, Schmach und Gefahr des eigenen Lebens habe er nicht gescheut; er sei aber dabei nur in der Nähe seines Klosters glücklich gewesen; weiter entfernt habe er sogar das Mißfallen der Regierung erregt und 1589 den Landtag nicht besuchen dürfen.

Nach dem Tode seines Bruders Ernst (1595) überwand Rudolf seine Abneigung gegen Matthias so weit, daß er ihn zum Statthalter von Oestreich ernannte; und erst nach einem Bauernaufstand, welcher 1597 in Oestreich ausbrach, kam der Kaiser ernstlich auf den Gedanken, die Protestanten zu beschränken, zurück; er fand aber bei den Ständen heftigen Widerstand. Die protestantischen Landstände versagten 1598 und 1599 die verlangten Bewilligungen und forderten, daß Alles im alten Stande bleibe, daß beide Religionen in den Städten und auf dem Lande geduldet und berechtigt sein sollten, Prediger des augsburgischen Bekenntnisses anzustellen. Rudolf begehrte hierüber von Matthias ein Gutachten, das dieser von Khlesel ausfertigen ließ und das für die Protestanten höchst ungünstig ausfiel. Sie wurden ohne Unterlaß hart bedrängt, und auch in Ungarn rief die Anarchie, deren Folgen bereits früher angegeben worden sind, durch die Forderungen der Protestanten auf der einen, durch den Fanatismus und die Verfolgungssucht der Jesuiten auf der anderen Seite die Unruhen hervor, welche zuerst Bathori und dann Botskai für ihre Zwecke benutzten. Rudolf, der unthätig in Prag saß, bediente sich bekanntlich in Ungarn, um seinen ihm verhaßten Bruder Matthias nicht gebrauchen zu müssen, des Erzherzogs Maximilian, sowie, als dieser nach Tyrol ging, seines Bruders Ernst, und erst als der Letztere von Philipp II. in die Niederlande gerufen ward, schickte er seinen Bruder Matthias. Dieser suchte in Oestreich und Ungarn den protestantischen Theil der Stände durch einige Nachgiebigkeit zu befriedigen, als auf einmal der Jesuiten Bosheit und Rudolf's Unverstand in beiden Ländern Alles verdarb und endlich die zwei Brüder zum Kriege gegen einander antrieb. Mat-

thias veranstaltete nämlich im Jahre 1604 einen Reichstag zu Preßburg und suchte auf demselben den Streit dadurch zu umgehen, daß er gar kein Gesetz über Religions-Sachen in Vorschlag brachte und sich bei Rudolf für die Protestanten zu verwenden versprach. Der Letztere vereitelte jedoch die Frucht dieses klugen Verfahrens durch einen unerhörten Schritt; er fügte nämlich den 21 Beschlüssen des Reichstages eigenmächtig einen 22. hinzu, von welchem vorauszusehen war, daß er einen neuen bürgerlichen Krieg veranlassen würde. In diesem Artikel wurden sowohl die Beschwerden der Protestanten für grundlos und unverständig, ihr Betragen auf dem Landtage für ärgerlich erklärt und die protestantischen Glieder der Stände sogar geheimer Umtriebe in den Freistädten beschuldigt, als auch alle früheren Gesetze zu Gunsten der katholischen Religion bestätigt und der Befehl ertheilt, einen jeden unerbittlich zu bestrafen, der unter irgend einem Vorwande Religions-Gegenstände in die öffentlichen Verhandlungen bringen werde. Jetzt brachen die beiden Häupter der Protestanten, Botskai und Bethlen Gabor (Gabriel Bethlen), welche mit den Türken in Verbindung standen, los.

Zu derselben Zeit schritten die Stände von Ober-Oestreich zwar nicht zum offenbaren Aufstande, aber doch zu Erklärungen, welche einen Aufstand voraussehen ließen. Sie decretirten, ohne den Kaiser zu fragen, freie und unbeschränkte Religions-Uebung, bedrohten (was besonders den Aebten und Prälaten galt) einen jeden, der dieselbe hindern werde, mit dem Verluste der ständischen Rechte, und ließen in allen Kirchen lutherischen Gottesdienst halten. Dies mußte freilich Matthias, der ja nur in Rudolf's Namen handelte, mißbilligen; die Protestanten versammelten sich aber hierauf zu Horn, um die ihnen verweigerten Zugeständnisse durch eine Verbindung, welche zur Ergreifung der Waffen geschlossen war, zu erzwingen. Die ungarischen Protestanten setzten sich unterdessen, von Botskai und Bethlen Gabor geleitet und mit den Türken verbunden, in Siebenbürgen ganz fest und machten in Ungarn Eroberungen, so daß im Herbst 1605 Gran und Neuhäusel in der Gewalt der Türken und Ungarn waren. Botskai ließ sich zwar zu Semlin vom Großwesier im Namen des Sultans mit Siebenbürgen belehnen und empfing auf dem Felde von Rabosch feierlich eine zu Konstantinopel verfertigte Krone als König von Ungarn, verzichtete aber bald stillschweigend auf diesen Titel und erklärte, er habe bis dahin nur um Freiheit und Glauben gestritten. Er ließ sich willig finden, mit Matthias Friede zu machen, da Rudolf ganz in der Gewalt der Fanatiker war. Es wurde zuerst die Einleitung zu einem Frieden mit Botskai geschlossen, während man zugleich auch den Religions-Beschwerden der östreichischen Stände abhalf. Rudolf

bevollmächtigte seinen Bruder Matthias ausdrücklich zum Abschlusse des Friedens mit Botskai, weil im Jahre 1606 das Mißvergnügen mit den Leuten, welche in des Kaisers Namen regierten, überall, selbst in Böhmen, so laut ward, daß man einen allgemeinen Aufstand befürchtete, zumal da auch Matthias sich ebenso von Khlesel beherrschen und leiten ließ, wie Rudolf von den Jesuiten, und dieser Mann nicht weniger verdächtig und verhaßt war, als die Jesuiten. Der Friede mit Botskai ward am 23. Juni 1606 zu Wien geschlossen. Er setzte fest, daß Katholiken und Protestanten freie Religions-Uebung genießen sollten und daß Botskai den erblichen Besitz des Landes Siebenbürgen, sowie der ungarischen Gespanschaften Bihar, Zarend, Szolnock und Marmaros, mit dem Titel eines Reichsfürsten erhalten, die Comitate Szathmar, Ugotsa und Beregh aber auf Lebenszeit besitzen solle, jedoch so, daß, im Falle er unbeerbt sterbe, Alles wieder an Ungarn zurückfalle. Durch den mit dem Fürsten von Siebenbürgen gemachten Vergleich wurde der Abschluß eines Friedens mit den Türken erleichtert. Dieser ward erst am 11. November desselben Jahres zu Sitwa Torok in der Nähe von Komorn unterzeichnet. Erst in diesem Frieden, welcher auf 20 Jahre geschlossen wurde, entsagten die Türken der Ungezogenheit, den Kaiser nur König von Wien zu nennen, und erkannten ihn als Kaiser an; zugleich wurde, was für die Beziehungen der Pforte zu Europa wichtig ist, ein regelmäßiger diplomatischer Verkehr zwischen beiden Kaisern angeordnet. Ferner hörten die Türken gegen eine Abfindungssumme von 200,000 Thalern auf, den jährlichen Tribut zu fordern, der ihnen seit Ferdinand's I. Zeiten gezahlt worden war.

Schon vor den beiden Friedensschlüssen hatten die nächsten Anverwandten Rudolf's sich öffentlich gegen seine bald ganz unthätige, bald Alles, was Matthias unternahm, hemmende und hindernde Regierung erklärt. Nachdem nämlich Rudolf, damit der Abschluß des Friedens möglich gemacht und die Stände befriedigt würden, schon im März 1606 genöthigt worden war, seinen Bruder Matthias förmlich zum Gubernator von Ungarn zu erklären, hatte dieser im April seinen jüngeren Bruder, Maximilian, welcher seit mehreren Jahren Herrscher von Tyrol war, und seine beiden Vettern, den nachherigen Kaiser Ferdinand II. und Maximilian Ernst von Steiermark, nach Wien berufen und mit ihn n eine Urkunde vereinbart, in welcher eine förmliche Entmündigung des Kaisers ausgesprochen war. Diese Urkunde hat Mailath in seine östreichische Geschichte wörtlich eingerückt. Es heißt im Anfang derselben: „Wegen des gegenwärtigen betrübten Umstandes, indem fast das ganze Königreich Ungarn dahin und das hochlöbliche Haus Oestreich sammt erwähntem Königreich und den angrenzenden Provinzen verheert, und neben vielen andern Ursachen

leider allzuviel offenbar, daß die römisch kaiserliche Majestät, unser Bruder und Vetter, aus den ihr zu verschiedenen Zeiten sich zeigenden Gemüthsblödigkeiten zur Regierung der Königreiche sich nicht genugsam noch tauglich befinde — so sind wir aus betrübtem Gemüth bewegt worden, zeitliche Fürsehung zu thun und uns in einer brüderlichen Zusammenkunft nach Wien zu vergleichen." Erst im November 1606, also nach dem Abschlusse der beiden Friedens-Verträge, ließ auch Erzherzog Albrecht in den Niederlanden eine Beitritts-Acte ausfertigen. Erzherzog Leopold war der einzige kaiserliche Vetter, der an dem Vertrag keinerlei Antheil nahm.

Da die Urkunde der Erzherzoge vorerst nicht in's Leben trat, so scheint es, daß sie nur ausgefertigt worden war, um die Stände von Oestreich und Ungarn, welche im Aufstande waren, zu beruhigen. Rudolf hatte nämlich die von Matthias begünstigte Verbindung der nach Wien gerufenen Abgeordneten der Ungarn, Böhmen, Mähren und Oestreicher in harten Ausdrücken mißbilligt, weil ihr Zweck darin bestand, vereint gegen jeden aufzutreten, der ihnen in einer sie Alle betreffenden Angelegenheit entgegen sein oder dem kurz vorher abgeschlossenen Frieden mit den Türken zuwider handeln würde. Dies konnte auf Niemand anders, als auf Rudolf bezogen werden. Auch hatte der Kaiser wirklich an Matthias, welcher nur Gubernator war und also, um einen Reichstag in Ungarn halten zu können, einer Vollmacht bedurfte, diese nicht geschickt und dadurch die Veranlassung gegeben, daß der 1607 in Preßburg versammelte Reichstag nach sieben Wochen sich wieder auflösen mußte, weil Matthias nicht eintraf.

Die östreichischen Protestanten schickten Abgeordnete nach Prag, um sich über Matthias zu beschweren und den Kaiser auf dessen gefährliche Pläne aufmerksam zu machen. Sie wurden sehr unfreundlich abgewiesen und nun gewann sie Matthias durch die Aussicht auf freie Religions-Uebung für sich; er dachte schon 1607 daran, seinen Bruder ganz zu verdrängen. Er gebrauchte das Geld, welches den Türken gezahlt werden sollte, zur Befriedigung seiner Gläubiger. Die Türken drohten daher mit der Erneuerung des Krieges, und die unbezahlte ungarische Miliz, Heiducken genannt, übte unterdessen Raub und Unfug in Ungarn. Rudolf gab deutlich zu erkennen, daß er seine beiden Vettern, Ferdinand und Leopold, seinem Bruder Matthias vorziehen wolle und ernannte den Ersteren zu seinem Stellvertreter bei dem schon erwähnten Reichstag in Regensburg (1608). Ferdinand's Vater, Karl, hätte vielleicht gern in Steiermark die Protestanten ebenso unterdrückt, wie Philipp II. die Mauristen in Spanien; doch hatte er ihnen ziemlich ausgedehnte Rechte lassen müssen. Ferdinand setzte sich von Anfang an die Vertilgung der Ketzer in Steiermark zum Ziel und rottete

sie auch in Kärnthen und Krain mit der Grausamkeit und Härte eines eifrigen Schülers der Jesuiten völlig aus. Vater und Sohn richteten ihre Verfolgungen auch gegen die Bibel, ja sogar gegen die Bücher überhaupt. Karl hatte gleich beim Beginne seiner Reaction, welche er eine Reformation (im katholischen Sinne) nannte, zwölftausend lutherische Bücher verbrennen lassen. Sein Sohn, der gleich nach Uebernahme der selbstständigen Regierung eine Wallfahrt nach Loretto machte und sich in Rom von Clemens VIII. segnen ließ, benutzte einige Ausschreitungen protestantischer Geistlichen, um schon 1598 den Befehl zu geben, daß alle nichtkatholischen Prediger und Schullehrer binnen acht Tagen, alle Protestanten überhaupt, die nicht katholisch werden wollten, innerhalb einer weiteren Frist das Land verlassen sollten. An die von seinem Vater ausgestellten Bewilligungen erklärte er nicht gebunden zu sein, die Kirchen der Evangelischen wurden zum Theil durch Pulverminen gesprengt; der Verlust, den das Land durch die zahlreichen Auswanderungen erlitt, war ihm gleichgültig; er erklärte, nur bei voller Glaubenseinheit sei Friede, Gehorsam und Zutrauen möglich. Gegen lutherische Bücher war er nicht minder eingenommen, als sein Vater; er ließ im Jahr 1600 in Gräz deren 10,000, worunter gewiß sehr viele deutsche Bibeln waren, dem Feuer übergeben und, was für diese Art zu reformiren recht bezeichnend ist, gleich am folgenden Tage auf der Stätte, wo die Bücher verbrannt worden waren, den Bau eines Kapuziner-Klosters beginnen. Ein Jahr später wurden auf Befehl der beiden Commissäre, welche Ferdinand mit dieser Art von Reformation beauftragt hatte, in Laibach acht Wagen voll verdächtiger Bücher verbrannt. Nach einem solchen Verfahren war es ganz natürlich, daß, als 1608 von Rudolf nicht Matthias, sondern Ferdinand zu seinem Stellvertreter auf einem in Regensburg zu haltenden deutschen Reichstage ernannt wurde, die Oestreicher dies als eine Art von Kriegserklärung ansahen, und daß die öftreichischen, ungarischen und mährischen Stände, in welchen die Protestanten überwiegend waren, sich ganz enge an Matthias anschlossen. Zu dieser Verbindung ward Matthias auch von Khlesel ermuntert, welcher an Ferdinand einen heftigen Gegner hatte. Matthias versammelte hierauf im Jahre 1608 die östreichischen Stände in Wien, die ungarischen in Preßburg und rief nachher auch die Ersteren nach Preßburg, wo die beiden Versammlungen unter sich und mit Matthias in ein enges Bündniß traten. Als Rudolf von diesem unstreitig revolutionären Verfahren Nachricht erhielt und durch den Kardinal Dietrichstein das Verlangen stellen ließ, daß die Stände sich wieder trennen sollten, gehorchte man ihm nicht.

Von diesem Augenblicke an waren Rudolf und Matthias in offener Feindschaft, da der Letztere sich im Einverständnisse mit den östreichi-

schen und ungarischen Ständen den Befehlen des Ersteren widersetzte, Truppen warb und die Fürsten der calvinistischen Union zu gewinnen suchte. Rudolf gedachte anfangs nach Dresden zu fliehen; der lutherische Kurfürst von Sachsen widerrieth dies zwar, suchte aber die Rolle eines Vermittlers zu übernehmen und der Herzog von Braunschweig machte später den Unterhändler für Rudolf, wobei er sogar selbst nach Prag kam, und die beschwerlichsten Gesandtschaftsreisen nicht scheute. Damals war Tilly, welcher nachher in baierischen Diensten der Hauptfeldherr des dreißigjährigen Krieges ward, einer der Feldmarschälle Rudolf's; er konnte aber aus vielen Ursachen in einen Krieg zwischen Katholiken und Katholiken, zwischen einem Kaiser und dessen Bruder, der nach der Kaiserwürde strebte, nicht mit der Energie handeln, mit der er später auftrat. Die Unterhandlungen der beiden Brüder, über welche wir eine große Anzahl Aktenstücke besitzen, zogen sich, wie dies von dem blödsinnigen Rudolf und dem schwachsinnigen Matthias nicht anders zu erwarten war, sehr in die Länge; wir dürfen uns aber hierbei nicht aufhalten, da wir mehr dasjenige berücksichtigen, was gethan, als was geredet und geschrieben ward. Es ist auch um so weniger nöthig, bei diesen Streitigkeiten lange zu verweilen, da Leser, welche ein Interesse für dieselben haben, alles dahin Gehörige sammt den Aktenstücken in den vier sehr starken Octav-Bänden von Hammer's Biographie des Kardinals Khlesel finden.

Ferdinand von Steiermark befand sich als des Kaisers Stellvertreter auf dem Reichstage zu Regensburg und ging in seiner Ergebenheit gegen Rudolf so weit, daß er sogar des Matthias Gesandte zum Reichstage durch Vermittelung Maximilian's von Baiern unterwegs auffangen ließ. Ja, Matthias beschuldigt sogar in einem Schreiben an Ferdinand den General Tilly, welcher mit Truppen in Mähren stand, daß derselbe dort eine Bartholomäus-Nacht habe veranstalten wollen; denn er schreibt: „Tilly habe fürgehabt, den vornehmsten mährischen Adel zu ermorden; wenn es ihm gelungen und nicht durch zeitliche Fürsehung demselben wäre zuvorgekommen worden, wäre vielleicht ein ärgeres Blutbad daraus entsprungen, als vor Jahren in Frankreich geschehen." Da ganz Mähren im Aufstande war und auch die Böhmen überall ihre Unzufriedenheit äußerten, so erschien Matthias, welcher an Khlesel einen ganz anderen Rathgeber hatte, als Rudolf an den Leuten, die er befragte und von denen keiner mit dem Anderen übereinstimmte, schon im April mit einem Heere in Mähren; bei demselben standen die angesehensten Herren aus Ungarn und Oestreich; in seinen Manifesten berief er sich auf den vor zwei Jahren geschlossenen Familienvertrag. Jetzt erst, also in der Angst, that Rudolf den ungarischen und östreichischen Ständen kund, daß er den mit Ungarn und der Türkei

geschlossenen Frieden billige. Matthias rückte indessen nach Czaslau vor, wohin er, nachdem sich auch die mährischen Stände mit den östreichischen verbunden hatten, die bömischen Stände zu einer allgemeinen Versammlung auf den 4. Mai entboten hatte. Rudolf hielt diese ab, nach Czaslau zu gehen, und berief sie statt dessen zu sich nach Prag, obgleich vorauszusehen war, daß er die Mehrheit derselben, welche protestantisch war, unmöglich werde gewinnen können. In der That brachten sie, statt Hülfe zu gewähren, eine mit zahlreichen Unterschriften bedeckte und in sehr starkem Ton gehaltene Beschwerde vor.

Matthias näherte sich unterdessen mit seinem Heere der Stadt Prag bis auf vier Meilen und Rudolf ward genöthigt, sich zu fügen. Er trat mit seinem Bruder in Unterhandlung uud es kam zwischen diesem und ihm eine Aussöhnung zu Stande, nach welcher er aber noch mehr als früher über seinen Bruder erbittert war. Matthias hatte die Unterhandlung mit Rudolf durch die Stände führen lassen oder mit anderen Worten, er hatte diese drohend auftreten lassen, und so war denn erst am 17. Juni 1608 der Vertrag zwischen beiden Brüdern geschlossen worden. Dieser Vertrag, den man in vier Exemplaren ausgefertigt hatte, ward von Rudolf gleich nach seinem Abschlusse bereut und nachher, sobald er wieder aus dem Gedränge war, nicht länger anerkannt. Vermöge desselben trat Rudolf seinem Bruder Ungarn nebst dem Königstitel, sowie das Erzherzogthum Oestreich ober und unter der Enns in aller Form Rechtens ab, indem er die Stände und Unterthanen von dem ihm geleisteten Eide der Treue entband und alle zu den abgetretenen Provinzen gehörenden Archive und Schriften, sowie auch die ungarische Krone innerhalb zwei Monaten abzuliefern versprach. Außerdem ward Matthias in dem Vertrage auch wegen des Königreichs Böhmen beruhigt; denn er erhielt den Titel eines *ernannten* Königs von Böhmen und der Kaiser versprach, die böhmischen Stände zu veranlassen, daß sie ihm die Anwartschaft auf die Krone förmlich ertheilten. Schon jetzt gaben sie ihre ausdrückliche Einwilligung dazu, daß Matthias die Verwaltung und Regierung von Mähren sogleich antreten dürfe. Dagegen übernahm Matthias die Schulden, welche Rudolf in Ungarn und Oestreich gemacht hatte, und überließ seinen Antheil an Ober-Oestreich dem Kaiser. Was den letzteren Punkt betrifft, so muß man wissen, daß damit der nördliche Theil von Tyrol gemeint war, wie Nieder-Oestreich das Land ober und unter der Enns, Inner-Oestreich aber Steiermark, Kärnthen, Krain und die Grafschaft Görz bedeutete. Vorder-Oestreich war, was wir das Vor-Arlbergische nennen.

Die Stände von Oestreich und Ungarn beruhigten sich bei dem, was ein Mann wie Khlesel ihnen eingeräumt hatte, nicht; sie wollten vielmehr eine ausdrückliche Anerkennung und sogar eine Erweiterung der

den Protestanten im vorhergehenden Jahrhundert von Kaiser Maximilian II. gewährten Freiheiten. Sie unterzeichneten daher, vier Tage nach jenem Vertrage Rudolf's mit Matthias, eine Urkunde, in welcher es heißt, daß bei einer künftigen Huldigung der Länder die von den ungarischen Ständen zu Preßburg und von den östreichischen zu Eibenschütz unterzeichneten Bündnisse besonders im Punkte der Religions-Freiheit unbeschadet seien*); sie stellten demgemäß in Ober-Oestreich den protestantischen Gottesdienst in allen Orten wieder her, wo er abgeschafft worden war. Auch huldigten am 16. Oktober nur die vier katholischen Stände dem neuen Herrn; die protestantischen dagegen, welche auf dem Schlosse Horn versammelt waren, wollten dies nicht eher thun, als bis Matthias die Religions-Freiheiten bestätigt habe. Die mährischen Stände hatten schon am 21. August gehuldigt. Wegen der das ganze Jahr 1608 hindurch verweigerten Huldigung blieb nachher Matthias oder eigentlich Khlesel mit den zu Horn versammelten Ständen in Streit. Matthias erließ einige scharfe Decrete und die Protestanten sandten ihm, als er nach Preßburg ging, den Herrn Erasmus von Tschernembel nach, um ihre ungarischen Bundesgenossen anzurufen. Die katholischen Stände dagegen schickten eine Gesandtschaft, um gegen die von den Protestanten verlangte Erweiterung der denselben von Maximilian II. gewährten Rechte feierlich zu protestiren.

Die Geschichte der vielen, offenbar hinterlistigen Unterhandlungen, welche Khlesel in des Matthias Namen zwei Monate hindurch mit den Protestanten führte, übergehen wir; dagegen muß nothwendig die am 19. März 1609 von Matthias gewährte, unter dem Namen der Capitulations-Resolution bekannte vollständige Duldungs-Acte erwähnt werden, weil diese ebenso, wie der sogenannte Majestäts-Brief, welchen Rudolf vier Monate nachher den Böhmen ausstellte, eine der Hauptveranlassungen zu dem dreißigjährigen Religions-Kriege ward. Es war nämlich vorauszusehen, daß Ferdinand von Steiermark, welcher kurz darauf vom ganzen Hause Habsburg als künftiger Herrscher der Erblande anerkannt ward, weder die östreichische noch die böhmische Duldungs-Acte anerkennen werde, besonders da gegen die Capitulations-Resolution sowohl der Nuntius und Khlesel, als auch der Offizial des Erzherzogs und Bischofs von Passau, Leopold, eines Bruders von Ferdinand, förmlich protestirt hatten. Khlesel hatte seine Protestation mit den Worten geschlossen: „Der König könne bei Verlust seiner Seligkeit das Zugeständniß Maximilian's nicht er-

*) Auf diese dritte geheime Verbindung hat, so viel wir wissen, Herr von Hammer im Leben Khlesel's Th. II. S. 91 zuerst aufmerksam gemacht.

weitern, und es wäre besser, die evangelischen Stände nähmen mit Gewalt St. Stephan und alle katholischen Kirchen ein, als daß der König ihnen etwas freiwillig zugestehe und verbriefe, was sie vorher nicht gehabt; Gewalt, die für Recht gelte, sei bei Gelegenheit zurückzutreiben; Briefe und Siegel aber können nicht gebrochen werden; der König möge dulden, aber nicht zugestehen." Gleichzeitig verwandten sich indessen die Unionsfürsten für ihre Glaubensgenossen. Der Kurfürst von Sachsen schrieb an Matthias: „Das Haus Oestreich habe seit geraumer Zeit keine ärgeren Feinde, als den römischen Stuhl und die Jesuiten; ihnen allein habe es den Abfall der Niederlande und den Verlust von Siebenbürgen zu verdanken." Er fügte hinzu: „wo diese Gesellen hinkommen, verdirbt Laub und Gras; wo sie Fürsten und Herren um Land und Leute gebracht, steht es nicht in ihrem Vermögen, neue Länder zu schaffen, sondern sie reißen aus nach Italien und anderswohin und lassen Stank und Verderben hinter sich."

Auch die Böhmen hatten die Gelegenheit benutzt, um von Rudolf die Religions-Freiheit wieder zu ertrotzen, welche ihnen früher zugestanden, unter Rudolf's Regierung aber durch den Einfluß der Spanier und Jesuiten wieder entzogen worden war. Sie hatten nämlich, als der Kaiser beim Anzuge seines Bruders die Stände zu sich nach Prag berief, um ihre Einwilligung dazu zu erlangen, daß Matthias als ernannter König von Böhmen urkundlich anerkannt werde, durch Wenzel von Budowa 15 Artikel aufsetzen lassen, welche ihnen gewährt werden müßten, wenn sie auf den Vorschlag des Kaisers eingehen sollten. Schon damals war man im Begriffe, den Herrn Jaroslaw Borzita von Martinitz, welcher allein seine Stimme gegen jene 15 Artikel erhob, nach der alten Sitte der Czechen zum Fenster hinauszuwerfen; und man ließ die Artikel durch den Grafen Andreas von Schlick mit einer so heftigen Rede überreichen, daß dem armen Kaiser ganz bange wurde. Er suchte zuerst Aufschub; als ihm aber mit der Absetzung gedroht wurde, rief er: „Was soll ich denn machen?"; er gewährte einige Artikel sogleich, und vertröstete die Stände in Rücksicht der anderen auf einen zu berufenden Landtag. Dieser Landtag ward gehalten, sobald die von Matthias nach Böhmen geführten Heere das Land verlassen hatten. Viele Utraquisten hatten die neue Reformation angenommen und dem Kaiser Maximilian im Jahre 1575 eine sogenannte böhmische Confession überreicht, die im Wesentlichen mit der augsburgischen übereinstimmte; diese waren also eigentlich Lutheraner. Rudolf's Juristen aber (denn von ihm selbst kann gar nicht die Rede sein) wollten von Lutheranern und von den Schwärmern, die man Pikarden nannte (s. Bd. VII., S. 327), nichts wissen, sondern gestanden nur den Utra-

quisten Religionsgleichheit zu, denen dieselbe seit Erlaß der Prager Compactaten (s. Bd. VII., S. 372) kirchlich und staatlich in Böhmen bewilligt war. Aber gerade die angesehensten und tüchtigsten Männer in Böhmen, Andreas Graf von Schlick, Heinrich Matthias Graf von Thurn und der durch seine Beredsamkeit mächtige Wenzel von Budowa, standen an der Spitze der Lutheraner und der freidenkenden Schwärmer. Da sich auch bei dieser Gelegenheit der kaiserliche Minister Lobkowitz und die beiden Räthe, welche später wirklich zum Fenster hinausgeworfen wurden, Martinitz und Slawata, wieder gegen die Toleranz aussprachen, so blieb der Landtag ohne Resultat, und die Stände erklärten sich feindlich gegen Rudolf. Sie hielten, ohne auf das Verbot des Kaisers zu achten, am 8. Mai 1609 eine Versammlung auf dem Rathhause der Neustadt von Prag, welche Rudolf einige Wochen später als regelmäßigen Landtag anerkannte. Gleichwohl kam es bald nach Eröffnung desselben zu den alten Streitigkeiten. Inzwischen erschien eine Gesandtschaft des schlesischen Fürstentages in Prag; denn auch die schlesischen Protestanten hielten ihre Religionsfreiheit für gefährdet, seit ein Bruder Ferdinand's von Steiermark, Erzherzog Karl, Bischof von Breslau geworden war. Am 25. Juni schlossen die böhmischen Stände mit dieser Gesandtschaft ein förmliches Bündniß und setzten für Böhmen eine Regierungs-Commission oder, wie sie sich ausdrückten, 30 Directoren ein; sie stellten ferner ein Heer auf und ernannten Matthias von Thurn, Leonhard von Fels und Johann von Bubna zu Feldherren desselben.

Der Kaiser gerieth in die größte Verlegenheit; denn er hatte weder Geld, noch Freunde, noch Soldaten. Dessenungeachtet erlaubte ihm sein Eigensinn und sein fanatischer Religions-Eifer nicht, den Forderungen der Böhmen nachzugeben, welche dahin gingen, daß auch den Lutheranern und den mährischen Brüdern freie Religions-Uebung gestattet werde. Der spanische Gesandte (Zuniga) und der sächsische zogen ihn aus der Verlegenheit. Diese gaben ihm nämlich wahrscheinlich den Rath, welchen nach Dante (Hölle XXVII. S. 110) Guido von Montefeltro dem Papst Bonifacius VIII. ertheilt haben soll, als er Palestrina belagerte (viel versprechen, wenig halten); denn Rudolf gewährte plötzlich Alles, und ertheilte am 11. Juli 1609 den Dissidenten die unter dem Namen des Majestäts-Briefes berühmt gewordene Urkunde, welche, als später Rudolf's Minister und seine beiden erklärten Nachfolger, Matthias und Ferdinand, nichts von den durch Rudolf gegebenen Versprechungen erfüllen wollten, den Abfall Böhmens von Oestreich und die Erwählung des Kurfürsten von der Pfalz zum böhmischen Könige veranlaßte.

In diesem Majestäts-Briefe wurde allen von der katholischen Kirche

getrennten Christen nicht nur völlige Religions-Freiheit ertheilt, sondern auch die Erlaubniß gegeben, neue Kirchen zu bauen, geistliche Obrigkeiten (Consistorien) zu bestellen und, was mit einer guten politischen Staatsordnung ganz unverträglich war, aus ihrer Gemeinde Defensoren oder Beschützer ihres Glaubens zu erwählen. Das Letztere mußte in Böhmen ebenso nachtheilig werden, als in Frankreich die Ueberlassung von sogenannten Sicherheits-Plätzen an die Reformirten gewesen war; doch hatte Rudolf sich die Bestätigung der Defensoren innerhalb zweier Wochen vorbehalten. Außer den angegebenen Zugeständnissen ward ferner nicht nur die Prager Universität den Dissidenten als ihnen von Alters her gehörig eingeräumt, sondern es wurden auch alle Verordnungen, welche der Kaiser oder seine Nachfolger im Widerspruch mit demselben erlassen würden, im Voraus für nichtig und ungültig erklärt. Alle diese günstigen Bestimmungen sollten sich auf die alten Utraquisten und auf die Bekenner der böhmischen Confession gleichmäßig erstrecken. Den Dissidenten wurde ausdrücklich das Recht zugesprochen, in königlichen Orten und Städten, wo sie noch keine Kirchen und Friedhöfe besaßen, solche anzulegen; von anderen als königlichen Orten, also von solchen, die einem Bischof oder Abt übergeben waren, war nicht die Rede; eine Unterlassung, die später furchtbar verhängnißvoll wurde. Ein übles Zeichen für den Nutzen und künftigen Gebrauch des Majestäts-Briefes war es, daß weder der Oberst-Kanzler von Böhmen, Lobkowitz, noch der Geheimschreiber der Kanzlei etwas mit dieser Sache zu schaffen haben wollten, und daß deshalb bei der Unterzeichnung der Urkunde der Oberst-Burggraf Adam von Sternberg und der Unter-Secretär Paul Michna die Stelle derselben vertreten mußten. Von noch üblerer Vorbedeutung war es, daß auch nachher, als die katholischen und die nicht katholischen Stände einen besonderen Frieden schlossen und die Vergebung und Vergessenheit alles Früheren versprachen, Wilhelm Slawata und Jaroslaw von Martinitz ihre Unterschrift verweigerten. Slawata war Burggraf auf Karlstein, wo die wichtigsten Urkunden des Königreichs aufbewahrt wurden, und mußte einem alten Gebrauche nach die Abgeordneten bewirthen, welche den Majestätsbrief in einer silbernen Kapsel nach dem Schlosse brachten.*)

Zu derselben Zeit, als ein Krieg zwischen dem Kaiser Rudolf und seinem Bruder Matthias bevorstand, wurde der Streit über die Erbschaft von Jülich nicht nur auf's Neue begonnen, sondern er erhielt auch eine ganz andere Richtung, welche am Rhein einen Religions-Zwist veranlaßte. Im Elsaß war, wie oben berichtet worden ist, der

*) Seinem eigenen Bericht nach setzte er ihnen blos Fische vor, weil es ein Freitag war.

Krieg des Erzherzogs und Bischofs Leopold mit den Unirten durch den Willstätter Vertrag beendigt worden; in Jülich hatte die Union vermittelt. Es war, besonders in Folge der Bemühungen des edeln Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel, am 10. Juli 1609 zu Dortmund der schon erwähnte Vertrag zwischen Brandenburg und Pfalz-Neuburg geschlossen worden. In diesem Actenstück (Rezeß) hatte man festgesetzt, daß Brandenburg und Pfalz-Neuburg sich wie bisher freundlich über den gemeinschaftlichen Besitz der Erbschaft mit einander verstehen und gemeinschaftlich die Beamten und den Statthalter ernennen sollten. An Zwist konnte es bei dieser Einrichtung nicht fehlen, da ein brandenburgischer Prinz Statthalter ward und Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm, als er später selbst in das Land kam, allerlei Widerspruch und Widerstand erfuhr. Außerdem wollten die beiden possidirenden Fürsten auch die frühere kaiserliche Begünstigung, nach welcher die Erblande Jülich, Cleve, Berg, Ravensberg, Mark und Ravenstein beisammen bleiben sollten, aufrecht erhalten haben, was nicht wohl geschehen konnte, wenn nicht einer von Beiden dem anderen wich. Man kam daher auf den Gedanken, den jungen Pfalzgrafen mit Anna Sophia, der Tochter des Kurfürsten von Brandenburg, zu vermählen. Dies hatte jedoch einen höchst unglücklichen Ausgang; denn als Wolfgang Wilhelm mit dem Kurfürsten Johann Sigismund eine Zusammenkunft hatte und bei dieser Gelegenheit äußerte, daß man der Prinzessin das Land als Ausstattung geben könnte, soll der dem Trunk ergebene Kurfürst so sehr erbittert worden sein, daß er auf ungezogene Weise grob ward. Daß er wirklich aufgesprungen sei und dem Pfalzgrafen eine Ohrfeige gegeben habe, konnten wir lange nicht glauben, weil wir kein anderes nahezu gleichzeitiges Zeugniß dafür kannten, als das einer Zeitung und eines französischen Biographen Ludwig's XIII.;*) wir sehen aber, daß Rommel im siebenten Theile seiner hessischen Geschichte die Anekdote bestätigt. Jedenfalls unterhandelte der Pfalzgraf schon Ende 1612 mit Maximilian von Baiern wegen einer Vermählung mit dessen Schwester Magdalene. Nach dem Tode des Markgrafen Ernst von Brandenburg, des gemeinschaftlichen Statthalters, (1613) zogen beide Fürsten, wie wir unten sehen werden, gegen einander zu Felde und besetzten jeder soviel Land, als er konnte.

e. Matthias und Rudolf II. im Kampfe über Böhmen.

Der Majestätsbrief beruhigte die protestantischen Stände Böhmens nur für einen Augenblick, weil Rudolf schon am Ende des Jahres 1609

*) Nämlich Levassor, Vie de Louis XIII., der sich auf den Mercure français bezieht, aber den Vorfall (jedenfalls irrig) in das Jahr 1614 verlegt. K. A. Menzel, der die Ohrfeige in Abrede stellt, hat den Mercurius gallo-belgicus verglichen.

bewies, daß er sich nicht für verpflichtet halte, erzwungene Zugeständnisse zu erfüllen. Er bemühte sich, seinen Bruder Matthias von der Nachfolge auszuschließen, und hegte sogar Verdacht gegen Ferdinand, dem er den Bischof Leopold von Passau vorziehen wollte. Matthias dagegen ward von allen Seiten bestürmt, den ihm ganz unentbehrlich gewordenen Khlesel zu entlassen, welcher zugleich den Protestanten und den Spaniern und Jesuiten verhaßt war. So unfähig die beiden Brüder auch waren, irgend einen verständigen Rathschluß zu fassen oder auch nur einem guten Rathe zu folgen, so rüsteten doch Beide schon im Anfange der Jahres 1610 Feindseligkeiten gegen einander. Die Fürsten und Kurfürsten des deutschen Reiches hatten dem Kaiser längst versprochen, sich in Prag um ihn zu versammeln; Rudolf bat sie jetzt, ihr Versprechen zu erfüllen, da Matthias auf's Neue in Böhmen einzufallen drohte. Als nämlich Leopold sein rohes Miethsvolk im Passauischen immer vermehrte, erschraken sowohl die benachbarten Baiern als die Oestreicher, und die Stände des Landes ob der Enns baten deshalb Matthias, ein Heer zu ihrem Schutze aufzustellen, was dann dieser auch that. Während Matthias in Oestreich rüstete, erfuhr er, daß Leopold's Raubvolk nach Böhmen bestimmt sei; er schrieb daher insgeheim an den Grafen Thurn, welcher an der Spitze der protestantischen Partei in Böhmen stand. Die Stände des Landes ob der Enns hatten in Passau angefragt, was die starke Werbung zu bedeuten habe; es ward ihnen aber keine andere Antwort gegeben worden, als daß das Heer zur Vollziehung der kaiserlichen Beschlüsse in der Jülicher Sache gebraucht werden solle.

Sowohl Rudolf als Matthias bemühten sich, die deutschen Fürsten und Kurfürsten zu der lange versprochenen Versammlung in Prag zu bewegen: der Erstere, weil er wähnte, die Herren würden ihm zur Wiedererlangung der an seinen Bruder abgetretenen Erblande behülflich sein können, Matthias, weil er vermittelst derselben sich das Kaiserthum sichern zu können hoffte. Die Kurfürsten von Mainz, Köln und Sachsen, der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig und der Landgraf Ludwig V. von Hessen-Darmstadt ließen sich von Rudolf bewegen, im Mai 1610 nach Prag zu kommen, während dagegen der Kurfürst von Trier ablehnte. Die anderen Fürsten, welche auf dieser mit dem Namen des Prager Convents bezeichneten Versammlung erschienen, namentlich anzuführen, halten wir für überflüssig; es darf aber nicht unerwähnt gelassen werden, daß auch die Erzherzoge Ferdinand von Steiermark und Maximilian von Tyrol dort anwesend waren und daß ebenso aus den Niederlanden Bevollmächtigte des Erzherzogs Albrecht nach Prag kamen. Den Gesandten, welche Matthias nach Prag schickte, war eine Instruction mitgegeben, aus welcher wir die Schilderung, die er von seinem Bruder

macht, mittheilen wollen, damit man sehe, daß unter einem Regenten, wie Rudolf war, Deutschland, Ungarn und Böhmen ganz ohne alle Regierung dem Zufalle preisgegeben waren. „Der Kaiser," heißt es, „wolle überhaupt Niemand vor sich lassen, und was man von ihm erbiete, könne nur auf Umwegen mit großen Kosten erlangt werden. Kammerdiener, Maler, Alchymisten, Branntweinbrenner und Leute dieses Gelichters, denen sich auch des Kaisers Brüder fügen müßten, hätten die Länder regiert. Die Gerechtigkeitspflege und die Aemter seien verkäuflich, die erkauften Aemter aber nicht lange ihren Besitzern, welche bald verungnadet worden, sicher gewesen. Die geheimen Räthe seien oft Monate lang nicht vorgelassen worden und hätten diejenigen, welche bei ihnen Bescheid suchten, an Kammerdiener gewiesen. Wenn Geschäfte endlich zum Vortrage gekommen wären, so seien dieselben nicht nach dem Gutachten der geheimen Räthe, sondern ohne deren Wissen durch einen bestochenen Kabinets-Secretär oder Vice-Kanzler vorgetragen und erledigt worden. Schon gefaßte Entschließungen habe der Kaiser oft nicht unterschreiben und ausfertigen wollen; die schon ausgefertigten aber habe er unter dem Vorgeben, daß er die Sache nicht wisse und von den Seinigen betrogen worden sei, oft zurückgenommen. An Termine und gerichtliches Verfahren habe sich der Kaiser nie gehalten, sondern er sei immer willkürlich zu Werke gegangen und habe nur die Leute, welche ihm dazu gerathen, begünstigt." Es folgte noch eine ganze Reihe anderer, von allen Zeitgenossen bestätigter Beschwerden, welche sehr leicht aus der von Hurter herausgegebenen, auf urkundlichen Quellen beruhenden Lebensbeschreibung des kaiserlichen Kammerdieners Lang bis in's Unendliche vermehrt werden könnten. Insbesondere wurde ihm vorgeworfen, man habe zu Zeiten bei ihm nur im Stalle Gehör gefunden, wo er als großer Pferdekenner sich oft stundenlang aufhielt.

Der Convent zu Prag war, wie alle deutschen Reichstage, ganz erfolglos, weil nur geredet und geschrieben wurde und Keiner da war, der für den Kaiser handeln wollte, außer dem Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, der sich vergebens unsägliche Mühe gab, das Unmögliche möglich zu machen, und vieles Geld auf Missionen verwendete, die er für Rudolf unternahm. Es konnte schon aus dem doppelten Grunde nichts für den Kaiser gethan werden, weil Khlesel, welcher gleich darauf die Kardinal-Würde erhielt, an der Spitze der von Matthias nach Prag geschickten Bevollmächtigten stand und weil der Erzherzog Leopold, dessen Truppen im Begriffe waren, nach Böhmen aufzubrechen, in Prag eine so unermüdete Thätigkeit entfaltete, daß Casal, der Secretär Ferdinand's von Steiermark, in einem Briefe berichtet, Leopold komme Tag und Nacht nicht aus den Kleidern und schlafe

in Stiefeln und Sporen, während Erzherzog Maximilian von Tyrol ihm vertraut habe, daß er bei Rudolf in 18 Wochen keine Audienz habe erlangen können. Zwischen Rudolf und Matthias ward vom Mai bis zum September unterhandelt; der Kaiser verlangte die Zurückstellung von Ungarn, die Anerkennung seiner Landeshoheit über die von Matthias verwalteten Länder Oestreich und Mähren, die Herausgabe des Familienvertrages von 1506, einen Jahreszins und Lieferungen für Küche und Keller. Doch wurde am 15. September 1610 ein Vertrag vermittelt; Matthias erkannte seinen Bruder Rudolf als Haupt des Hauses an, gelobte ihm Lehenstreue und ließ dem Kaiser für die geschehene Unbill Abbitte leisten. In derselben Zeit jedoch wuchs das von Leopold auf kaiserliche Kosten gesammelte Heer immer mehr an und übte Gewalt und Raub, besonders gegen die nach Linz reisenden Kaufleute. Die Zahl dieses erzherzoglich-bischöflichen Gesindels ward auf 12,000 Mann angegeben. Der Graf von Althaimb (Althan) stand als Feldmarschall an der Spitze; drei Obersten, Sulz, Ramée und Trautmannsdorf, dienten unter ihm; von diesen war aber nur der raubsüchtige und blutgierige Ramée anwesend. Als die böhmischen Stände und König Matthias bittere Beschwerden darüber führten, daß diese unbezahlten Horden Anstalten machten, in Oestreich einzurücken, und als der Kaiser in Prag bedroht wurde, übernahm der Herzog von Braunschweig das Geschäft, den rohen Ramée zu beruhigen und für den rückständigen Sold zu sorgen; seine Bemühungen waren jedoch vergeblich. Da es nun überdies unmöglich war, die wilde Horde länger im Passauischen zu ernähren oder zu hüten, so wurden außer den östreichischen Ständen und dem König Matthias auch der Erzherzog Maximilian zu Innsbruck, der Herzog Maximilian zu München und der Erzbischof von Salzburg ernstlich besorgt.

Trotz dem Vertrag und trotz aller Mühe, welche der Herzog Heinrich Julius sich gab, den Bruder- und Bürgerkrieg in Böhmen zu verhindern, brach dieser gleichwohl aus. Ramée ging am 21. December mit seinen Passauern über die Donau, rückte in Ober-Oestreich ein und richtete seinen Marsch über Neumarkt und Wadenkirchen nach Linz. Vorgeblich sollten die Banden sich nach Steiermark zu Leopold's Bruder Ferdinand begeben. Ihr Zug bot ein Vorspiel der Scenen dar, die man später, als Tilly nach Deutschland vorrückte, in allen Theilen des Reiches erblickte. Jene Miethlinge hausten nämlich wie Aufrührer und Räuber. Sie drangen in die Häuser ein, erbrachen Zimmer und Keller, lehrten Scheunen und Ställe ganz aus, raubten Alles, was irgend Werth hatte, mißhandelten Männer, Weiber und Jungfrauen und übten, wie man bei Kurz in seiner Geschichte des Passauischen Krieges lesen kann, ohne Aufhören Raub, Brand und Mord. Die

ganze Schuld des Bürgerkrieges, welcher durch den Einmarsch des Passauer Kriegsvolkes auch in Böhmen sich ausbreitete, wird von Hammer, der in seinem Werke aus den von ihm zuerst benutzten Urkunden diese Geschichten in ein ganz neues Licht gesetzt hat, auf den Bischof und Erzherzog Leopold geworfen. Hammer meint nämlich, über den hinterlistigen, verdammungswerthen Charakter Leopold's hätten die Geschichtschreiber bisher ihr Urtheil, und zwar zum Theil aus Mangel an gehöriger Kenntniß, zurückgehalten; Leopold habe unter dem Scheine und Vorwande, als wenn das im Passauischen geworbene Kriegsvolk nach Jülich bestimmt sei, die Zahl desselben blos in der Absicht so sehr vermehrt, um zuerst Oestreich und Mähren dem Matthias und in der Folge auch Böhmen den schwachen Händen Rudolf's zu entreißen. Was jedoch Böhmen betrifft, so hatte Rudolf selbst die Absicht, seinem Vetter Leopold, der ihn am wenigsten beleidigt hatte, die Wahlstimmen der Stände für die Nachfolge zuzuwenden.*)

Der Herzog von Braunschweig hatte nach mancher Reise und vieler Anstrengungen es endlich dahin gebracht, daß die Passauer sich verbindlich machten, ihr Rauben und Plündern einzustellen und sich aufzulösen, wenn ihnen Rudolf den rückständigen Sold zahle. Das Heer war aber, als Matthias sich anschickte, aus Wien gegen dasselbe zu Felde zu ziehen, unter Ramée nach Prag hin vorgerückt; Leopold warf endlich die Maske ab und stellte sich zu Budweis an die Spitze seiner Räuber. Jetzt rüsteten zwar die Bürger von Prag und gleich darauf auch die böhmischen Stände Truppen aus; allein die Passauer nahmen am 10. Februar 1611 durch Ueberraschung die Kleinseite ein und der Kaiser ließ sich von ihnen auf dem Hradschin huldigen. Die Einnahme der Altstadt jedoch gelang nicht; im Gegentheil wurden 200 Mann, die in dieselbe eingedrungen waren, vom Heere abgeschnitten und in den Straßen getödtet. Der Pöbel suchte einige Geflüchtete in den Klöstern auf; Mord, Brand und Raub ward geübt, Klöster und Kirchen geplündert, ein Dutzend Mönche erschlagen, die Jesuiten aus ihrem Collegium getrieben, Geistliche und Weltliche, Weiber und Kinder mißhandelt oder ermordet. Nun beschossen Leopold und Ramée mit des Kaisers Erlaubniß vom Hradschin her die Altstadt aus 14 Kanonen. Schon am 8. Mai 1611 war indessen Matthias von Wien aufgebrochen und langsam nach Prag marschirt, weil die böhmischen Stände eine Deputation an ihn und zugleich den Wenzel von Budowa an die Stände von Mähren geschickt hatten, während sie selbst ihre Mannschaften nach Prag führten. Jetzt fand auf einmal der Kaiser, nachdem er sechs

*) Im zweiten Theile von Hammer's Leben des Kardinals Khlesel S. 260 f. findet man vollständige Nachricht von Leopold's Treiben; uns würde es zu weit führen, mehr darüber zu sagen.

Monate lang sich mit Geldmangel entschuldigt hatte, 300,000 Gulden in seiner Kasse, um den Passauern den rückständigen Sold zu bezahlen, damit sie abziehen möchten. Es war aber auch hohe Zeit; denn Matthias sandte 8000 Ungarn und die Böhmen hieben Ramée's Gesindel überall, wo sie es antrafen, nieder. Ramée hielt daher auch für rathsam, das Geld zu nehmen und mit seinem Raubvolke nach Budweis zu ziehen, wo er sich befestigte. Auch Leopold entfernte sich; Beide konnten den Kaiser nicht dazu bewegen, Böhmen mit ihnen zu verlassen.

Die böhmischen Stände hatten damals ihre vom Kaiser unabhängige Regierung, welche aus 30 sogenannten Directoren, je zehn von jedem Stande, zusammengesetzt war, förmlich eingerichtet und diesen Regenten neun Männer, je drei aus jedem Stande, zugesellt, welche in den Kreisen gewählt, als Repräsentanten des Volkes von den Directoren zu Rathe gezogen werden sollten. Als Matthias sich der Hauptstadt näherte, ward endlich Rudolf gewissermaaßen ein Gefangener der Stände. Graf Thurn zog nämlich mit seinem Heere vor das Schloß, begab sich, nachdem dieses besetzt worden war, zum Kaiser und erklärte ihm, daß er gekommen sei, die Würde und die Person des Kaisers zu schützen, was sich Rudolf freilich gern verbeten hätte. Thurn ließ alsdann überall Wachen und Posten ausstellen. Der Kaiser schickte dem Matthias eine demüthige Botschaft entgegen, um ihn zu fragen, ob der König wirklich von den Ständen ersucht worden sei, nach Prag zu kommen, und um ihm eine Wohnung im Schlosse anzubieten. Matthias überließ die Antwort dem Kardinal Khlesel, welcher alle seine Schritte leitete, und dieser schrieb am 21. März von Czaslau aus in Matthias Namen: er sei allerdings von den Ständen bewogen worden, nach Prag zu kommen, er werde aber als ein getreuer Bruder dort erscheinen und laut der dem Herzoge von Braunschweig gegebenen Erklärung nichts thätliches wider den Kaiser vornehmen; er hoffe, daß auch der Kaiser sich gegen ihn freundlich und brüderlich bezeigen werde; für die Aufnahme im Schlosse danke er, indem er seine Wohnung in der Altstadt nehmen wolle.

Am 24. März 1611 zog darauf Matthias mit großer Pracht in Prag ein und Khlesel machte mit den auf dem Rathhause der Altstadt versammelten böhmischen Herren aus, auf welche Weise man Rudolf beseitigen könne. Dies war allerdings eine traurige Nothwendigkeit, weil Rudolf wirklich ganz schwachsinnig war; nur war leider auch Matthias nicht sehr fähig, und wenn der Kaiser von Jesuiten und Spaniern abhängig war, so stand dagegen Jener ganz unter dem Einflusse Khlesel's. Das Erste, was die böhmischen Herren riethen, war die Berufung eines allgemeinen Landtages von Böhmen, Schlesien und Lausitz; dieser Rath ward auch angenommen und der Landtag

auf den 24. April angesetzt. Rudolf sah voraus, daß die Böhmen ihn absetzen würden; er gab sich daher das Ansehen, als wenn er selbst seinem Bruder das Reich zusichern wolle. Er machte nämlich dem Landtage folgenden Vorschlag: Um seine brüderliche Liebe zu dem Könige von Ungarn zu beweisen und die Böhmen für seinen Todesfall außer aller Unruhe zu setzen, wolle er seinen Bruder Matthias noch auf diesem Landtage als König ausrufen lassen und gekrönt sehen; wenn dies angenommen werde, so wolle er mit den Ständen und mit seinem Bruder eine weitere Uebereinkunft treffen. Die Stände gingen auf Rudolf's Vorschlag ein; sie ließen sich aber durch Rudolf sogleich von ihren Pflichten gegen ihn lossagen und verlangten von dem künftigen König das Versprechen, daß er unmittelbar nach seiner Krönung ihnen alte und neue Freiheiten bestätigen wolle. Diese Freiheiten gingen weiter als die früheren Privilegien; insbesondere sollte Böhmen im Verein mit den Ländern Schlesien, Mähren und Lausitz eine Heeres-Ordnung errichten, mit Ungarn und Oestreich aber einen Bund zur Aufrechthaltung ihrer Rechte schließen dürfen. Gesandte von Kurmainz, Brandenburg und Sachsen, die in Prag eintrafen und zu Rudolf's Gunsten sprachen, wurden grob abgefertigt. Matthias zog am 26. April mit sehr großem Pomp aus der Altstadt in den Thiergarten bei Prag und von da auf den Hradschin. Er bestätigte einstweilen die alten Rechte und den Majestätsbrief; über die erweiterten Forderungen sollte noch verhandelt werden. Am 22. Mai unterzeichnete Rudolf noch eine Akte, worin er auch Schlesien an seinen Bruder wies; nachdem er unterschrieben hatte, zerbiß er die Feder und warf seinen Hut auf die Erde; er besaß nur noch die völlig machtlose Kaiserkrone; in Böhmen wurden ihm jedoch einige Güter und ein Jahrgehalt zugesichert. Am nächsten Tag ward Matthias mit der Krone, die ihm sein Bruder hatte ausliefern müssen, feierlich gekrönt und nahm die Huldigung der Böhmen ein. Er stellte dabei einen Revers aus, welchen Khlesel unmöglich im Ernst billigen konnte, weil in demselben die Anerkennung des Majestätsbriefes, wenn auch nicht ausdrücklich, doch mittelbar enthalten war. Der Revers lautete: „Er thue in diesem Briefe vor jedermänniglich kund, daß er zugesagt habe, allen von Ihrer Majestät seinem geliebten Bruder Kaiser Rudolf ausgegangenen Verschreibungen ohne Widerstand und allerhand Verhinderung nachzukommen, dieselben wirklich zu halten und zu beschützen." Uebrigens war das Wahlrecht der Böhmen theils durch Rudolf's Zusicherung, theils dadurch, daß Matthias durch Wahl der Stände König geworden war, anerkannt, weshalb denn auch die Böhmen später, als sie mit Ferdinand in Streit geriethen, behaupten konnten, sie hätten das Recht, auch außerhalb der regierenden Familie einen König zu wählen. Mat-

thias verließ Prag Ende August, ohne den Kaiser gesehen zu haben; er nahm die Huldigung Schlesiens und der Lausitz an und vermählte sich nach seiner Heimkehr in Wien, 55 Jahre alt, mit der Erzherzogin Anna, welche eine Tochter Ferdinand's von Tyrol, des Gemahls der Philippine Welser, aber aus dessen zweiter Ehe war.

Der ganze Hergang der Absetzung war am schimpflichsten für die deutschen Fürsten; denn diese, welche ihrem Kaiser gar keine Güter übrig gelassen hatten, behielten einen Regenten, welcher weder Land, noch Güter, noch Geld besaß, sondern bettelarm war. Matthias hatte ihm zwar einen jährlichen Gehalt von 300,000 Gulden und die Einkünfte aus gewissen Gütern versprochen; Rudolf würde aber nichts destoweniger in beispiellos traurigen Umständen gewesen sein, wenn ihn nicht die Gottheit zu rechter Zeit abgerufen hätte. Die deutschen Fürsten thaten auch damals, was sie seit mehreren Jahrhunderten immer gethan hatten; sie stellten sich sehr erbittert über die ihrem Kaiser von den Böhmen angethanen Kränkungen, schrieben viele und lange Briefe, sprachen Drohungen aus und hielten einen Reichstag zu Nürnberg; dabei hatte es aber auch sein Bewenden. Rudolf starb zu seinem eigenen Glück schon am 20. Januar 1612 im Schlosse zu Prag, nachdem er 36 Jahre lang Kaiser gewesen war.

f. Erste Zeit des Kaisers Matthias.

Bei Lebzeiten Rudolfs war ein römischer König nicht aufgestellt worden; es dauerte nach seinem Tode fünf Monate, bis in Frankfurt Matthias von den Kurfürsten einstimmig gewählt und alsbald gekrönt wurde (Juni 1612). Der Anfang seiner Regierung ward durch neue Religionsstreitigkeiten in Böhmen, Oestreich und Ungarn, sowie durch eine neue Wendung der Dinge in Jülich zugleich der Anfang neuer Verwirrungen im Reiche und in den Habsburgischen Erblanden. Was Jülich angeht, so starb, als schon die Eintracht völlig gestört und mit dem Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm, welchen sein Vater an den Rhein geschickt hatte, allerlei ärgerliche Zwistigkeiten gewesen waren, 1613 Markgraf Ernst von Brandenburg, des Kurfürsten Johann Sigismund Bruder, welcher in Jülich Statthalter gewesen war. Es mußte also ein neuer Statthalter bestellt werden, und Johann Sigismund, welcher gleich dem Kurfürsten von Sachsen täglich betrunken war, übertrug diese Statthalterschaft seinem Sohn Georg Wilhelm, der noch seltener nüchtern war, als er. Damit war weder der alte Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg, noch sein Sohn Wolfgang Wilhelm zufrieden, und es entstanden zwischen Georg Wilhelm und dem jungen Pfalzgrafen so heftige Streitigkeiten, daß die Brandenburger sich sogar weigerten, den Letzteren, der doch Mitbesitzer war, in die Festung

Jülich einzulassen, als er diese einst besichtigen wollte. Wolfgang Wilhelm half sich durch einen Entschluß, welchen Niemand, am wenigsten sein eifrig lutherischer Vater, der Pfalzgraf Philipp Ludwig, erwartete; er bewarb sich nämlich schon 1612 um die Hand der jüngeren Schwester des Herzogs Maximilian von Baiern, dessen ältere Schwester mit Ferdinand von Steiermark vermählt war. Sein Vater willigte in diese Bewerbung, weil er nicht wußte, daß seinem Sohne, wie einst vielen Personen in Deutschland, erlaubt worden war, äußerlich Protestant zu bleiben. Insgeheim legte dieser zu München am 14. Juli 1613 das tridentinische Glaubensbekenntniß ab. Die Dispensation des Papstes zu dieser Ehe, eines in den Augen seines Vaters und seines Landes noch immer protestantischen Fürsten mit einer Prinzessin aus einem so starkgläubigen Hause wurde leicht erhalten, weil der Papst schon wußte, daß Wolfgang Wilhelm übergetreten sei. Die Hochzeit ward am 11. November 1613 zu München gefeiert; am Tag nach der Trauung hielt der Hofprediger des alten Pfalzgrafen eine lutherische Rede. Erst 1614 warf der junge Pfalzgraf, nach einer wunderlichen Bekehrungs-Komödie, die man mit ihm spielte, die Maske ganz ab. Einige Monate nachher (August 1614) starb sein Vater; Wolfgang Wilhelm sicherte bei seinem Regierungsantritt den Katholischen völlige Religionsfreiheit zu und führte den verbesserten (gregorianischen) Kalender ein.

Von dieser Zeit an war der Pfalzgraf innig mit Baiern verbunden, zumal da schon sein Vater, Philipp Ludwig, sich seit dem Tode des pfälzischen Kurfürsten Friedrich IV. von der Union fern gehalten hatte, weil ihm die Vormundschaft über dessen Sohn, Friedrich V., nicht anvertraut worden war. Friedrich IV. hatte zwar anerkannt, daß Philipp Ludwig nach dem Herkommen das nächste Recht an die Vormundschaft habe; er hatte aber von dem streng lutherischen Fürsten Sicherheit dafür verlangt, daß während seiner Verwaltung in der Pfalz keine Reaction gegen den Calvinismus geübt werde, und als Philipp Ludwig Bedenken trug, diese zu geben, hatte er dem Pfalzgrafen Johann II. von Zweibrücken die Vormundschaft übertragen. Dieser verlobte den jungen Friedrich V., welcher in französischer Leerheit aufgewachsen war, schon 1612 mit Elisabeth, des englischen Königs Jakob I. Tochter, welche gleich ihrem Vater nur vom Glanze des Königthums träumte. Die Hochzeit mit der sechszehnjährigen Prinzessin wurde am 14. Febr. 1613 in London mit verschwenderischer Pracht gefeiert. Johann von Zweibrücken schloß im Namen der Union einen Bund mit England, und traf auch die Einleitung zu einem anderen mit den Generalstaaten. Die Bestimmungen des zwischen den Letzteren und der Union abgeschlossenen Vertrages wurden nachher, während der junge Kurfürst

seinen mütterlichen Oheim Moritz von Oranien besuchte, berichtigt und den in Heidelberg zur Feier der Vermählung versammelten Unions-Gliedern vorgelegt, welche sie billigten. Dieses Vertheidigungs-Bündniß der Union und der Generalstaaten, das auf 15 Jahre gelten sollte, ward im Mai 1613 vom pfälzischen Gesandten im Haag unterzeichnet. Die Union war übrigens schon im Jahre 1611 nicht nur als eine eigene Macht abgesondert vom Reiche aufgetreten, sondern auch von anderen Staaten als solche betrachtet worden, weil damals der Mangel der inneren Einrichtung, welche dem Director keine militärische Gewalt verlieh, noch nicht fühlbar geworden war. Pfalzgraf Johann hatte nämlich als Director der Union im Juli 1611 einen Bundestag nach Rothenburg an der Tauber ausgeschrieben und es hatten sich daselbst nicht blos die Abgeordneten aller Mitglieder der Union versammelt, sondern es waren auch Gesandte des Kaisers und der unter sich uneinigen Prinzen des kaiserlichen Hauses, sowie Gesandte der Republik Venedig, der reformirten Schweizer-Kantone und der Generalstaaten erschienen.

Die Union war damals unstreitig den Katholiken überlegen; denn die Länder der Jülich'schen Erbschaft, nächst Baiern der größte weltliche Staat Deutschlands war in den Händen des damals noch lutherischen Pfalzgrafen und des bis Ende 1613 ebenfalls noch für lutherisch geltenden Kurfürsten, Oestreich lag darnieder und die Liga war zu jener Zeit ohne Kraft. In Oestreich stand ein Bruder und ein Vetter der kaiserlichen Familie gegen den andern, die Stände waren mit dem Regenten in Feindschaft, und die Protestanten von Ungarn, Böhmen, Oestreich und Mähren fürchteten weniger von den Türken, als von Matthias und Khlesel oder von Ferdinand und den Jesuiten. Die Liga war aus dem Grunde schwach, weil Maximilian von Baiern wegen des Salzes und anderer Dinge mit Salzburg zuerst in Zwietracht und dann in offenem Kriege war. Das Erzstift Salzburg wurde von ihm besetzt, der Erzbischof verhaftet und bis an sein Ende in harter Gefangenschaft gehalten. Wegen dieser Verhältnisse schloß Maximilian auch 1611 im Namen der Liga einen Frieden mit der Union. Es ward ihm sehr schwer, seinen geistlichen Verbündeten soviel Zutrauen abzugewinnen, als er zu seinen Absichten mit der Liga bedurfte; und er war sogar mehrere Male im Begriffe, die Stelle eines Directors niederzulegen, weil die Erzbischöfe und Bischöfe, aus welchen der größte Theil der Verbündeten bestand, seine Forderungen nicht zugestehen wollten. Die Liga war nämlich zwar schon Ende August 1610 durch den Beitritt der drei geistlichen Kurfürsten verstärkt worden; diese hatten sich aber unter Maximilian's Direction nicht fügen wollen und errichteten neben der oberländischen Abtheilung des Bundes eine rheinische, der sie den Kurfürsten von Mainz vorsetzten. Dies gefiel dem Herzog

Maximilian gar nicht, welcher, wie aus den Actenstücken bei Wolf und Breyer hervorgeht, den Plan hatte, Dictator zu sein, die Pfaffen zu schweren Beisteuern anzuhalten und die Bundeskasse in München zu verwahren. Maximilian war deshalb auch ganz dagegen, daß der lutherische Kurfürst von Sachsen, Christian II., in die Liga aufgenommen werde, als dieser nicht nur niederträchtig genug war, darum zu bitten, sondern sogar auch den katholischen Bundestag in Würzburg (April 1611) besuchen wollte, wovon ihn Herzog Heinrich Julius von Braunschweig nur durch sehr dringende Vorstellungen abhielt. Die Union der Protestanten in Verbindung mit England und Holland blieb auch in den beiden folgenden Jahren der katholischen Liga überlegen, weil die Mitglieder der Letzteren, lauter kleine schwäbische und baierische Herren oder Aebte und Prälaten, die Beiträge zur Bundeskasse nicht leisten wollten, welche Maximilian eigenmächtig ausschrieb.

Im Jahre 1613 erhielt Maximilian einen neuen Grund, den Bund, welchen er zuweilen ganz hatte aufgeben wollen, wieder in Bewegung zu setzen. Es erhoben sich nämlich in diesem Jahre eines Theils die Protestanten der östreichischen Erblande wiederum sehr furchtbar, anderes Theils waren Pfalz-Neuburg und Brandenburg nach dem Tode des ersten Statthalters von Jülich im offenen Streite, und endlich hatte Khlesel, welcher den neuen Kaiser Matthias beherrschte und dagegen mit Maximilian, Ferdinand, Leopold und den Jesuiten tödtlich entzweit war, eine sehr bedenkliche Correspondenz mit dem Kurfürsten von Mainz begonnen. Der Letztere und Khlesel, welche ebenso eifrig für den Katholicismus waren, als Maximilian, konnten leicht die Directorial-Absichten des Letzteren vereiteln. Für den Sommer hatte Matthias einen Reichstag angekündigt; im März stand eine Versammlung der Union in Rothenburg bevor. Maximilian bat daher im Februar nicht nur die wirklichen und ordentlichen Mitglieder des Bundes, sondern überhaupt alle katholischen Stände des bairischen, schwäbischen, fränkischen und rheinischen Kreises, daß sie am 1. März 1613 entweder persönlich oder durch Bevollmächtigte auf einem Bundestage zu Frankfurt erscheinen möchten. Er wußte damals schon, daß Khlesel und der Kurfürst Johann Schweikhard von Mainz die Absicht hatten, den ganz unfähigen und nichtswürdigen Kurfürsten von Sachsen in den Bund einzuschieben; sie wollten sogar in der Mäßigung soweit gehen, die Aufhebung des geistlichen Vorbehaltes vorzuschlagen, im Hinblick auf die mächtigen Verbindungen der Protestanten. Maximilian dagegen ließ erklären, Nachgiebigkeit werde zur völligen Unterdrückung der Katholiken führen; die protestantischen Inhaber von Bisthümern dürften auf dem Reichstage nicht zugelassen werden. Er gab seinen Bevollmächtigten die Instruction, daß sie, falls das Khlesel'sche Project auf

dem Bundestage zur Sprache kommen und von den übrigen Ständen genehmigt werden würde, sogleich in seinem Namen das Amt eines Bundes-Obersten niederlegen sollten, indem er nicht begreife, wie ein solches Project für das katholische Wesen von einigem Nutzen sein könne. Während der ganzen Dauer der Versammlung waren der Erzbischof von Mainz, welchen Khlesel inspicirte, und Maximilian, der die Kasse in München behalten, die Beiträge anordnen und Alles allein leiten wollte, in heftigem Streit, und es kam endlich dahin, daß Maximilian darauf bestand, sein Amt niederlegen zu wollen. Nur durch dringende Bitten und Vorstellungen der kleineren geistlichen Herren aus Franken und Schwaben, welche gerade unter den damaligen Umständen eine Säcularisation fürchteten, ließ Maximilian sich bewegen, sein Amt noch bis zum nächsten Bundestage zu behalten; er machte jedoch dabei die ausdrückliche Bedingung, daß die Stände dem Frankfurter Rezesse gemäß ohne Ausnahme und ohne Verzug ihre Contributionen entrichten sollten. Ferner vereinigte man sich dahin, es sollten die Katholiken in ihren Zugeständnissen nicht weiter gehen als daß sie den Religionsfrieden ausdrücklich anerkennen, allenfalls den Scribenten ihrer Partei verbieten sollten, denselben für ein bloßes Interim oder für unverbindlich zu erklären.

Im August kam ein Reichstag in Regensburg zusammen, zu welchem Kaiser Matthias mit seiner Gemahlin in prachtvollem Aufzug gekommen war. Es gab aber auf demselben viele Händel mit den Correspondirenden, wie man die Mitglieder der Union nannte, und mit Noth wurde die Bewilligung einer Beisteuer zum Kriege gegen die Türken erlangt. Gleichzeitig fanden Besprechungen der Liga statt. Der Kaiser oder vielmehr der Kardinal Khlesel hörte nicht auf, dem Herzog Maximilian entgegen zu arbeiten, so daß (Oktober 1613) sogar festgesetzt wurde, es sollten fortan statt zweier Directoren drei sein. Dieses Actenstück wurde von den Bischöfen von Mainz, Bamberg, Würzburg, Eichstädt, Salzburg, Constanz, Augsburg, Ellwangen, Worms, Hildesheim, Lüttich, Münster, Kempten und Speier, von der Stadt Köln und von den katholischen Städten des schwäbischen Kreises unterzeichnet. Maximilian war mit einem solchen Beschluß um so mehr unzufrieden, als Khlesel unter des Matthias Namen es dahin gebracht hatte, daß der eine der drei Directoren der östreichische Prinz Maximilian von Tyrol sein sollte, wodurch Khlesel den ganzen Bund an Oestreich oder mit anderen Worten an sich selbst bringen wollte. Dies gelang jedoch nicht; denn man hatte durchaus kein Zutrauen zu Matthias, und Alles deutete darauf hin, daß es bald zu einem Kriege zwischen den Gliedern der Union und denen der Liga kommen müsse. Maximilian von Baiern behielt daher die Zügel in der Hand.

g) Erste Feindseligkeiten der durch die Union und die Liga beschützten Fürsten gegen einander.

Deutschland war um 1614 wieder in einem Zustande, welcher in allen patriotischen Gemüthern den Wunsch einer durchgreifenden monarchischen und kirchlichen Einheit, von welcher Art diese auch sein möchte, erwecken mußte. Dies im Einzelnen nachzuweisen, würde in einer bloßen Uebersicht der allgemeinen europäischen Geschichte zu viel Raum einnehmen; wir wollen deshalb nur diejenigen Punkte andeuten, welche für die zunächst folgende Geschichts-Erzählung die wesentlichsten sind. Eine Hauptsache war, daß sich in Deutschland zwei Bündnisse gebildet hatten, von welchen das eine unter dem Einflusse des Pfalzgrafen Johann II. von Zweibrücken, des Vormundes von Friedrich V. von der Pfalz, eine Verbindung mit England, Holland, Venedig und der reformirten Schweiz theils schon geschlossen hatte, theils zu schließen wünschte, das andere aber unter der Leitung des Herzogs von Baiern mit den Spaniern in Belgien in Correspondenz stand und auf dem letzten Bundestage darauf gedrungen hatte, daß an die seit 1610 ganz katholische Regierung von Frankreich Gesandte geschickt werden sollten, um mit diesem Staate einen Bund zu schließen und Hülfe von ihm zu erlangen. Die lutherischen Fürsten und Städte standen allein für sich; Sachsen war sogar ganz an die Jesuiten und an Oestreich verkauft, weil es die Calvinisten tödtlich haßte und thörichter Weise meinte, daß es die Jülich'sche Erbschaft am besten durch bloße kaiserliche Belehnung erlangen werde. Der Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt war noch weiter als Sachsen von seinen Glaubensgenossen und von dem edlen Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel getrennt, weil er mit kaiserlicher Hülfe diesen unter dem Schein Rechtens berauben zu können hoffte.

Sehr schlimm war durch Khlesel's Schuld die Stellung des neuen Kaisers Matthias geworden, indem die Kabalen dieses Mannes den Kaiser sowohl den Katholiken als den Protestanten ganz verhaßt gemacht hatten. Ferdinand von Steiermark und Leopold von Passau hegten einen bitteren Haß gegen Khlesel und Maximilian von Baiern sah in ihm einen gefährlichen Nebenbuhler um die Gunst des Papstes und um das kaiserliche Ansehen, welches Matthias ganz an Khlesel hatte fallen lassen. Dieser hatte es dahin gebracht, daß Matthias nicht nur seinen Bruder Rudolf gewaltsam vom Throne getrieben hatte, sondern auch den Protestanten bald mehr, als sie nach dem strengen Rechte, wie es von Maximilian II. festgesetzt worden war, in Anspruch nehmen durften, einräumte, bald wieder Alles, was man ihnen längst eingeräumt hatte, nicht weiter gewähren wollte. Khlesel hatte endlich

durch Kabalen den Herzog Maximilian verhindern wollen, über die Bundeskasse der Liga zu verfügen.

Der Streit über die Jülich'sche Erbschaft gewann in den Jahren 1613 und 1614 durch die Einmischung des Herzogs von Baiern, des einzigen fähigen, im Rathe und im Felde gleich tüchtigen deutschen Fürsten, eine ganz neue Gestalt. Der Zwist zwischen dem Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm und der brandenburgischen Verwaltung der bisher gemeinschaftlich beherrschten Jülich'schen Länder ging, nach der Verheirathung Wolfgang's mit der bairischen Prinzessin Magdalena, in eine offene Feindschaft über, welche dann fremde Truppen nach Deutschland führte. Der Pfalzgraf wollte nämlich im März 1614, als er auf einer Reise nach Lüttich an der Stadt Jülich vorbei kam, diese Festung, in welcher eine Compagnie (ein Fähnlein) Neuburger und eine Compagnie Brandenburger lagen, besichtigen; der protestantische Commandant derselben ließ ihn aber nicht ein, weil er glaubte, es sei von dem Pfalzgrafen darauf abgesehen, sich der Festung zu bemächtigen. Zugleich meldete der Commandant, um auf jeden Fall gegen Gewalt gerüstet zu sein, die Sache den Generalstaaten. Diese schickten hierauf sogleich zwei Compagnieen Fußvolk und eine Compagnie Reiter, deren Anführer jedoch erklärte, daß er im Namen der beiden besitzenden Fürsten eingezogen sei. Dies bewog den Pfalzgrafen, die Rücksicht zu vergessen, die er bisher auf den Eifer seines alten Vaters und der Pfalz-Neuburger für die lutherische Lehre genommen hatte. Er besetzte Düsseldorf für sich allein, vertrieb überall die brandenburgischen Beamten, übergab ihre Stellen seinen Leuten und bemächtigte sich so vieler Orte, als er konnte. Die Brandenburger thaten hierauf das Gleiche.

Bald nachher geschah es, daß der Pfalzgraf öffentlich zur katholischen Religion übertrat; im August starb sein Vater. Dadurch ward Wolfgang Wilhelm, der Schwager der mächtigsten katholischen Fürsten, des furchtbaren Herzogs Maximilian von Baiern und Ferdinand's von Steiermark, regierender Herr. Er führte durch die Kabalen, welche Khlesel, Ferdinand und Maximilian von Baiern zu seinen Gunsten am kaiserlichen Hofe anspannen, die ersten thätlichen Feindseligkeiten der Katholiken gegen die Protestanten und damit das Vorspiel des nachher 30 Jahre lang fortdauernden Blutvergießens herbei. Der Kaiser zog nämlich, von Wolfgang Wilhelm's Verwandten bestürmt, die Spanier nach Deutschland, deren Fanatismus die Lutheraner den Mauristen gleich setzte und sie antrieb, diese eben so zu behandeln, wie die Letzteren in Spanien behandelt worden waren.

Gleichzeitig erfolgte ein anderer Religionswechsel, der in Deutschland nicht minderes Aufsehen machte. Die nächsten Vorgänger des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg waren überaus strenge

Lutheraner gewesen und dieser selbst hatte seinem Vater einen Revers ausstellen müssen, daß er bei der unveränderten augsburgischen Confession und der Concordienformel beharren werde. Im Jahre 1613 jedoch faßte er den Entschluß, zum Calvinismus überzutreten. Inwiefern politische Berechnung dabei im Spiel war, da er der Holländer und anderer reformirter Bundesgenossen bedurfte, um sich in Jülich zu behaupten, ist schwer zu sagen. Die erste Kunde von seiner Absicht versetzte seine Gemahlin Anna in Bekümmerniß, die brandenburger Theologen in Schrecken und Wuth. Im December eröffnete jedoch der Kurfürst den Geistlichen der beiden Stadttheile Berlin und Köln an der Spree und den geheimen Räthen seinen Vorsatz und am ersten Weihnachtstage nahm er in der Domkirche das Abendmahl nach calvinischem Ritus. Zu seiner Rechtfertigung ließ er ein Glaubensbekenntniß veröffentlichen (Confessio fidei Johannis Sigismundi), worin er seine Ansichten im Ganzen würdig und kräftig entwickelte; auch erklärte er, keinen Unterthanen zu seinem Bekenntnisse öffentlich oder heimlich zwingen zu wollen. Er beschränkte den reformirten Gottesdienst auf die Hofkirche. Nun aber wurde auf allen Kanzeln gegen den Calvinismus gedonnert. Die Landstände machten Vorstellungen für Aufrechthaltung der unveränderten augsburgischen Confession. In seiner Antwort that Johann Sigismund die merkwürdige Aeußerung, er erkenne Herrn Lutherum für ein auserwähltes Rüstzeug der Gottheit, doch habe derselbe das Gebrechen in sich gehabt, daß er nicht zu weichen gewußt, ob ihm auch ein Anderes deutlich vor Augen gestellt worden. Im Februar 1615 übrigens stellte er eine, auch von seinem Sohne und Nachfolger Georg Wilhelm unterzeichnete Erklärung aus, daß Jedermann im Lande ungehindert bei Luther's Lehre und dem Concordienbuche verbleiben dürfe. Hiermit verzichtete er auf das damals allgemein gültige Recht, den Glauben seiner Unterthanen zu bestimmen; ein Recht, das er selbst als „das höchste Regal" bezeichnete; er wollte, wie er sich ausdrückte, keine Herrschaft über die Gewissen sich anmaaßen. Nur die Universität Frankfurt an der Oder wurde im Wesentlichen nach reformirter Weise eingerichtet. Seitdem unterschieden sich die Kurfürsten von Brandenburg und die späteren Könige von Preußen in der Religion von der Mehrzahl ihres Volkes, bis im Jahre 1817 der wohlmeinende und fromme Friedrich Wilhelm III. das Verhältniß zu ändern unternahm.

Einen Vorwand, die Spanier in die deutschen Rheinlande zu rufen, fand man katholischerseits zunächst in den bekannten Streitigkeiten in der Stadt Aachen, sowie in einem Zwiste, welcher zwischen der katholischen Stadt Köln und dem protestantischen Ort Mülheim am Rhein entstanden war. Der Kaiser hatte diese Streitigkeiten durch seinen

katholischen Reichs-Hofrath, dessen Präsident, der Graf von Hohenzollern, ein geschworener Feind des Protestantismus war, einseitig entscheiden lassen; der Kurfürst von Brandenburg aber hatte die auf Betreiben der Liga, des Herzogs von Baiern und des Kardinals Khlesel erlassenen kaiserlichen Mandate nicht als rechtsgültig anerkennen wollen und die bedrückten Aachener und Mülheimer durch seine Truppen schützen lassen. Er hatte dem Kaiser in ziemlich heftigen Ausdrücken geschrieben, daß diese Sachen nicht vor den ganz katholischen kaiserlichen Reichs-Hofrath, sondern vor das paritätische Reichs-Kammergericht gehörten; Matthias hatte jedoch ebenso, wie früher Rudolf beim Streite mit Donauwörth, hierauf keine Rücksicht genommen und die Execution seinem Bruder Albrecht übertragen. Albrecht frug zuerst in Spanien an, ob er die spanischen Soldaten zu diesem Zwecke gebrauchen dürfe, und ertheilte, als man dort einwilligte, dem General **Ambrosius Spinola** den Auftrag, gegen Aachen und Mülheim zu Felde zu ziehen.

Wie Spinola in Aachen gegen die Protestanten verfuhr, ist oben berichtet worden. Von Aachen brach er gegen Mülheim auf, das den von Köln ausgewanderten Protestanten zum Aufenthalt diente. Schon auf dem Zuge dahin zeigte er, daß seine Spanier auch zu Gunsten des katholischen Prätendenten von Jülich gebraucht werden sollten; denn er nahm Düren und andere feste Plätze des Jülicher Landes weg. Auf dem weiteren Marsche nach Mülheim vereinigte er mit seinem 20,000 Mann starken Heere noch 5000 Mann zu Fuß und 800 Reiter, welche Wolfgang Wilhelm ihm zuführte. Als er vor Mülheim erschien, fand er nicht den geringsten Widerstand. Er ließ also die Mauern und Wälle der Stadt niederreißen, die Gräben ausfüllen und die neu erbauten Häuser abbrechen, nahm alle Vorräthe, die er in der Stadt fand, mit sich und vertrieb alle Einwohner. Da Moritz von Oranien, der sich vorher mit 70 Compagnieen Fußvolk und 80 Schwadronen Reiterei bei Schenkenschanz gelagert hatte, keine Miene machte, Spinola aufzuhalten, so rückte dieser schnell weiter, um im Auftrage des Kaisers dasjenige auszuführen, was früher Leopold von Passau hatte ausführen sollen, oder mit anderen Worten, um die ganze Erbschaft des Herzogs von Jülich in Beschlag zu nehmen. Seinen ersten Angriff richtete er auf Wesel, welches gut befestigt und mit 80 Kanonen, so wie mit den nöthigen Vorräthen versehen war, nichts destoweniger aber schon nach drei Tagen in seine Hände fiel (Anfang September 1614). Da Spinola diese Jülich'sche Festung ernstlich beschossen, also den Bundesgenossen der Generalstaaten förmlich mit Krieg überzogen hatte, so brach Moritz ebenfalls auf und besetzte die clevischen Orte Rees, Emmerich, Kranenburg und Gennep für Brandenburg. Das deutsche Erbe wurde also von den Spaniern für den katholischen Pfalz

grafen, von den Holländern für den reformirten Kurfürsten besetzt, und als Spinola sich auch der Stadt Xanten bemächtigte, standen die beiden fremden Heere einander feindlich gegenüber. Ein Glück war es, das Spinola gerade damals Ursache hatte, den 1609 mit Holland abgeschlossenen Waffenstillstand nicht zu verletzen. Unglücklicher Weise war aber auch vorauszusehen, daß, da Brandenburg nicht einmal seine eigenen von Schomberg commandirten Truppen zu bezahlen im Stande war, die Kostenrechnung der Fremden so ausfallen werde, wie sie in Donauwörth ausgefallen war, und daß die Holländer das Land so bald nicht wieder räumen würden.

Durch die Einnahme von Wesel, dessen Festungswerke Spinola sehr vermehrte, und durch die großen Verstärkungen, welche er an sich zog, wurden die Protestanten sehr belästigt und gedrückt. Es mußte also die Union sich der Sache annehmen. Dies geschah jedoch vorerst nur auf deutsche Weise, d. h. durch Reden und Schreiben. Als eine erste Friedens-Unterhandlung zu Wesel gescheitert war, wurde eine zweite zu Xanten begonnen und hier kam man dann über einen Vertrag überein: der Pfalzgraf sollte Jülich und Berg, der Kurfürst Cleve mit Mark, Ravensberg und Ravenstein erhalten. Diesen Vertrag von Xanten unterschrieben die unirten Fürsten, die beiden Regenten der katholischen Niederlande, Albrecht und Isabella, und Spinola; als derselbe aber nach Spanien geschickt wurde, nahm der König ihn nicht an. Der Krieg würde daher fortgedauert haben, wenn nicht Spinola sich gescheut hätte, durch einen offenbaren Angriff die Holländer zur Verletzung des Waffenstillstandes zu berechtigen. Die Sache blieb also, wie sie gewesen war: die Holländer und die Spanier hielten die deutschen Städte auch ferner besetzt; und der Kurfürst von Brandenburg wohnte in Cleve, der Pfalzgraf in Düsseldorf. Ein Bundestag, welchen der Kurfürst von der Pfalz 1614 in Nürnberg hielt, endigte wie ein deutscher Reichstag, d. h. man redete und schrieb recht viel. Uebrigens hatte der Pfalzgraf zwar versprochen und betheuert, daß er die Religions-Sachen ebenso in Neuburg wie in Düsseldorf im alten Stande lassen wolle; dies gaben aber sein Schwager und die Jesuiten nicht zu. Er ließ in Neuburg den Lutheranern die Hauptkirche nehmen und betrug sich überall so, wie Convertiten sich zu betragen pflegen.

h) Erneuerung der Religions-Streitigkeiten in Oestreich und Böhmen und Abfall der Böhmen vom Kaiser Matthias.

Matthias, der neue Kaiser, war niemals am Geiste und Körper stark gewesen; er ward in den Jahren 1615 bis 1617 immer schwächer, und konnte nicht einmal bewogen werden, die öffentlichen Angelegenheiten ganz dem Kardinal Khlesel zu überlassen oder diesen auch nur

gegen den Haß seines Bruders Maximilian von Tyrol und gegen Ferdinand von Steiermark kräftig in Schutz zu nehmen. Es brachen daher bald ebenso gegen Matthias, wie früher gegen seinen Bruder, überall Unruhen aus, und zwar zunächst in Ungarn.

Dort hatte Matthias früher gegen Rudolf's Willen den Waffenstillstand von Sitwa Torok mit den Türken geschlossen, durch welchen Bocskai Fürst von Siebenbürgen und Herr eines bedeutenden Theiles von Ungarn geworden war. Bocskai starb schon in den letzten Tagen des Jahres 1606 ohne männliche Erben und nach den Bestimmungen des Vertrags von Sitwa Torok hätte nun Siebenbürgen an die Krone Ungarn zurückfallen sollen. Es kam aber nicht dazu; vielmehr wurde nach mancherlei Umtrieben im Jahr 1608 in Klausenburg Gabriel Bathory zum Fürsten gewählt und vom Sultan unter Vorbehalt seiner lehnsherrlichen Rechte bestätigt; so sollte der Fürst die Heeresfolge leisten und sich ohne Erlaubniß der Pforte nicht verheirathen. Bathori aber erbitterte die Ungarn wie die Siebenbürger durch seine Grausamkeit, so daß Bethlen Gabor sich mit Erfolg gegen ihn erhob. Matthias hätte gern schon gleich beim Ablaufe des Waffenstillstandes den Krieg mit den Türken und mit den unzufriedenen Siebenbürgern wieder begonnen, und hatte deshalb schon 1612, nach seiner Erwählung zum deutschen Kaiser, die deutschen Stände zu einem Türken-Zuge aufgefordert; diese waren aber nicht darauf eingegangen. Matthias mußte zusehen, daß Bethlen Gabor seit dem Oktober 1613 sich mit Hülfe der Türken in Siebenbürgen als erwählter Fürst festsetzte, vom Großherrn anerkannt ward und sogar, was wir erst in unseren Tagen durch Hammer's Forschung erfahren haben, die versammelten Magnaten von Ober-Ungarn dahin brachte, daß sie dem Sultan versprachen, ihm mit Herz und Seele ergeben zu sein, seine Feinde für ihre Feinde und seine Freunde für die ihrigen zu halten, wenn er ihnen den ruhigen Besitz ihrer Güter ohne Erhöhung der Abgaben sichere. Wenige Tage nach Bethlen Gabor's Einsetzung in Klausenburg (24. October) wurde Stephan Bathori ermordet. Die Türken brachen jeden Augenblick den Frieden; doch räumten sie endlich die von ihnen in der letzten Zeit besetzten Theile Ungarns sowie ganz Siebenbürgen unter der Voraussetzung, daß Matthias ihren Schützling Bethlen Gabor als rechtmäßigen Herrscher anerkenne. Da Matthias auch die nach Linz berufenen Stände seiner Erblande nicht bewegen konnte, ihm zu einem neuen Kriege mit den Türken Geld und Truppen zu gewähren, so mußte er froh sein, daß die Anarchie am Hofe von Constantinopel und der häufige Wechsel der Herrschaft daselbst ihm Gelegenheit verschafften, einen neuen Waffenstillstand zu erhalten. Es wurde sogar im Juni 1615 der sogenannte Wiener Friede, das heißt

eine Verlängerung des Waffenstillstandes auf 20 Jahre, abgeschlossen, vermöge dessen Bethlen Gabor im Besitze blieb.

Viel wichtiger für die allgemeine Geschichte und für die des dreißigjährigen Krieges, als der Streit und die Unterhandlungen mit den Türken, welche unter den damaligen Umständen nur Ungarn und Oestreich angingen, weil die Türken dem übrigen Europa nicht mehr furchtbar waren, sind die Bemühungen Ferdinand's von Steiermark, sich das Recht der Nachfolge in Böhmen, Oestreich und Ungarn, sowie auch im deutschen Reiche zu sichern. Diesen Bemühungen arbeiteten nicht blos die Protestanten, sondern auch der Kardinal Khlesel eifrig entgegen.

Da weder Rudolf noch Matthias, noch einer der anderen kaiserlichen Brüder rechtmäßige Nachkommen hatte oder haben wollte, so waren sie auf den Gedanken gekommen, die Thronfolge, zunächst für die Erblande, an Ferdinand von Steyermark zu bringen, weil die Jesuiten dann der Ausrottung des Protestantismus ganz sicher sein konnten. Schon auf dem Krönungstage des Kaisers Matthias zu Frankfurt (Juni 1612) hatten daher der päpstliche Nuntius und der spanische Gesandte durch Khlesel zu bewirken versucht, daß Matthias den Herzog von Steiermark zu seinem Nachfolger erkläre. Sie hatten die geistlichen Kurfürsten für diesen Plan gewonnen und auch Maximilian von Tyrol arbeitete in Frankfurt für Ferdinand. Weil damals der Kaiser noch Erben zu erwarten hatte, konnten Khlesel und Andere der Forderung durch die Erklärung ausweichen, daß dem Kaiser vielleicht noch ein Prinz werde geboren werden. Vierthalb Jahre nachher war um so weniger Grund zu zögern, als Matthias von Tage zu Tage schwächer und kränklicher ward. Der Erzherzog Maximilian unternahm daher in harter Winterszeit eine Reise zu seinem Bruder Albrecht in die Niederlande und von dort nach Prag, um seine und seines Bruders Entsagung dem Kaiser vorzulegen. Khlesel konnte öffentlich nichts einwenden, da die Erzherzoge einig waren und der Papst, sowie nach einigem Zögern der König von Spanien, Philipp III., sich für den Plan erklärten; er wußte aber auf eine sehr schlaue diplomatische Weise durchzusetzen, daß der Beschluß aufgeschoben wurde. Das ganze Jahr 1616 hindurch ward unterhandelt und kabalirt und Khlesel gerieth in nicht geringe Verlegenheit. Endlich gab Matthias dem Andringen nach.

Auffallend ist es, daß Matthias das Nachfolge-Recht Ferdinand's gerade in Böhmen zuerst zur Anerkennung brachte, wo man doch am heftigsten gegen den Verfolger aller nicht der römischen Kirche angehörenden Christen erbittert war. Im Juni 1617 erklärte der Kaiser den zu Prag versammelten böhmischen Ständen: „Er habe beschlossen, weil er und seine Brüder ohne Erben seien und Maximilian und

Albrecht der Erbfolge entsagt hätten, seinen Vetter, den Erzherzog Ferdinand, an Sohnes Statt anzunehmen. Die Stände möchten dies genehmigen und, im Fall er unbeerbt sterbe, den Erzherzog als König und Herrn annehmen und sich über einen zur Krönung festzusetzenden Tag vereinigen." Dem widersprachen zwar Graf Heinrich Matthias von Thurn, Leonhard von Fels und Andere, indem sie behaupteten, eine solche Verkündigung könne nur auf einer allgemeinen Versammlung der Stände von Böhmen, Mähren, Schlesien und der Lausitz gemacht werden; viele Mitglieder nahmen aber den Vorschlag an. Die meisten gingen freilich sogleich auf ihre Güter. Der Erzherzog Ferdinand wurde darauf als des Matthias erklärter Nachfolger anerkannt. Man machte ihm jedoch folgende Bedingungen: Er müsse den Ständen die gewöhnliche Pflicht und den Eid leisten und alle Rechte und Privilegien, welche jemals den Einzelnen oder der Gesammtheit gewährt worden waren, bestätigen; er müsse außerdem gleich bei der Krönung den Ständen einen Revers darüber ausstellen, daß er sich während der Lebzeiten des Matthias ohne Bewilligung desselben und ohne Befragung der obersten Landesbeamten, Land-Rechtsbeisitzer und Hof- und Kammerräthe, sowie zweier ständischen Abgeordneten aus jedem Kreise und sechs anderen von Prag und den übrigen Städten durchaus keine Regenten-Handlung erlauben werde. Ferdinand ertheilte sogleich eine schriftliche Bewilligung dieser Forderungen; er wurde hierauf am 9. Juni 1617 als König von Böhmen ausgerufen und am 29. Juni mit großer Feierlichkeit gekrönt; im September empfing er die Huldigung der Schlesier zu Breslau.

Wie wenig Ferdinand geeignet war, den Frieden der Erbstaaten und die Ruhe Deutschland's in einer Zeit zu erhalten, als Alles darauf ankam, die beiden Formen christlicher Religion auf gleiche Weise zu schützen und zu schonen und die Anhänger derselben innerhalb der ihnen vorgeschriebenen Schranken zu halten, zeigte sich gleich darauf, indem er eine Heirath, zu welcher er Neigung hatte, blos der Religion wegen nicht einging. Im Herbst 1617 unternahmen Matthias, Maximilian und der neue König Ferdinand in Begleitung des Kardinals Khlesel eine Reise nach Dresden, wo sie glänzend bewirthet wurden und wo es ihnen gelang, den Kurfürsten ganz für Oestreich zu gewinnen und dadurch die Wahl Ferdinand's zum deutschen Kaiser zu sichern. Hier lernte Ferdinand die noch junge Wittwe des verstorbenen Kurfürsten Christian's II., eine Schwester Christian's IV. von Dänemark, kennen. Dieser gab er so auffallende Beweise seiner Zuneigung, daß Jedermann glaubte, er werde ihr seine Hand anbieten, da er im vorhergehenden Jahre seine Gemahlin, die baierische Prinzessin Maria Anna, verloren hatte. Er fürchtete aber wahrscheinlich, durch die Heirath der

eifrig lutherischen dänischen Prinzessin in seinem gegen den Protestantismus entworfenen Feldzugsplane gestört zu werden. Uebrigens wurde er nach seiner Rückkehr aus Dresden ohne besondere Schwierigkeiten auch in Mähren und der Lausitz, sowie am 1. Juli 1618 auch in Ungarn als erklärter Nachfolger des Kaisers Matthias anerkannt.

Am 31. October 1617 und an dem folgenden Tag wurde in den protestantischen Ländern Deutschlands das hundertjährige Jubelfest der Reformation, von der Veröffentlichung der Thesen Luther's in Wittenberg an gerechnet, feierlich begangen. Gleich nach der Abreise der östreichischen Fürsten aus Dresden erließ der Kurfürst von Sachsen eine Aufforderung dazu, weil das Licht des Evangeliums nunmehr 100 Jahre lang hell geschienen. Auf den 10. November desselben Jahres hatte der Papst Paul V. einen Jubeltag ausgeschrieben; da nun in den katholischen Ländern der gregorianische, in den protestantischen noch der julianische Kalender galt, so fielen beide Festtage zusammen. Die evangelischen Stände Deutschlands konnten sich nämlich nicht entschließen, eine Verbesserung, die vom Papst ausging, anzunehmen, obwohl ein so großer Astronom und guter Protestant, wie Kepler, sie empfahl; erst im Jahr 1700 fand der gregorianische Kalender bei den deutschen Protestanten Eingang, in England erst 1752, in Schweden 1753 *).

In Böhmen zuerst gab sich die Unzufriedenheit mit der Ernennung des Jesuiten-Freundes und Ketzer-Verfolgers zum Nachfolger im Reiche durch gesetzwidrige Handlungen zu erkennen, und zwar gerade weil die Katholiken unvorsichtig triumphirten und auf ihren Gütern die Protestanten beeinträchtigten. Als Matthias aus Prag nach Preßburg gereist war, hatte er sieben katholische Herren, unter welchen auch der fanatische Wilhelm Slawata und Jaroslaw Borzita von Martinitz waren, und drei Protestanten oder vielmehr Utraquisten zu Statthaltern eingesetzt. Ferdinand selbst, welcher alle Manieren eines großen Herrn und eines Jesuiten hatte und der, wenn er wollte, freundlich und herablassend mild sein konnte, hatte die Böhmen, denen weder Rudolf noch Matthias je gefallen hatten, für sich eingenommen;

*) Gregor XIII. hatte in Folge eines Beschlusses des Conciliums von Trident, auch durch die Fortschritte der Astronomie veranlaßt, eine Ausgleichung des Unterschiedes zwischen dem julianischen Kalender und dem wirklichen Stande des Jahreslaufes feststellen lassen (s. Bd. III. S. 262). In Folge dessen ordnete er an, daß im October des Jahres 1682 zehn Tage ausgelassen würden. In Folge dessen laufen von dieser Zeit an bis ins 18. Jahrhundert zwei Datirungen neben einander, welche in Urkunden und Geschäftsbüchern zuweilen mit dem Beisatze „alter Styl“ (a. S.) oder „neuer Styl (n. S.) bezeichnet werden. In Rußland besteht bekanntlich noch heute der julianische Kalender, der gegenwärtig um nahe an 13 Tage hinter dem unsrigen zurück ist.

die Geistlichen und die Grundherren seines Glaubens verdarben aber wieder Alles. Die Errichtung von neuen protestantischen Kirchen und Begräbnißplätzen war im Majestätsbriefe für königliche Städte ausdrücklich zugestanden worden; von einem gleichen Rechte für dissentirende Bewohner geistlicher Territorien war nichts erwähnt. Dies gab den Besitzern der Letzteren einen Anhalt. Sie nahmen gleich nach seiner Abreise so wenig Rücksicht auf die nach protestantischer Auffassung Allen zugesicherte Religionsfreiheit, daß Wolfgang Selender Prossowitz, Abt von Braunau, die auf seinem Gebiete neu erbaute protestantische Kirche verschließen und die Vorsteher der Gemeinde, welche sich dessen geweigert hatten, verhaften ließ. Der Erzbischof von Prag, Johann Lohelius, ging noch weiter; er befahl, die Kirche zu Kloster Grab völlig zu schleifen. Beide behaupteten, Matthias habe dies gebilligt, indem sie als Grundherren auf ihrem eigenen Gebiete dazu berechtigt seien. Dies reizte den utraquistischen Theil der Stände, welcher hierauf, ohne die katholischen Stände zur Theilnahme aufzufordern, am 6. März 1618 eine außerordentlich zahlreiche Versammlung hielt und durch dieselbe nicht nur die Erklärung, daß der Kaiser kein Recht gehabt habe, den geistlichen Herren das, was sie gethan hätten, zu erlauben, aussprechen, sondern auch eine heftige Beschwerdeschrift bei dem Kaiser einreichen ließ. Zugleich verabredeten sie eine weitere Versammlug auf den 21. Mai. Diese Schritte nahm der Kaiser übel oder vielmehr er gedachte jetzt, wo er Alles, was er gewollt, erlangt habe, den Ketzern nicht weiter nachzugeben. Matthias ließ den Statthaltern befehlen, diejenigen Stände, welche eigenmächtig die erwähnte Versammlung berufen hätten, vorzufordern und ihnen in seinem Namen zu erklären, sie hätten den Majestätsbrief und andere Privilegien mißbraucht. Unglücklicher Weise war eine Drohung beigefügt, welche Matthias damals offenbar nicht ausführen konnte; es hieß nämlich, die Haupt-Personen bei den letzten Versammlungen sollten als Aufrührer betrachtet werden.

Um dieselbe Zeit war der hitzige und heftige Graf Heinrich Matthias von Thurn tödtlich beleidigt worden. Man hatte ihm nämlich im October 1617 das früher von Slawata, seit Jahren aber von ihm verwaltete Burggrafen-Amt zu Karlstein, mit welchem die Verwahrung der böhmischen Krone und der Freiheitsbriefe des Königreiches verbunden war, entzogen und es dem Geheimrath Martinitz verliehen. Dies verschaffte dann den Unzufriedenen den Vortheil, einen Anführer zu erhalten, der eine persönliche Rache auszuführen hatte, obgleich derselbe freilich als Anführer im Kriege fast stets unglücklich war. Wir können in Schiller's poetische Auffassung von Thurn's Charakter und Thaten nicht einstimmen; wir wollen aber auch in Zeiten, wie

die unserigen sind, nichts gegen dieselbe einwenden. Der Graf von Thurn wird von uns besonders darum erwähnt, weil er bei dem Widerstande der Mehrheit der Stände gegen die kaiserlichen Rescripte an die Statthalterschaft die Hauptrolle erhielt. Am 21. Mai traten die Stände verabredeter Maaßen in Prag zusammen, wurden aber sogleich vor die Statthalter beschieden, um ein neues kaiserliches Schreiben zu vernehmen. In diesem war mitgetheilt, die Zusammenkunft sei vorerst nicht zu halten und die Stände sollten vermahnt werden, sich an ihren Rechten genügen zu lassen und fremder Sachen sich nicht anzumaaßen. Am 22. Mai beschlossen nun die Stände, wegen dieses Schreibens Rechenschaft zu fordern; sie glaubten ohnedies, verdächtige Maaßregeln wahrzunehmen; außerdem waren Viele der Meinung, das Schreiben sei von den Statthaltern selbst veranlaßt oder gar betrüglicher Weise geschmiedet. Mittwoch den 23. befanden sich nur der Oberst-Burggraf Adam von Sternberg, nebst Wilhelm Slawata, Jaroslaw von Martinitz und Diepold von Lobkowitz auf dem Schlosse. Gegen Mittag zogen die utraquistischen Stände, von einer großen Zahl vollständig zum Kriege gerüsteter Leute umgeben, geradezu auf das Schloß, in welchem die vier Statthalter ihrer warteten. Die ersten Herren des Reiches erschienen bei dieser Gelegenheit in Waffen, ließen das Schloß besetzen und berathschlagten im sogenannten grünen Zimmer, was sie den vier Statthaltern sagen wollten. Diese Berathung benutzte der Graf von Thurn, um den von Natur heftigen böhmischen Herren mit Beziehung auf den Fanatismus, welchen Slawata und Martinitz seither bewiesen hatten, darzuthun, daß, so lange diese beiden Fanatiker am Leben wären, nichts als Verfolgung zu erwarten sei. Seine Vorstellungen fanden Gehör. Als die Herren hierauf in den Saal eintraten, begehrte zuerst Paul von Rzizan Rechenschaft wegen des kaiserlichen Schreibens. Der Oberst-Burggraf redete ihnen freundlich zu, sie möchten von ihrem gewaltsamen Auftreten abstehen. Leonhard Kolon von Fels erwiderte ihm, sie hätten gar nichts gegen ihn und gegen Diepold von Lobkowitz, ihre Beschwerde gelte ganz allein den Herren von Slawata und Martinitz. Hierauf entstand ein furchtbares Gezänk und endlich verlas Rzizan eine Erklärung der Utraquisten vom Jahr 1609, worin bereits die letzteren Beiden für Feinde des allgemeinen Wohls erklärt wurden. Unmittelbar nachher rief Wenzel von Ruppowa: „Werft sie nach alt-böhmischer Sitte zum Fenster hinaus!" Sogleich drängte sich eine Anzahl der Herren um den Oberst-Burggrafen, und den Groß-Prior Diepold von Lobkowitz und führten sie am Arm aus dem Saale, während Martinitz und Slawata in demselben zurückblieben. Diese Beiden erschöpften sich vergebens in Vorstellungen. Wilhelm von Lobkowitz und vier andere Magnaten packten

den Ersteren und warfen ihn zum Fenster hinaus, welches mehr als 50 Fuß über dem Schloßgraben lag. Sie standen, nachdem dies geschehen war, ganz betroffen da. Nun führte Graf Thurn ihnen auch den Slawata zu, indem er ausrief: „Edle Herren, da habt ihr den Anderen!" Dieser hielt sich an der Fensterbrüstung fest, wurde aber so lange auf die Hand gehauen, bis er losließ und hinabstürzte. Dann warf man auch den Geheimschreiber Philipp Fabricius hinunter. Alle drei wurden wie durch ein Wunder gerettet, indem, wie es heißt, gerade unter dem Fenster ein Haufen zerrissener Papiere und weichen Sandes lag; auch von den Schüssen, die man ihnen nachsandte, wurden sie nicht getroffen. Der Geheimschreiber stand sogleich wieder auf den Beinen, eilte nach seiner Wohnung in der Altstadt und von da nach Wien, wohin er dem Kaiser, welcher damals am Podagra krank lag, die erste Nachricht von dem Vorgefallenen brachte.*) Martinitz und Slawata wurden von dem Domherrn Kotwa und einigen herbeieilenden Bedienten aufgehoben und in das Haus des Oberst-Kanzlers von Lobkowitz gebracht. Sie wurden zwar von dem Grafen Thurn und seinen Leuten auch dort aufgesucht; aber die Beredsamkeit und Schönheit der Polyxena von Lobkowitz schützte die Mißhandelten, welche sie in das Bett hatte bringen lassen. Martinitz rettete sich verkleidet in Gesellschaft eines Wundarztes nach Regensburg; Slawata, den man wegen einer schweren Verletzung am Kopfe einen Wundarzt gestattete, wurde in einem Hause bewacht.

Unmittelbar nach dieser gewaltsamen That vom 23. Mai 1618 wurde der Aufstand förmlich organisirt und, ohne den Kaiser zu fragen, eine ständische Regierung für Böhmen eingerichtet, sowie an einer Verbindung mit dem protestantischen Theile von Ungarn und mit den protestantischen Ständen Oestreich's gearbeitet. Die ganze Sache ward von dem Grafen Thurn betrieben, welcher an der Spitze der bewaffneten Macht stand. Die böhmischen Stände versammelten sich nämlich am Tage nach dem erwähnten Vorfall auf dem Schlosse, erwählten aus ihrer Mitte 30 Directoren der Staatsangelegenheiten und bevollmächtigten dieselben, die inneren wie die auswärtigen Angelegenheiten von Böhmen selbstständig zu leiten. Diesen Directoren mußten der Schloßhauptmann Dionysius Czernin von Chudenitz und die Magistrate der drei Stadttheile von Prag den Eid der Treue leisten. Sodann veröffentlichten die neuen Machthaber eine Rechtfertigungsschrift (Apologie), die sie dann auch dem Kaiser zusandten. Am 1. Juni wurden alle Jesuiten aus dem Lande verwiesen, als eine giftige Secte, welche zwischen Obrigkeit und Unterthanen Feindschaft stifte.

*) Er wurde in den Adelstand erhoben und erhielt den Namen von Hohenfall.

Als die Nachricht von diesen Ereignissen nach Wien kam, erhob sich ein Sturm gegen den Kardinal Khlesel, weil er aus persönlichen Absichten und Rücksichten bisher allen Bestrebungen der Jesuiten, der Spanier und der Erzherzoge Maximilian und Ferdinand entgegengewirkt hatte. Aus dem, was neulich Herr von Hammer in seinem Leben Khlesel's aktenmäßig zusammengestellt hat, geht selbst bei einer nur flüchtigen Durchlesung der großen Masse von Auszügen aufs Deutlichste hervor, theils wie groß Khlesel's Talente waren, theils wie unumschränkt er regierte, theils wie bösartig und arglistig seine Natur war. Selbst in dem Augenblicke als nachher Thurn böhmische Truppen an die östreichische Grenze ziehen ließ und Ferdinand, der sich in Preßburg befand, darauf bestand, daß die Empörung der Böhmen augenblicklich ganz niedergeschlagen werde, spielte Khlesel, welcher insgeheim alle übrigen Minister gegen sich hatte, eine sonderbare Rolle. Er wollte sich zugleich die Gunst der Böhmen sichern und dem Nachfolger seines Herrn, welcher Letztere unmöglich mehr lange leben konnte, keinen Anstoß geben. Um den beiden Erzherzogen zu gefallen, rieth er auf der einen Seite in seinem Gutachten sehr dazu, daß man den Aufstand eilig und kräftig unterdrücke; andererseits schickte er aber Abgeordnete nach Böhmen und ließ im Namen des Kaisers nicht nur die Aufrechthaltung des Majestätsbriefes versprechen, sondern auch durch den Geheimrath Khaun, Thurn's Schwager, mit diesem über die gütliche Beilegung des Streites unterhandeln. Als nachher der Erzherzog Maximilian, welcher in Wien auf den Kardinal einen Schuß hatte richten lassen, der aber diesen nicht traf, die Kriegsrüstung gegen die Böhmen sehr eifrig betrieb, that Khlesel immer alles Mögliche, um dieselbe zu hemmen oder zu vereiteln. Man beschloß also, ihn von Matthias zu entfernen.

Aus den Acten über die Art, wie Khlesel in dem Augenblicke, wo es Entscheidung galt, unterhandelte und sich des armen kranken Matthias gegen Maximilian und gegen den König Ferdinand bediente, geht allerdings deutlich hervor, daß der Kardinal rasch und plötzlich entfernt werden mußte, wenn anders die alte Staats-Religion auf die Weise aufrecht erhalten werden sollte, wie Maximilian, Ferdinand, der spanische Gesandte Graf Ognate, der Nuntius und die Jesuiten wollten. Dies schien um so dringender, da Khlesel in dem Augenblicke, wo ein Befehlshaber des gegen Böhmen bestimmten Heeres bis zum Eintreffen des eigentlichen Führers, des Grafen Boucquoi, ernannt werden sollte, die Ernennung von Thurn's Freund, Geheimrath Khaun, bewirkte. Es wurde daher in einer Berathung, welche Ferdinand und Maximilian mit dem spanischen Gesandten hielten, die gewaltsame Entführung des Kardinals beschlossen. Nach den gewöhnlichen Nachrichten hatten

sie dazu die Einwilligung des Papstes erhalten; Hammer hat aber bewiesen, daß dies ungegründet ist, wenn auch der Nuntius im Geheimnisse war. Der Kardinal hatte den König Ferdinand schon bei dessen Krönung in Preßburg dadurch erbittert, daß er in die Krönungs-Acte eine Clausel eingeschoben hatte, nach welcher Ferdinand vor dem Tode des Matthias zu keiner Regenten-Handlung berechtigt sein sollte. Er hatte deshalb schon auf dem Wege von Preßburg nach Wien aufgehoben werden sollen, was jedoch durch einen Zufall vereitelt worden war. In Wien mußte ihm der Nuntius das Ausweichen unmöglich machen. Ferdinand und Maximilian machten ihm am 19. Juli 1618 einen Besuch und nöthigten ihn so zu einem Gegenbesuch auf der Hofburg. Diesen machte Khlesel am folgenden Tage in Begleitung des Nuntius, welcher ihn mit in seinen Wagen nahm und welcher zwar nicht offiziell, aber gewiß in vertraulicher Weise von dem, was geschehen sollte, unterrichtet war. Der Nuntius kehrte sogleich wieder nach Hause zurück. Als der Kardinal bei Hofe anlangte, waren Ferdinand, Maximilian und der spanische Gesandte in den inneren Zimmern. Das Vorzimmer ward unmittelbar nach dem Eintritte des Kardinals verschlossen, und er so von seinem Gefolge getrennt. Im Vorzimmer fand er seine drei ärgsten Feinde, den Freiherrn von Preuner, welchen er mehrere Male vergebens zu stürzen versucht hatte, den Obersten Dampierre und die Kammerherren Collalto und Montecuculi. Er ward sogleich in ein Nebenzimmer gebracht, wo ihm der Freiherr von Preuner erklärte: das ganze kaiserliche Haus habe sich mit Matthias und dem Papste dahin verständigt, ihn seiner Unthaten und schlecht geführten Regierung wegen nicht länger am Hofe zu dulden; er solle also seinen Kardinals-Hut und Mantel mit einem schwarzen Hut und Rock vertauschen und den beiden Kammerherren folgen. Khlesel protestirte; allein Dampierre antwortete ihm in dem rohen Tone, welcher zum Unglück Deutschlands nachher 30 Jahre lang militärischer Ton blieb und in den meisten Orten sich bei der Polizei und den Kriminal-Gerichten erhalten hat: „Du ehrvergessener loser Bub', deine bösen Stücke können dir ferner nicht passirt werden; wirst du nicht gehorsamen, so wird man dir Anderes weisen.“ Khlesel mußte hierauf schwarze Kleidung anziehen und ward durch einen verborgenen Gang der Hofburg auf die Bastei geführt, über welche Erzherzog Maximilian vier Tage vorher einen besonderen Fahrweg nach dem Schotten-Thor hatte anlegen lassen. Von dort wurde der Kardinal durch den Herrn von Preuner in einem sechsspännigen Wagen unter dem Geleite von 200 von Dampierre angeführten Reitern bis Schottwein gebracht. Khlesel sagte bei dieser Gelegenheit zu Preuner: „Der Herr freut sich meines Unheils, aber das seine blüht gewiß.“ Von Schottwein wurde

er in einer von Reitern umgebenen Sänfte durch Steiermark und Kärnthen nach Tyrol gebracht. Acht Tage nach seiner Abführung aus Wien befand er sich auf seines Feindes Maximilian Schloß Ambras in Tyrol, ehe irgend jemand in Wien wußte, wohin er gekommen sei. Der Kaiser Matthias hatte Alles geschehen lassen müssen; er wollte jedoch ungeachtet seiner Schwäche und Ohnmacht den Freiherrn von Preuner nicht um sich dulden, weil derselbe als kaiserlicher Diener sich hatte gebrauchen lassen, den Kardinal gegen des Kaisers Willen von seiner Seite zu reißen. Ferdinand selbst theilte dem kranken Kaiser eine Stunde nach Khlesel's Abreise den Hergang mit; die Kaiserin erwiderte darauf, sie sehe wohl, daß ihr Gemahl ihm zu lange lebe. Doch wurde eine Anklage-Acte gegen den Gefangenen aufgesetzt und eine Schrift unter dem Titel: „Kardinal Khlesel's Verbrechen" veröffentlicht. Er selbst erklärte, seine Sache völlig dem Papst anheim zu stellen, wurde im Jahr 1622 nach Rom gebracht und blieb acht Monate lang unter Aufsicht in der Engelsburg, worauf er seine Freiheit erhielt. Im Jahre 1628 kehrte er nach Wien zurück; der Zorn gegen ihn hatte sich bei völlig veränderten Umständen gelegt und er blieb in Ehren bis zu seinem Tode (1630).

Die Böhmen, bei welchen nur noch drei Städte, Pilsen, Budweis und Krummau, dem Kaiser getreu geblieben waren, hatten unterdessen, obgleich die Stände von Mähren nicht gemeine Sache mit ihnen machen wollten, ein bedeutendes Heer gerüstet. Sie hatten sowohl die Vermittelung der mährischen Stände, welche drei Gesandte nach Prag schickten, als auch die ganz sonderbarer Weise ihnen angebotene Vermittelung des Königs Ferdinand abgelehnt, und drangen jetzt nach Oestreich vor. Matthias wurde endlich so lange gestachelt und Ferdinand nahm sich der Angelegenheiten mit und ohne Willen des Kaisers so kräftig an, daß zwei Heere aufgestellt wurden. Diese bestanden, da man sich weder auf Oestreich noch auf Ungarn, Mähren oder die Lausitz recht verlassen konnte, aus Miethlingen, welche mit spanischem Gelde geworben worden waren. Den Oberbefehl über das Ganze erhielt einer der von Spinola gebildeten Generale, der im Hennegau geborene Wallone Karl Longueval, Graf von Boucquoi. Unter ihm führte der Lothringer Heinrich Duval, Graf von Dampierre, ein zweites Heer. Sowohl Matthias als Ferdinand bestürmten gleich anfangs den Herzog Maximilian von Baiern, daß derselbe, weil es der alleinseligmachenden Religion gelte, sie mit Geld und Truppen unterstütze. Maximilian vertröstete den Kaiser damit, daß er ihm helfen werde, sobald die anderen Fürsten das Gleiche thäten; dem König Ferdinand aber ließ er auf seine scheinbar sehr herzlichen und brüderlich feurigen Briefe durch die Kanzlei antworten. Maximilian war

kein blinder Fanatiker; er war ein Diplomat und wollte warten, bis er die Noth seines brüderlichen Freundes benutzen könne, um sein Gebiet zu erweitern. Dieser Fall mußte nothwendig bald eintreten, da Ferdinand weder Geld noch Truppen, Maximilian dagegen die Kasse der Liga und ein auf Kosten derselben geworbenes, gut organisirtes und ganz vortrefflich angeführtes stehendes Heer hatte.

Die Böhmen wandten sich an den jungen Kurfürsten Friedrich V von der Pfalz, um durch ihn in einer Religions-Sache die Unterstützung der protestantischen Union zu erhalten, deren Director er war. Christian von Anhalt, Friedrich's Mit-Director und sein Statthalter in der Ober-Pfalz, ein ganz leerer Mann, der aber von Friedrich als väterlicher Rathgeber und Freund geachtet wurde, hatte, ebenso wie dieser, romantische und poetische Ansichten vom politischen Leben. Er hatte den jungen Fürsten schon zu manchen Plänen und Reisen für luftige politische Projecte bewogen, und wollte jetzt auch den böhmischen Aufstand für die Union und für den Protestantismus benutzen. Es zeigte sich nur zu bald, daß Beide, Friedrich und Christian, weder im Rathe dem König Ferdinand gewachsen waren, noch im Kriege dem Herzoge Maximilian von Baiern die Wage halten konnten. Die Union berathschlagte im Juni 1618 auf einer Versammlung zu Karlsburg und im Oktober desselben Jahres auf einer anderen zu Rothenburg an der Tauber über die böhmischen Angelegenheiten; die einzige Hülfe aber, die sie der Sache des Protestantismus gewährten und bei der elenden inneren Organisation des Bundes, sowie bei der egoistischen Politik der Lutheraner, besonders der Fürsten von Hessen-Darmstadt und Kur-Sachsen, gewähren konnte, bestand in leeren Versprechungen.

Im August 1618 rückten Boucquoi und Dampierre mit ihren Banden in Böhmen ein; sie erbitterten aber das ganze Land durch ihre gegen Lutheraner und Utraquisten verübten Grausamkeiten und durch unerhörte Gräuelthaten, gleich denen, welche Tilly und Wallenstein bald nachher in ganz Deutschland begingen. Dampierre wurde von Thurn bei Czaslau und dann im September noch einmal bei Lomnitz geschlagen. Auch Boucquoi, welcher gerades Weges nach Prag ziehen wollte, ward bei Budweis vom Grafen Thurn zurückgeworfen; doch verharrte Budweis im Widerstande, während Krummau sich bereits den böhmischen Truppen ergeben hatte. Für die böhmische Sache nahmen die Stände von Schlesien Partei, obwohl der Kaiser ihnen eröffnet hatte, der Handel stehe mit Religions-Angelegenheiten in keinem Bezug, und obwohl der König Sigismund Wasa von Polen sie mit Ernst von jeder Betheiligung abmahnte. Im Oktober schickte auch die Union Hülfe, indem sie den Grafen Ernst von Mansfeld bewog, sich mit den 1000 Reitern, welche er geworben hatte, den Böhmen in

Sold zu geben. Ernst von Mansfeld war der Bruder des Grafen Karl von Mansfeld, welcher zugleich mit dem Vater, Peter Ernst, in den Niederlanden lange Zeit hindurch für Spanien und Oestreich gegen den Protestantismus und gegen die Freiheit mit gutem Erfolg Krieg geführt hatte. Auch Ernst selbst hatte zuerst in den Niederlanden und im Elsaß nach Art der Condottieri an der Spitze von Banden für Oestreich gestritten, nachher aber Partei und Religion gewechselt. Hierauf diente er dem Herzog von Savoyen gegen Spanien, bis dieser Fürst sich durch die Einwirkung Frankreichs, das unter Maria von Medicis ganz auf spanischer Seite stand, zum Frieden genöthigt sah. Doch hatte derselbe sich mit dem Fürsten Christian, der im Namen der Union unterhandelte, in Verbindungen eingelassen, die er keineswegs ganz aufzugeben gedachte. Er beauftragte also den Grafen Ernst, mit savoyischem Gelde in Deutschland Truppen zu werben, die er gelegentlich der Union überlassen solle. Die 1000 Reiter, welche Mansfeld geworben hatte, schickte jetzt der Herzog von Savoyen dem Kurfürsten von der Pfalz als dem Haupte der Unirten zu, und dieser überließ sie, nach geheimen Unterhandlungen, welche Breyer in Maximilian's Leben näher bezeichnet hat, den Böhmen. An der Spitze seiner Banden eroberte Mansfeld am 21. November 1618 die Stadt Pilsen, welche nächst Prag die bedeutendste in Böhmen war, nach langem Widerstande. Er gründete durch diese Eroberung nicht nur seinen Kriegsruhm, sondern er verlieh dadurch auch dem Aufstande Festigkeit.

Die Lage des Kaisers ward von Tage zu Tage bedenklicher. Zwar hatte ihm Philipp III. von Spanien 300,000 Kronen Subsidien geschickt und ließ auch seine Truppen in Italien in Bereitschaft halten; allein die Schlesier schickten, obgleich sie den Abfall der Böhmen nicht billigten, 2000 Mann Fußvolk und 1000 Reiter, wie sie erklärten, einzig zur Vertheidigung der evangelischen Religion, und zu gleicher Zeit nahmen die östreichischen Stände, unter welchen der protestantische Theil überwiegend war, eine Stellung ein, die weniger dem Kaiser als den Böhmen günstig war. Die Stände gestatteten nämlich nicht, daß in ihrem Lande für den Kaiser geworben und Schieß- und Mund-Vorrath für das Heer desselben durch Oestreich nach Böhmen gebracht werde. Sie sperrten alle Grenzen, mit Ausnahme der böhmischen, und gaben dem Kaiser statt der geforderten Hülfe blos guten Rath. Als Boucquoi in Oestreich Winter-Quartiere beziehen wollte, folgten ihm die Böhmen unter dem Grafen Joachim Schlick auf dem Fuße nach und nahmen ihm nicht nur alles Vieh und alle gemachte Beute ab, sondern bemächtigten sich auch der 70,000 Gulden, welche in der Kriegskasse waren. Sie drangen sodann in Oestreich selbst ein und eroberten Swietla durch nächtlichen Ueberfall.

Im Winter versuchte König Sigismund III. von Polen durch Drohungen, sowie Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen durch freundliche Vorstellungen, die Böhmen zur Niederlegung der Waffen zu bewegen. Den Letzteren hatte Ferdinand selbst ermächtigt, zum Behufe der Ausgleichung einen Waffenstillstand auf zwei Monate zu verabreden und nöthigenfalls zu verlängern. Die Drohungen des Polen-Königs wurden von den siegenden Böhmen verachtet und die Bemühungen des sächsischen Kurfürsten durch Thurn und Fels, welche ganz mit den Habsburgern brechen wollten, vereitelt. Eine Versammlung zu Eger, welche der Kurfürst auf den 4. April angesetzt hatte und bei der auch schlesische Gesandte erscheinen sollten, kam nicht zu Stande, weil kurz vor dem bestimmten Tage die Nachricht ankam, daß Matthias plötzlich an einem Schlaganfalle gestorben sei (20. März 1619).

Durch den Tod des Kaisers Matthias wurden die Angelegenheiten des Habsburgischen Hauses bedenklicher als je, da im October 1618 auch Maximilian von Tyrol gestorben war und folglich Ferdinand II., gestützt auf die Jesuiten, die Spanier und den Papst, allein den Protestanten Ungarns, Böhmens, Oestreichs, Mährens und Schlesiens gegenüber stand. Der eigentliche Nachfolger in der Herrschaft über Oestreich war der in den Niederlanden lebende kinderlose Erzherzog Albrecht als einziger noch lebender Bruder des Kaisers Rudolf; dieser nahm auch die Regierung an, übertrug sie aber alsbald seinem Neffen Ferdinand. Hier fand es sich nun, daß selbst die östreichischen Stände Schwierigkeiten erhoben. In Böhmen aber befand sich nur noch eine einzige böhmische Stadt (Budweis) in der Gewalt der Oestreicher, als die Krone an Ferdinand kam. Der neue Herrscher ließ daher den Böhmen zuerst sehr vortheilhafte Vorschläge machen, deren Ablehnung von Seiten der Letzteren nur dadurch entschuldigt werden konnte, daß man behauptete, die Erfahrung habe bewiesen, daß Fürsten, welche von den Jesuiten geleitet würden, nicht verpflichtet zu sein glaubten, Ketzern Wort zu halten. In dieser Weise hatte allerdings kurz vorher Ferdinand selbst in Steiermark, Kärnthen und Krain gehandelt, als er, ungeachtet aller Zusicherungen und bestehenden Ordnungen, die Protestanten vertilgte. Ebenso hatte auch Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg, trotz aller getroffenen Anordnungen seines Vaters und trotz seiner eigenen Betheuerungen, sowohl in Jülich und Berg, als in Neuburg den Protestantismus gewaltsam beeinträchtigt. Dessenungeachtet würden die Böhmen eine Aussöhnung wenigstens versucht haben, wenn nicht Thurn und Fels einen überwiegenden Einfluß auf die 30 Directoren gehabt hätten, welche damals im Namen der Stände Böhmen beherrschten. Ferdinand hatte, da er die Directoren nicht wohl sogleich förmlich anerkennen konnte, zuerst an die Statthalterschaft geschrieben

und sich zu Allem, was Rechtens sei, erboten; da aber die Statthalterschaft, sowie die Beamten, an welche er sein Schreiben richtete, und die er in demselben bestätigte, nicht mehr existirten — der Burggraf von Sternberg war abgesetzt, der Kanzler Diepold von Lobkowitz nebst 27 anderen Herren verbannt worden — so ließ er durch den Ober-Landes-hofmeister Adam von Waldstein den Directoren ein ausführliches Schreiben übergeben, in dessen Aufschrift sie „die aus allen drei Ständen des Königreichs zu Prag versammelten Personen" genannt wurden. Als dieses Schreiben nicht beantwortet wurde, schickte Ferdinand an Sternberg eine Urkunde, in welcher er folgende Versprechungen machte: Er wolle den Majestätsbrief aufrecht halten lassen und den Böhmen das Recht der Königswahl, sowie alle ihre Privilegien und Herkommen, namentlich auch die mit Schlesien geschlossenen Verträge, bestätigen; er wolle ferner nicht nur den Utraquisten, sondern auch allen Anderen volle Religions-Freiheit gewähren und das Vergehen gegen Slawata und Martinitz nicht ahnden; er forderte sie auf, Abgeordnete nach Wien zu senden und erklärte, der Graf Boucquoi solle nichts Feindseliges gegen die Stände und deren Kriegsvolk unternehmen. Die Directoren wollten aber weder diese Urkunde annehmen, noch von einer Waffenruhe hören.

Jetzt begann Boucquoi, dessen Heer unterdessen durch Wallonen und Italiener verstärkt worden war, den Krieg in Böhmen wieder. Mansfeld, der ihn aufhalten sollte, war ihm nicht gewachsen und mußte zusehen, wie die Feinde eine böhmische Stadt nach der andern einnahmen. Thurn selbst war gegen Ende April von dem uneroberten Budweis aufgebrochen und hatte sich mit dem böhmischen Hauptheere nach Mähren gewendet, um zuerst diese Provinz und dann auch Oestreich innig mit den Böhmen zu vereinigen, besonders weil in Mähren an der Spitze des ständischen Heeres der Kardinal von Dietrichstein, Bischof von Olmütz, stand, welcher neben dem Fürsten von Lichtenstein und dem Freiherrn von Zierotin das Haupt der katholischen Partei war. Thurn besetzte in Mähren zuerst die Stadt Znaym, in welcher der protestantische Theil der Stände versammelt war, sowie nachher auch Brünn, Iglau und Olmütz, ließ den Bischof, so wie Lichtenstein und Zierotin in ihren Häusern bewachen und berief dann die katholischen und protestantischen Stände nach Brünn. Bei diesem Einfalle Thurn's in Mähren focht der bald darauf an der Spitze des kaiserlichen Heeres allen deutschen Fürsten so furchtbar gewordene Albrecht von Wallenstein an der Spitze eines einzigen Regiments mit solcher Tapferkeit gegen die Protestanten, daß er Ferdinand's Gunst in hohem Grade gewann*).

*) Wallenstein, eigentlich Waldstein, war 1583 aus einem utraquistischen

Als Mähren von Thurn's Truppen besetzt war, schloß der mährische Landtag eine Union mit den Böhmen, ernannte ein Directorium von 24 Personen, vertrieb die Jesuiten und bestellte in allen Städten ausschließlich Protestanten zu Herren des Rathes. Thurn marschirte hierauf nach Oestreich. Er erschien am 6. Juni 1619 vor Wien, wo sowohl die katholischen als die evangelischen Stände um Ferdinand versammelt waren. Dort war man durchaus nicht entschlossen, dem Feinde entgegen zu gehen, oder auch nur dazu gerüstet; denn wenn Thurn sogleich gestürmt hätte, so würde man keine 100 Soldaten gegen ihn haben gebrauchen können. Diesmal ward Ferdinand durch Unterhandlungen gerettet, und zwar nicht durch das Resultat derselben, sondern vielmehr durch das bloße Hin- und Herschicken und das lange Gerede. Thurn ließ sich nämlich ganze sechs Tage lang durch Unterhandlungen hinhalten. Inzwischen erfocht Boucquoi am 10. Juni in der Nähe von Budweis über Mansfeld einen vollständigen Sieg. Gerade einen Tag nachher erreichte die Bedrängniß Ferdinand's den äußersten Punkt. Die evangelischen Stände drangen darauf, daß er als Stellvertreter seines Vetters, des Erzherzogs Albrecht, seine Einwilligung zum Abschluß eines Bundes- und Schutzvertrages mit den Böhmen gebe. Zu diesem Zweck sandten sie in die Hofburg eine Deputation, welche im Vertrauen auf den vor der Stadt liegenden Grafen Thurn sehr drohend auftrat; besonders der Herr von Obergassing, Andreas Thonradt, benahm sich heftig und unartig*). Die Zögerung Thurn's aber hatte dem Grafen Dampierre die erforderliche Zeit

Geschlecht in Prag geboren, wurde aber nach dem Tode seiner Eltern von einem Oheim in das von Jesuiten geleitete Adelsconvict in Olmütz gebracht und fortan katholisch erzogen. Er machte schon früh große Reisen und studirte in Padua, wo er eifrig Astrologie trieb. Durch seine erste Gemahlin Lucretia von Landeck, die schon 1614 starb, kam er in den Besitz eines großen Vermögens. Seine erste bedeutende Waffenthat, die Rettung der Festung Gradiska, vollbrachte er in einem Kriege für Ferdinand von Steyermark gegen Venedig. Vor dem Ausbruch der böhmischen Unruhen vermählte er sich mit Elisabeth von Harrach. Das Regiment, welches er 1619 anführte, war von den mährischen Ständen geworben worden. Wallenstein trat jedoch entschieden kaiserlich auf, erkannte die Beschlüsse des Landtages nicht an, verachtete die Befehle der böhmischen Directoren und ließ seinen Vettern, den Herren von Waldstein, welche im böhmischen Heere dienten, melden, er wolle sie deswegen einmal mit Prügeln und Ruthen tractiren. Er beunruhigte Thurn's Heer, wo er nur immer konnte. Er mußte sich zwar bald durch die Flucht retten, nahm aber die ganze Kriegskasse (100,000 Gulden) mit nach Wien. Die mährischen Stände setzten ihn ab und drohten, sich wegen des Geldes an Dietrichstein zu halten. Ferdinand schickte dieses daher wieder zurück.

*) Die Angabe, daß er den König-Erzherzog am Knopf gefaßt und ihm zugerufen habe: „Nandel, wirst Du unterschreiben?" (Ferdinandule, non subscribes?) beruht nicht auf gleichzeitigen Meldungen.

gelassen, um nach Wien 500 Reiter unter dem Obersten Saint Hilaire zu schicken, welche gerade in diesem verhängnißvollen Augenblicke in die Burg eingelassen wurden. Die Deputation eilte weg und Ferdinand bewaffnete die katholischen Studenten und Bürger zu seiner Vertheidigung. Thurn verweilte zwar nachher noch einige Tage vor Wien und ließ auch die Stadt beschießen; er erhielt aber gleich darauf von den Directoren den Befehl, nach Prag zu eilen, weil diese Stadt nach Mansfeld's Niederlage von Dampierre und Boucquoi, welche sich vereinigt hatten, bedroht ward.

Ferdinand überließ die Leitung der Angelegenheiten vorerst seinem Bruder, dem unruhigen und räuberischen Soldatenfreund Leopold, welcher nach dem Tode des Erzherzogs Maximilian diesem in Tyrol nachgefolgt war, und eilte nach Frankfurt, wohin ihn die deutschen Kurfürsten auf den 10. Juli (1619) zur Kaiserwahl eingeladen hatten, da sie mit Recht keine Rücksicht auf die Protestation der Böhmen nahmen, die ihm die Führung der böhmischen Kurstimme aus dem Grunde streitig machten, weil er von ihnen nicht als ihr König anerkannt worden sei. Ferdinand, der auch den Kurfürsten von Sachsen für sich hatte, wurde am 28. August 1619 zum Kaiser gewählt und am 9. September gekrönt. Seine Wahl geschah wenige Tage nachdem er in Böhmen förmlich abgesetzt und ein Protestant an seiner Stelle erwählt worden war*).

In Böhmen war, nachdem Ernst von Mansfeld Pilsen erobert hatte, nur noch Budweis von Ferdinand's Truppen besetzt geblieben. Um diese Stadt zu erobern, wagten Ernst von Mansfeld und der Graf von Hohenlohe sich unvorsichtig gegen Boucquoi, welcher von Budweis aus durch Wallonen und Italiener verstärkt worden war, ins Feld. Sie wurden von diesem am 10. Juni bei Netolitz (Krummau) überfallen und erlitten eine schwere Niederlage, indem Boucquoi ihre Reiterei zusammenhieb, ihr Fußvolk zersprengte, ihr Gepäck und ihre Kriegskasse wegnahm. Hierauf besetzte das kaiserliche Heer eine Stadt nach der anderen. Dies bewog die Directoren, den Grafen von Thurn mit dem Hauptheere eilig nach Böhmen zurückzurufen. Thurn's Einfluß war damals so groß, daß die Directoren den weisen Rath Wilhelm's von Lobkowitz, die Umstände zu benutzen, um von Ferdinand alles das, was sie lange gewünscht hatten, zu erlangen, verschmähten und einen Landtag nach Prag beriefen. Auf diesem erschienen auch Abgeordnete von Mähren, Schlesien und der Lausitz. Auch die östreichischen protestantischen Stände beschickten denselben und traten der

*) Als die Kurfürsten und ihre Stellvertreter aus der Wahlkapelle in den Dom traten, kam eben die Nachricht von der Prager Königswahl an. Während der neugewählte Kaiser einem alten Brauch gemäß auf den Altar gehoben wurde, fiel ein Stück vom Domgebälke neben ihn auf den Boden.

Verbindung bei, welche damals zwischen Mähren, Schlesien und Böhmen geschlossen wurde. Das Letztere ward freilich nachher von den Oestreichern nicht gebilligt; sie beharrten aber doch dabei, indem sie ihre Mißbilligung nicht kund machten. Um sich der Hülfe der protestantischen Union zu versichern, faßten die Böhmen, welche den zu Nürnberg gehaltenen Bundestag derselben beschickten, am 19. August 1619 den raschen und übereilten Beschluß, Ferdinand der ihm unter Matthias ertheilten Rechte eines böhmischen Königs verlustig zu erklären.

II. Der dreißigjährige Krieg.

1. Bis zum Vordringen des Heeres der katholischen Liga an die Weser.

Die Böhmen und ihre Verbündeten, die Mähren, Lausitzer und Schlesier, säumten nicht, nach Ferdinand's Absetzung sogleich zu einer neuen Wahl zu schreiten. Diese lenkte Wilhelm von Ruppa, welcher als vortrefflicher Redner gepriesen wurde, aber offenbar ein schlechter Staatsmann war, auf den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz; mit in Vorschlag waren gebracht der Herzog von Savoyen, der König von Dänemark und der Kurfürst von Sachsen.*) Von diesem Augenblicke an schien es unvermeidlich, daß durch den Streit des Kaisers um die böhmische Krone die protestantische Union und die katholische Liga, der Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz und der Herzog Maximilian von Baiern in einen offenen Krieg geriethen. Keiner, der ein Urtheil hatte, konnte zweifeln, daß in diesem Falle die Sache der Protestanten unterliegen werde; denn Maximilian hatte ein geübtes stehendes Heer und die Kasse der Liga stand ihm zu Gebote, auch wenn die Liga selbst neutral blieb; Friedrich dagegen hatte kein Heer, sondern nur Miethlinge, welche bereit waren, ihn in demselben Augenblicke zu verlassen, in welchem seine Geldmittel erschöpft waren, und überdies war die Organisation der Union so beschaffen, daß er von derselben weder Geld noch Beistand erwarten konnte.

Die Hülfe Maximilian's von Baiern mußte Ferdinand um jeden Preis zu erkaufen suchen. Maximilian war, wie wir wissen, ein Mann, welcher, sobald es seinen Vortheil galt, keine Rücksicht kannte

*) Es wurde sogar der Gedanke ausgesprochen, aus Böhmen, nach dem Muster der Schweiz und der Generalstaaten in den Niederlanden, eine Republik zu machen.

und weder durch seinen fanatischen Religions-Eifer, noch durch Mitleiden von dem geraden Wege zu seinem politischen Ziele abgeleitet wurde. Dies bewies er besonders in seinem ganz ungerechten Kriege mit dem Erzbischof von Salzburg. Er besetzte nicht nur das ganze Land desselben und trieb unter dem Namen von Kriegskosten gewaltsam ungeheuere Contributionen ein, sondern er verfolgte auch den sehr alten Erzbischof bis über die östreichische Grenze hinaus, kerkerte ihn nachher ein und hielt ihn bis an sein Ende gefangen, ohne auf die Vorstellungen von Kaiser und Reich oder auch auf die des Papstes die geringste Rücksicht zu nehmen. Er zwang den alten Mann, welchen er sehr hart behandelte, die zwischen Salzburg und Baiern wegen des Salzes ganz rechtsgültig abgeschlossenen Verträge nach seinem eigenen Willen abzuändern. Er ließ ihn nachher sogar förmlich absetzen und an seine Stelle einen Anderen wählen, der sich ihm fügte. Als der Papst den alten Erzbischof nach Rom verlangte (1611), ertheilte Maximilian dem Gefangenen nicht nur keine Erlaubniß zur Reise, sondern er gab auch nicht einmal zu, daß derselbe, anstatt in dem Schlosse Werfen eingesperrt zu sein, sich in einer baierischen Stadt aufhalten durfte, obgleich der Erzbischof sich erboten hatte, die ihm angewiesene Pension von 24,000 Gulden als Unterpfand in des Kurfürsten Händen zu lassen.

Dieselbe schlau berechnende Politik, welche den Herzog in anderen Dingen leitete, ward von ihm auch in Hinsicht auf die Angelegenheiten der Religion befolgt. Er hütete sich, wie wir wissen, da, wo nicht sein eigener Vortheil ihm klar einleuchtete, das Schwert zu ziehen, und war dagegen sogleich bereit, unter dem Vorwande der Vollziehung eines Urtheiles, welches der Reichshofrath wegen einer Procession erlassen hatte, die Protestanten in Donauwörth auszutilgen und diese Stadt zu Grunde zu richten. Ebenso benahm er sich in Beziehung auf die katholische Liga. Diese hatte er bilden geholfen, so lange nur geistliche Fürsten und schwache Reichsstände, die sich ganz in seinen Willen fügten, zu derselben traten; er wollte aber mit ihr nichts mehr zu thun haben, sobald die drei geistlichen Kurfürsten sich anschlossen, und er gab sie ganz auf, als man neben ihm zwei andere Directoren derselben einsetzen wollte und unter diese einen östreichischen Erzherzog einschob. Er hatte schon seit 1611 mehrere Male das Directorium niederlegen wollen; am Anfange des Jahres 1616 gab er dasselbe wirklich, wie er sich ausdrückte, dem Kurfürsten von Mainz anheim. Er selbst zeigte damals den meisten Mitgliedern der Liga, sowie dem Erzherzog Ferdinand zu Gräz, dem spanischen Hofe und dem Papste an, daß er die Stelle eines Bundes-Obersten der Liga niedergelegt habe. Da die Lage der Dinge gerade im Jahre 1616 sehr bedenklich für die geist-

lichen Herren war, so waren diese über Maximilian's Zurücktreten sehr betroffen, und alle, besonders aber die Bischöfe von Bamberg und Würzburg, baten ihn flehentlich, an seiner Stelle zu bleiben. Maximilian war eigentlich gar nicht Willens, seiner Stelle gänzlich zu entsagen; er wollte nur nicht in einer und derselben Verbindung mit dem Kurfürsten von Mainz und mit einem östreichischen Erzherzoge sein. Er ließ sich daher leicht erbitten, mit seinen schwächeren Nachbarn einen besonderen Bund einzugehen, dessen Kasse und Macht ganz in seiner Hand wäre. Dieser neue Bund, dessen Artikel am 17. Mai 1617 in München aufgesetzt wurden, ward ausdrücklich nicht Liga genannt; auch erwähnte man in der Stiftungsurkunde der Religion nicht, sondern es hieß nur, die Bischöfe von Bamberg, Würzburg und Eichstädt und der gefürstete Probst von Ellwangen hätten sich mit dem Herzoge von Baiern zu einer vertraulichen nachbarlichen Versicherung auf vier Jahre vereinigt, und wenn diese Dauer nicht hinreichend sei, so wollten sie Alles daran wagen, um nicht mit Schmach unterdrückt zu werden. Der Bund sollte nur vertheidigend sein, auch Keinem, der einen Anderen rechtswidrig angreife, Hülfe leisten. Die Beiträge sollten nach Maaßgabe der Reichs-Matrikel oder der Römer-Monate*) in die Kriegskasse nach München geliefert werden, und zwar so, daß jedes Glied des Bundes sogleich 35 Monate einsende und 36 andere in Bereitschaft halte. Die volle Macht über das Bundesheer wurde dem Herzoge von Baiern überlassen; doch sollte er für den Kriegsrath dem Bunde einige kriegserfahrene Männer vorschlagen, die er, w e n n e r s i e t a u g l i c h f i n d e, zu Rath ziehen solle. Jetzt vereinigte also der Herzog von Baiern alle deutschen Kräfte der katholischen Partei in Deutschland in einem Brennpunkte, und dies geschah zu eben der Zeit, als die protestantische Union öffentlich zu erkennen gab, daß sie aus ganz verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzt und daß keiner unter den Unirten einer Aufopferung für den anderen fähig sei.

Der junge Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, welcher scheinbar an der Spitze der Protestanten stand, war unstreitig dem Herzoge von Baiern, den man, da der neue Kaiser in seinen Erblanden genug zu thun hatte, als das damalige Oberhaupt der deutschen Katholiken betrachten muß, in keiner Rücksicht gewachsen, und sein Schwiegervater, Jakob I. von England, der sich selbst nicht helfen konnte, vermochte noch viel weniger einem Anderen kräftig beizustehen. Auch war sein Wille dazu nicht entschieden; denn obwohl er seine Tochter gern

*) So genannt, weil diese Steuer, ehemals für die Züge nach Rom, später für Reichskriege und ähnliche Unternehmungen bestimmt, nach Monaten berechnet war. Die Reichsmatrikel, nach welcher dieselbe veranlagt wurde, rührte vom Jahre 1521 her.

als Königin gesehen hätte, konnte er doch seiner ganzen Denkweise nach an der böhmischen Sache keinen Gefallen finden. Friedrich war ein ganz guter Privatmann; er war aber in französischer Gesellschaft aufgewachsen und, wie sein Freund, der Herzog von Bouillon, voll jugendlicher politischer Projecte, in denen ihn seine in den Vorurtheilen der Stuart's erzogene Gemahlin und sein sehr gelehrter und geschickter Diplomat, Ludwig Camerarius, bestärkten. Friedrich hatte den Vorsatz gefaßt, eine glänzende politische Rolle zu spielen; es fehlten ihm jedoch zu dieser alle Fähigkeiten, welche dagegen der durchaus praktische Herzog von Baiern in hohem Maaße besaß. Maximilian war ein ausgezeichneter Staatsmann und Feldherr, Friedrich dagegen keines von Beiden, und Fürst Christian von Anhalt, den wir mehrfach als Mentor des dreiundzwanzigjährigen Kurfürsten erwähnt haben, bewies seine Unfähigkeit im Kabinet und im Felde nachher durch die That.

Die Union hatte längst die Böhmen unterstützt und Kurfürst Friedrich hatte schon im April 1619 den Achatius von Dohna nach Prag geschickt, wo dieser dann sehr eifrig darauf drang, daß sich die böhmische Nation in Friedrich's Schutz begeben solle. Friedrich selbst reiste, als von der Königswahl der Böhmen die Rede war, nach Amberg in der Oberpfalz. Niemand glaubte, daß er die übereilte Wahl der Böhmen ebenso übereilt annehmen würde, zumal da die zur Kaiserwahl in Frankfurt versammelten deutschen Kurfürsten ihm kurz vorher in einem Schreiben dringend ans Herz gelegt hatten, daß er dadurch sich, seine Familie und das deutsche Reich in ein sicheres Verderben stürzen werde. „Was Ew. Liebden," schrieben sie, „werden zu hoffen haben, das dürfte der Ausgang vielleicht zu früh lehren; ja, es ist zu besorgen, daß wir den Ausgang dieses blutigen Krieges nicht mehr erleben werden, sondern Ew. Liebden den jungen Herrschaften einen mächtigen Feind und sehr schweren Krieg hinterlassen werden;" ja sie meinten es würde ein Blutvergießen entstehen, „von dessen Urhebern die Historien, so lange die Welt steht, zu reden haben würden." Als Friedrich gegen Ende August die Nachricht von der auf ihn gefallenen Wahl der Böhmen erhielt, waren Christian von Anhalt und der Markgraf Joachim Ernst von Brandenburg-Anspach bei ihm. Von diesen rieth der Erstere dringend zur Annahme der Wahl. Auf einer Versammlung unirter Fürsten zu Rothenburg an der Tauber Anfang September sprachen sich Baden und Anspach in gleichem Sinne aus, während Würtemberg, Hessen und Kulmbach dringend abmahnten. Am meisten sollen Friedrich's Hofprediger Scultetus und seine Gemahlin Elisabeth, die Tochter des englischen und schottischen Königs Jakob I., ihm zugeredet haben. Scultetus stellt dies zwar in seiner Selbstbiographie in Abrede; doch hat er jedenfalls nachträglich den Schritt höchlich gepriesen und

ihn wohl schon aus dem Grunde gebilligt, weil er ein ebenso heftiger und auf die Ausbreitung seiner Dogmatik erpichter Calvinist war, als seine Gegner, die sächsischen und würtembergischen Hoftheologen, heftige Lutheraner waren, wie zwei der Letzteren, Thumm und Osiander, durch gemeine Schmähschriften bewiesen. Friedrich's Gemahlin war durch den Glanz einer Krone geblendet, obgleich sie, als Wilhelm von Ruppa, der die Wahl auf Friedrich gelenkt hatte, ihr Verdienst in Betreff der Annahme derselben durch Friedrich pries, ihm mit einer frommen Wendung antwortete. Wilhelm von Ruppa empfing sie nämlich bei ihrem Einzuge in Böhmen zu Waldsassen unweit Eger und machte ihr in einer französischen Anrede jenes Compliment; sie erwiderte ihm aber (ebenfalls französisch), was sie in der Sache gethan habe, das habe sie zur Ehre Gottes gethan. Auch Friedrich's V. Diplomat, Camerarius, rieth dringend zur Annahme der Krone, und man sieht bei Senckenberg, in der Fortsetzung von Häberlin's deutscher Geschichte oder besser in der Schrift von Rusdorf*) selbst, daß Camerarius sogar noch später, als Friedrich nach seiner Vertreibung aus Böhmen sein Kurfürstenthum durch die Niederlegung der böhmischen Krone retten wollte und sein vertrauter Diener Rusdorf ihn dazu antrieb, dem Hofe durch Abrathen schmeichelte. Das Letztere geschah zu der Zeit, als Friedrich, gestützt auf eine Deutung des Propheten Daniel und der Offenbarung Johannes und auf die der Constellation, ganz sicher zu wissen vorgab, daß er alles Land, welches er gerade damals ganz verloren hatte, mit dem Schwerte wieder erobern werde.

Bei der Versammlung in Rothenburg fand Friedrich wenig Neigung zur Unterstützung seines sehr gewagten Unternehmens. Er reiste also nach Heidelberg, um daselbst mit seinen Freunden und Räthen noch einmal zu berathen. Auch dort unterließ man nicht ihm vorzustellen, er bringe für eine Wahlkrone den Besitz der Erblande in Gefahr. Dagegen ermuthigten ihn sein Oheim Moritz von Oranien und der protestantische Fürst von Siebenbürgen, Bethlen Gabor. Wie er nun zagte und schwankte, wen er zu Rath zog, welchen weisen Rathschlag ihm Maximilian von Baiern gab, darüber können die Leser das Nähere in Häusser's Geschichte der Pfalz finden; wir eilen zum Resultat. Was den Herzog von Baiern betrifft, so hatte Friedrich ihn durch eine eigene Gesandtschaft um seinen Rath in der schwierigen Angelegenheit bitten lassen und Maximilian hatte ihn in einer freundlichen Antwort väterlich von dem tollen Beginnen abgemahnt. Der Brief, welchen Maximilian dem Kurfürsten schrieb, ist vortrefflich, und beweist jene gesunde, klare und verständige

---

*) Vindiciae causae Palatinae (Rechtfertigung der pfälzischen Sache, von Joachim Rusdorf, kurpfälzischem Geheimen Rathe († 1640 im Haag).

Einsicht in das politische Verhältniß des Kaisers zum Reiche und der Fürsten zu Oestreich, durch welche Maximilian sich vor allen Fürsten seiner Zeit auszeichnete. Nach vielem Zögern und Zagen kehrte Friedrich am 4. Oktober von Heidelberg nach Amberg in der Ober-Pfalz zurück. Er hatte schon vor seiner Abreise deutlich zu erkennen gegeben, daß er entschlossen sei, die ihm angebotene Krone von Böhmen anzunehmen. Da Friedrich, als er dies that, wegen der Verbindung des Grafen Thurn mit Bethlen Gabor und den evangelischen Ständen Oestreichs offenbar die katholische Kirche bedrohte, so hätte Maximilian der Sache nicht ruhig zusehen dürfen, wenn ihn auch nicht der Kaiser so dringend um Beistand angerufen hätte, als in dem Augenblicke geschah. Auch hatte er wirklich am Ende des zuvor erwähnten Briefes an Friedrich fein und versteckt angedeutet, daß es ihm unmöglich sein würde, ruhig zu bleiben, wenn Böhmen dem Habsburgischen Hause entrissen werde. Der Kurfürst von Sachsen, also ein Lutheraner, erklärte sich ebenfalls gewissermaaßen drohend über Friedrich's ihm kund gegebene Absicht. Sein eifrig lutherischer Hofprediger Hoe, aus der östreichischen Familie von Hoenegg, schrieb an den böhmischen Grafen Andreas Schlick: „O wie großer Schad um so viele edle Länder, daß sie alle dem Calvinismo sollen in den Rachen gesteckt werden!" In gleichem Sinne schrieb die theologische Facultät zu Tübingen an den Herzog von Würtemberg, er möge nicht Geld und Leute für Calvinisten wagen. Ein Heer hatte Friedrich nicht, und die Union, die er von Amberg aus noch einmal um Unterstützung ersuchte, lehnte sein Gesuch ab. Er ließ sich dessenungeachtet nicht zurückhalten. Am 31. Oktober 1619 zog er in Prag ein, und am 4. November ward er daselbst in der Domkirche mit großer Feierlichkeit zum König von Böhmen gekrönt.

Die Lage der Dinge war im ersten Augenblicke dem Scheine nach für Friedrich sehr günstig; denn auch Bethlen Gabor hatte, von den Türken unterstützt, während der Reise Ferdinand's zur Kaiser-Krönung gegen Ferdinand's Stellvertreter, den Erzherzog Leopold, das Schwert gezogen. Bethlen Gabor besetzte damals in kurzer Zeit Ober-Ungarn, und die große Zahl von Unzufriedenen strömte ihm zu. Im Oktober drang er auch nach Nieder-Oestreich vor und Leopold gerieth in Wien so sehr in die Enge, daß er Boucquoi eilig aus Böhmen zurückrief.

Die Nachricht von den Fortschritten Bethlen Gabor's erhielt Kaiser Ferdinand II., als er auf seiner Rückreise von Frankfurt in München verweilte, um den Beistand des Herzogs und der Liga zu erflehen. Dorthin hatte, weil es jetzt der katholischen Religion zu gelten schien, auch der Kurfürst Ferdinand von Köln, Herzog Maximilian's Bruder, seinen Ober-Hofmeister, den Grafen von Hohenzollern geschickt, welcher im Namen der geistlichen Kurfürsten unterhandeln sollte; und auch

der spanische Gesandte, Graf Ognate, war gegenwärtig. Die Vorstellungen dieses Kerns der katholischen Macht in Deutschland, zu welchen auch der damals noch lebende Vater Maximilian's, Herzog Wilhelm, die seinigen fügte, bewirkten, daß Maximilian die Leitung der ganzen Liga wieder übernahm und dem Kaiser seine Hülfe versprach. Er that dies jedoch nur unter gewissen Bedingungen, welche Ferdinand gewährte, weil er sich durchaus nicht zu helfen wußte. Maximilian trat dabei freilich als Vertheidiger der Religion auf; allein die Bedingungen des zwischen ihm und Ferdinand geschlossenen Vertrages, durch den er sich verbindlich machte, dem Kaiser wieder zum Besitze Böhmens zu verhelfen, beweisen aufs Klarste, daß er seinen Vortheil auch für den Fall sicher stellte, wenn der Kaiser nicht völlig obsiegen oder wenn die Sache sich gar zu sehr in die Länge ziehen sollte. Es kann in diesem kurzen Abrisse der Geschichte kein Auszug des Münchener Vertrags mitgetheilt werden; wir wollen daher nur einen Punkt im dritten Artikel desselben hervorheben und den ganzen fünften Artikel einrücken. Der Erstere lautet: „Da der Herzog, wenn er sich an die Spitze stelle, sich großer Gefahr und vielfachem Verluste aussetze, so sollten der Kaiser und sein ganzes Haus, bei Verpfändung aller ihrer Habe und Güter, verbunden sein, dem Herzoge sowohl jeden Landschaden, als auch alle über seinen schuldigen Beitrag zur Liga hinausgehenden Unkosten gemäß den von ihm vorzulegenden Berechnungen zu ersetzen, einstweilen aber und bis die Erstattung erfolge, ihm soviel pfandweise einräumen." Der fünfte Artikel enthält, ohne daß es deutlich ausgesprochen ist, Maximilian's eigentlichen, zum Theil gelungenen, zum Theil durch Wallenstein's und Gustav Adolf's Erscheinung vereitelten Plan. Dieser Artikel lautet nämlich: „Was der Herzog den Feinden von den östreichischen Landen etwa entreißen würde, das sollte ihm mit allen Nutzungen und Rechten so lange verbleiben, bis jeder erlittene Schaden und alle außerordentliche Kriegskosten ihm erstattet seien. Auch werden er und seine Erben nur die Oberhoheit des östreichischen Herrn in diesen Besitzungen anerkennen. Doch solle von demselben das Salz-, Mauth- und Bergwerkswesen, wofern die übrigen Güter hinreichten, ausgenommen sein."

Friedrich V. war um dieselbe Zeit, wo der einzige deutsche Fürst, der ein stehendes Heer und tüchtige Feldherren hatte, sich verbindlich machte, für Ferdinand und für die katholische Religion gegen ihn auszuziehen, nur darauf bedacht, wie er der Annehmlichkeiten des Königthums genießen und königlich glänzen könne.

Boucquoi war aus Böhmen nach Oestreich berufen worden; der Graf Thurn mit seinem Heer folgte ihm auf dem Fuße, drängte ihn bis Wien zurück und vollzog seine Vereinigung mit Bethlen Gabor.

Diese Beiden hatten nun, wie es hieß, gegen 80,000 Mann zur Einschließung von Wien zusammen, gaben aber dieses Unternehmen plötzlich wieder auf. Boucquoi hatte die Brücke über die Donau abgebrochen und sich in das Innere von Wien gezogen und Ferdinand war aus Gräz nach Wien geeilt, hatte aber keine Truppen mitgebracht; Jedermann war daher erstaunt, als Thurn und Bethlen Gabor, statt von ihrer großen Uebermacht Vortheil zu ziehen, sich plötzlich trennten. Indessen war gerade die übergroße Zahl ihrer Truppen Schuld an ihrem Aufbruche; denn sie sahen sich außer Stande ihre vielen Leute zu ernähren. Von Thurn's Heer wird uns berichtet, daß in ganz kurzer Zeit 2000 Böhmen theils wegen der unerwartet früh eingetretenen Kälte, theils wegen schlechter Nahrung gestorben seien. Bethlen Gabor aber hatte die ganze Gegend von Preßburg bis Wien leer von Menschen und von schlachtbarem Vieh gefunden und außerdem die Nachricht erhalten, daß der für ihn commandirende General Rakoczy von den katholischen kaiserlichen Truppen des Hofrichters (judex curiae) Georg Homonai geschlagen worden sei.

Dies Alles war im November und December 1619 geschehen, als Maximilian mächtig rüstete, um allenfalls sowohl die Union als ihren Schützling Friedrich V. niederzuwerfen; die Union regte sich dessenungeachtet durchaus nicht. Die Union und die Liga hielten im December Versammlungen, die Erstere zu Nürnberg, die Letztere zu Würzburg, aber die Union war ohne Kopf und ohne Herz, während die Liga dem einzigen deutschen Fürsten, der zu großen Dingen geboren war, als Werkzeug diente. Wäre Moritz von Hessen das Haupt der Union gewesen, so würde Maximilian wenigstens mehr Schwierigkeiten gefunden haben; mit Friedrich V. ward er leichter fertig. Maximilian bewog die Mitglieder der Liga zu außerordentlichen Anstrengungen und zur Aufstellung eines Heeres von 25,000 Mann, zunächst auf sechs Monate, doch im Falle der Noth auf längere Zeit; es sollten alsdann weltliche und geistliche Güter und Kleinodien in Anspruch genommen und außer den geworbenen Truppen die Unterthanen in den Waffen geübt, sowie die katholischen Fürsten Deutschlands und Europas um Hülfe angegangen werden. Während die Kasse der Liga ganz in die Gewalt des Herzogs von Baiern gegeben wurde und man ihm den Auftrag ertheilte, ein Heer zu rüsten, das er im folgenden Jahre als das seinige gebrauchte, waren Friedrich's Finanzen so schlecht bestellt, daß Thurn sich auch aus dem Grunde so schnell von Wien entfernen mußte, weil er sonst Gefahr lief, daß seine Böhmen, denen ihr Sold nicht ausgezahlt ward, ohne Weiteres nach Hause zurückgehen würden. Die Unirten waren in Nürnberg zahlreich versammelt; unerwartet aber erschien bei ihnen der Präsident des Reichshofraths, Graf von

Hohenzollern, als kaiserlicher Gesandter. Im Sitzungssaal auf dem Rathhaus nahm er unter einem Baldachin den Platz ein, der für Friedrich bestimmt war, und theilte in Gegenwart des Letzteren die Absicht des Kaisers mit, gegen die aufrührerischen Böhmen sein Recht mit den Waffen durchzuführen. Die Gegenerklärung der Unirten war ziemlich matt. Endlich schickten sie, anstatt ein Heer aufzustellen und eine ansehnliche Kriegskasse zu errichten, nach der hergebrachten deutschen Sitte vier Gesandte nach München, um mit Maximilian zu unterhandeln, der sie alle im Kabinet und im Felde weit übersah. Der Bericht dieser Gesandten über das, was sie in München und auf der Reise gesehen hatten, stimmte durchaus nicht zu der Neutralität, zu welcher sie riethen und über die man nachher einen förmlichen Vertrag mit der Liga schloß, vermöge dessen die Häupter der Union und die protestantische Religion der Liga preisgegeben wurden, deren Neutralität ein bloßer Schein war. „Ueberall," sagen die Gesandten in ihrem Berichte, „hätten sie Vorbereitungen zum Kriege bemerkt; man befestige München, man mustere das Landvolk und fahre ununterbrochen in der Werbung fort; Spanien werde öffentlich für die Hauptstütze der Katholiken erklärt; die Jesuiten eiferten gegen alle Vergleichsvorschläge; ja man behaupte in München sogar, daß die Mehrzahl der Evangelischen wenigstens nicht wider den Kaiser sein werde." Alles war im Winter 1619—20 dem Könige von Böhmen entgegen. Die Union nahm sich seiner Sache nur lau an; sein Schwiegervater Jakob I., welcher an eine Vermählung seines Sohnes mit einer spanischen Prinzessin dachte, zeigte sich sehr unzufrieden mit der Annahme der böhmischen Krone; Moritz von Oranien, welchem früher Friedrich's Wagestück eine Freude gewesen war, konnte ihm nicht helfen, weil er mit den Arminianern Hollands viel zu thun hatte und die orthodoxen Calvinisten benutzen wollte, um die Republikaner zu verderben. Selbst von Bethlen Gabor durfte Friedrich für das Jahr 1620 nichts hoffen, weil dieser ganz unerwartet am 16. Januar mit dem Kaiser einen Waffenstillstand abschloß und über einen Frieden unterhandelte, was, obgleich nichts aus dem letzteren ward, für Ferdinand vortheilhaft war.

Während nachher Maximilian seinen General Tilly nach Ober-Oestreich ziehen und gegen die protestantischen Stände so verfahren ließ, als wenn sie Türken wären, that Friedrich nichts, wodurch er die Achtung der Böhmen hätte verdienen können, sondern vielmehr gar Manches, was dieselben kränken mußte. Dahin gehörte besonders das, was er theils aus eigener Bewegung, theils auf Anrathen seines eiteln und calvinistisch streitsüchtigen Hofpredigers Scultetus in Betreff der Aeußerlichkeiten des Gottesdienstes that. Dies war doppelt unvorsichtig, da der strenge Calvinismus nur eine geringe Zahl Anhänger in

Böhmen hatte und ebenso wenig die Lutheraner, als die Utraquisten Kirchen mit nackten Wänden und ohne Altar und Altarschmuck duldeten. Schon im December 1619 wurde unter der Leitung des Scultetus und einiger calvinistischen Edelleute alles Schmuckwerk in der Domkirche zerstört, ein großes Crucifix umgestürzt, Taufstein und Altäre eingerissen, Heiligengebeine in Körben weggetragen und verbrannt. Scultetus predigte gegen die Götzenbilder und gab gerade im Jahr 1620, wo man Alles hätte aufbieten sollen, um die Lutheraner bei guter Laune zu erhalten, ein Buch heraus, in welchem er den Cultus derselben, besonders den Schmuck und die Bilder ihrer Kirchen, als einen Götzendienst verdammte*). Dieses Buch rief eine ganze Fluth von lutherischen Schmähschriften hervor, von denen wir nur einige anführen wollen, weil in den Titeln derselben die Bilderstürmerei, welche Scultetus in Prag üben ließ, von der gehässigsten Seite aufgefaßt wird**). Weit heftiger, als die würtembergischen Lutheraner, tobten und schimpften die sächsischen gegen den Calvinismus und insbesondere gegen Scultetus und seinen Beschützer. Der Dresdener Hofprediger Hoe von Hoenegg, welcher Alles über den Kurfürsten Johann Georg I. vermochte und, wie seine Feinde behaupteten, sogar von den Gegnern der Protestanten bestochen war, tobte in Briefen, in donnernden Predigten, in Schriften gegen Scultetus, gegen Friedrich und gegen die Sache der Böhmen.

Der König von Böhmen schwankte und zagte. Anstatt Himmel und Erde aufzubieten und überall selbst thätig und gegenwärtig zu sein, bemühte er sich, Maximilian's von Baiern Verwendung zu erlangen und wollte um einen Waffenstillstand zu einer Zeit nachsuchen, als dieses Ansuchen offenbar Schwäche verrieth. Gleich darauf beleidigte er die beiden brauchbarsten Generale, Ernst von Mansfeld und den Grafen von Thurn, dadurch, daß er sie hinter Christian von Anhalt und den Grafen von Hohenlohe zurücksetzte, welchen Beiden Niemand als er Feldherrn-Talente zutraute. Daß Hohenlohe diese Talente nicht besitze, bewies er später in der Schlacht auf dem weißen Berge; Christian von Anhalt verstand das, was man Repräsentiren nennt, recht gut, gefochten hatte er nie viel. Er war ein galanter Herr an Friedrich's Hofe, hatte früher eine Sendung an Heinrich IV. und an den Kaiser Rudolf II. gehabt, war Director der Union zu einer Zeit, als nur zu

*) Kurzer, aber schriftmäßiger Bericht von den Götzenbildern.

**) Thumm, ein grundgelehrter Lutheraner, schrieb zuerst seinen „Scultetus der Bilderstürmer (Iconoclastes)“ und dann seinen „Scultetus der Irrlehrer (Cacodoxus),“ ebenso Osiander seinen „Scultetus der Atheist.“ Hierauf schrieb wieder Thumm seine „Teufels-Apotheke (Panurgia Satanae),“ sowie Osiander in einem einzigen Jahre vier Handbücher von Streitfragen (Enchiridia controversiarum).

reden, zu schreiben und zu reisen war, war Statthalter der Ober-Pfalz und drängte sich zuletzt in Böhmen vor; gleich nachher verschwand er plötzlich von der Bühne.

Friedrich V. machte im Februar 1620 eine kostspielige Huldigungsreise nach Mähren und Schlesien, auf welcher mit den Ständen viele Verhandlungen geführt, aber durchaus keine Anstalten getroffen wurden, wie sein großes Unternehmen sie erforderte; Maximilian dagegen hatte für Alles im Voraus gesorgt. Er hatte sogar, nachdem von ihm Philipp III. lange vergebens bestürmt worden war, einen neuen Gesandten, Leuker, nach Spanien geschickt, welcher den östreichischen Gesandten Khevenhiller unterstützte und, wie es scheint, besser als dieser die Mittel kannte, mit denen man an Philipp's Hofe etwas ausrichten konnte. Leuker bewirkte, daß Spinola Befehl erhielt, aus den Niederlanden in die Unter-Pfalz zu ziehen. Auch den Papst wußte Maximilian durch die Vorstellung, daß es jetzt oder nie Zeit sei, die Ketzer auszurotten, zu einer bedeutenden Geldunterstützung zu bringen. Paul V. legte eine allgemeine Schatzung auf die geistlichen Güter in ganz Italien und gab insgeheim, in Anbetracht der schweren Zeitumstände, seine Billigung dazu, daß der Kaiser den Ständen in Niederöstreich Religionsfreiheit zusage. Maximilian wußte, daß Sachsen und Hessen-Darmstadt eher gegen, als für Friedrich ins Feld ziehen würden, und daß kein Fürst außer Moritz von Hessen-Kassel Muth und Entschlossenheit habe; er bewog daher vor dem Beginne des Krieges den Kaiser, drohende Abmahnungen ausgehen zu lassen. Der Kaiser schickte am 30. October nicht blos an Friedrich, sondern auch an alle mit ihm verbundenen Fürsten drohende Briefe, in denen es hieß, daß er, wenn Friedrich nicht bis zum 1. Juni seinem Beginnen entsagt habe, gegen ihn mit Strenge verfahren werde; ja, er setzte hinzu, er sei berechtigt, ohne Weiteres voranzugehen und wolle durch diese vorläufige Abmahnung der Reichs-Constitution nichts vergeben. Friedrich erließ hierauf ein Schreiben an alle christlichen Machthaber, worin er erklärte, es handle sich hier nur um ein böhmisches Kronrecht, welches den Kaiser als solchen nichts angehe. Frankreich hatte zwar unter Heinrich IV. eine enge Verbindung mit der protestantischen Union angeknüpft, um die Macht Spaniens und Oestreichs zu schwächen; allein Heinrich's Nachfolger, Ludwig XIII., wurde ganz von seinem Lieblinge Luynes beherrscht, und dieser hatte ihn eines Theils in einen bürgerlichen Krieg mit den Anhängern seiner eigenen Mutter verwickelt, und durfte anderes Theils den Papst und die päpstliche Partei in Frankreich nicht beleidigen; denn sehr angesehene Männer, wie der Präsident Jeannin, waren der Ansicht, die Politik Heinrich's II., der die Protestanten gegen Oestreich unterstützt hatte, sei nicht mehr an der

Zeit. Als daher jetzt, im entscheidenden Augenblicke, die Union bei den Franzosen Hülfe suchte, ward die Vermittelung Frankreichs den Protestanten verderblich. Luynes prahlt in seinen Briefen, er habe in Europa ein so großes Ansehen, daß die fremden Mächte sich an ihn wendeten; er that aber nichts weiter, als daß er den Herzog von Angouleme mit einem glänzenden Gefolge auf die zu Ulm gehaltene Versammlung der Union sandte und durch diesen am 3. Juli 1620 einen Vertrag zwischen der Union und der Liga zu Stande brachte, wie ihn gewiß Maximilian und Ferdinand II. selbst nicht erwartet hatten. Die Liga, hieß es in dem Vertrage, wolle mit der Union in Frieden bleiben, dieser Friede solle sich aber nicht auf Böhmen erstrecken, was schon aus dem Grunde abgeschmackt war, weil gleich darauf gerade um Böhmens willen das Haupt der Union seines Landes und seiner Würde verlustig erklärt wurde. Am auffallendsten ist, daß man bei Gelegenheit des Ulmer Vertrages nicht einmal dafür Sorge trug, daß die Spanier nicht in Deutschland gebraucht werden dürften; denn, indem man den Erzherzog Albrecht in den Niederlanden, den eigentlichen Regenten Oestreichs, von dem Vertrag ausnahm, konnte derselbe leicht spanische Truppen unter Spinola an den Rhein rücken lassen, was auch bald geschah. Wir gehen hier wie überall nicht über dasjenige hinaus, was sich mit Documenten belegen läßt, und schweigen deshalb auch über die Mittel, deren die französischen Vermittler sich bedient haben mögen, um die Ulmer Versammlung zu einer so schmählichen, ja ganz unbegreiflichen Uebereinkunft zu bewegen. Da Kur-Sachsen sich geradezu für Ferdinand erklärte und das Versprechen gab, die Lausitz zu besetzen und Schlesien zu schützen, und da König Sigismund III. von Polen dem Kaiser 8000 Kosaken zu Hülfe schickte, so war durch den Vertrag von Ulm der Kampf um Böhmen im Grunde schon zu Gunsten des Kaisers und der Katholiken entschieden, noch ehe das Heer der Liga an den böhmischen Grenzen erschien. Von deutschen Fürsten stellte sich außer Christian von Anhalt nur noch Johann Ernst von Weimar mit seinen Brüdern dem jungen Böhmen-König zur Seite und begab sich zu ihm nach Prag.

Der Kaiser hatte zu derselben Zeit, als in Ulm unterhandelt ward, mit Bewilligung seines Beichtvaters und, wie wir sahen, auch des Papstes, doch zu großer Verstimmung Spaniens, den niederöstreichischen Ständen volle Religions-Freiheit versprochen, wenn sie die Verbindung mit Böhmen aufgäben. Dies veranlaßte zuerst eine Spaltung unter den Ständen und dann die Vernichtung ihrer Religions-Freiheit unter einem Schein Rechtens. Sie verweigerten nämlich die Annahme des Angebotenen, wenn sie nicht den Bund mit Böhmen beibehalten dürften; als aber nachher Dampierre, Boucquoi und die Kosaken

drohten, huldigten gleichwohl einige und es wurden daher bald alle unterworfen. In Ober-Oestreich erschien Maximilian mit seinem Heere; er fand nur beim Landvolk einige Gegenwehr. Er besetzte dieses Land, welches ihm bis zur Zurückerstattung seiner Kriegskosten als Unterpfand überlassen worden war und behandelte die Bewohner und die Stände desselben als unterworfene Feinde, weil die Letzteren ihrem rechtmäßigen Herrn nicht hatten huldigen wollen. In Linz erklärte er den Ständen, die Urkunde der Conföderation mit Böhmen müsse vernichtet werden; sie fügten sich nicht nur, sondern leisteten ihm die vom Kaiser ihm zugestandene einstweilige Huldigung. Auf das Begehren Ferdinand's, alsbald in Ober-Oestreich eine Verfolgung gegen die evangelischen Prediger zu eröffnen, ging er weislich nicht ein. Schon im September 1620 stand das baierische Heer in Böhmen, die Sachsen fielen in die Lausitz ein, Dampierre suchte Preßburg zu besetzen und Boucquoi vereinigte seine Truppen mit den Baiern, deren Zahl dadurch auf 32,000 Mann stieg, welchen Friedrich kaum 21,000 entgegensetzen konnte.

Daß die Protestanten das leichtsinnige Beginnen des Kurfürsten von der Pfalz nicht unterstützen wollten, ließe sich, seitdem der Letztere den Pragern seinen nackten Cultus mit Gewalt aufgezwungen hatte, allenfalls noch von Seiten des Eifers für Religion entschuldigen; das Schimpflichste aber für alle deutschen Fürsten ohne Unterschied war, daß sie ihr Vaterland durch die Spanier verwüsten ließen. Dies muß man jedoch besonders dem Landgrafen Ludwig V. von Hessen-Darmstadt und dem Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen zuschreiben, welche überhaupt im dreißigjährigen Kriege eine Rolle spielten, wie die an Rußland verkauften polnischen Magnaten sie im 18. Jahrhundert gegen ihr Vaterland gespielt haben, und zwar aus denselben egoistischen Beweggründen. Ohne den Convent, welchen diese beiden Fürsten im März 1620 zu Mülhausen mit den Kurfürsten von Mainz und Köln und einigen vertrauten Räthen Maximilian's hielten, würde Spinola nimmer gewagt haben, sich soweit von der Basis seiner Operationen zu entfernen, als er bald nachher durch seinen Zug nach der Unter-Pfalz that. Zu Mülhausen ward nämlich eine politische Verbindung verabredet, welche in der damaligen Zeit, wo die Fürsten und Vornehmer ihr religiöses Interesse noch nicht, wie jetzt oft ohne Bedenken geschieht, von dem des Volkes und der Geringen zu trennen wagen durften, ebenso unpolitisch als anstößig war. Der Kurfürst von Sachsen, welcher gleich seinem Vorgänger Christian II. selten nüchtern war, erlangte auf jenem Convent nicht einmal, daß beim Siege der katholischen Partei ihm für sich und für die anderen sächsischen Stände der Fortbesitz der schon seit hundert Jahren säcularisirten geistlichen Güter

unbedingt zugesichert ward, sondern die Katholiken machten auch dabei eine beschränkende Clausel. Nichtsdestoweniger gelobten alle in Mülhausen versammelten Fürsten, also auch Johann Georg von Sachsen und Ludwig von Hessen-Darmstadt, dem Kaiser sowohl in der gegenwärtigen Noth, als auch in jeder künftigen Bedrängniß ähnlicher Art ihren Beistand. Der Kurfürst von Sachsen versprach noch außerdem, daß er auch die Stände des sächsischen Kreises zu derselben Verpflichtung bewegen wolle. Endlich sagten die anwesenden Fürsten, deren Privat-Absichten der Kaiser fördern sollte, deren Staats-Interesse aber dem kaiserlichen ganz entgegengesetzt war, einander noch gegenseitige Hülfe und Unterstützung zu. Auf welche Art dem Kaiser in jedem Augenblicke beizustehen sei, ward dem Kurfürsten von Sachsen und dem Herzoge von Baiern überlassen. An dieser Versammlung nahm der neue Kurfürst von Brandenburg, Georg Wilhelm, der mit seinem Vater Calvinist geworden und diesem im December 1519 in der Regierung gefolgt war, keinen Antheil; doch begnügte auch er sich damit, den Königstitel seines Schwagers Friedrich anzuerkennen, ohne ihm sonst irgend Hülfe zu leisten. Der König von England gestattete dem Obersten Grey, 3000 Mann für den König von Böhmen zu werben; diese landeten auch an der Mündung der Elbe, wurden aber von den Lutheranern schlecht aufgenommen, litten auch durch Krankheit und langten meist gar nicht auf dem Kriegsschauplatze an. Die Holländer, gewissenhafter oder lauer als Erzherzog Albrecht und Spinola, hielten sich streng an den zwölfjährigen Waffenstillstand, der erst am 9. April 1621 zu Ende ging.

Das baierische Heer, welches unter Maximilian's oberer Leitung Tilly anführte, stand schon am 12. August an den Grenzen von Böhmen und am 8. September vereinigte sich in Böhmen Boucquoi mit demselben. Zu gleicher Zeit drang Spinola mit 24,000 Mann spanischer und niederländischer Truppen in die Unterpfalz ein, ohne daß das zuerst bei Oppenheim und dann bei Worms stehende Heer der Union auch nur Miene machte, ihm ein Hinderniß in den Weg zu legen. Das Letztere kann man übrigens nach unserer Meinung sehr gut damit entschuldigen, daß es eine Verwegenheit gewesen wäre, das unirte Heer dem Kern der spanisch-wallonischen Truppen und einem Führer wie Spinola gegenüber zu stellen, obgleich zwei Helden, Friedrich Heinrich von Nassau mit holländischen und englischen Truppen und Landgraf Moritz mit seinen Hessen, sich bei dem protestantischen Heere befanden; der Erstere blieb jedoch nicht lange. Spinola drang unaufhaltsam vor. Schon im Anfange des November verwüsteten seine Spanier nach Art der Mauren den größten Theil der Gegenden an dem Rhein, der Mosel und der Nahe und streiften bis in die Wetterau.

Caub, Simmern und die ganze Grafschaft Sponheim im Westen, sowie Friedberg, Gelnhausen und Wetzlar im Osten wurden von ihnen gebrandschatzt. Nur Frankenthal, welches damals für sehr fest gehalten wurde, behauptete sich längere Zeit hindurch; sonst blieb in der Kurpfalz nur Lautern, Heidelberg und Mannheim unbesetzt.

Wir können in einer allgemeinen Geschichte den kriegerischen Unternehmungen, welche während der Monate September und Oktober in Mähren, Böhmen, Schlesien und am Rhein gemacht wurden, nicht im Einzelnen folgen und noch weniger dieselben beurtheilen; doch scheint uns die Behauptung gegründet, daß Friedrich klüger gehandelt haben würde, wenn er sich in Prag eingeschlossen hätte, anstatt dem großen kaiserlichen und baierischen Heere entgegenzugehen. Die feindlichen Truppen würden in einem Lande, dessen Einwohner heftig erbittert waren, schwer zu versorgen gewesen sein, das Geld würde ihnen bald gemangelt haben und einzelne Schaaren würden einzeln aufgerieben worden sein. Aber erst nachdem die böhmischen Anführer Gewißheit hatten, daß der Feind auf Prag ziehe, entschlossen sie sich, demselben zuvorzukommen. Der Fürst von Anhalt führte das Heer in der Nacht vom 7. zum 8. November auf durchnäßten Wegen von Anhost nach dem **weißen Berge bei Prag**. Die Truppen der Liga, dem Namen nach unter Maximilian, wurden von Tilly, Tiefenbach und Boucquoi angeführt; sie zählten 30,000 Mann, die Gegner um 9000 weniger. Bei den Letzteren befanden sich etwa 6000 Mann, die von Bethlen Gabor abgesandt waren, die aber beim Nachtmarsche durch die Kosaken starke Verluste erlitten hatten.*) Die Entscheidungsschlacht wurde am 8. November 1620, einem Sonntage, Mittags um zwölf Uhr geliefert, und in ihr wurde das böhmische Heer, welches nicht Mansfeld und Thurn, sondern Anhalt und Hohenlohe geordnet hatten, innerhalb einer einzigen Stunde auseinander gesprengt und vernichtet. Die unmittelbare Folge davon war, daß Friedrich, anstatt weitere Gegenwehr zu versuchen, auf den Rath des Fürsten von Anhalt um dieselbe Zeit aus Böhmen entfloh, als die Spanier sein Kurfürstenthum am Rhein besetzt hatten. Er kam am 17. November mit Gemahlin und Kindern in Breslau an, wo er gut empfangen wurde; nachdem aber die Stände ein Ermahnungsschreiben vom Kurfürsten von Sachsen und eine drohende Zuschrift vom Kaiser erhalten hatten, verlor er den Muth und begab sich nach Brandenburg. Seine Gemahlin kam in Küstrin, wo ihr Kurfürst Georg Wilhelm „aus Menschenliebe" einige Zimmer hatte anweisen lassen, mit einem Sohne nieder (6. Januar 1621);

*) Diese Kosaken (türkischer Ausdruck für Freibeuter oder Räuber), die sich durch furchtbare Verheerungen auszeichneten, waren Freischärler aus Polen, welche der König Sigismund Wasa dem Kaiser zu Hülfe geschickt hatte.

hernach suchte das Königspaar eine Zufluchtsstätte in Holland. In Böhmen behauptete sich nach Friedrich's Entfernung noch einige Zeit hindurch der Graf von Mansfeld. Dann mußte auch dieser der Uebermacht weichen. Er zog in die Ober-Pfalz, um von da aus in Verbindung mit dem Markgrafen Georg Friedrich von Baden, der auch im Unglück seines Nachbars Freund blieb, der Unter-Pfalz Hülfe leisten zu können. Maximilian blieb vorerst in Prag und ordnete die böhmischen Angelegenheiten. Böhmen, sowie Mähren und Schlesien wurden theils von Ferdinand's Truppen, theils von den Baiern und Sachsen für Ferdinand und in dessen Namen besetzt. In die Ober- und Niederlausitz rückte der Kurfürst von Sachsen ein, da Ferdinand ihm für seinen Beistand beide Markgrafschaften verpfändet hatte; Bautzen ergab sich erst, nachdem es drei Wochen lang beschossen worden. Damals waren übrigens auf Maximilian's dringendes Verlangen schon längst alle Vorbereitungen getroffen, um den unglücklichen Friedrich auch seiner Kur-Würde und eines Theiles seiner Stamm-Länder zu berauben. Maximilian's Biograph hat aus den Quellen Alles zusammengestellt, was dazu dienen kann, um sowohl die echt italienische Politik und jesuitische Verstellung Maximilian's in dieser Zeit kennen zu lernen, als auch, um zu sehen, wie er sich, schon ehe Friedrich besiegt war, auf dessen Unkosten bereichert hatte, und ganz besonders, wie er sich dessen Kur-Würde im Voraus hatte zusichern lassen, obgleich Friedrich derselben ohne Zustimmung der Kurfürsten nicht beraubt werden konnte. Schon Ende April 1620 hatte Ferdinand ein drohendes Schreiben an Friedrich erlassen und im Mai hatte er bei seinem Reichs-Hofrath angefragt, ob er diesen Fürsten nicht in die Acht erklären könne, was der Reichs-Hofrath natürlich bejahte; Maximilian hatte aber nach seiner feinen Art gerathen, nicht zu rasch vorzugehen, da man Ursache habe, vorerst noch den Kurfürsten von Sachsen zu schonen. Die eigenmächtige und einseitige Achtserklärung gegen Friedrich, sowie gegen den Fürsten von Anhalt, den Markgrafen Johann Georg von Brandenburg, Besitzer von Jägerndorf, und den Grafen von Hohenlohe wurde daher erst im Januar 1621 erlassen und am 29. dieses Monats durch den Vice-Kanzler des Kaisers feierlich verkündigt. Im Mai kamen zum letzten Mal einige Unionsfürsten in Heilbronn zusammen; ihre letzte gemeinschaftliche Handlung bestand darin, den Kaiser um Suspension der Achtsvollstreckung gegen Friedrich zu bitten, doch vergebens.

In Ober- und Nieder-Oestreich, in Böhmen, Mähren und Schlesien und der Lausitz wurde mit einem Schein Rechtens die protestantische Religion und die ständische Freiheit völlig beschränkt und eine furchtbare Reaction organisirt; für die Lausitz versprach der Kurfürst von Sachsen, die katholische Geistlichkeit bei ihren Rechten zu beschützen.

Was Oestreich betrifft, so setzte dort Maximilian, welchem in Gemäßheit des Münchener Vertrags dasselbe einstweilen überlassen blieb, den Statthalter Herbersdorf ein und schon dieser ließ die östreichischen Stände schwer büßen; nach einem halben Jahre aber wurde das Land noch viel härter mitgenommen. Herbersdorf forderte monatlich 26,000 Gulden für seine baierischen Truppen und trieb, wenn man sich mit der Unmöglichkeit entschuldigte, die Summe aufzubringen, das Geld militärisch ein. Auch untersagte er den Ständen, sich ohne seine Bewilligung zu versammeln. Erst nach einem halben Jahre kam der Sturm über die protestantischen Urheber der Weigerung, dem Kaiser Ferdinand zu huldigen. Alle, welche an den Unruhen Theil genommen hatten, wurden eingezogen und dann gegen sie ein gerichtliches Verfahren eingeleitet. Zwar wurden in Oestreich nicht, wie in Böhmen, Hinrichtungen und Güter-Einziehungen vorgenommen; die Leiter des Widerstandes hatten sich geflüchtet und nur einer, Paul Golt, wurde enthauptet; aber das Land wurde von dem baierischen Statthalter auf ähnliche Weise behandelt, wie früher die Donauwörther Bürgerschaft vom baierischen Kommandanten behandelt worden war. Man schaltete mit gefühlloser Härte und mit soldatischem Despotismus; denn wenn die Stände dem Statthalter das Geld für die vermehrten Truppen verweigerten, so drohte er, seine zügellosen Soldaten sich selbst zu überlassen und ihnen zu erlauben, das, was sie brauchten, wegzunehmen. Dies Alles war ein gutes Mittel, um die Oestreicher, denen endlich der Kaiser Vergebung anbot, zu zwingen, daß sie sich, um wieder an ihren alten Herrn zu kommen, der Zahlung der sechs Millionen, welche als Ablösungssumme zu entrichten waren, unterwürfen. Uebrigens veranlaßte der furchtbare Druck, welchen Oestreich damals erlitt, auch einen Bauernkrieg, der es dann nöthig machte, die baierische Besatzung noch einige Zeit im Lande zu lassen. Als zuerst bei der Einsetzung katholischer Pfarrer in mehreren Ortschaften von Ober-Oestreich Unordnungen vorkamen, erlaubte sich der baierische Statthalter Herbersdorf ein empörendes Verfahren: er ließ die Einwohner der Landschaft auf das Hammerfeld bei Vöcklamarkt bescheiden und mit Truppen umstellen, sodann 30 bis 40 angesehene Bauern, meist Gemeindevorsteher, vortreten und befahl denselben, je zwei und zwei um ihr Leben mit Würfeln zu spielen. Diejenigen, die gewannen, blieben unverletzt; die Verlierenden aber, 17 an der Zahl, wurden gehängt und ihre Leichen an der Landstraße aufgespießt (Mai 1625). Doch wurde der Bauernkrieg erst nach dem Tode des sehr tüchtigen Anführers, des Hutmachers Stephan Fadinger, völlig unterdrückt.*)

*) Fadinger's Fahnenspruch lautete: „Weil's gilt die Seel' und auch das Blut, — So geb' uns Gott ein'n Heldenmuth; — Es muß sein!"

Wenn Ferdinand in Beziehung auf politische Verbrechen mit seinen Oestreichern einige Nachsicht hatte, so betrieb er dagegen sowohl in Ober- als in Nieder-Oestreich die gewaltsame Zurückführung der Abtrünnigen in den Schoß der katholischen Kirche mit unerbittlicher Strenge, weil er, wie Philipp II. von Spanien, in der Einheit des Glaubens das sicherste Unterpfand für Treue, Gehorsam und Ruhe seiner Unterthanen zu finden meinte. Es wurde, was dem Religionsfrieden gemäß war, Allen ohne Unterschied des Ranges und Standes befohlen, sich innerhalb eines bestimmten Termins zu erklären, ob sie katholisch werden oder auswandern wollten. Dies ward jedoch, namentlich in Nieder-Oestreich, erst dann streng durchgeführt, als man, etwa zwei Jahre vor Gustav Adolf's Einmischung in den deutschen Krieg, in Wien und in München die Hoffnung gefaßt hatte, den Protestantismus in ganz Deutschland ausrotten zu können. Vorher ward durch das kaiserliche Mandat vom 20. August 1625 den Bauern wenigstens eine beschränkte Duldung zugesichert. Als es strenge Ausführung galt, wurde den beiden oberen Ständen für ihre Erklärung eine Frist von drei Monaten, sowie den geadelten Personen und den Bewohnern der Städte eine Frist von nur einem Monat gegeben; die Bauern dagegen sollten, wie dies neuerdings mit den unirten griechischen Christen in Polen und Litthauen geschehen ist, sogleich polizeilich in die alte Kirche zurückgetrieben werden. Diese Verordnung war aber unmöglich durchzusetzen. Eine spanische Einheit des Glaubens wurde daher, trotz des spanischen Unverstandes und Despotismus, den man bewies, nicht hergestellt. Die Menge der feilgebotenen Güter konnte in einer solchen Zeit nicht angebracht werden; es mußten von Zeit zu Zeit die Fristen verlängert werden, und da die Stände die Ausführung zu überwachen hatten, so fanden viele Protestanten bei ihren Glaubensgenossen und durch dieselben Mittel, um durchzuschlüpfen. Der größte Theil der Einwohner kehrte indessen zum alten Glauben zurück, natürlich nicht aus Ueberzeugung, eher aus Furcht und aus Liebe zum heimathlichen Boden; doch zogen auch viele Adelige und Nichtadelige, ja sogar Bauern mit Zurücklassung von Habe und Gut in die Ferne. Jodokus Stülz in seiner 1840 erschienenen Geschichte des Klosters Wilhering erzählt uns sehr naiv, wie bei den hartnäckigen Leuten geringen Standes die militärische Gewalt, die man sehr hart anwendete, Nachgiebigkeit und Gehorsam zur Folge hatte, da die Widerspenstigen und die Verführer in grausige Kerker geworfen wurden. Nichtsdestoweniger habe, fügt er ganz kalt hinzu, Ferdinand jeden Zwang vermieden und nur gegen diejenigen Gewalt gebraucht, welche eidlich versprochen gehabt hätten, katholisch zu werden; diejenigen dagegen, welche dies nicht gethan, hätten nur ihrer Herrschaft das Freigeld

bezahlt, sowie an den Vitzdom die Nachsteuer, dann hätten sie von dannen ziehen können. Von der Wiener Universität wurden elf protestantische Doctoren im Jahre 1627 zur Auswanderung genöthigt.

In Böhmen war es besonders der Jesuit und Beichtvater Lamormain, welcher durch sein Rühmen von dem Verdienste, das der Kaiser sich um den alleinseligmachenden Glauben erwerben werde, die Abneigung Ferdinand's gegen eigentliche Grausamkeit zu überwinden wußte, als Slawata und Martinitz an ihren freisinnigen Landsleuten Rache nehmen wollten. Ferdinand hatte anfangs das über eine große Zahl böhmischer Herren und Gemeinen ausgesprochene Urtheil nicht bestätigen wollen. Sobald er sich aber dazu entschlossen hatte, wurden 43 angesehene Herren, welche nicht so glücklich gewesen waren, sich durch die Flucht zu retten, nach Prag gebracht, um ihr Urtheil zu empfangen; 30 andere aber, welche entflohen waren, wurden geächtet und ihrer Güter beraubt. Unter den Letzteren befand sich auch der Graf von Thurn. Von jenen 43 wurden 27 am 21. Juni 1621 hingerichtet und die übrigen zu weniger harten Strafen verurtheilt. Wenn der Raum uns erlaubte, den Namen und den Stand der Hingerichteten, sowie die Art ihrer Hinrichtung anzugeben, so würde man erkennen, daß die nach dem Siege auf dem weißen Berge begangenen Grausamkeiten, die sich nachher über ganz Böhmen und Schlesien ausdehnten, ärger waren, als die Gräuel des Religions-Krieges in Frankreich. Wir wollen nur vier von den Hingerichteten namentlich anführen und dabei die Bemerkung hinzufügen, daß die Uebrigen den Kern des hohen Adels, die Blüthe des Ritterstandes und der Rechtsgelehrten von Böhmen bildeten. Der erste von jenen vier Männern war Graf Andreas Schlick, Herr von Passaun und Elnbogen, Oberst-Landrichter, Director und Landvogt in der Ober-Lausitz. Er erklärte vor Gericht: „Reißt meinen Leib in 1000 Stücke, ihr findet darin nichts, als was wir in unserer Apologie bekannt gemacht haben.“ Er wurde am 21. Juli 1621 mit noch 23 Genossen hingerichtet; ihm ward zuerst die rechte Hand und dann das Haupt abgehauen. Unmittelbar nach ihm wurde der durch seine Beredsamkeit berühmte böhmische Kammer-Präsident und Grundherr dreier Herrschaften, Wenzel Budowicz von Budowa, ein vierundsiebenzigjähriger Greis, enthauptet, und nach diesem der Kammer-Präsident Christoph Harant. Beide hatten zu den Directoren gehört. Der vierte von den Hingerichteten, welchen wir namentlich anführen wollen, war Johann Jessenius von Jessen, einer der berühmtesten Aerzte seiner Zeit und vordem Rector der Prager Akademie. Er ward auf ganz empörende Weise behandelt; denn man schnitt ihm, ehe er enthauptet wurde, auf dem Schaffot die Zunge aus, viertheilte am folgenden Tage seinen Leichnam unter dem Galgen und

steckte die einzelnen Stücke desselben in den Straßen der Stadt auf Pfähle auf. Zwei der verurtheilten Herren wurden vor den Fenstern des Rathhauses der Altstadt an einen zu diesem Zwecke errichteten Galgen g ehenkt.

Der Kaiser, welcher im Januar 1621, also lange vor den eben erwähnten Grausamkeiten, die Achtserklärung Friedrich's V., dessen Kur-Würde nebst der Ober-Pfalz längst dem Herzoge von Baiern zugesichert worden war, hatte verkündigen lassen, benutzte diese Achtserklärung, um sich in Schlesien zu bereichern. Er schloß nämlich, wie bereits angegeben wurde, in seine eigenmächtige, dem deutschen Staatsrechte durchaus widersprechende Achts-Sentenz auch den Grafen von Hohenlohe, den Fürsten Christian von Anhalt und den Markgrafen Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf ein. Das Land des Letzteren einzuziehen, hatte Ferdinand durchaus kein Recht; denn wenn auch der Inhaber des Lehens Jägerndorf sich desselben verlustig gemacht hatte, so gehörte doch das Land dem Hause Brandenburg, nicht dem Kaiser. Der Kurfürst von Brandenburg war nicht im Stande, dem Kaiser seinen Raub streitig zu machen; er und alle seine Nachfolger warteten aber auf eine passende Gelegenheit, ihre Ansprüche an Jägerndorf geltend zu machen. Diese Gelegenheit fand erst Friedrich II. von Preußen im Jahre 1740, und er vergalt dann dem östreichischen Hause Gleiches mit Gleichem, indem er die Verlegenheit der Tochter des Kaisers Karl VI. benutzte, um ganz Schlesien an sich zu bringen.

In Schlesien kam durch Vermittlung des Kurfürsten von Sachsen ein Vertrag, der sogenannte sächsische Accord, zu Stande, in Folge dessen eine Spur des Protestantismus übrig blieb; in Böhmen dagegen ward durch das Schreckens-System, welches eintrat, der größte Theil der liegenden Güter durch Beraubung oder Vernichtung ihrer protestantischen Besitzer an Katholiken gebracht. Die Sache wurde ganz systematisch betrieben und die Austreibung der protestantischen Lehrer und Geistlichen, sowie die Vernichtung des Gottesdienstes auf mehrere Jahre vertheilt. Zuerst erfolgten die oben erwähnten Hinrichtungen und Güter-Einziehungen. Hiermit war gleich in den ersten Tagen nach der Prager Schlacht die Austreibung aller Calvinisten verbunden. Erst im September des folgenden Jahres kam die Reihe an die Lutheraner. Damals wurde auch die neue Bekehrungsmethode eingeführt, deren sich später Ludwig XIV. bediente und die man neuerdings (1851) zur Widerlegung politischer Ansichten in Kurhessen angewandt hat; es wurden bei den Bürgern, die den Katholicismus nicht annahmen, eine Anzahl Soldaten einquartirt; der Kardinal Caraffa, Bischof von Aversa, bemerkt weislich, dies sei geschehen, damit sie durch Bedrängniß zur Einsicht kommen möchten. Schon im Mai des Jahres 1622 ließ der

Kaiser in ganz Böhmen ein Mandat ausgehen, durch welches Alle, die an den Unruhen öffentlich oder insgeheim Theil genommen hatten, unter Androhung der furchtbarsten Strafen, falls sie diesem Gebote nicht gehorchen würden, aufgefordert wurden, sich vor dem Statthalter zu stellen und ihre Schuld zu bekennen. Es stellten sich 728 begüterte Herren und baten um Gnade. Man ließ ihnen das Leben; ihre Güter aber wurden ihnen ganz oder auch nur zum Theil genommen und entweder verkauft oder dem Kammergut einverleibt oder denen überlassen, die sich um den Kaiser und die katholische Religion verdient gemacht hatten. Ferdinand und seine Jesuiten waren und blieben taub gegen die Vorstellungen der lutherischen und sogar auch einiger katholischen Reichsfürsten; ja, sie hörten nicht einmal auf die spanischen Vorstellungen, daß man Unmögliches durchzusetzen suche. Schon im Jahre 1624 wurde aller nicht-katholische Gottesdienst zuerst in Prag und dann in ganz Böhmen, selbst auf dem Lande, verboten; im October zogen die vier noch übrigen lutherischen Geistlichen, von zahlreichem Volke begleitet, aus der Hauptstadt. Im Jahre 1627 ward der Majestäts-Brief für aufgehoben und ungültig erklärt, das Siegel davon gelöst, die Unterschriften durchschnitten und zugleich bekannt gemacht, daß künftighin nur Katholiken in Böhmen geduldet werden sollten. Da diese Maaßregel mit Strenge durchgesetzt wurde, so wanderten diejenigen, welche ihre Religion nicht ändern wollten, nach Sachsen, Brandenburg, Preußen, Holland und in die Schweiz. Man gibt die Zahl der Familien, welche damals Böhmen verließen, auf 30,000 an. Unter ihnen sollen 185 Familien vom Herren- und Ritterstande gewesen sein. Die Erinnerungen an die hussitische Zeit wurden möglichst getilgt, Ziska's Denkmal in Czaslau zerstört, der Ehrentag des Johann Huß aus dem böhmischen Kalender gestrichen; dagegen gab man sich viele Mühe, den unter König Wenzel getödteten Johannes Nepomuk zum böhmischen Nationalheiligen umzugestalten (s. Bd. VII., S. 122.)*). Auch die Nachkommen derjenigen Taboriten, die sich nach der Schlacht bei Böhmisch Brod (s. Bd. VII., S. 373.) einem stillen, frommen Leben zugewandt hatten, konnten sich nur in schwachen Resten und in Verborgenheit einigermaaßen erhalten; der Bischof dieser sogenannten mährischen Brüder, Amos Comenius, durch seinen Orbis pictus oder „die sichtbare Welt" in der Geschichte der Pädagogik berühmt, wanderte 1528 nach Polen aus und stand, in Lissa wohnend, der zerstreuten Gemeinde vor. Trotz alledem traten in Böhmen, als Kaiser Joseph II.

---

*) Vergl. auch: Otto Abel, die Legende des heil. Johann von Nepomuk, Berlin 1855. Seine scharfsinnigen Ermittelungen sind jedoch neuerdings angefochten worden.

Toleranz verkündigte (1781), zahlreiche Protestanten, namentlich unter dem Landvolk, aus der Verborgenheit hervor.

Wir übergehen, um für wesentlichere Dinge Raum zu gewinnen, die vielen Berathschlagungen der deutschen Fürsten über die pfälzische Angelegenheit, bei welchen immer Ludwig V. von Hessen-Darmstadt in der Hoffnung, durch des Kaisers Gunst seinen edlen Verwandten Moritz von Hessen-Kassel zu übervortheilen, die Hauptrolle spielte. Das Ende der diplomatischen Sendungen und Schreibereien war, daß Ludwig von Darmstadt und der Kurfürst von Mainz den Herzog von Würtemberg und den Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg dahin brachten, daß dieselben sich mit ihnen verbanden, um am 12. April 1621 mit Spinola einen Vertrag zu schließen, durch welchen der Kurfürst von der Pfalz aufgegeben ward. Die genannten Fürsten überließen in diesem zu Mainz geschlossenen Vertrage den Spaniern die Pfalz; denn sie gaben zu, daß die Union sich verbindlich machte, sich der Pfälzer Sache nicht weiter anzunehmen. Wir glauben nicht, daß Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach, welcher der Sache der Pfalz auch noch ferner getreu blieb, Recht hatte, wenn er behauptete, die Fürsten von Hessen und Würtemberg seien bestochen gewesen; diese sahen nur weiter, als er, und erkannten, daß mit den schwachen und zagenden Verbündeten nichts anzufangen sei.

In dieser Zeit, als Spinola die Pfalz besetzte und Maximilian nach Beendigung des Krieges in Böhmen Anstalt machte, den Grafen von Mansfeld aus der Ober-Pfalz zu vertreiben, regte sich endlich Friedrich's Schwiegervater, Jakob I. von England, zu dessen Gunsten; er verdarb aber auch in dieser Sache, wie überall, wo er sich einmischte, mehr, als er gut machte. Wir werden in der Geschichte der englischen Revolution viel mit Jakob's Erbärmlichkeit zu thun haben und auf den Zusammenhang seiner geringen Theilnahme an dem Schicksale seines Schwiegersohnes mit dem von ihm entworfenen Plane, seinem Sohne eine spanische Prinzessin zur Gemahlin zu verschaffen, zurückkommen; hier erwähnen wir nur das, was Jakob's Hülfeleistungen für seinen Schwiegersohn angeht. In dieser Beziehung gab er in der Mitte des Jahres 1620 einiges Geld und gestattete die Werbung von Truppen; er wurde aber bald vom spanischen Gesandten an seinem Hofe überredet, daß er besser thue, sich ganz ruhig zu verhalten, weil man alsdann die Pfalz nicht angreifen würde. Am Schlusse des Jahres 1620 ließ er wieder mit englischem Gelde in England werben, wo man mit Freuden sah, daß er endlich erwache. Es wurde damals ein nicht ganz unbedeutendes Heer von Engländern aufgestellt, welches dann mit den Holländern unter Friedrich Heinrich den oben erwähnten Zug nach Worms machte, aber von den Unirten nicht gehörig unter-

stützt ward. Von diesen Engländern blieben die meisten in der Pfalz zurück, wo sie nachher Frankenthal, Heidelberg und Mannheim gegen Spinola vertheidigten, als derselbe schon alle übrigen Städte besetzt und seine Spanier gleich Vandalen und Mongolen das schöne Land verwüstet hatten. Was später von England durch Briefe und Gesandtschaften geschah, hat Häusser in seiner Geschichte der Pfalz genau und vollständig angeführt; wir werden erst später in der englischen Geschichte Einiges erwähnen.

Nur drei Vertheidiger der Sache des Kurfürsten von der Pfalz versuchten das Aeußerste, Graf Ernst von Mansfeld, Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach und Prinz Christian von Braunschweig. Ernst von Mansfeld, welcher von Zeit zu Zeit Geldsendungen aus England erhielt und, wenn diese nicht ausreichten, im Lande der Freunde wie der Feinde entsetzlich hauste, hatte zuerst von Pilsen aus in Böhmen und nachher in der Ober-Pfalz gegen Maximilian und Tilly glücklich gefochten, war aber im October den vereinigten Truppen Beider nicht gewachsen und gerieth, während er wegen eines Abzuges unterhandelte, in eine so bedenkliche Lage, daß man ihn verloren gab. Er machte jedoch damals einen meisterhaften Marsch, durch den er mit seinem Miethvolke in die Unter-Pfalz gelangte. Seinen Weg dahin nahm er über Nürnberg, Windsheim und Rothenburg; überall lieferte und zahlte man, um seiner furchtbaren Schaaren schneller los zu werden, gern Alles, was er forderte; besonders die fränkischen Bisthümer, Bamberg, Würzburg und Eichstädt, suchte er furchtbar heim. In der Unter-Pfalz war das Hauptheer der Spanier unter Spinola selbst genöthigt gewesen, zur Vertheidigung der Niederlande wieder am Rhein hinab zu ziehen, und Gonzalez von Cordova, welcher zurückgeblieben war, hatte vom August bis Ende September mit den Engländern und Pfälzern einen schweren Kampf gehabt. Cordova belagerte, als Mansfeld eben heranzog, Frankenthal drei Wochen lang vergebens und soll in dieser Zeit mehr als 3000 Mann verloren haben. Die Erscheinung des Grafen von Mansfeld nöthigte ihn, die Belagerung von Frankenthal eiligst aufzuheben; denn man gab die Zahl der Truppen des Grafen, welcher bei Mannheim die Pfälzer und Engländer an sich gezogen hatte, auf mehr als 20,000 Mann an. Der Krieg wurde dann sowohl von Mansfeld, als von den Spaniern mehr zum Verderben des Landes, als zur Entscheidung des Streites zwischen dem Kurfürsten Friedrich und dem Kaiser geführt, bis Tilly über die Bergstraße heranzog, von Ladenburg bis Mosbach weit und breit Alles verheerte und am 20. October 1621 Heidelberg zur Uebergabe aufforderte.

Da Mansfeld noch unbesiegt und der Commandant von Heidelberg

ein ritterlicher Mann und ein tüchtiger Officier war, so konnte man an die Eroberung dieser damals festen Stadt nicht denken; man stürmte aber dagegen bald den einen, bald den anderen kleinen Ort, lieferte sich kleine Gefechte und plagte im Winter und in den ersten Monaten des Jahres 1622 das unglückliche Land. Gonzalez von Cordova hauste mit den Spaniern in Alzei, Kreuznach und Oppenheim; Tilly verheerte die Ufer des Neckar; Mansfeld zog nach dem Elsaß und verwüstete besonders das Bisthum Straßburg, welches der mehrgenannte Erzherzog Leopold, Bruder des Kaisers, verwaltete; er überfiel und plünderte Elsaß-Zabern, den Hauptort des Bisthums, und erpreßte von der Stadt Hagenau 100,000 Gulden; endlich zog er, nachdem er am Rhein und sogar im Breisgau Alles rein ausgeplündert hatte, an das Haardt-Gebirge. Er hauste zwischen Germersheim und Landau auf dieselbe Weise, wie Tilly am Neckar. Um diese Zeit hatte der Kurfürst Friedrich*) den Entschluß gefaßt, sich in die Mitte seiner Pfälzer, welche standhaft ausharrten und tapfer für ihn kämpften, zurück zu begeben, weil sein Schwiegervater und die Holländer das Geld herschossen, mit welchem sowohl Mansfeld seine Leute bezahlen, als auch Christian von Braunschweig und Georg Friedrich von Baden-Durlach sich für Friedrich gehörig rüsten konnten. Er kam im April 1622 aus dem Haag nach Heidelberg zurück.

Von den beiden zuletzt genannten Männern, welche für die Sache des Kurfürsten fochten, war Christian von Braunschweig, ein jüngerer Sohn des Herzogs Heinrich Julius und Administrator des säculirten Bisthums Halberstadt, damals erst 21 Jahre alt. Er träumte, weil er wahrscheinlich viele Rittergeschichten gelesen hatte, von idealer Liebe zu einer idealen Dame, von Aufopferung und Heldenthum für den Gegenstand seiner Kampf-Gelübde, welcher nach der Weise des alten Ritterthums eine schöne und leidende Dame war. Es heißt nämlich, der junge, sonst ziemlich rohe ritterliche Prinz habe, nach Art der Ritter der alten Liebes-Gerichtshöfe oder cours d'amour, einen ihm geschenkten Handschuh der Kurfürstin Elisabeth an seinen Helm befestigt und den Eid geschworen, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis er dem Kurfürsten und seiner Gemahlin wieder zu dem Ihrigen verholfen habe; auch seine Fahnen trugen die Inschrift: Tout pour Dieu et pour elle. Er warb mit allem Gelde, das er aufbringen konnte, ein Heer von den Leuten, welche damals den Krieg als Gewerbe trieben und nährte dasselbe auf Unkosten der von ihm heimgesuchten Gegenden. Vorerst verweilte er in Westfalen, wo er durch die holländischen Truppen, welche

*) Was Friedrich V. und die Pfalz angeht, so folgen wir überall nicht unseren Collectaneen, sondern Häusser.

Cleve, Mark und Ravensberg besetzt hielten, unterstützt wurde. Er hatte den Plan, sich durch das Gebiet der Landgrafen von Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt in das Mainzische und von da in die Pfalz zu begeben. Landgraf Moritz ließ um der guten Sache willen ihn mit seinen Raubhorden durch sein Land ziehen; Ludwig aber, der das Interesse seiner Glaubensgenossen überall und immer seiner selbstsüchtigen Politik nachsetzte, vereinigte seine Truppen mit den Baiern, welche aus der Pfalz dem Prinzen Christian entgegengeschickt worden waren, und ließ ihn in Verbindung mit Mainzern am 20. December 1621 im Busecker Thal in der Wetterau feindlich angreifen. Christian wurde genöthigt, sich mit seinen Miethlingen wieder nach Westfalen zurückzuwenden, wo er dann einstweilen die geistlichen Staaten brandschatzte.

Kurfürst Friedrich traf gerade zu rechter Zeit bei Mansfeld's Heere ein; denn diesem waren damals von Seiten der Spanier und des Kaisers Anerbietungen gemacht worden, welche einem abenteuernden Grafen sehr annehmbar erscheinen mußten. Man wollte ihm die Landvogtei Hagenau, die deutsche Fürstenwürde und die eingezogenen Güter des Prinzen Moritz von Oranien geben, sowie auch die Werbegelder seiner Truppen bezahlen. Er sollte außerdem, wenn er unter Spinola Dienste nehmen wollte, einen monatlichen Gehalt von Spanien beziehen und Niemand als Spinola über sich haben. Die Erscheinung des Kurfürsten Friedrich bewirkte, daß Mansfeld die mit den Feinden angeknüpften Unterhandlungen abbrach und sich der Sache Friedrich's wieder aufrichtig zuwandte. Mansfeld setzte damals bei Germersheim über den Rhein, um sich mit dem dritten uneigennützigen Vertheidiger des Kurfürsten, dem Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach, zu vereinigen. Georg Friedrich hatte, um sein Land und seine Kinder nicht in das ihm drohende Schicksal zu verwickeln, seine Stände nach der Karlsburg berufen und feierlich die Regierung niedergelegt oder vielmehr seinem Sohn Friedrich überlassen; er hatte ebenso, wie späterhin Albrecht von Wallenstein für den Kaiser, für den Kurfürsten Friedrich V., — wenn auch nicht, wie wir lesen, 15,000 Mann, doch wenigstens ein bedeutendes Heer auf seine eigenen Kosten geworben, sowie Kriegsvorräthe gesammelt und Geschütze gießen lassen. Sein Heer vereinigte sich in der Pfalz mit den Truppen Mansfeld's und Beide zogen dann gegen Tilly, den sie am 27. (17.) April 1622 aus seiner sehr guten Stellung zwischen Wiesloch und Mingolsheim herauslockten und erst dann ernstlich angriffen. Tilly ward in diesem Treffen bei Mingolsheim geschlagen, verlor einige tausend Mann und wich nach Heilbronn zurück; seine Gegner verstanden aber den Sieg nicht zu benutzen. Der Markgraf war ein schlechter General und Mansfeld nicht sehr verträglich; sie trennten sich also von einander und wurden hierauf einzeln

geschlagen. Dagegen vereinigte sich der Anführer der von Spinola zurückgelassenen spanischen Truppen, Gonzalez von Cordova, mit Tilly, und Beide folgten dann dem Markgrafen, der sich zwischen Heilbronn und Wimpfen lagerte, auf dem Fuße nach. Sie griffen den Markgrafen bei Wimpfen an und schlugen ihn nach einem hartnäckigen Kampfe nicht nur völlig, sondern zerstreuten auch sein Heer, welches durch das Auffliegen eines Pulverkarrens in Verwirrung gebracht wurde. In dieser Schlacht schaarten sich einige hundert Bürger von Pforzheim unter der Anführung ihres Bürgermeisters Berthold Deimling um den Markgrafen und kämpften für denselben, bis sie sämmtlich todt auf dem Platze lagen. Durch ihre Aufopferung gelang es ihm, sein Heil in der Flucht zu finden; er rettete sich nach Stuttgart zu dem Herzoge von Würtemberg. Dieser Schlag war um so unheilvoller, da gerade damals alle Aussicht vorhanden gewesen war, daß auch der Herzog von Würtemberg für die protestantische Sache die Waffen ergreifen werde. Nach der Niederlage des Markgrafen bei Wimpfen wäre es freilich thöricht vom Herzoge von Würtemberg gewesen, wenn er sich hätte in den Krieg einmischen wollen.

Mansfeld, bei dem sich der unglückliche Kurfürst Friedrich befand, machte, nach dem am 26. April (dem 6. Mai des neuen Stils) gelieferten Treffen von Wimpfen einen sehr kühnen Versuch, sich mit Christian von Braunschweig, welcher unterdessen sein Heer bedeutend verstärkt hatte, auf einem großen Umwege zu vereinigen und dabei gelegentlich die egoistische und verrätherische Politik des Landgrafen Ludwig von Hessen-Darmstadt zu bestrafen. Das Letztere gelang ihm, indem er von Mannheim aus plötzlich verheerend wie ein Waldstrom gegen Darmstadt zog, um den Landgrafen und seinen Sohn in ihrer eigenen Residenz aufzuheben. Diese waren freilich Beide schnell geflohen; sie fielen aber den feindlichen Truppen in die Hände und wurden gefangen nach Mannheim gebracht, wo Friedrich V., wie von einem feinen Manne nicht anders zu erwarten war, sie ehrenvoll und höflich behandelte. Nach etwa vier Wochen wurden sie, auf das dringende Verlangen des deutschen Fürsten-Collegiums, unter leidlichen Bedingungen wieder in Freiheit gesetzt. Mansfeld mußte sich schon am 30. Mai wieder von Darmstadt zurückziehen, weil die Baiern und die Kaiserlichen seine Entfernung benutzten und Mannheim zu besetzen suchten.

Christian von Braunschweig hatte sich lange in Westfalen, besonders im Münsterland und im Paderbornischen umher getrieben und seine Banden nicht nur auf Unkosten des Landes und seiner Bewohner durch Beraubung der Kirchen und Klöster, der Geistlichen und Weltlichen ohne Unterschied genährt und besoldet, sondern auch durch die Aussicht auf Beute sehr vermehrt. Er hatte in der Domkirche zu

Paderborn aus dem Schatze des heiligen Liborius zwölf silberne Bildsäulen der Apostel wegnehmen und zu Thalern umprägen lassen; ja er rühmte sich in der Umschrift dieser Münzen seiner räuberischen Wuth. Er nannte sich nämlich auf derselben „Gottes Freund und der Pfaffen Feind," als wenn irgend jemand Gott lieben könne, der eine ganze Klasse seiner Mitmenschen haßt und die Kirchen plündert. Daß Christian sich des Letzteren mit einem der französischen Schreckenszeit würdigen Witze gerühmt habe, bezeugen alle gleichzeitigen Geschichtserzählungen. Während nämlich der so eben erwähnte militärische Witz doch nur die römische Religion traf, verhöhnte Christian das Christenthum selbst dadurch, daß er, als er die zwölf silbernen Apostel von Paderborn in Münzen umschmelzen ließ, spottend sagte, er verhelfe den Aposteln jetzt dazu, daß sie thun könnten wie geschrieben stehe: „Gehet hin in alle Welt."

Nachdem Christian sein Raubheer bedeutend verstärkt hatte, zog er im Mai 1622 durch das Fuldaische aufs Neue in die Wetterau, richtete aber diesmal seinen Marsch nach dem Main. Er bewies auch bei dieser Gelegenheit, daß er zwar ein Raubritter von Franz von Sickingen's Schlag und Art, aber kein Feldherr sei, was dieser doch gewesen war. Er hätte nämlich, als der Kurfürst von Mainz in der Angst, es möchte ihm und seinem Lande ebenso wie den westfälischen Bischöfen ergehen, die Spanier und Baiern herbeigerufen hatte, diesen, welche an Zahl seinem Heere weit überlegen waren und von einem Cordova und Tilly angeführt wurden, ausweichen und um jeden Preis eine Verbindung mit Mansfeld suchen sollen. Diese hätte auf dem rechten Rhein-Ufer stattfinden können, wenn Christian die Bergstraße hinauf gezogen wäre, anstatt den am linken Rhein-Ufer herabziehenden Mansfeld in seiner Stellung zu erwarten. Christian, welcher rund um Frankfurt herum weit und breit Alles verheert hatte, war bei **Höchst** am Main gelagert, als am 20. Juni 1622 die besten Truppen der damaligen Zeit ihm ein Treffen anboten. Er hätte dasselbe unter keinen Bedingungen annehmen sollen; denn er hatte den 18 zum Theil schweren Geschützen Tilly's nur drei schlechte und schlecht bediente Kanonen entgegen zu setzen. Auch hätte er einem Treffen recht gut ausweichen können, da eine Brücke über den Main ihm den Uebergang auf das andere Ufer möglich machte. Allein er besaß mehr Ritterlichkeit als militärisches Talent und zog sich also selbst eine arge Niederlage zu. Sein Fußvolk kämpfte zwar sechs Stunden lang sehr tapfer; dies hatte aber keinen anderen Erfolg, als daß die Niederlage seines Heeres nur um so blutiger ward. Die Hälfte seiner Truppen blieb, von den übrigen ward ein Theil zersprengt oder kam im Main oder im Moraste um; mit dem Reste, der hauptsächlich aus Reiterei bestand, zog Christian

nach der Bergstraße, wo er sich mit Mansfeld vereinigte. Der letztere Umstand beweist, daß Christian schon früher recht gut, wenn auch mit einigem Verluste, sich mit Mansfeld hätte vereinigen können.*)

Das protestantische Heer unter Christian von Braunschweig und Ernst von Mansfeld, bei welchem auch Kurfürst Friedrich sich befand, blieb selbst nach der Schlacht bei Höchst dem katholischen unter Tilly gewachsen. Dieses Heer hauste in den Gegenden von Straßburg und im nördlichen Elsaß furchtbar, als plötzlich König Jakob I. seinen Schwiegersohn überredete, dem Kampf im Felde zu entsagen, um das Opfer der treulosen spanischen Politik zu werden, von welcher Jakob selbst am Narrenseil herum geführt ward. Jakob ließ sich von den Spaniern durch die Versicherung täuschen, daß, wenn Friedrich sich demüthige, den Kampf aufgebe und sein Land nur auf kurze Zeit dem Kaiser überlasse, dieser ihm verzeihen und seine Erblande zurückgeben werde. Diese plumpe Täuschung nahm Friedrich für eine aufrichtige Zusage. Es wurden hierauf unter Jakob's ohnmächtiger Vermittelung und unter der Leitung der Infantin Klara Eugenia in Brüssel Unterhandlungen gepflogen, welche aber natürlich ohne Resultat blieben. Schon während dieser Unterhandlungen bereitete Kaiser Ferdinand, um das verpfändete Ober-Oestreich wieder zu erhalten, ohne Rücksicht auf die Kurfürsten und das Reich die Uebertragung von Friedrich's Kurwürde nebst der Ober-Pfalz an Maximilian von Baiern vor. Gleichwohl meinte Friedrich noch immer durch jene nichtssagenden Verhandlungen zu einem gütlichen Ausgleich mit dem Kaiser zu gelangen; und da solches nicht möglich war, so lange Mansfeld und Christian in seinem Dienste Truppen anführten, so gab er ihnen förmlich ihre Entlassung, indem er ihnen rieth, mit ihrem Miethvolke anderswo eine Unterkunft zu suchen; sie hatten ihm übrigens selbst gedroht, ihre Entlassung zu nehmen. Sie wandten sich erst nach Lothringen und boten dann den Holländern ihre Dienste an. Da die Letzteren darauf eingingen, zogen die beiden Schaarenführer in die spanischen Niederlande. Gonzales de Cordova trat ihnen bei Fleurus entgegen; die Schlacht, in welcher Christian von Braunschweig einen Arm verlor, blieb unentschieden. Mansfeld vereinigte sich mit dem holländischen Heere unter Moritz von Oranien und bewirkte, daß Spinola die Belagerung von Bergen

*) Christian, der bei seinem Heere sogenannte Brandmeister hatte, verheerte damals Eschborn, Oberursel, Sulzbach und Nidda. Tilly nahm es übel, daß man ihm von Frankfurt aus nach erhaltener Victori nicht die geringste Cortesia mit Wein oder Gratuliren erzeigt: es wurde dem Magistrat gerathen, dem Herrn General eine Verehrung mit Ochsen oder anderen Victualien, Citronen, Pomeranzen, damit ihm besser als mit Geld gedient, zu thun. Tilly dankte am 5. September für sechs ihm zugesandte Ochsen und fügte die Mahnung bei, sich aller unbedächtigen Reden hinfüro gänzlich zu enthalten.

op Zoom aufgab. Kurfürst Friedrich hatte sich zur Entlassung seiner zwei Generale zwar zum Theil aus dem Grunde entschlossen, weil er sich auf das von den Spaniern seinem Schwiegervater gegebene Versprechen verließ, daß sein Land nur für ihn in Beschlag genommen werden würde; allein er hatte sich dabei doch auch durch das Mitleid mit seinen armen Unterthanen und Nachbarn leiten lassen, welche von Mansfeld's und Christian's Miethlingen eben so arg mißhandelt wurden, als von den Spaniern und von Tilly's Baiern und Kosaken. Schon im August erkannte Friedrich, wie schmählich er und sein Schwiegervater getäuscht worden waren. Er verließ hierauf sein Land noch einmal. Er begab sich zuerst nach Sedan zum Herzoge von Bouillon und kehrte dann in die Niederlande zurück.

Tilly vollendete jetzt die Eroberung der Unter-Pfalz, wo sich einige tapfere Pfälzer noch in den befestigten Orten wehrten. Drei Städte besonders mußte Tilly zuerst erobert haben, ehe er daran denken konnte, die protestantische Religion ebenso in der Unter-Pfalz auszurotten, wie sie um dieselbe Zeit in der Ober-Pfalz ausgerottet ward. Diese Städte waren Heidelberg, Mannheim und Frankenthal. Tilly griff zuerst Heidelberg an. Er wurde damals durch Truppen verstärkt, welche der rohe Bischof von Passau und Straßburg, Erzherzog Leopold von Tyrol, in die Pfalz führte. Der Commandant der pfälzischen Truppen in Heidelberg, von der Merven, that als Kriegsmann Alles, was er an der Spitze des Gesindels, welches unter ihm diente, thun konnte; denn er vertheidigte die Stadt mit kaum 2000 Mann bis zum 15.—16. September, und behauptete sich, auch als die Stadt durch Sturm genommen worden war, noch bis zum 19. im Schloß. Dann capitulirte er unter leidlichen Bedingungen. Schon am 20. September griff Tilly den tapferen Engländer Horace de Vere an, welcher Mannheim vertheidigte. Dieser mußte schon am 1. November capituliren und zog hierauf am 4. November ab. Frankenthal ward in diesem Jahre nicht mehr eingenommen; es hielt sich bis zum Frühjahr 1623. Dagegen dehnte Tilly damals seine Quartiere bis in die Wetterau hinein aus. Dieser Umstand und der Einfall, welchen nachher Christian von Braunschweig in Westfalen versuchte, diente den kaiserlichen und ligistischen Heeren als Vorwand, um sich auch an der Weser auszubreiten und dem Kriege eine ganz neue Wendung und Gestalt zu geben.

2. Rückblick auf die skandinavische und russische Geschichte in der letzten Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege.

a. Dänemark und Schweden in der ersten Zeit Christian's IV. und Karl's IX.

Da in Folge des Vordringens der katholischen Truppen nach Norddeutschland zuerst Dänemark und dann Schweden sich in den deutschen

Krieg einmischten, so ist es nöthig, hier zunächst einen Blick auf die skandinavische Geschichte zu werfen, welche oben bis zum Regierungsantritte Christian's IV. von Dänemark und Karl's IX. von Schweden geführt worden ist. Wir wollen die Hauptpunkte aus dem letzten Theile des dort bereits Angegebenen, mit besonderer Beziehung auf die Theilnahme Dänemarks und Schwedens am dreißigjährigen Kriege, noch einmal zusammenstellen, und beginnen mit der Geschichte Christian's IV., welche uns von selbst zu Karl's IX. Geschichte leiten wird.

Christian IV. war, als sein Vater Friedrich II. im April 1588 starb, erst elf Jahre alt; er war aber schon als Kind zum Könige gewählt worden und da er nachher ebenfalls die Vorsicht hatte, seinen Sohn Friedrich III. noch bei seinen Lebzeiten wählen zu lassen, so hörten seit seinem Regierungsantritte die Wahlstreitigkeiten in Dänemark thatsächlich auf. In diesem kleinen Reiche hatte, wie wir wissen, der sogenannte Reichsrath oder mit anderen Worten der Kern des Güter besitzenden Adels durch die Wahl-Capitulationen den Königen nach und nach alle Vorrechte ihrer Würde auf dieselbe Weise entzogen, wie die Wahl-Capitulationen der deutschen Kaiser diesen alle Bedeutung der Herrschaft raubten. Auch in Dänemark waren die königlichen Güter, aus deren Ertrag die Kosten der Verwaltung bestritten, sowie das Heer und die Festungen unterhalten werden sollten, nach und nach in die Hände des Adels gekommen, welcher, da er dem Könige keine Rechenschaft schuldig war die Festungen verfallen ließ und die Güter als sein Eigenthum betrachtete. Der Reichsrath bestand zu verschiedenen Zeiten aus einer verschiedenen Zahl von Mitgliedern; als Christian's Vater starb, gab es 20 Mitglieder.

Der Reichsrath machte der Mutter und dem Vatersbruder des Prinzen die Regentschaft streitig und übertrug dieselbe an vier seiner Mitglieder. Diese suchten vergebens auch die Verwaltung der Herzogthümer Schleswig und Holstein an sich zu ziehen, welche nach deutschem Brauche der Mutter überlassen blieb. Die Stände von Holstein und Schleswig benutzten sogar die Minderjährigkeit und den Streit mit der dänischen Regentschaft, um ein Recht an sich zu reißen, das ihnen zwar von einem früheren Könige ertheilt, bisher aber noch nie ausgeübt worden war. Christian I. hatte nämlich, ganz gegen alle deutsche Gesetze und Herkommen, den Ständen von Holstein das Recht gegeben, den Regenten zu wählen oder doch wenigstens die Regierung an einen von ihnen zu bestimmenden Prinzen des herzoglichen Hauses zu übertragen. Dies war doppelt schwer auszuführen, seitdem es mehrere Linien des regierenden Hauses gab, weshalb auch die verwittwete Königin und Herzog Philipp von Holstein-Gottorp sich anfangs heftig widersetzten. Als Christian IV. heranwuchs, suchte er sich von der

ihm aufgedrungenen Verpflichtung frei zu machen. Er bediente sich dazu des deutschen Kaisers ebenso, wie man im Mittelalter sich überall des Papstes zu bedienen pflegte. Dies konnte er freilich nur in den Herzogthümern thun; denn in Dänemark wurden Kaiser Rudolf's II. Briefe so wenig berücksichtigt, daß, als dieser dem jungen Könige erlaubte, schon im 17. Jahre sich der Vormundschaft zu entziehen (als er ihm die veniam aetatis ertheilte), die Dänen darauf gar keine Rücksicht nahmen; in den Herzogthümern dagegen erhielt er bereits 1593 die Herrschaft über den königlichen (Segebergischen) Antheil. Für beide Antheile war eine gemeinschaftliche Landesregierung eingerichtet, an deren Spitze abwechselnd in einem Jahre der König von Dänemark, im anderen der Herzog von Holstein-Gottorp stand; immer am Michaelistage (29. September) fand der Wechsel statt. In Dänemark blieb Christian bis zu seinem 20. Jahre unter den Flügeln des Reichsrathes und als man ihn endlich (1596) die selbstständige Regierung antreten ließ, mußte er eine Capitulation unterschreiben, welche ihn noch mehr beschränkte, als seine beiden Vorgänger beschränkt gewesen waren. In den Herzogthümern dagegen erweiterte er die monarchischen Rechte; denn er wehrte nicht allein, daß nach der damals in Deutschland herrschenden Sitte seine Brüder durch Vertheilung von Herrschaften versorgt würden, sondern er bewirkte auch später, daß in dem holsteinischen Hause das Recht der Erstgeburt festgesetzt werde. Dazu und zur Aufhebung von Christian's I. Wahl-Privilegium in den deutschen Landen sollte das Patent dienen, welches Kaiser Rudolf II. ihm ertheilte und Kaiser Matthias nachher bestätigte. Durch dieses Patent wurde das von Christian I. den Ständen ertheilte Wahlrecht, als mit dem deutschen Reichsgesetze im Widerspruche stehend, gänzlich cassirt. Die genannten Kaiser, welche Beide sogar in ihrem eigenen Palaste keine Gewalt besaßen, maaßten sich in jenem Patente kaiserliche Rechte über Dänemark an. Uebrigens hatte Christian IV. dieses Patent, welches das Recht der Erstgeburt und der Nachfolge ohne Wahl aufstellte, sich schon im Jahre 1608 von dem kaiserlichen Hofe zu verschaffen gewußt; er hatte aber dasselbe, sowie die darüber geführten Unterhandlungen sorgfältig geheim gehalten, weil zu befürchten war, daß die in ihren Rechten bedrohten dänischen Großen, sowie die Stände von Holstein und Schleswig dagegen arbeiten möchten. Erst im Jahre 1616, wo eine Wahl vorgenommen werden sollte, welche durch das kaiserliche Patent verhindert werden konnte, trat Christian mit diesem hervor. Damals starb Johann Adolf von Holstein-Gottorp, Christian's Vetter und Schwager, und die holsteinischen Stände wollten dessen Sohn, Friedrich III., nicht ohne Wahl als ihren Herzog anerkennen. Christian zeigte den Ständen von Holstein das kaiserliche

Patent, welches die Untheilbarkeit der beiden Theile der Herzogthümer, des herzoglichen und des königlichen, sowie die erbliche Nachfolge in Beiden und das Vorrecht des Erstgeborenen vor den Nachgeborenen aussprach; in Schleswig, wo er selbst der höchste Herr war, ließ er ein eigenes Edict darüber ausgehen. Die Stände widerstrebten zwar; Christian hatte aber Truppen in Bereitschaft, um sie zu zwingen. Friedrich III. wurde also ohne Wahl angenommen und später war kein Streit mehr über die Wahl.*) Dagegen gab es stets Zwistigkeiten zwischen den dänischen Königen und den Herzogen von Holstein-Gottorp, die sich in Schleswig-Holstein getheilt hatten.

Fast alle Unternehmungen Christian's IV. waren rühmlich für ihn, bis er sich in die deutschen Angelegenheiten einmischte; bis dahin war er sogar den Schweden überlegen. Er genoß in diesen ersten glänzenden Jahren seiner sechszigjährigen Regierung des Zutrauens aller Stände seines Reiches; denn er schonte, was ihm nachher verderblich ward, den Reichsrath und seine Privilegien und Usurpationen, bediente sich der angesehenen und tüchtigen Glieder desselben zu seinen Geschäften und beförderte sie zu den ersten Aemtern der Verwaltung, welche musterhaft geführt ward, weil er die in Geschäften ergrauten Männer auswählte, selbst unermüdliche Thätigkeit bewies und viel Einsicht hatte. Er machte auch durch die Art, wie er den Verfall der Hanse benutzte, um Norwegen zu heben, seinen Namen in ganz Europa berühmt. Er änderte die ganze Einrichtung Norwegens auf zeitgemäße Weise und schiffte selbst an der ganzen Küste bis nach Wardoehus hinauf, um für den Handel günstige Orte auszusuchen und anlegen zu lassen. Auch für den Handel von Island, welches damals noch in ganz anderen Zuständen und Verhältnissen war als jetzt, ergriff er passende Maaßregeln. Er zog ferner zweimal seinem Verwandten, dem Herzoge von Braunschweig, in dessen Krieg mit der Stadt Braunschweig zu Hülfe, welche damals noch von ihren Verbündeten, den Hanseaten, unterstützt ward, deren Bund sich bald darauf auflöste; denn im Jahre 1628 wurde der letzte durch eine größere Anzahl von Städten beschickte Hansetag abgehalten; die noch folgenden gaben nur Zeugniß von der unaufhaltsamen Auflösung des einst so mächtigen Bundes. Christian brachte endlich, durch Benutzung des damals

*) Friedrich III. von Holstein-Gottorp ist derselbe unternehmende Herrscher, der während des dreißigjährigen Krieges (in den Jahren 1633—38) Gesandtschaften an den Czaar von Rußland und sogar an den Schach von Persien schickte, um den Handel, namentlich den Seidenhandel, über die Ostsee und die Herzogthümer zu leiten; an diesen Gesandtschaften nahmen Adam Olearius, der den Verlauf in einem ausgezeichneten Reisewerke beschrieb, und der berühmte Dichter Paul Fleming Theil.

zwischen Dänemark und Schweden herrschenden Hasses, seine Dänen sogar dahin, daß sie ihn in den Stand setzten, ein kleines, aus Kronbauern geworbenes, stehendes Heer zu unterhalten. Auch begannen unter ihm die Dänen sich in fremden Welttheilen festzusetzen; im Jahre 1620 legten sie in Ostindien auf der Küste Coromandel die Stadt Tranquebar an.*)

Ehe die glücklichen Kriege Christian's mit Karl IX. und dessen Sohn Gustav Adolf, sowie die Veranlassung zu seiner Einmischung in den dreißigjährigen Krieg berichtet werden können, müssen wir noch eine Uebersicht der ersten Geschichte des schwedischen Herrscherhauses einschieben, welches nach Christian's II. von Dänemark Vertreibung durch Gustav Wasa gegründet worden war. Gustav Wasa selbst war im eigentlichen Sinne des Wortes der Befreier seiner Landsleute von fremdem Joche; er war außerdem ein strenger militärischer Regent, erhielt und schützte aber die alte Verfassung, nach welcher der Bauernstand neben den Bürgern, Edelleuten und Geistlichen in Reichssachen befragt werden mußte. Dagegen sorgte er schlecht für die Bildung seiner Söhne. Der älteste derselben, welcher unter dem Namen Erich XIV. sein Nachfolger ward, wüthete, wie oben berichtet wurde, gegen Brüder, Verwandte und Unterthanen als Tyrann und Wahnsinniger. Die Brüder desselben aber, Johann II. und Karl IX., hatten sich seiner kaum auf eine ganz entsetzliche Weise entledigt, als sie unter einander zerfielen. Sie blieben nachher ihr ganzes Leben hindurch in Streit. Diesen Streit machten die Jesuiten aus bloßem Eifer für ihren Glauben unversöhnlich, als Johann sich mit der Schwester des letzten Jagellonen, Sigismund's II. von Polen, vermählt hatte. Johann selbst war anfangs Willens, zur Religion seiner Gemahlin überzutreten, erkannte aber doch, daß er dadurch seine Krone aufs Spiel setzen werde, und gebot deshalb den von den Kanzeln herab schimpfenden und tobenden Jesuiten Schweigen. Dagegen ließ er seinen Sohn Sigismund, damit derselbe sich um das Reich seines mütterlichen Großvaters bewerben könne, in der katholischen Religion erziehen. Zum Könige von Polen ward dieser Prinz freilich 1587 unter dem Namen Sigismund III. erwählt; er gerieth aber gerade dadurch den Schweden gegenüber in eine sehr zweideutige Lage, und zwar aus drei ganz verschiedenen Gründen. Erstens verlangten sowohl die protestantischen Schweden als die katholischen Polen, daß er ausschließlich in ihrem Lande wohnen solle. Dann waren beide Nationen wegen des Besitzes von Liefland mit einander in Streit; und endlich hatte, was das

*) Im Jahre 1845 ging dieselbe durch Kauf an die englisch-ostindische Compagnie über.

Bedeutendste war, Sigismund's Oheim, Karl IX., Lust und gewissermaaßen auch ein Recht, ihn aus Schweden zu verdrängen.

In Betreff des Letzteren geht aus dem, was Geijer urkundlich berichtet, deutlich hervor, daß, nachdem Erich XIV. besonders durch Karl's Bemühung gestürzt worden war, Johann II. zwar allein den Königstitel führte und Karl nur Herzog von Wärmeland und Südermanland hieß, daß aber die Regierung von Schweden im Grunde Beiden gemeinschaftlich war. Als im Herbst 1592 Johann, dessen Sohn Sigismund III. sich damals in Polen befand, gestorben war, eilte Karl sogleich herbei und gab durch Alles, was er sagte und that, zu erkennen, daß er seinem Neffen zwar den Königstitel nicht streitig machen, wohl aber die königlichen Rechte allein ausüben wolle. Er hatte auch Zeit genug, sich in den Besitz der Regierung zu setzen; denn Sigismund erhielt, was uns bei der Schnelligkeit, an die wir gewöhnt sind, sehr auffallen muß, die Nachricht von seines Vaters Tode erst nach zwei Monaten. Er hatte sich kurz vorher mit Anna, einer Schwester des Protestantenverfolgers Ferdinand von Steyermark, des nachmaligen Kaisers, vermählt. Fast ein ganzes Jahr hindurch führte Karl die Regierung von Schweden allein. Er benutzte diese Zeit mit der ihm eigenen Schlauheit und Consequenz, um Alles zur Ausschließung Sigismund's vom schwedischen Throne vorzubereiten. Schon 1593 beschloß eine von Karl nach Upsala berufene Kirchenversammlung, es solle im Lande keine andere Lehre gepredigt werden, als die evangelische. Nachdem endlich am 30. September 1593 Sigismund in Stockholm angekommen war, trat Karl ihm sogleich als Repräsentant des Protestantismus, sowie als Vertheidiger seiner eigenen Ansprüche und der schwedischen National-Rechte ganz öffentlich entgegen. Er verlangte, Sigismund solle die Religions-Freiheit, sowie die Wahl des Erzbischofs und der anderen Bischöfe bestätigen, jeden Dienst nur einer Person auftragen, den päpstlichen Legaten aus seinem Rathe entfernen, ihm (dem Herzog Karl) den Genuß aller Königs-Rechte in seinem Fürstenthume zusichern; Katholiken sollten keine Aemter erhalten und der katholische Gottesdienst nur für den König in der Schloßkapelle stattfinden. Nachdem Karl diese Forderungen seinem Neffen zugeschickt hatte, reiste er, um sich gegen Nachstellungen zu sichern, nach Nyköping.

Von diesem Augenblicke arbeitete Karl daran, die Unzufriedenheit der schwedischen Stände über den Jesuitismus Sigismund's und über die Polen und Jesuiten, welche dieser mitgebracht hatte, zu benutzen und als Haupt der ständischen Opposition gegen den König recht auffallend hervorzutreten. Dies geschah besonders, als sich der König weigerte, den Ständen noch vor seiner Krönung eine Art Wahl-Capitulation auszustellen. Karl trat am 19. Januar 1594 als Organ der

Stände auf und bat den König, denselben die verlangte Versicherungs-Urkunde zu ertheilen. Sigismund sah sich genöthigt, dies zu thun. Er lud hierauf seinen Oheim ein, seiner Krönung beizuwohnen. Karl folgte dieser Einladung und erschien in Begleitung von einigen tausend Mann Soldaten, fand aber dessen ungeachtet rathsam, seine Wohnung nicht im Schlosse, sondern in der Stadt zu nehmen, und ging nie anders als von seinen Soldaten umgeben aus. Durch die Krönung gewann der König nichts; denn er hatte außer dem Heere, welches der General-Gouverneur von Finnland, Klaus Flemming, commandirte, keine Truppen in Schweden und wurde von Karl stets als Feind beobachtet und begleitet.

Auch in Polen hatte Sigismund kein Heer, über welches er als König hätte gebieten können. Die Polen hatten ihm sogar einen bestimmten Termin für seine Rückkunft gesetzt, so daß er nöthig fand, sich schon am 14. Juli 1594 wieder einzuschiffen, um mit dem päpstlichen Nuntius Malaspina, der ihn begleitet hatte, nach Polen zurückzureisen. Er ließ seinen Oheim Karl im Besitze der ganzen königlichen Macht, welche dieser seit seines Bruders Erich Tod stets vermehrt hatte. Sigismund hatte sich kaum eingeschifft, als Karl seine Unzufriedenheit mit allem dem, was Sigismund zur Beschränkung seines Einflusses gethan hatte, sowie mit der von ihm angeordneten neuen Besetzung der bedeutenden Stellen im Reiche laut aussprach. Er verlangte, gestützt auf das Ansehen, das er sich bei den Schweden verschafft hatte, daß ihm in Abwesenheit des Königs die Regierung unbedingt übertragen und der Titel eines Reichsvorstehers ertheilt werde, daß er als solcher Alles einrichten und verordnen dürfe, daß seine Beschlüsse gleiche Gültigkeit mit den königlichen haben und daß alle Beamten des Reiches ihm zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet sein sollten. Ueber diese Forderungen ward, so lange Sigismund mit seiner Flotte noch an der schwedischen Küste lag, unterhandelt. Sigismund konnte freilich in der Ausdehnung, wie Karl es verlangte, demselben keine Vollmacht ertheilen; er konnte sie ihm aber auch nicht ganz verweigern, weil alle eigentliche Gewalt in Karl's Händen war. Er willigte sogar ein, daß Karl als erster Reichsstand, unter Beistimmung und mit Befragung sämmtlicher Reichsräthe, die Staats-Verwaltung leiten solle, und machte nur die Beschränkung, daß derselbe keine Reichstage halten und keine neuen Gesetze und Ordnungen einführen dürfe. Dies ließ Karl sich nicht gefallen. Auch ward er gleich nach des Königs Abreise von den Reichsräthen ersucht, nach Stockholm zu kommen und mit ihnen an den Staatsgeschäften Theil zu nehmen.

Schon am 2. September 1594 kamen die Reichsräthe, ohne vorher den König befragt zu haben, mit Karl dahin überein, daß sie ihn für ihren Präsidenten und für den Reichsvorsteher halten, ohne seine

Einwilligung keine Beschlüsse fassen und in Betreff derjenigen Geschäfte, welche in Sigismund's Abwesenheit vorgenommen würden, Alle für einen Mann stehen wollten. Gleich darauf entfernte Karl den durch Sigismund im Widerspruch gegen sein bei der Krönung geleistetes Versprechen eingesetzten katholischen Gouverneur der Hauptstadt von seiner Stelle. Er bewies überhaupt großen Eifer für den Protestantismus, als dessen Feind sich Sigismund nicht nur offenbar erklärt hatte, sondern auch nachher durch die That zu erkennen gab. Karl brachte es bald dahin, daß sein Neffe in Schweden nur sehr wenige Freunde behielt; Klaus Flemming aber, der Generalgouverneur von Finnland, blieb demselben bis an seinen Tod getreu. Karl's Endziel war, seinen Neffen, dessen Einfluß auf die schwedischen Angelegenheiten er längst vernichtet hatte, förmlich absetzen und sich zum König wählen zu lassen. Dazu benutzte er die Unzufriedenheit der Schweden mit Sigismund's Religion und mit seinem beständigen Aufenthalt in Polen, wo man ihm die Reise nach Schweden nicht erlaubte. Schon auf dem Reichstage, welchen die Schweden gegen den ausdrücklichen Befehl des Königs seit dem 30. September 1595 zu Süderköping in Ostgothland hielten, ward Karl Regent im eigentlichen Sinne des Wortes, obgleich er sich gegen den Vorwurf der Untreue, den ihm sein Neffe machte, feierlich verwahrte. Er versprach nämlich, die Erbfolgeordnung gewissenhaft aufrecht zu halten, setzte aber bösartiger Weise hinzu: „er zweifle nicht, daß auch der König seinem bei der Krönung geschworenen Eide nachkommen werde.“ Auf jenem Reichstage wurden folgende Beschlüsse gefaßt: „Die katholische Religion soll im ganzen Reiche abgeschafft werden. Herzog Karl soll bis zur Zurückkunft des Königs Reichsvorsteher sein und die Stände sollen ihm Treue und Gehorsam geloben. Alle Berichterstattung nach Polen, sowohl jede Appellation oder Beschwerdeführung an den König ist verboten. Ohne Genehmigung des Reichsvorstehers hat kein königlicher Befehl Gültigkeit. Dem Herzoge ist erlaubt, gemeinschaftlich mit den vornehmsten Ständen und Reichsräthen alle Stellen zu besetzen. Doch sollen bei wichtigeren Aemtern dem Könige drei Personen vorgeschlagen werden, von denen er eine auswählen und bestätigen muß; zögert er aber mit dieser Bestätigung, so hat der Herzog das Recht, selbst Jemanden zu ernennen.“ An Sigismund wurde ein Gesuch um Besserung seines Regimentes gerichtet und zugleich das letzte noch in Schweden bestehende Kloster, Wadstena, aufgehoben.

Diesen Reichstags-Beschlüssen setzte Sigismund ein gegen seinen Oheim gerichtetes heftiges Mandat entgegen. Auch schickte er im August 1596 eine glänzende Gesandtschaft, welche in seinem Namen und in dem der polnischen und lithauischen Stände Gegenvorstellungen

machen sollte. Karl ließ diese Gesandten, welche aus Mitgliedern der angesehensten Familien Schwedens und aus polnischen und lithauischen Magnaten bestand, bis in den October hinein auf eine Audienz warten. Dann ertheilte er ihnen, nach einem neuen Verzuge, eine weitschweifige juristische Antwort. Zugleich suchte er die Furcht des Volkes vor Jesuiten und Polen auf seine Weise zu benutzen. Er drohte, die Regierung niederzulegen, und führte diese Drohung auch wirklich am 2. November in Gegenwart der Stände und Reichsräthe aus. Sigismund und ein sehr großer Theil der Aristokratie, welcher mehr von einem abwesenden Schattenkönige, als von einem strengen, sparsamen und grausamen Reichsvorsteher zu hoffen hatte, waren mit diesem Schritte Karl's sehr zufrieden, und der König schrieb ihm, daß er seine Entlassung annehme und die Geschäfte vorerst einigen Reichsräthen auftrage. Dies hatte Karl nicht erwartet; er begab sich daher in sein Herzogthum Südermanland und erließ von dort aus eine Proclamation des Inhalts, daß er, um drohenden Verwirrungen vorzubeugen, die Regierung bis zur Zeit eines nach Arboga zu berufenden Reichstages wieder übernehme, und daß alle Statthalter und Commandanten keinen anderen Befehlen als den seinigen zu gehorchen hätten. Auch erklärte er in derselben Proclamation Sigismund's Stütze, Klaus Flemming, den Generalgouverneur von Finnland, und die Stenbock's für Landesverräther und für abgelöste Glieder des Reiches, zu deren Verfolgung Jedermann aufgefordert sei. Nichtsdestoweniger wurde Flemming von ihm eingeladen, nach Stockholm zu kommen, sowie auch nachher dem Reichstage zu Arboga beizuwohnen. Erst als Flemming Beides ablehnte, beschloß Karl, Anstalten zu treffen, um denselben in Finnland feindlich anzugreifen. Diesen Beschluß führte er freilich nicht aus; er trieb aber durch Aufforderung und Unterstützung die von Flemming's Miethlingen hart gedrückten Finnländer dahin, daß sie sich gegen ihren Generalgouverneur erhoben. Auf solche Weise brach 1596 in Finnland ein Bauern-Aufstand, der sogenannte Knüttelkrieg, aus, bei dessen Unterdrückung Flemming durch seine Miethlinge so arge Verheerungen und Gräuel verüben ließ, daß die Bauern sich in die Wälder und Moräste flüchteten und von dort aus einen mörderischen Krieg mit allen Beamten und Anhängern des Königs Sigismund führten, welcher aus Polen Leute und Befehlshaber an Flemming schickte. Es gelang dem Gouverneur endlich, den Aufruhr mit den Waffen zu dämpfen, aber erst nachdem er nicht weniger als 5000 Bauern niedergehauen hatte. Im Mai 1597 starb Flemming, und nun unterlag auch in Finnland die königliche Partei dem Anhange Karl's. Dieser zog selbst an der Spitze eines Heeres nach Finnland und eroberte Wiborg und Abo. Er kehrte bald wieder nach Schweden zurück, um

den Reichsrath und die Stände zu bewegen, daß sie den König im eigentlichen Sinne des Wortes absetzten.

Dies hatte große Schwierigkeiten, weil Karl beim Adel nicht gerade beliebt war und weil die Schweden ihren Eid nicht verletzen wollten. Karl war indessen Herr in Schweden und Finnland; Sigismund dagegen wurde nicht nur in Livland als rechtmäßiger Herrscher anerkannt, sondern es eroberte auch Arwid Stälarm, welcher nach Flemming's Tode königlicher Befehlshaber in Finnland war, für ihn Abo und das übrige Finnland wieder. Sigismund führte endlich, nachdem er das ganze Jahr 1597 hindurch mit Karl in offenem Streite gewesen war, und dieser ihm die schwedische Flotte zur Ueberfahrt versagt hatte, seinen Entschluß aus, nach Schweden zu gehen, um sich mit Gewalt in den Besitz des Landes zu setzen, dessen gekrönter König er war. Er schiffte am 3. Juli 1598 auf Fahrzeugen, deren er sich im Hafen von Danzig bemächtigt hatte, 5000 Mann Polen und ein sehr glänzendes Gefolge ein, wurde aber, als er an der Küste von Schweden landen wollte, durch die schwedische Flotte, welche ausschließlich seinem Neffen angehörte, daran gehindert. Da er dessen ungeachtet nicht zurückkehrte, so schien ein innerer Krieg unvermeidlich zu sein. Karl hatte die Bewohner des eigentlichen Swen-Reiches, Dalarnes und Norrlands, sowie die seines Herzogthums Südermanland für sich; Stockholm dagegen erklärte sich für Sigismund, für welchen auch der größere Theil der im Heere dienenden Mannschaft vom Götha-Reich Partei zu nehmen bereit war. Karl und Sigismund unterhandelten einen ganzen Monat hindurch mit einander; endlich griff aber der Erstere am 8. September 1598 die mit Sigismund gelandeten Polen bei Stegeborg ernstlich an. Er wurde jedoch von den Polen umgangen und wäre geschlagen worden, wenn nicht Sigismund's Unentschlossenheit oder auch seine Rücksichtsnahme auf die unter Karl dienenden Schweden ihn gerettet hätte. Nicht lange nachher eroberte Karl, nachdem seine Flotte mit Verstärkungen angekommen war, Stegeborg; und am 25. September 1598 lieferte er am Flüßchen Stänge in der Nähe von Linköping eine Schlacht, die man nach der Brücke jenes Flüßchens die Schlacht bei Stängebro nannte, und in welcher Sigismund's Heer geschlagen ward.

Nun wurden sogleich neue Unterhandlungen eingeleitet, und in Linköping kamen am 28. September Sigismund und Karl endlich über folgende Punkte überein. Beide sollten nicht nur die Waffen niederlegen, sondern es sollten auch die fremden Soldaten mit Ausnahme der Leibwache Sigismund's fortgeschickt werden. Ferner sollte die Regierung dem König Sigismund, der nach Stockholm reisen wolle, übergeben werden; doch müsse derselbe innerhalb vier Monaten

einen Reichstag berufen und bis dieser gehalten sei, sollten alle von Karl ernannten Beamten in ihren Aemtern bleiben. Schon dieser eine Punkt zeigte deutlich, daß, wenn Sigismund Lust hatte, in Schweden zu bleiben, er dort unter der Vormundschaft seines Oheims stehen werde. Ein anderer Artikel gab ebenso deutlich zu erkennen, was alle diejenigen zu erwarten hätten, welche aus Treue gegen ihren rechtmäßigen König den offenbaren Absichten Karl's entgegen sein würden. Es wurde nämlich zwar von beiden Seiten Vergessenheit des Geschehenen zugesagt: von dieser blieben aber ausdrücklich die fünf Reichsräthe ausgeschlossen, welche dem König Sigismund nach Polen gefolgt waren, und deren Auslieferung Karl forderte. Sigismund weigerte sich zwar anfangs, dieselben auszuliefern; er verstand sich aber nachher doch dazu. Nach dem Abschlusse dieses Vertrages segelte Sigismund nicht, wie er erklärt hatte, nach Stockholm, sondern nach Danzig; er überließ also selbst das Reich seinem Oheim.

Karl hatte längst Alles vorbereitet, um die Religion seines Neffen und dessen Abwesenheit dazu benutzen zu können, daß derselbe durch ein förmliches Gesetz vom Throne ausgeschlossen werde. Dies geschah schon im folgenden Jahre unter dem ganz eiteln Vorwande, daß nach dem Vertrage von Linköping die Stände das Recht haben sollten, sich demjenigen von Beiden zu widersetzen, welcher den Vertrag nicht genau beobachte. Die Stände versammelten sich im Anfange des Jahres 1599 zu Jönköping und kündigten dem Könige Treue und Gehorsam auf, falls er sich nicht entschließe, von der päpstlichen Lehre abzulassen und sein Erbreich in Person zu regieren; wo nicht, aber doch seinen vierjährigen Sohn Ladislaus nach Schweden zu schicken, damit er unter den Augen des Herzogs von Südermanland in der Landesreligion erzogen werde. Da Sigismund begreiflicher Weise hierauf nicht einging, so geschah endlich auf einem anderen Reichstage, welcher am 24. Juli 1599 zu Stockholm eröffnet wurde, der entscheidende Schritt. Es ward erklärt, daß, wenn Sigismund nicht innerhalb sechs Monaten den jungen Ladislaus herübersende, nicht nur die Schweden des ihm geleisteten Eides entbunden, sondern auch seine Nachkommen auf ewige Zeiten ihres Erbrechtes auf die schwedische Krone verlustig sein sollten. Zugleich wurde Herzog Karl zum regierenden Erbfürsten erklärt. In Bezug auf Finnland aber ward ausgesprochen, daß dasselbe, falls es sich jenem Beschlusse nicht freiwillig unterwerfe, mit Gewalt der Waffen dazu gezwungen werden solle. Endlich ward noch gegen jeden, der sich den Beschlüssen der Stände widersetze, die Strafe des Landesverrathes ausgesprochen.

Die zuletzt erwähnte Androhung ward nachher unter Karl auf eine ganz furchtbare Weise ausgeführt; denn man erzählt uns, daß er wäh-

rend seiner Regierung über 140 Menschen als Verräther habe hinrichten lassen. Gleich im Jahre 1598 ward eine furchtbare Verfolgung über alle Anhänger des Königs Sigismund verhängt. Ueberall, wo Karl erschien, ließ er diese mit unerhörter Strenge mit oder ohne gerichtliches Verfahren grausam hinrichten. Ganz Schweden floß in Blut. Auch Finnland wurde hart mitgenommen. Karl ging nämlich im Sommer 1599 nach diesem Lande hinüber, unterwarf die Einwohner, eroberte Wiborg und Abo wieder und ließ in diesen beiden Städten allein 28 Personen als Hochverräther enthaupten. Unter diesen war auch der edle und ritterliche Johann Flemming, der Sohn des Reichs-Marschalls Klaus Flemming, welcher bis an seinen Tod Finnland für den König vertheidigt hatte. Nachdem Karl aus Finnland nach Schweden zurückgekehrt war, ließ er das Urtheil, welches eine Commission über viele seit anderthalb Jahren in sehr harter Haft gehaltene Reichsräthe ausgesprochen hatte, durch die von ihm eingeschreckten Reichsstände bestätigen. Jene Commission, welche auf dem im März 1600 zu Linköping versammelten Reichstage ernannt worden war, bestand aus 153 Personen, darunter 38 Reichsräthe, 24 Officiere der Reiterei, alle von Adel, ferner 20 Officiere vom Fußvolk, 24 Bürger, aus 23 Vögten oder rechtskundigen Beisitzern derselben und 24 Bauern. Vor dieser Commission klagte Karl acht Reichsräthe und fünf Edelleute als Anhänger Sigismund's an. Einige bekannten sich schuldig und wurden begnadigt, fünf Angeklagte wurden verurtheilt und am 20. März hingerichtet. Die Stände waren so eingeschreckt, daß sie nicht blos das Urtheil bestätigten, sondern sogar auch die Verpflichtung, es gegen Jedermann zu vertheidigen, übernahmen. Die Verfolgungen und Grausamkeiten Karl's, welche wir nicht einzeln aufzählen wollen, trafen mehrentheils nur den Adel, und zwar vorzugsweise den höheren und höchsten. Die Geistlichkeit war mit Ausnahme des Erzbischofs, welchen Karl absetzte, ganz für ihn, weil sie durch ihn des Königs Sigismund und des von diesem beschützten Papismus entledigt ward. Auf die Bauern aber konnte Karl sich ganz und gar verlassen, so daß man ihn auch den Bauernfreund nannte.

Er hätte schon auf dem Reichstage zu Linköping den Königstitel, welcher ihm von den Ständen angeboten wurde, annehmen können; allein er verband, wie alle Usurpatoren, mit einer unbegrenzten Herrschsucht tiefe Verstellung und Heuchelei. Er lehnte vorerst den Titel ab und begnügte sich mit der tyrannischen Macht, die man ihm nicht streitig machen konnte. Er nahm sogar die Miene an, als wenn er sich fürchtete, das Recht seines jüngeren Neffen, des erst elf Jahre alten Herzogs Johann von Ostgothland, zu verletzen. Im Sommer 1600 ging Karl um so eiliger nach Livland hinüber, als Sigismund, um von den

Polen in seinem Kriege mit Karl unterstützt zu werden, dieser Nation das noch in seiner Gewalt befindliche Esthland abgetreten hatte. Karl's Zug nach Livland war glücklich, weil weder die Livländer noch die Esthländer unter katholischer und polnischer Herrschaft stehen wollten. Ganz Esthland erklärte sich sogleich für Karl; die livländischen Festungen aber wurden belagert und mehrere derselben im Jahre 1601 erobert; nur Kockenhausen, Dünamünde und Riga blieben von den Polen besetzt. Die Polen rüsteten jedoch 1601 ein Reichsheer, an dessen Spitze der Großkanzler Zamoisky im Herbste Livland verheerte; doch legte er bald aus Mangel an Sold für die Truppen den Oberbefehl nieder. Karl verweilte indeß in Finnland, wo er sich im Anfange des Jahres 1602 vom Adel huldigen ließ. Im Sommer desselben Jahres rief er eine Ständeversammlung nach Stockholm, um die ganze Nation zu größeren Anstrengungen für den livländischen Krieg zu bewegen. Die Stände zeigten auf dieser Versammlung zwar große Mißstimmung über einen Krieg, den sie für unnöthig hielten; sie fügten sich aber nichtsdestoweniger den Forderungen Karl's. Dagegen ward die Geistlichkeit sehr unzufrieden, weil sie in Karl dasjenige zu finden glaubte, was ihre Brüder in Sachsen Krypto-Calvinismus nannten.

Im Jahre 1604 glaubte endlich Karl dadurch, daß er 1602 und 1603 alle Aemter und Stellen mit seinen Anhängern besetzt und seinen Gegnern Schrecken eingeflößt hatte, sich vollkommen in den Stand gesetzt zu haben, förmlich von der Krone Besitz zu nehmen. Er berief daher, um dies auszuführen, auf den Februar 1604 einen Reichstag nach Norköping. Hier gab er sich anfangs das Ansehen, als wenn er von den Lasten und Beschwerden der Reichsvorsteherschaft niedergedrückt sei und deshalb wünsche, daß die Stände entweder den König Sigismund ins Land zurückrufen oder dessen Bruder Johann von Ostgothland zum Könige wählen möchten. Allem Anschein nach hatte er sich mit diesem jungen Herzog, der weder Lust noch Fähigkeit hatte, ein Land zu regieren, in welchem man einen eisernen Stab führen mußte, schon längst über die ganze Sache verständigt, damit die Welt überzeugt werde, daß Karl auf ganz rechtmäßige Weise den Thron besteige. Johann erklärte am 6. Mai 1604 den Ständen: daß er sich nicht fähig fühle, die Reichsverwaltung zu führen, welche mit Recht zu wiederholten Malen seinem Oheim übertragen worden sei; er vereinige daher seine Bitten mit denen der Stände, daß Herzog Karl doch die Königswürde übernehmen möge, indem er selbst seinen Rechten entsage und für den Fall, daß er seinen Oheim überleben würde, das Versprechen gebe, Karl's ältestem Sohne bis zu dessen Mündigkeit mit seinem Rathe beizustehen. Natürlich erklärte sich darauf Karl sogleich bereit, die, wie er sich ausdrückte, ihm aufgebürdete Last zu übernehmen. Am

22. Mai ward von den Ständen eine Erbfolgeordnung oder, wie sie es nannten, eine Erbvereinigung festgestellt, in deren Einleitung noch einmal die Nachkommen des Königs Johann II. von der Thronfolge ausgeschlossen und die Gründe ihrer Ausschließung angegeben wurden. Seit diesem Augenblick nannte sich Karl „der Schweden, Wenden, Gothen auserwählter Erbfürst." Karl IX. hatte aus seiner ersten Ehe mit der Prinzessin Anna Maria von der Pfalz nur eine Tochter, Katharina, die später an Johann Kasimir von Zweibrücken vermählt wurde; wir werden sehen, wie ihr Sohn Karl Gustav zum Thron von Schweden gelangte. Karl's IX. zweite Gemahlin war Christina von Holstein; aus dieser Ehe stammte sein am 9. December 1594 geborener Sohn Gustav Adolf. Dieser wurde als Kronprinz und Karl's zweiter Sohn Karl Philipp als „Erbfürst des Reiches" anerkannt. Im Falle weder diese beiden Prinzen noch Herzog Johann von Ostgothland männliche Erben hätten, sollte die damals noch unverheirathete Katharina das Reich erben. Dies war der Inhalt des Norköpingischen Erbvertrages. Karl war ungeachtet desselben eigentlich nie völlig mit seinen Ständen zufrieden, wie schon daraus hervorgeht, daß er immer die Krone wieder niederzulegen drohte und sogar im März 1606 in seinem Tagebuch anmerkte, er habe sie wirklich dem Herzog Johann übergeben, was jedoch keineswegs der Fall war.

Die Härte und Strenge Karl's war für die Zeiten und Umstände unstreitig sehr wohlthätig und seine Neigung zur Autokratie war nicht verderblich, theils weil er die beiden unteren Stände begünstigte und dagegen die beiden oberen niederhielt, theils weil noch viel Charakter in den einzelnen Menschen war und man folglich sich ihm so kräftig widersetzte, daß er oft ganz verdrießlich ward. Karl gehörte übrigens unter die wenigen lutherischen Fürsten, welche der Lehre Calvin's nicht mit dem zelotischen Fanatismus der würtembergischen und sächsischen Theologen entgegenstrebten. Er hatte mit seinen unduldsamen Geistlichen einen harten Kampf, wie es denn überhaupt einer eisernen und heftigen Natur bedurfte um Ordnung und Ruhe wiederherzustellen.

Karl gerieth mit seinen drei Nachbarn nach einander in Krieg, und den einen dieser Kriege, den polnischen, vererbte er sogar noch auf seinen Sohn. In diesem Kriege unterstützte die schwedische Nation ihren König kräftiger und anhaltender, als die polnische den ihrigen. Der Letztere (Sigismund III.) verstand vom Kriegswesen gar nichts; die Polen erfochten daher zwar, so lange der Großkanzler Zamoisky sie führte, manche Vortheile im Felde, konnten dieselben aber nicht behaupten, weil sie kein stehendes Heer hatten. Die bedeutendste Niederlage erlitt Karl 1605 bei Kirkholm in einer Schlacht, in welcher er selbst zugegen war; die Polen konnten jedoch, da sie sich damals in den

russischen Bürgerkrieg einmischten, ihren Krieg mit den Schweden nicht lebhaft betreiben.

b. Rußland vom Ende des Mittelalters bis zur Thronbesteigung des Hauses Romanow.

Rußland war in der letzten Zeit des Mittelalters den Tataren unterworfen gewesen (s. Bd. X., S. 14.) und seine Fürsten wurden von den Khanen von Kaptschak völlig wie Vasallen behandelt. Der Lithauenfürst Gedimin benutzte die Schwäche der einheimischen Herrscher, um Kiew zu erobern (1320). Acht Jahre später verlegte der Fürst von Wladimir seinen Herrschersitz nach Moskau. Von hier aus begannen seine Nachfolger sich allmälig den Tataren zu widersetzen; es war ein Glück für sie, daß durch Timur's Angriffe das Khanat von Kaptschak erschüttert wurde und ganze Reiche sich von ihm zu lösen begannen. Unter Iwan Wasiljewitsch I.*) dem Großen (1462—1505) wurde das Land vom tatarischen Joche wieder frei gemacht und erlangte einen Platz unter den Mächten Europas. Iwan vermählte sich mit der byzantinischen Prinzessin Sophia aus dem Geschlechte des letzten Kaisers vom Hause der Paläologen, wodurch nicht nur der doppelköpfige Adler des oströmischen Reiches in das russische Wappen kam, sondern später auch der Anspruch der Zaaren, Nachfolger dieses Reiches zu sein, mit angeregt wurde. Er wendete sich gegen Nowgorod (Groß-Nowgorod am Ilmensee, wo demselben der Wolchow entströmt), dessen Macht und Reichthum weit berühmt war und das 400,000 Einwohner gezählt haben soll; der dortige Peterhof war die östlichste Station der deutschen Hansa. Iwan zwang diese Handelsrepublik zur Unterwerfung, verpflanzte viele ihrer Einwohner nach Moskau und anderen Städten und nahm ihnen das Sinnbild ihrer alten Selbstherrlichkeit, die große Glocke, mit welcher man früher die Bürgerversammlungen eingeläutet hatte. Im Jahr 1476 zahlte er zum letzten Mal dem Khan von Kaptschak seinen Tribut aus; dann begann er den Kampf mit ihm. Bis zum Jahre 1487 hatte er nicht blos die Tataren besiegt, sondern auch, statt daß vorher die Khane der sogenannten goldenen Horde die russischen Großfürsten einzusetzen pflegten, die Ernennung dieser Khane an sich gebracht. Um die zur Fortdauer seines Werkes so nothwendige Einheit zu erhalten, verfügte er die Untheilbarkeit seiner Staaten. Die Anfänge der Cultur kamen seinem Reiche aus Deutschland; er trat mit Kaiser Friedrich III. in Verbindung, um Baumeister, Bergleute und Handwerker heranzuziehen. Ein sehr

*) Man nennt ihn entweder Iwan (Johann) III. Wasiljewitsch oder Iwan Wasiljewitsch I.; der entsprechende Unterschied findet bei seinen gleichnamigen Nachfolgern statt.

geschickter Techniker, den er für die Artillerie, den Festungsbau und das Münzwesen benutzte, war Aristoteles von Bologna. Iwan's Sohn, Wasilji Iwanowitsch (1505—1533), brachte auch Smolensk, welches 110 Jahre unter polnischer Herrschaft gewesen war, wieder an das Reich und schloß Bündnisse mit dem römischen Kaiser, dem türkischen Sultan, dem Könige von Dänemark, den Schwertbrüdern in Livland, dem Herzoge von Preußen, dem Papste und auf 60 Jahre mit Schweden. Nur mit den Polen und mit den Tataren der Krim blieb er fast beständig im Krieg.

Sein Nachfolger, Iwan Wasiljewitsch II. (1533—1584), den man mit Recht den Schrecklichen (Groznyi) genannt hat, war, was leider oft der Fall ist, moralisch betrachtet, ein Ungeheuer und wüthete ärger, als eine Hyäne, politisch angesehen aber war er, sowohl in Betreff der inneren Verwaltung, als in Rücksicht auf die Begründung der Einheit in der Regierung und auf die Erweiterung der Grenzen, ein sehr großer Regent. Seine mehr als kannibalische Grausamkeit und Wuth flößt uns zu großen Schauder ein, als daß wir über dieselbe Einzelnes berichten möchten. Was seine Verdienste als Regent angeht, so verkündigt die Münze, die er schlagen ließ, durch ihre Benennung und durch ihr Gepräge, von welchem diese herstammt, die Grundlage, auf welche der Schreckliche und seine späteren Nachfolger das Reich gründeten, dessen Zaar und Selbstherrscher (Autokrator) Iwan sich seit 1547 nannte. Er ließ nämlich auf den geringeren Münzen einen Reiter mit dem Spieß (kopje) prägen; davon erhielten diese Münzen den Namen Kopieik oder Kopeken*). Als die Tataren den von ihm eingesetzten Khan von Kasan vertrieben hatten, zog Iwan 1552 vor diese Stadt und nahm sie mit Sturm. Dies führte ihn in die Nähe der Tscheremissen, welche dann gleich den arischen Tataren ebenfalls dem russischen Reiche einverleibt wurden. In Kasan bestellte er einen russischen Statthalter, unterdrückte den Islam und setzte einen russischen Abt als Erzbischof ein. Im Jahre 1554 wurde mit geringerer Anstrengung das Reich der Tataren von Astrachan ebenfalls, wenn auch nicht unmittelbar mit Rußland vereinigt, doch abhängig und tributpflichtig gemacht. Auch Livland und Esthland würde Iwan unterworfen haben, sowie er Siege über die Tataren der Krim erfocht und Otschakow eroberte; allein Esthland unterwarf sich, um Schutz gegen die unerhörten Grausamkeiten und Verheerungen der Russen zu erhalten, den Schweden, und Livland ward von Gotthard Kettler den Polen überlassen (1560), während dieser für sich selbst Kurland und Semgallen

*) Das Wort Rubel kömmt von rubit, abhauen, und bezeichnet ursprünglich das von einem Silberbarren abgehauene Stück.

als polnisches Lehen erhielt. Aus dieser Ursache führte der Zaar seit dem Jahre 1561 Krieg mit den Schweden und Polen. Inzwischen waren schon 1553 englische Seefahrer im weißen Meere erschienen; ihr Führer Chancellor reiste nach Moskau und erhielt Audienz bei Iwan dem Schrecklichen, der nunmehr Handelsbeziehungen mit England anknüpfte.

Die Kosaken in Kleinrußland und der Ukraine, am Don und Donetz, welche in ihrer republikanisch-militärischen Verfassung durch ihre Räubereien und Streifzüge dem russischen Handel verderblich waren, befehdete Iwan ebenfalls und übte gegen die Führer der Banden, die sich unter ihnen gebildet hatten, seine gräßlichen Peinigungen und Mißhandlungen. Es gesellten sich daher mehrere Tausende derselben zu ihrem Ataman (Hetmann) Jermak Timofejew und streiften unter ihm vom Don und der Wolga an östlich, bis sie das Uralische Gebirge erreichten, wo schon damals sehr viel Gold gefunden ward. Am Flusse Irtisch hatte ein Nachfolger der mongolischen Herrscher das Turanische Zaaren-Reich gegründet, welches durch den Ruf der in demselben angehäuften Goldschätze die raubenden Kosaken über den Ural lockte. Die schwachen Bewohner dieses Mongolen-Reiches waren den furchtbaren Kosaken nicht gewachsen. Der letzte ihrer Zaaren (Kuczum), welcher in einem befestigten Orte unterhalb Tobolsk an dem rechten Ufer des Irtisch wohnte, wurde von Jermak mehrere Male besiegt, seine Hauptstadt erobert und er selbst in der letzten Hauptschlacht (1581) völlig geschlagen. Jermak konnte indessen ebensowenig, als früher Strongbow und die Engländer, welche mit ihm Irland eroberten (s. Bd. V., S. 398), allein mit seinen Begleitern das von ihm besetzte Land behaupten; um aber aus seinem Vaterlande Verstärkung zu erhalten, bedurfte er der Erlaubniß desselben Tyrannen, vor dessen Grausamkeit er geflohen war. Er schickte deshalb Gesandte mit Geschenken nach Moskau, wo er dann für sich und seine Leute Verzeihung und die erbetenen Truppen erhielt. Dies war der Anfang der Erweiterung des russischen Reiches bis nach Kamschatka hin und bis zur Grenze der chinesischen Tatarei. Um diese Zeit (1582) schloß Iwan einen Waffenstillstand mit Stephan Bathori, König von Polen, und gab Alles, was er in Livland besetzt gehalten hatte, zurück. In seinen Kriegen bediente sich Iwan mit Vorliebe des von ihm (1547) neu errichteten Truppencorps der Strelitzen oder Schützen, das den russischen Herrschern erst ebenso nützlich und später ebenso unbequem, ja gefährlich wurde, wie die Janitschaaren den osmanischen.

Iwan Wasiljewitsch II. starb 1584 und hinterließ zwei Söhne, Feodor (Theodor) I. und Dimitrji Iwanow. Von diesen übernahm der ältere, Feodor I., die Regierung. Er führte dieselbe jedoch

nur dem Namen nach; denn alle Gewalt kam in die Hände des **Boris Godunow**, eines Bruders seiner Gemahlin, der den Zaaren Feodor, welcher von den Geschäften fast gar keine Notiz nahm, unbedingt beherrschte und auch dessen Bruder von der Regierung ausschloß. Iwan der Schreckliche hatte den russischen Staat ganz neu eingerichtet und Gericht, Recht, Gesetze und die Verwaltung, soweit dies durch Ukase geschehen kann, autokratisch bestellt; unter Feodor I. ward auch eine geistliche Autokratie begründet, welche später Peter der Große mit der weltlichen vereinigte. Bis auf Feodor's I. Zeit waren nämlich die russischen Erzbischöfe dem Patriarchen von Constantinopel untergeordnet gewesen; auf Godunow's Veranlassung aber ward die russische Kirche selbstständig. Der Patriarch Jeremias von Constantinopel, welcher nach Moskau gekommen war, um Almosen zu erbitten, weihte (26. Januar 1589) den Erzbischof Jvow (Hiob) zum Patriarchen. Eine Kirchenversammlung zu Constantinopel bestätigte dies, und die Erzbischöfe von Nowgorod, Rostow, Kasan und Krutizu wurden zu Metropoliten, zwölf Bischöfe zu Erzbischöfen ernannt.

Den Bruder des Zaaren, Dimitrji, ließ sein Stiefbruder, der Zaar Feodor, nach Ulitsch bringen, wo er mit seiner Mutter Marfa (Martha) blieb, bis er auf Befehl Boris Godunow's, wahrscheinlich am 15. Mai 1591, heimlich ermordet wurde. Hierauf gewann Godunow, welcher unermeßlich reich war, viele Bojaren durch Geschenke und den Adel überhaupt durch eine Gesetzgebung, die den gemeinen Mann wieder aller der Vortheile beraubte, welche Iwan der Schreckliche durch seine Gesetze ihm verschafft hatte. Godunow verordnete, daß alle Dienstboten in die Knechts-Register eingetragen werden sollten, daß diejenigen, welche für ein Darlehen dienten, nicht berechtigt sein sollten, das Geld zurück zu zahlen, sondern bis an ihren Tod mit Weib und Kind dem Gläubiger angehören müßten. Freie Leute, die einem Herrn mehr als ein halbes Jahr gedient hatten, sollten auch wider ihren Willen demselben zugeschrieben und beim Entweichen als Leibeigene behandelt werden. Die Bauern sollten in die Grundbücher ihrer Wohnorte eingetragen, diejenigen aber, welche in den letzten fünf Jahren ihren Wohnort verlassen hätten, mit ihrer Habe und mit Weib und Kind dem Eigenthümer, der sie zurück verlange, übergeben werden. Dazu waren seine Verordnungen gegen Trunksucht von einer für das Land nicht geeigneten Strenge. Uebrigens ward unter dem schwächlichen und fast beständig kranken Feodor I. das russische Reich nach Außen sehr vergrößert. Nicht blos im östlichen Sibirien wurden neue Eroberungen gemacht, sondern Boris Godunow, welcher Alles leitete, brachte auch den Tataren vor Moskau eine schwere Niederlage bei und benutzte den Streit Karl's IX. von Schweden mit Sigismund III.,

um Stücke des schwedischen Gebiets an sich zu reißen. Er eroberte Iwangorod, Jamburg und ganz Ingermanland und verwüstete ganz Esthland und Livland. Doch behielt Schweden im Frieden von 1695 Narwa, Rewal und einige andere Orte.

Feodor I. starb 1598. Mit ihm erlosch die Linie der von Rurik (s. Bd. IV., S. 539) abstammenden Großfürsten; nur der Bruder von Feodor's Mutter, Nikitsch Romanow, und dessen ältester Sohn, Feodor Nikitsch, waren entfernte Sprößlinge des ausgestorbenen Herrscherhauses. Auf diese ward jedoch von den Bojaren, die sich zur Wahl eines neuen Zaaren versammelten, keine Rücksicht genommen, weil Boris Godunow mit Hülfe des Patriarchen Ivow die Wahl auf sich zu leiten wußte. Godunow erwarb sich in den ersten Jahren seiner Regierung nicht unbedeutende Verdienste um die innere Verwaltung des Reiches. Es traten jedoch seit dem Jahre 1601 mehrere Betrüger auf, welche sich für den ermordeten Dimitrji ausgaben und das Reich verwirrten. Der erste Pseudo-Demetrius soll ein ehemaliger Mönch aus dem Kloster Tschudow, Namens Gregor Otrepiew gewesen sein. Dieser, dem es an Talent nicht fehlte, fand in Rußland anfangs nur Wenige, die seiner Erdichtung von der Art, wie er gerettet worden sei, Glauben schenkten. Er wandte sich deshalb nach Polen, wo besonders Mniszeck, Woiwode von Sendomir, sich seiner annahm, ihm Hülfe versprach und ihm, im Fall er Zaar werde, seine Tochter Marina zur Gemahlin zu geben verhieß. König Sigismund III. von Polen, welchen Otrepiew 1603 ebenfalls um Hülfe bat, wollte zwar seinetwegen keinen Krieg mit den Russen anfangen; er erlaubte aber allen polnischen Magnaten, besonders dem Woiwoden von Sendomir, den Abenteurer auf eigene Rechnung zu unterstützen. Otrepiew, der hierauf den Namen Dimitrji förmlich annahm, erfocht mit Hülfe der Polen am 21. December 1604 einen Sieg über die ihm entgegengeschickten Russen und drang dann tiefer in das Land ein, wo Viele durch die neuen Gesetze, welche Godunow unter Feodor's Regierung zu ihrem Nachtheile gemacht hatte, erbittert waren und sich deshalb an den Schützling der Polen anschlossen. Godunow hatte jedoch bereits ein Heer von Miethsoldaten gesammelt, bei welchem sich besonders viele deutsche Reiter befanden; mit diesem Heere schlug er am 20. Januar 1605 den falschen Dimitrji. Er verfolgte aber seinen Sieg nicht, wie er hätte thun sollen, und verzagte zuletzt. Als er daher im April 1605 plötzlich starb, behaupteten Viele, er habe Gift genommen, um einem schlimmeren Schicksale zu entgehen.

Der Sohn des Verstorbenen, Feodor II., welcher erst 16 Jahre alt war, wurde zwar unter der Vormundschaft seiner Mutter als Nachfolger anerkannt, war aber den Umständen nicht gewachsen. Er

und seine Mutter wurden daher verlassen und verhaftet und dann auf Otrepiew's Befehl schon am 11. Juni 1605 erdrosselt. Otrepiew, welcher unter lautem Jubel des Volkes in Moskau eingezogen war, benahm sich indessen von Anfang an höchst unvorsichtig, obgleich es ihm gelungen war, die Wittwe Iwan's des Schrecklichen, Marfa, zu bewegen, daß sie seine Lüge bekräftigte, indem sie ihn als ihren jüngeren Sohn anerkannte; später, als das Glück von ihm wich, nahm sie ihr Zeugniß wieder zurück. Otrepiew setzte den Patriarchen ab und vernachlässigte auf höchst unvorsichtige Weise den griechischen Cultus, um den lateinischen zu begünstigen. Als nämlich die mit ihm verlobte Tochter des Woiwoden von Sendomir, Marina, in Begleitung vieler vornehmen Landsleute und eines Heeres von 4000 Mann Polen, welche der Zaar zur Leibwache annahm, nach Moskau kam, erhielten alle diese freie Uebung ihrer Religion. Ueberdies erlaubten sich die polnischen Garden in Moskau selbst die größten Gewaltthätigkeiten und als an einem derselben die verdiente Strafe vollzogen werden sollte, hinderten die Anderen es mit Gewalt. Marina, welche der Zaar nach seiner Vermählung am 8. Mai 1606 krönen und salben ließ, wurde, obgleich sie katholisch blieb, von dem durch Otrepiew eigenmächtig eingesetzten Patriarchen als rechtgläubige Zaarin in das Kirchengebet eingeschlossen. Otrepiew fröhnte außerdem nicht nur auf verschwenderische Weise allen Genüssen, sondern er und seine Gemahlin bewiesen auch große Ergebenheit gegen den Papst, mit dem sie correspondirten. Den Jesuiten, denen Otrepiew Wohnungen in der Nähe des Kreml anwies, ward öffentliche Religions-Uebung erlaubt und diese tobten dann auf ihre gewohnte Weise von den Kanzeln herab. Dagegen vernachlässigte der Zaar die griechischen Gebräuche in ganz auffallender Art, indem er die Fasten nicht hielt und weder die Feste mitfeierte, noch die Bilder anbetete. Dies allein wäre hinreichend gewesen, um das russische Volk von ihm abwendig zu machen, wenn auch keine anderen Ursachen hinzu gekommen wären. Einer der angesehensten Bojaren, der Knäs oder Fürst Wasilji Iwanowitsch, glaubte überdies erfahren zu haben, daß man die Absicht habe, den ganzen höheren Adel auszurotten. Dieser Mann stellte sich daher in der Nacht vom 16. auf den 17. Mai 1606 an die Spitze der tobenden Masse der Einwohner Moskaus und griff den Kreml, sowie die denselben vertheidigenden Polen an. Nach achtstündigem Kampfe, in welchem 2000 Menschen das Leben verloren, wurde der Zaar erschossen, seine Gemahlin aber nebst vielen Polen gefangen genommen und dann in den Kerker geworfen.

Als auf diese Weise die Polen besiegt waren, begab sich Wasilji Iwanowitsch, den man von seiner Geburtsstadt Schuja, wo seine Vor-

fahren einst als ein Zweig der Theilfürsten von Nowgorod und Susdal regiert hatten, den Schujaischen (Schuiskoi) nannte, am 20. Mai mit seinen Anhängern auf den Marktplatz von Moskau, wo ihn das Volk als Zaaren anerkannte. Das Reich, die Russen sowohl als die Kosaken, unter denen der schreckliche Iwan Ordnung und Zucht eingeführt hatte, war zu sehr in Verwirrung gerathen, als daß es leicht wieder hätte zur Ruhe gebracht werden können. Es gehört indessen nicht zu unserer Aufgabe, mehr von der russischen Specialgeschichte aufzunehmen, als zum Verständnisse der dänischen und schwedischen unumgänglich erforderlich ist. Nach Wasilji Iwanowitsch's Ernennung zum Zaaren, als überall das Volk im Aufstande war, trat alsbald unter den Kosaken des Dniepr ein neuer Betrüger auf, der sich schon zu Otrepiew's Zeit für den Zaarewitsch Peter, den Sohn Feodor's I., ausgab. Diesen nahm der General Bolotnikow, der ein Heer gegen den Zaar gebildet hatte, in Schutz. Gegen beide Rebellen, die sich in Tula befestigt hatten, führte Wasilji im Juni 1607 ein überlegenes Heer. Sie wurden genöthigt, sich ihm durch eine Capitulation zu ergeben, welche, wie Bolotnikow hätte voraussehen sollen, der Zaar nicht erfüllte. Dieser ließ vielmehr den falschen Peter aufknüpfen und den General Bolotnikow ersäufen. Der Aufstand war auf solche Weise kaum gedämpft, als ein neuer ausbrach. Es hatten nämlich der Vater der in Moskau gefangen gehaltenen Marina und ihre Verwandten sich Mühe gegeben, in Polen einen neuen Pseudo-Demetrius aufzutreiben, und endlich einen Schulmeister aus Sohol, Namens Iwan, gefunden, welcher in Moskau geboren war, aber den größten Theil seines Lebens in Polen zugebracht hatte.*) Dieser Betrüger, welcher in der russischen Geschichte Dimitrji II. heißt, ward besonders von polnischen großen Herren, die nach Beute gierig waren, unterstützt, und auch König Sigismund III. selbst hatte ihm Beistand versprochen. Er zog an der Spitze einer großen Zahl von Leuten, die sich zu ihm gesellten, aus Polen gerades Weges nach Moskau. Sein Heer vermehrte er besonders dadurch, daß er ebenso, wie vorher Bolotnikow gethan hatte, bekannt machen ließ, die Leibeigenen derjenigen Bojaren und Knäse, welche in Wasilji's Diensten beharrten, sollten, wenn sie ihm schwören und dienen würden, ihrer Herren Güter besitzen, und es solle ihnen erlaubt sein, die hinterlassenen Töchter derselben zu heirathen. Wasilji dagegen glaubte die Polen, welche dem vorgeblichen Dimitrji bereits zweimal zum Siege verholfen hatten, gewinnen zu können, wenn er Marina und die vielen in Moskau gefangenen Polen

*) Andere bezeichnen diesen zweiten Pseudo-Demetrius als einen Juden oder als einen Sohn des Fürsten Andreas Kurbskoi.

in Freiheit setze; er verfehlte aber den beabsichtigten Zweck. Die in Freiheit gesetzten fielen nämlich unterwegs in Dimitrji's Gewalt, und Marina schämte sich nicht, diesen zweiten Dimitrji als ihren wiedergefundenen Gemahl Dimitrji I. anzuerkennen. Anderthalb Jahre lang lagen nachher die Schaaren des Abenteurers bei dem zwölf Werste von Moskau entfernten Dorfe Tuschin. Dann wurde er durch ganze Horden von Kosaken und durch neue Schaaren aus Polen so sehr verstärkt, daß er wieder gegen Moskau ziehen konnte, welches er früher schon einmal vergebens einzunehmen versucht hatte. Uebrigens zeichnete sich damals unter den polnischen Heerführern, welche die grausigsten Verheerungen in Rußland verübten, besonders der Starost von Uswiäk, Johann Sapieha, aus.

In dieser Bedrängniß wandte sich Wasilji an König Karl IX. von Schweden, welcher noch immer mit den Polen im Krieg war und, wie wir wissen, 1605 eine blutige Niederlage bei Kirkholm erlitten hatte. Karl war, so lange der Großkanzler Zamoisky die polnischen Heere anführte, diesen nicht gewachsen; als aber Zamoisky gestorben war, wurde Karl seinem Neffen Sigismund überlegen. Im Jahre 1609 bewogen ihn die Fortschritte, welche die Polen 1608 in Rußland gemacht hatten, sich mit dem Zaar Wasilji gegen dieselben zu verbinden. Der Letztere, von Dimitrji's Schaaren in seiner Residenz bedroht, hatte seinen Neffen Skopin Schuiskoi an Karl IX. geschickt, und es wurde dann am 28. Februar 1609 zu Wiborg eine Uebereinkunft mit Karl zu Stande gebracht. Nach derselben ward der Friedensvertrag von 1595 auf ewige Zeiten erneut und außerdem Folgendes festgesetzt: Rußland entsagte für immer seinen Ansprüchen an Livland, und Wasilji trat nicht nur Kexholm an Schweden ab, sondern er versprach auch, dem König Karl mit einem Heere gegen Sigismund III. beizustehen. Dagegen verpflichtete sich Karl, dem Zaar 3000 Reiter und 2000 Mann Fußvolk zu Hülfe zu schicken, welche Truppen aus deutschen, französischen, englischen, schottischen und niederländischen Miethlingen bestanden und von Wasilji monatlich 100,000 Thaler erhielten. Endlich versprachen noch beide Theile, daß keiner ohne den anderen Friede machen wolle. Uebrigens ward der Artikel wegen Kexholms sehr geheim gehalten und deshalb auch vorerst nicht erfüllt. Die schwedischen Hülfstruppen wurden von den beiden größten Feldherren des Nordens, Jakob de la Gardie und Ewert Horn angeführt. Schon am 4. April vereinigte der Erstere sein Heer mit dem des Knäsen Skopin Schuiskoi. Die Russen erkannten damals in Skopin Schuiskoi ihren Retter; denn er trieb bis zum Monat August die Polen und die empörten Russen aus dem ganzen nördlichen Rußland und schlug, von Jakob de la Gardie unterstützt, die Polen unter Sapieha, so daß sie

die Belagerung von Moskau aufgeben mußten. Das Kloster der heiligen Dreifaltigkeit oder das Troizkoi-Kloster hielt durch seine ungeheuren Mauern den Dimitrji II. und die Polen unter Sapieha und Lissowsky 16 Monate lang auf, was uns freilich in unserer Zeit unglaublich scheint. Als endlich überall im südlichen und westlichen Rußland Unruhen ausbrachen und zugleich die Tataren das Land überschwemmten, erklärte auch der polnische Reichstag dem König Sigismund III. zu Gefallen den Russen den Krieg. Sigismund zog darauf im September 1609 gegen die Russen. Er fand indessen vor Smolensk einen Widerstand, den er nicht erwartet hatte; denn der tapfere Woiwode Schein vertheidigte die Stadt anderthalb Jahre lang, so daß sie erst im Juni 1611 erobert werden konnte.

Von diesem Augenblicke an erreichte die Verwirrung in Rußland den höchsten Grad. Dimitrji II. ward in Tuschim von den Polen verlassen und floh nach Kaluga, von wo aus er mit den Russen, die sich dort wieder um ihn sammelten, Raub und Mord übte; gegen Wasilji aber erhob sich sogar in Moskau selbst eine Partei, als derselbe die unter de la Gardie dienenden Miethlinge gegen Sigismund ausgeschickt hatte. Diese Miethlinge empörten sich, als das Geld zu ihrem Solde nicht ankam, gegen ihre Anführer, plünderten das Gepäck ihrer eigenen Generale und Officiere, gingen schaarenweise zum Feinde über und traten endlich mit Sigismund in Unterhandlung. Nichtsdestoweniger ernteten damals Ewert Horn und Jakob de la Gardie großen militärischen Ruhm; denn sie führten die 400 Schweden und Finnländer, die noch bei ihnen geblieben waren, aus dem Innern Rußlands glücklich nach der schwedischen Grenze zurück. Der Zaar Wasilji gerieth durch den Abzug der schwedischen Truppen in die bedenklichste Lage. Nachdem nämlich der polnische General Zolkiewsky mit seinen 3000 Mann Truppen das gegen ihn ausgeschickte Heer des Zaaren theils an sich gelockt, theils geschlagen und de la Gardie zum Abzuge genöthigt hatte, nahm er mit den Deutschen, Polen und Franzosen und mit den Russen seiner Partei dieselbe Stellung bei Tuschim ein, von welcher aus Dimitrji II. im vorhergehenden Jahre Moskau bedroht hatte. Die Einwohner von Moskau aber empörten sich gegen Wasilji und suchten dann die Hülfe der Polen dadurch zu erlangen, daß sie dem fünfzehnjährigen Ladislaus, dem Sohne Sigismund's, die Zaaren-Würde anzubieten beschlossen. Den seitherigen Zaaren zwang man, sich als Mönch einkleiden zu lassen. Er weigerte sich zwar standhaft, Mönch zu werden; man fragte aber nichts darnach, sondern ließ ohne Weiteres die Einkleidungs-Formel vorlesen, und der Knäs Turenin sprach in Wasilji's Namen die schrecklichen Gelübde aus (Juli 1610). Bei dieser Absetzung waren viele der vornehmsten Russen,

Geistliche und Weltliche, thätig, weil man dem Zaar Wasilji den Gehorsam unter dem Vorwande aufkündigte, daß er Gott mißfällig sei und die Strafe, die er durch seine Sünden verdient habe, auf sein Volk ziehe. Es half ihm nichts, daß der Patriarch anderer Meinung war. Sein Nebenbuhler, Dimitrji II., ward im December 1610 in Kaluga von einem Tataren ermordet. Es traten nach ihm noch zwei falsche Dimitrji auf; der eine gab sich für einen Sohn des Otrepiew aus und trieb sich mit seinen Ansprüchen noch lange im Ausland herum, bis ihn der Herzog von Holstein an Rußland auslieferte, wo Alexei Romanow ihn erdrosseln ließ (1648); der andere war der weiter unten zu erwähnende Diakon Isidor.

Nach Wasilji's Absetzung bildete sich ein Bojaren-Rath, welcher alle Städte zum Aufstande rief und sie aufforderte, Streiter zur Vertheidigung des Reiches und angesehene Männer zur Wahl eines neuen Zaaren nach Moskau zu senden. Ueber diese Wahl war große Verschiedenheit der Meinungen. Ein Bojar trug auf die Erwählung des polnischen Prinzen Ladislaus an; das Volk dagegen, vom Patriarchen Hermogenes geleitet, wollte einen Zaaren aus derjenigen Familie gewählt haben, welche in entferntem Grade mit Rurik's Stamm verwandt war. Diese Familie waren die Söhne und Enkel des Nikitsch Romanow, des Bruders von Iwan's des Schrecklichen erster Gemahlin und Feodor's I. Mutter, Anastasia Romanowna. Nikitsch Romanow hatte fünf Söhne hinterlassen, von welchen der älteste Feodor Nikitsch hieß. Dieser Neffe der sehr beliebten Zaarin Anastasia war nebst seinen vier Brüdern von Boris Godunow grausam verfolgt und nachher gezwungen worden, als Mönch in ein Kloster zu gehen; später wurde er unter dem Namen Philaret Patriarch von Rostow. Seine Gemahlin und sein fünf Jahre alter Sohn, Michael Feodorowitsch Romanow, lebten in der Verbannung auf ihrem Erbgute. Der Letztere war es, welchen das Volk zum Zaaren gewählt haben wollte, da sein Vater, nachdem man ihn zum Eintritt in den geistlichen Stand gezwungen hatte, nicht wählbar war; er war aber zur Zeit von Wasilji's Absetzung erst 16 Jahr alt. Man zog ihm daher, als Zolkiewsky mit den Polen vor Moskau erschien, den polnischen Prinzen Ladislaus vor. Die Anerkennung des Letzteren ward durch einen Vertrag, welchen Zolkiewsky am 17. August 1610 mit den Bojaren schloß, an viele beschränkende Bedingungen geknüpft. Mit diesem Vertrage schickte man den Patriarchen Philaret und den Fürsten Wasilji Golyzin zum König Sigismund. Dieser trug mit Recht Bedenken, seinen jungen Sohn den Russen anzuvertrauen, und verlangte, daß man ihn selbst zum Zaaren erwähle. Als die beiden Gesandten der Bojaren darauf nicht eingingen, behielt er sie in Polen zurück. Unterdessen waren

Zolkiewsky und seine Polen gegen den Vertrag in Moskau eingerückt und hatten den Kreml besetzt. Da nun überdies der König von Polen auf der Uebergabe des damals noch immer von dem Woiwoden Schein vertheidigten Smolensk bestand, so glaubte man, Sigismund wolle Rußland mit Polen vereinigen. Es forderten daher Schein und die beiden Gesandten der Bojaren, Philaret und Golyzin, den Patriarchen von Moskau auf, den Polen nicht zu trauen. Der Letztere, ein sechszigjähriger Mann, ermahnte hierauf in Briefen, die er an die einzelnen Städte ergehen ließ, seine Landsleute zur Vertheidigung ihres Glaubens und ihrer väterlichen Einrichtungen, indem er sie aufforderte, Truppen nach Moskau zu schicken, und sie zugleich von dem Eide entband, den sie dem polnischen Prinzen geleistet hatten (December 1610).

Hierauf zogen die Mannschaften von 25 Städten gegen Moskau, wo die Polen immer noch den Kreml besetzt hielten und durch den von ihnen verübten Unfug, durch Raub und durch Verachtung des griechischen äußeren Gottesdienstes die Russen erbitterten. Mit den Truppen von Räsan und Severien erschien Läpunow vor Moskau; aus Kaluga, Tula, Nischnei-Nowgorod, Murom und anderen Gegenden kamen viele in den russischen Annalen genannte Fürsten. Im März 1611 versuchte der Vortrab von Läpunow's Heer unter dem Fürsten Poscharski die Bevölkerung Moskaus beim Sturm auf den Kreml zu unterstützen; allein die Masse von 700,000 rohen Russen vermochte nichts gegen die 5000 Polen und 2000 Deutschen im Kreml. Die eindringenden Russen hatten, um sich den Weg zum Kreml zu bahnen, die Eckhäuser der Gassen angezündet; die ganze aus hölzernen Gebäuden bestehende Stadt wurde von den Flammen ergriffen; Tausende von Menschen kamen durch das Feuer oder durch das Schwert um; alle Russen zerstreuten sich, und schon am folgenden Tage ward keiner von ihnen mehr zu sehen; selbst Poscharski hatte sich verwundet zurückgezogen. Ganz Moskau, welches damals weite Felder und Gärten in seinen Ringmauern einschloß und vier Meilen im Umfang hatte, lag bis auf den Kreml in Asche; alle Paläste der Knäsen, Bojaren und reichen Kaufleute waren in zwei Tagen ein Raub der Flammen geworden. Daß jedoch, wie die russischen Geschichten erzählen, 100,000 Menschen umgekommen seien, müssen wir bezweifeln. Dagegen ist es ausgemacht, daß man sich höchst ungeschickt benahm, um das Häuflein Polen aus dem Kreml zu treiben. Als sich die Volksmasse aller Gegenden um Moskau zusammendrängte, hatte man endlich drei Hauptanführer, Läpunow, Dimitrji Trubetzkoi und Iwan Saruzki, gewählt; diese waren aber unter sich uneinig. Trubetzkoi stellte sogar einen neuen falschen Dimitrji auf, indem er den entlaufenen Diakonen Isidor unter dem Namen Dimitrji zum Zaaren machte. Dieser Dimitrji ward in Pskow ausgerufen; Kasan

dagegen und Wiätka huldigten dem Sohne der Marina. Im Juni 1611 mußte endlich die Stadt Smolensk capituliren. Im September erschien der Pole Chodkiewicz mit einem neuen Heere im Kreml, wo er dann Sigismund's Anzug erwartete. Andererseits eroberte damals de la Gardie Nowgorod und bewog eine mächtige Partei, einen von den Söhnen des Königs von Schweden zum Herrscher zu verlangen, um von Schweden Beistand gegen die Polen zu erhalten; er dachte anfangs an den älteren, den später so berühmten Gustav Adolf; da er aber voraussetzen mußte, man werde nicht gerne beide Kronen auf einem Haupte vereinigt sehen, so brachte er den jüngeren Prinzen Karl Philipp in Vorschlag.

In dieser allgemeinen Noth der Russen ward, wie die russischen Chroniken berichten, ein schlichter Bürger von Nischnei-Nowgorod durch Begeisterung und durch Aufopferung für das Vaterland der Retter der russischen Nationalität. Dieser Bürger war der reiche Fleischer Kosma Minin, Vorsteher einer der Vorstädte von Nischnei-Nowgorod. Er ermunterte seine Mitbürger, daß sie, Alt und Jung, sich erheben, Soldaten ausheben, ihre Häuser verkaufen und ihre Weiber und Kinder zum Pfande geben sollten, um ihr Vaterland zu erlösen. Sein Aufruf fand Gehör, so daß, wie die russischen Chroniken sagen, in Folge desselben unzähliche Schaaren sich in Jaroslaw vereinigten. Minin hatte gleich im Anfange des Aufstandes den Namen „erwählter Mann des ganzen moskowitischen Reiches" angenommen, überließ aber bescheiden die Anführung des Heeres dem Fürsten Poscharski. Die Sache zog sich jedoch trotz des Enthusiasmus, welchen Minin erweckt hatte, in die Länge, weil Läpunow, dessen Heer nicht blos aus Russen, sondern auch aus Polen und Kosaken bestand, in Räsan zugleich mit den Bürgern von Alt-Nowgorod den schwedischen Prinzen Karl Philipp, Trubetzkoi aber in Pskow den neuen falschen Dimitrji als Zaaren anerkannt hatte, während Minin einen Anverwandten von Rurik's Stamm erwählt haben wollte. Erst im August 1612 gelang es dem wackeren Bürger, alle Anführer für seinen Zweck zu vereinigen. Poscharski brach hierauf in demselben Augenblicke gegen Moskau auf, als Sigismund mit seinem Heere schon bis Wiasma gekommen war. Der Letztere wollte sich mit Chodkiewicz und mit Struß, dem Commandanten des Kreml, und ihren Polen verbinden; Poscharski griff aber mit dem von Nischnei-Nowgorod ausgerüsteten Heere am 20. August 1612 die Polen unter Chodkiewicz an und brachte demselben nach einem dreitägigen Kampfe eine Niederlage bei. Chodkiewicz zog hierauf nach Litthauen, während Struß zur Vertheidigung des Kreml zurück blieb. Am 22. Oktober ward von den Russen, welche Minin's Beredsamkeit endlich für einen gemeinschaftlichen

Plan vereinigt hatte, auch der Kreml durch Sturm genommen und nun wagte Sigismund nicht, von Wiasma aus weiter vorzugehen.

Jetzt forderten die Bojaren, welche den Sieg erfochten hatten, durch Rundschreiben vom 27. November alle Russen auf, zum Behuf der Erwählung eines neuen Zaaren aus einer edlen Familie Bevollmächtigte nach Moskau zu schicken. Diese trafen denn auch im März 1613 dort ein. Ihre Zahl war nicht im Voraus bestimmt gewesen; es erschienen aber 3 Metropoliten, ebensoviel Erzbischöfe, 2 Bischöfe, 16 Archimandriten, 14 Igumenen, 4 Mönche, 3 Protopopen, 5 Popen, 17 Bojaren, 48 höhere Staatsbeamten, 55 amtfreie Männer der ersten Geschlechter, 3 tatarische Magnaten und die Abgeordneten von 44 Städten. Die Versammelten wählten den Sohn des obenerwähnten Patriarchen Philaret von Rostow, Michael Feodorowitsch Romanow, welcher damals erst 18 Jahre alt war und bei seiner Mutter auf einem Erbgute lebte. Sohn und Mutter sträubten sich zwar anfangs gegen die Annahme der Krone, sie wurden aber endlich doch dazu gebracht. Der neue Zaar, dessen Vater Philaret damals aus der polnischen Gefangenschaft losgekauft wurde, kam zwei Monate nach seiner Erwählung am 19. Mai 1613 in Moskau an. Philaret wurde zum Erzbischof von Moskau erhoben und stand bis zu seinem Tod (1634) seinem Sohn Michael in der Regierung zur Seite. Er fand außer unsäglicher Verwirrung im Innern zwei auswärtige Feinde vor, den König Sigismund III. von Polen und den König Gustav Adolf von Schweden. Dies führt uns auf die schwedische Geschichte zurück.

c) Erste Zeit Gustav Adolf's.

König Karl IX. von Schweden hatte gleich im Jahre 1609, als er dem russischen Zaaren Hülfstruppen schickte und von denselben nur ein kleiner Theil von de la Gardie geführt unter Gefahren und Noth nach Livland zurückkehrte, den Krieg mit Rußland eifrig betreiben wollen. Er hatte deshalb einen Reichstag nach Stockholm berufen, aber den Ritterstand, wie immer, ganz abgeneigt gefunden, ihn zu unterstützen, so daß der Reichstags-Beschluß nur im Namen der Priester, Bürger und Bauern erlassen worden war. Karl hatte bei dieser Gelegenheit den Adel so heftig gescholten, daß ihn der Schlag rührte und er seitdem weder ganz verständlich reden, noch wie früher persönlich im Kriege sehr thätig sein konnte. Er hatte indessen an de la Gardie und Ewert Horn zwei sehr tüchtige Generale. Der Erstere eroberte im Jahre 1611 Kexholm, welches bis dahin von Rußland noch immer nicht herausgegeben worden war. Gleich darauf nahm er sogar Nowgorod ein und bewirkte, daß eine Partei in Rußland dem königlichen Prinzen Karl Philipp den russischen Thron anbot. Ein Krieg mit

Dänemark hinderte jedoch Karl IX., seinen großen General zur rechten Zeit mit derjenigen Energie zu unterstützen, die ihm auch in seinen letzten Jahren noch eigen blieb.

Christian IV. von Dänemark und Karl IX. von Schweden waren nie Freunde gewesen. Christian hatte stets den von Karl verfolgten schwedischen Großen Aufenthalt und Schutz gewährt und seit der Krönung Karl's (1608), bei welcher Gelegenheit dieser zugleich seinen ältesten Sohn Gustav Adolf zu seinem Nachfolger und zum Herzog von Finnland, den zweiten, Karl Philipp, zum Herzog von Ostgothland und den jüngsten, Johann, zum Herzog von Südermanland erklärte, waren beide Könige immer mehr gegen einander erbittert worden. Christian würde schon damals längst einen Krieg begonnen haben, wenn nicht der dänische Reichsrath, von dem er abhängig war, sich bis zum Jahre 1610 geweigert hätte, in einen Krieg mit Schweden, welchem auch Karl auf jede Weise auszuweichen suchte, einzuwilligen. Den Vorwand zu diesem Kriege gaben nicht nur die drei Kronen, das Symbol der Herrschaft über ganz Skandinavien, welches beide Regenten in ihrem Wappen behalten hatten, sondern auch die Aufnahme der vielen schwedischen Unzufriedenen in Dänemark, sowie der Besitz der öden Lappmarken, welche eigentlich für keines der beiden Reiche einen Werth hatten, und des Städtchens Sonnenburg auf der Insel Oesel. Die Hauptsache war jedoch, daß Christian seine Besitzungen jenseit des Sundes zu erweitern hoffte. Dänemark besaß nämlich damals noch die bevölkertsten und fruchtbarsten Provinzen des jetzigen Schwedens, Schonen mit der alten Bischofsstadt Lund, Halland, Blekingen, Bohus und Herjedalen, welche den fünften Theil der Bevölkerung von ganz Schweden enthielten.

Die Briefe, welche die beiden Könige vor dem Beginne des Krieges mit einander wechselten, lassen an Ungezogenheit und Grobheit Alles hinter sich, was in dieser Gattung auf den Fischmärkten von Hamburg oder London Geniales geleistet wird; wir enthalten uns daher, Proben dieses Stiles zweier Könige zu geben. Den Krieg erklärte Christian schon im April 1611, Karl erst später. Bereits im Mai nahm das dänische Heer die Stadt Kalmar; das Schloß derselben fiel erst nachher durch Verrath in die Gewalt der Dänen. König Karl, an der Zunge gelähmt und zum Handeln nicht mehr fähig, erschien zwar bei seinem Heere; er überließ aber die Leitung des Krieges seinem Sohn Gustav Adolf, den die Natur mit allen Anlagen zum Feldherrn und mit allen Eigenschaften eines frommen, gütigen, weisen Regenten begabt hatte. Der junge Fürst besaß bei einer hohen und überaus kräftigen Gestalt vorzügliche Geistesanlagen, ein sicheres, gesundes Urtheil, großen Scharfsinn und unermüdliche Thätigkeit. Er hatte sich bedeutende Sprachkenntnisse erworben, war in den Schriften der Alten,

besonders der Geschichtschreiber, belesen und auch der mathematischen Wissenschaften kundig. Hochfliegend in seinen Plänen und Bestrebungen, wußte er durch Leutseligkeit und Beredsamkeit zu fesseln. Dabei focht er schon im Alter von 15 Jahren gegen die Dänen und eroberte mit einer kleinen Schaar die Insel Oeland. Karl hatte ihn kurz vor seinem letzten Feldzuge, wie man dies in Schweden bei der Volljährigkeits-Erklärung zu thun pflegte, im 17. Jahre unter großer Feierlichkeit wehrhaft gemacht.

Obgleich zum Feldherrn geboren, suchte Gustav Adolf doch, als er nach seines Vaters Tode (Oktober 1611) auf dem Reichstag von Nyköping zum König ernannt worden war, den Frieden mit Dänemark durch Aufopferung kleiner Vortheile zu erkaufen, weil er die Siege und Eroberungen de la Gardie's in Rußland benutzen wollte. Er schickte schon im Jahre 1611 einen Herold mit Friedensvorschlägen ab; aber die Dänen blieben vorerst grob, wie sie gewesen waren, wiesen den Herold an der Grenze zurück, und gaben dem jungen Könige nicht einmal den Königstitel, sondern nannten ihn nur Herzog. Der Krieg wurde daher im Jahre 1612 fortgesetzt. Gustav Adolf brach verheerend in Schonen ein und lieferte auf dem See Widsjö den Dänen eine Eisschlacht, wobei er einbrach und in Lebensgefahr gerieth. Die dänische Flotte wandte sich nun gegen Stockholm; es fehlte dem jungen König an Geld, jedoch das Volk sah die Nothwendigkeit der harten Besteuerung ein und die Dalekarlier erhoben sich zur Vertheidigung der Hauptstadt. Für Schweden war es nachtheilig, daß die Dänen Kalmar und die Festung Elfsborg auch im Jahre 1612 behaupteten und Oeland wieder nahmen, obgleich die Schweden ihrerseits Jemtland und Herjedalen besetzten. Christian IV. konnte in diesem Kriege ebensowenig auf die dänische Aristokratie rechnen, als er nachher in seinem deutschen Kriege von derselben unterstützt wurde. Er ward deshalb im Laufe des Jahres geneigt, die vortheilhaften Bedingungen anzunehmen, welche ihm von Schweden angeboten wurden.

Gustav Adolf, hitzig, heftig und ideal, ließ sich schon damals, wie in seinem ganzen übrigen Leben, von einem kalten, praktischen, für diplomatische und politische Geschäfte geborenen Mann, Axel (Absalon) Oxenstierna, leiten, den er, obgleich derselbe damals erst 28 Jahre alt war, sich als Kanzler zur Seite setzte. Oxenstierna glich als politisches Genie dem Kardinal Richelieu, seinem Zeitgenossen, dem er auch in Rücksicht seines sehr wenig liebenswürdigen Charakters und seines Hochmuths ähnlich war. Er hatte auf drei deutschen Universitäten, Rostock, Wittenberg und Jena, studirt und behielt zeitlebens für die Theologie eine Vorliebe, wie sie im 17. Jahrhundert einem großen Staatsmann besser anstand als heutzutage. Es war gewiß Gustav

Adolf's schönste Eigenschaft, daß er, der die Welt durch seine Begeisterung für alles Hohe und Große in Staunen setzte, doch als Regent stets zurücktrat, wenn er einsah, daß die Berechnung und kalte Klugheit des Kanzlers der öffentlichen Sache nützlicher sei, als seine eigene Idealität. Oxenstierna und drei andere Reichsräthe unterhandelten 1612, unter Vermittelung der Bevollmächtigten Jakob's I. von England, welche man zuließ, um dem Stolze dieses wunderlichen Fürsten zu schmeicheln. Die Unterhandlungen währten von Mitte December 1612 bis Mitte Januar 1613. Am 19. Januar 1613 ward in dem Dorfe Knäröd am Laga-Strom in Halland der Friede unterzeichnet*). Die Hauptschwierigkeit bei der Unterhandlung war die Herausgabe von Kalmar und Elfsborg. Im Frieden von Knäröd war überhaupt der Vortheil auf Seiten der Dänen; denn Schweden mußte seinen Ansprüchen auf Sonnenburg, sowie der Herrschaft über die See-Lappen von Titisburg bis Warängar in Norwegen entsagen und Jemtland nebst Herjedalen zurückgeben. Dänemark zog dagegen seine Truppen aus Kalmar und aus der Insel Oeland, und versprach nach sechs Jahren auch Elfsborg zurückzugeben, wenn ihm innerhalb dieser Zeit 1,000,000 Reichsthaler von Schweden gezahlt sei. Der Streit über die drei Kronen blieb auf sich beruhen, und dieses Wappen ward später noch einmal zum Vorwande eines Krieges gemacht.

Der junge König von Schweden konnte sich jetzt gegen Rußland wenden, wo während des sogenannten Zwischenreiches von 1610 bis 1613, auf Karl's IX. Wunsch und auf die drohende Forderung, welche de la Gardie an die von ihm eroberte ungeheuere Stadt Alt-Newgorod ergehen ließ, eine mächtige Partei Gustav Adolf's Bruder, Karl Philipp, zum Zaaren verlangte. De la Gardie hatte damals schon längst verlangt, daß man den schwedischen Prinzen zu ihm herüber schicke, damit er ihn an der Spitze des Heeres in seiner Hauptstadt einsetze; Gustav Adolf trug aber nach dem Tode seines Vaters Bedenken, seinen Bruder den Russen anzuvertrauen oder des russischen Reiches wegen einen Krieg zu führen. Als man endlich nach dem Abschlusse des Friedens mit Dänemark, im Juli 1613, den Prinzen nach Wiborg schickte, war, wie wir wissen, schon in den ersten Monaten des Jahres 1613 Michael Romanow Zaar geworden. Dieser neue Beherrscher von Rußland schickte sogleich Gesandte an Gustav Adolf und machte ihm das Anerbieten, daß er die Bedingungen erfüllen wolle, unter welchen Wasilji im Jahre 1609 mit Karl IX. Frieden geschlossen hatte. Darauf ging jedoch Gustav Adolf nicht ein. Er rief vielmehr de la Gardie aus Nowgorod ab, um ihn dem russischen Heere entgegen-

*) So nach Geijer's Angabe; sonst wird er auch Friede von Siöröd benannt.

zustellen, und schickte Ewert Horn statt seiner nach Nowgorod. Die Russen fielen in Esthland ein; de la Gardie aber erfocht im Juli 1614 einen glänzenden Sieg bei Staraja Russa und nöthigte die Russen, ihre Verschanzungen bei Branitza zu räumen. Der König selbst setzte, obwohl seine Mutter und der Reichsrath ihm davon abriethen, über die Ostsee und entriß den Russen die Festung Augdow, die sie früher den Schweden wieder abgenommen hatten. Diesen Sieg meldete er seiner Geliebten Ebba Brahe, die er auch in Liedern besang, welche noch vorhanden sind*). Er schickte hierauf seinen de la Gardie nach Narwa, wo unter holländischer und englischer Vermittelung über einen Frieden unterhandelt werden sollte, während Ewert Horn den Oberbefehl über das gegen die Russen bestimmte Heer erhielt. Die Russen waren bereit, Frieden zu schließen; Horn verlangte aber die Abtretung von Nowgorod, sowie 50 Tonnen Goldes für die Kriegskosten und als Unterpfand für die Zahlung derselben die feste Stadt Pleskow am Peipus-See. Dies konnten freilich die Russen nicht zugestehen. Horn und Gustav Adolf erschienen daher im Juli 1615 vor der Stadt Pleskow, wo der Erstere alsbald bei einem Ausfalle der Russen das Leben verlor. Die Belagerung hatte nachher nur geringen Fortgang, da es den Schweden an Geld fehlte und die im inneren Kriege Rußlands zu Grunde gerichteten und ausgesogenen Umgegenden nichts liefern konnten. Dadurch ward Gustav Adolf, welcher in den drei letzten Jahren Gelegenheit gehabt hatte, seine großen Feldherrn-Talente unter zweien der vorzüglichsten Generale jener Zeit auszubilden, geneigt gemacht, seine Forderungen herabzustimmen, und der englische Gesandte bewog die Russen zur Annahme.

Auf diese Weise kam unter englischer Vermittelung am 27. Februar 1617 zu Stolbowa, einem zwischen Ladoga und Tichwin gelegenen, jetzt nicht mehr vorhandenen Dorfe, der sogenannte ewige Friede zwischen Schweden und Rußland zu Stande. Vermöge desselben erkannte Gustav Adolf den Zaar Michael Feodorowitsch Romanow förmlich an, entsagte im Namen seines Bruders Karl Philipp allen Ansprüchen desselben auf den russischen Thron, und versprach, Nowgorod nebst allen zum Bezirke dieser Stadt gehörenden Landstrichen zurückzugeben. Dagegen entsagte Rußland dem Besitze von ganz Karelien und Ingermanland, trat den Schweden die von ihnen eroberte Festung Kexholm und das ganze zu demselben gehörige Lehen förmlich

*) Er dachte eine zeitlang daran, sich mit ihr zu vermählen; doch heirathete sie später den Feldherrn de la Gardie. Von einer anderen Geliebten, einer holländischen Dame, hatte er einen natürlichen Sohn, Gustav, der im Jahr 1632 in Wittenberg studirte und dort nach damaliger Sitte ehrenhalber den Titel eines Rectors der Universität erhielt.

ab, räumte ihnen die festen Orte Jamburg, Iwangorod, Nöteburg und Kolporie ein, bestätigte die Abtretung von Livland und zahlte 20,000 Rubel. So waren die Russen wieder vom baltischen Meer ausgeschlossen*).

König Sigismund von Polen hatte nach Karl's IX. Tode die Schweden aufgefordert, ihn wieder als ihren Herrscher anzuerkennen; auch hatten seine Jesuiten in mehreren Schriften gegen Gustav als einen Ketzer und Usurpator geeifert. Zwar kam eine Waffenruhe zu Stande; aber noch ehe Gustav Adolf als Retter der protestantischen Religions-Verfassung nach Deutschland zog, erhielt er Gelegenheit, sich in einem langjährigen Kriege mit Polen vollständig zu einem großen General und Regenten auszubilden. Die erste Schule hatte er unter Horn und de la Gardie gemacht. Die Geschäfte des Kabinets leitete in den ersten 16 Jahren seiner Regierung ein Mann wie Axel Oxenstierna, welcher später auch nach Gustav Adolf's frühem Tode den schwedischen Angelegenheiten mit großem Glücke vorstand.

3. Der dreißigjährige Krieg von der Einmischung Christians' IV. bis zum ersten Auftreten Wallenstein's.

Während Gustav Adolf nach der Beendigung seines russischen Krieges mit Sigismund III. von Polen kämpfte, wurde Christian IV. in die deutschen Händel verwickelt. Dieser König, der in seinem Reiche Dänemark weit beschränkter, abhängiger und ärmer an Hülfsquellen war, als in seinen deutschen Herzogthümern Schleswig und Holstein, stand damals in Europa in großem Ansehen und hatte nicht blos Norwegen neu eingerichtet und in Flor gebracht, sondern auch in außereuropäischen Welttheilen Niederlassungen angelegt und Handelsverbindungen angeknüpft. Er legte (um 1616) in der sogenannten Wildniß Glückstadt an und erhob es zum Hauptorte des königlichen Antheils von Holstein; er stattete es mit Handelsprivilegien aus und erlaubte den portugiesischen Juden, wie später den Mennoniten, dort freie Niederlassung. Der deutschen Bürgerfreiheit zeigte er sich feindlich, was denn freilich weder deutsche Städte noch deutsche Fürsten geneigt machen konnte, ihn in ihren inneren Steitigkeiten über politische oder religiöse Freiheit um Beistand anzurufen. Er hatte, während er in Dänemark eine Art von sehr insolenter Adels-Aristokratie dulden mußte, in Deutschland oder vielmehr gegen Deutsche ein strenges monarchisches Recht geltend zu machen gesucht. Er hatte unter Andern den übrigens gelehrten und wackeren Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, dessen

*) An der innersten Bucht des finnischen Meerbusens, bei dem jetzigen Petersburg, wurde ein Stein mit der Inschrift aufgestellt: „Hier hat Gustav Adolf die Reichsgrenze festgesetzt; möge sein Werk unter Gottes Schutze dauern."

wir in Kaiser Rudolf's II. Geschichte gedacht haben, mit einem Heere unterstützt, als derselbe die Stände seines Herzogthums und die Freiheit der damals noch zur Hanse gehörenden Stadt Braunschweig zu unterdrücken suchte. Nach dem Tode des Herzogs Heinrich Julius (1613) zog Christian auch dem Nachfolger desselben, Friedrich Ulrich, zu Hülfe, der Braunschweig im Sommer 1615 bedrängte. Er hatte außerdem nicht allein der Uebergewalt der Hanse in Norwegen ein Ende gemacht und ihre Leute in Bergen für seine Unterthanen erklärt, sondern war auch sonst gegen diesen Bund, der sich bald nachher allmälig auflöste, despotisch verfahren. Er hatte die Herrschaft der Ostsee ganz unbedingt in Anspruch genommen, wollte keine Kriegsschiffe der Hanse, selbst nicht die gegen Seeräuber bestimmten, dort dulden, erkannte das Stapelrecht, dessen Hamburg damals noch genoß, nicht an, und dachte durch die Hebung von Glückstadt den Hamburgern zu schaden, denen übrigens der neue Ort wenig Nachtheil brachte.

Bei Christian's zweitem Zuge gegen Braunschweig, den er 1615 machte, um für seinen Verwandten, den Herzog Friedrich Ulrich, diese damals noch selbstständige, wenn auch nicht reichsunmittelbare Stadt zu einer herzoglichen zu machen, regten sich zugleich die Holländer und die Stände des niedersächsischen Kreises gegen ihn. Die Holländer schickten Truppen und Herzog Christian von Lüneburg zog als Kreis-Oberst gegen den König von Dänemark und den Herzog von Braunschweig ins Feld. Um den dänischen Gelüsten besser Widerstand leisten zu können, traten zehn Städte (Hamburg, Bremen, Magdeburg, Rostock, Wismar, Stralsund, Anklam, Greifswald, Braunschweig und Lüneburg) der Verbindung bei, die Lübeck noch immer mit den Generalstaaten unterhielt, und schlossen zugleich (1616) mit den Herzogen von Lüneburg und Mecklenburg ein Vertheidigungs-Bündniß gegen Christian. Hamburg, welches als holsteinische Stadt das Schicksal von Braunschweig zu fürchten hatte, suchte beim Kaiser um die Reichsfreiheit nach. Sowohl Christian als der Herzog von Holstein bemühten sich, die Gewährung dieser Bitte den Hamburgern zu verhindern; der Kaiser ertheilte aber dessen ungeachtet den gewünschten Freibrief, obgleich die Stadt erst nach dem westfälischen Frieden zur Anerkennung desselben gelangte.

Die Umstände änderten sich gleich in den folgenden Jahren, als die Truppen der katholischen Liga an der Weser erschienen und die Stände des niedersächsischen Kreises sich mit der Gefahr bedroht sahen, der von ihnen eingezogenen Güter der Kirche wieder beraubt zu werden. Bei der Spaltung der verschiedenen Linien der Herzoge des welfischen Hauses, bei denen das Directorium jenes Kreises seit langer Zeit war, mußte man einen Fürsten suchen, welcher weniger als diese Herzoge

vom Kaiser zu fürchten hatte. Die Linien der Herzoge von Lüneburg, Wolfenbüttel, Celle, Harburg und Dannenberg stritten über das Fürstenthum Grubenhagen, und der Kaiser hatte gegen Wolfenbüttel für Celle und Dannenberg entschieden. Während die welfischen Herzoge mit einander in Zwist lebten, war Friedrich Ulrich, das Haupt der sogenannten mittleren Linie Braunschweig, nicht blos ein schwacher Mann, sondern es reichten auch seine Mittel nicht aus, um ein Heer zu unterhalten. Man wandte sich daher um so mehr an Christian IV., als dieser ein besonderes Interesse hatte, sich den Plänen des Kaisers und der Liga zu widersetzen. Uebrigens that Friedrich Ulrich alles Mögliche, um den Schein zu meiden, als wenn er sich auf irgend eine Weise des Kurfürsten von der Pfalz oder der protestantischen Sache annehmen wolle. Er und seine Mutter gaben sich namentlich die größte Mühe, seinen Bruder, den bekannten Abenteurer Christian, von seinem Unternehmen abzumahnen, und Friedrich Ulrich schickte sogar Truppen gegen seinen Bruder aus, als derselbe über die Weser gehen wollte. Als daher 1621 Spinola seinen Zug in die Pfalz machte, wandten sich Alle an Christian IV.

Dieser hatte schon früher, wie aus Schlegel's Anmerkungen zu Niels Slange's Geschichte Christian's IV. hervorgeht, auf Bitten des englischen Königs Jakob I. recht ansehnliche Summen, unter Andern einmal 200,000 Thaler für den unglücklichen Friedrich V. von der Pfalz hergegeben. Im Anfange des Jahres 1621 veranstaltete er zu Segeberg in Holstein eine Versammlung, welcher auch der Kurfürst Friedrich V. beiwohnte. In Segeberg waren außer diesem und dem dänischen Könige englische, holländische, brandenburgische, hessische und pommerische Gesandte, sowie Christian von Lüneburg, damals noch Kreis-Oberst, Friedrich Ulrich von Braunschweig, August von Sachsen-Lauenburg und Johann Kasimir von Weimar persönlich anwesend. Es wurde dort eine Verbindung zwischen Dänemark, Holland und England verabredet. Sogar die dänischen Stände ließen sich damals bewegen, Geld und Truppen zu bewilligen, von denen man jedoch vorerst keinen Gebrauch machte. Was damals geschrieben und verabredet, sowie was später in Bremen ausgemacht und von Jakob I. und den Holländern versprochen wurde, wollen wir in einer allgemeinen Geschichte nicht angeben, weil es am Ende nur auf einen Brief an Ambrosius Spinola und auf eine Vorstellung an den Kaiser hinaus lief. Der Brief an Spinola ward am 5. März 1621 von Christian IV. und den Herzogen Friedrich Ulrich von Braunschweig und Christian von Lüneburg unterschrieben; er hatte aber keinen Erfolg, obgleich nach des Erzherzogs Albrecht Tode nicht nur dessen Gemahlin Isabella, welche von da an allein in den Niederlanden regierte, sondern sogar

auch der König von Spanien bessere Gesinnungen für Friedrich V. zeigten, als vorher; Philipp IV. unterhandelte nämlich mit Jakob I. über die Vermählung seiner Schwester Maria mit dem Prinzen von Wales, dem späteren König Karl I. von England. Der Kaiser und seine Jesuiten schienen damals auf die Vermittelung Isabella's einigen Werth zu legen, dagegen lachten sie der armseligen niedersächsischen Fürsten mit dem großen Titel und Hofstaat und dem kleinen Gebiete.

Christian von Braunschweig war freilich ein ganz anderer Mann, als sein Bruder, der Herzog Friedrich Ulrich; denn er hatte mit zehn Thalern im Sacke seine Abenteuer begonnen und verzagte nicht, als er zwei Schlachten und einen Arm verlor. Er sammelte vielmehr aufs Neue Soldaten in Westfalen und Niedersachsen und hatte die Absicht, nach Böhmen vorzudringen und sich dort mit Bethlen Gabor zu vereinigen. Da man ihn jedoch nicht in Sachsen einließ, entschloß er sich, nach Westfalen zurückzukehren und sich mit Mansfeld zu vereinigen. Aber auf dem Marsch ereilte ihn Tilly am 6. August 1623 bei Stadtlohn im Münsterschen und schlug ihn zum dritten Male in einer Schlacht, welche mehrere Tage währte und sehr blutig war. Durch diesen Sieg der katholischen Liga ward endlich Christian IV., welcher seinem Sohne einige der bedeutendsten westfälischen und niedersächsischen Stifter verschafft hatte, um sich selbst besorgt gemacht, da Tilly seine Truppen in Westfalen und nachher auch in Höxter einquartierte. Mansfeld ging nach London, Christian begab sich nach Paris, wo damals Richelieu's Waltung begann; Bethlen Gabor zog sich von der mährischen Grenze zurück und machte im Mai des nächsten Jahres seinen Frieden mit dem Kaiser.

Das Verfahren, welches Tilly vorher in Heidelberg und überhaupt in der Unter-Pfalz eingehalten hatte und das ihm von seinem Herrn, dem Herzog Maximilian, ausdrücklich befohlen worden war, sowie das rücksichtslose Benehmen des Kaisers gegen den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz mußten bei den größtentheils protestantischen Ständen des niedersächsischen Kreises nothwendiger Weise die größte Besorgniß erwecken. Was das Erstere angeht, so hatte Tilly 1622 besonders gegen die Reformirten in der Pfalz Härte und Gewalt geübt. Er hatte ihnen die Kirchen und Kirchengüter wieder entrissen, um dieselben den Katholiken zurückzugeben; ebenso hatte er die unschätzbare Heidelberger Bibliothek, welche wegen ihrer Handschriften von allen Gelehrten Europas benutzt und bewundert ward, auf 50 Wagen nach Baiern bringen lassen, von wo sie dann durch Maximilian zum Geschenk für den Papst Gregor XV. bestimmt wurde. Fast die ganze Sammlung wurde unter der Aufsicht des gelehrten Allatius verpackt und nach Rom geschickt,

wo sie der vatikanischen Bibliothek einverleibt wurde.*) Was den Kaiser betrifft, so hatte dieser in den ersten Monaten des Jahres 1623 über die Kurwürde Friedrich's V. und über dessen Besitzungen, welche nicht dem Kurfürsten, sondern seinem ganzen Geschlechte gehörten, ganz willkürlich geschaltet. Da nämlich Maximilian von Baiern dem Kaiser eine Rechnung von 13 Millionen für die aufgewendeten Kosten gemacht hatte und einen bedeutenden Theil von Oestreich als Unterpfand besetzt hielt, so eilte Ferdinand II., sein ehemals auf Unkosten Friedrich's V. gegebenes Versprechen zu erfüllen. Er trug auf einem im Januar 1623 zu Regensburg gehaltenen Convent, bei welchem nur wenige Fürsten sich persönlich oder durch Gesandte einfanden, unter der Zustimmung der katholischen Mitglieder desselben darauf an, daß dem Kurfürsten Friedrich V. die Kur-Würde und die Ober-Pfalz abgesprochen und an Maximilian von Baiern übertragen werde. Dagegen protestirten nicht blos die beiden ganz nichtigen Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, welche Gesandte geschickt hatten, sondern auch der Verräther der deutschen und protestantischen Sache, Ludwig V. von Hessen-Darmstadt, der persönlich anwesend war. Der Kaiser nahm aber keine Rücksicht darauf, sondern belehnte schon am 25. Februar (6. März) 1623 den Herzog Maximilian, welchem er die Ober-Pfalz bereits abgetreten hatte, feierlich mit der Kurz-Pfalz und den zu ihr gehörigen Rechten, Regalien und Lehen; Maximilian verrichtete alsbald auch das mit der pfälzischen Kur verbundene Erztruchsessen-Amt, indem er persönlich dem Kaiser die erste Schüssel auf die Tafel setzte. Der Kurfürst von Sachsen erhielt die Lausitz als Pfand für seine Kriegskosten und erkannte im Juni 1624 die bairische Kur an. Weil jedoch auch der katholische Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg als nächster Anverwandter des Beraubten seine Unzufriedenheit laut aussprach, so ward eine Clausel beigefügt, um nach deutscher Weise den Agnaten dasjenige durch Worte zu sichern, was sie thatsächlich verloren hatten. Beendigt und zum Theil ausgeglichen wurde die Sache erst später, wie wir sehen werden.

Der Kaiser verfuhr damals um so dreister, da nicht ein einziger deutscher Fürst sich geregt hatte, als seine Juristen schon im Jahre 1621 durch einen arglistigen Ausdruck andeuteten, daß er sich an das Versprechen nicht gebunden halte, welches die katholischen Fürsten im März 1620 zu Mülhausen der protestantischen Union gegeben hatten.

*) Im Frieden von Tolentino (1797) mußte Pius VI. 38 der werthvollsten Handschriften an Paris abtreten; diese wurden nach dem zweiten Pariser Frieden (1815) der Heidelberger Bibliothek wieder zugestellt; auch gab um diese Zeit Pius VII. auf Oestreichs und Preußens Verwendung die altdeutschen Handschriften der Sammlung wieder heraus.

In Mülhausen war nämlich versprochen worden: „daß, wenn die Protestanten sich nicht in die böhmischen Angelegenheiten mischten und kein Erzstift, kein Kloster, kein geistliches Gut weiter angriffen, die Katholischen weder selbst, noch durch Andere thätlich (de facto) und außer Rechtens irgend einen von ihnen aus einem Besitze verdrängen wollten." Schon diese Worte waren, da die Katholiken ja im Rechte zu sein behaupteten, verfänglich genug gewesen; der Kaiser gab aber, als Christian später um Belehnung ansuchte und sich gegen ihn auf die Erklärung von Mülhausen berief, sogar die Antwort; „er wisse nicht, ob bemeldete conditiones annehmlich."

Christian IV. hatte seit dem Jahre 1621 eifrig dahin gearbeitet, daß sein Sohn Friedrich zum Coadjutor des holsteinischen Prinzen, welcher protestantischer Erzbischof von Bremen war, gewählt werde. Dies war endlich auch geschehen, wiewohl gegen den Willen des Erzbischofs, der erst nachher seine Zustimmung dazu ertheilte. Auch in Verden und Osnabrück, wo Herzog Philipp Sigismund von Braunschweig Bischof war, bemühte Christian sich, seinem Sohne die Nachfolge zu verschaffen. Er erreichte in Verden seinen Zweck dadurch, daß er dem Bischof Philipp, welcher in Geldverlegenheit war, aus derselben half. Dies meldet Christian in seinem Tagebuche mit folgenden Worten: „Am 19. November (1622) gab ich den Verden'schen Gesandten 60,000 Thaler in Gold und Silber, damit mein Sohn Friedrich zum Stifte Verden kommen möchte. Denselben Tag gab ich dem Verden-schen Kanzler 3000 Thaler, die er Bothmern zustellen lassen sollte, um dafür eine Vicarie an Herzog Friedrich zu ertheilen." Der dänische Prinz ward in Verden gleich darauf Bischof. Außerdem überließ ihm Christian von Braunschweig nach seiner Niederlage auch das Bisthum Halberstadt. In Osnabrück dagegen war Tilly's Einfluß mächtiger, als der des Königs von Dänemark; und es wählten daher die katholischen Mitglieder des Kapitels, mit Uebergehung des dänischen Prinzen, den katholischen Grafen von Hohenzollern.

Die Stände des niedersächsischen Kreises berathschlagten damals allerlei mit einander und wollten auch Truppen aufstellen; es geschah aber nichts, und Tilly's Soldaten übten überall Gewalt und Druck. Der Kaiser brachte es in dieser Zeit dahin, daß der Pfalzgraf von Neuburg seine Protestation gegen das gewaltsame Verfahren in der kurpfälzischen Sache aufgab, und daß Landgraf Ludwig V. von Hessen-Darmstadt, welcher bisher nur insgeheim die Sache der Protestanten verrathen hatte, ebenfalls seine Protestation zurücknahm. Was das Letztere betrifft, so hatte Ludwig IV. von Hessen, einer der vier Söhne Philipp's des Großmüthigen, bei der Theilung des Landes Hessen Marburg erhalten und bei seinem Tode (1604) über dieses zu Gunsten

Darmstadts durch Testament verfügt. Dagegen hatten sich aber die Landgrafen von Hessen-Kassel aufgelehnt, weil Ludwig's Land ein Familiengut sei, und es war darüber ein Proceß entstanden, welcher 20 Jahre dauerte und jetzt durch den Kaiser zu Gunsten Darmstadts entschieden wurde. Nur Sachsen und Brandenburg protestirten noch immer; sie schickten auch im Jahre 1623 eine Gesandtschaft an den Kaiser, welche jedoch eben so fruchtlos war, als alle früheren. Auch sie gaben indessen nach, wozu Sachsen, wie bereits angegeben, durch Ueberlassung der Lausitz bewogen wurde.

Im Jahre 1624 schienen sich endlich die Umstände so zu ändern, daß sowohl Gustav Adolf von Schweden, welcher damals in Polen Krieg führte, als Christian IV. von Dänemark Neigung zeigte, den weiteren Fortschritten der kaiserlichen Heere eine Schranke zu setzen. An Gustav Adolf hatte sich der Kardinal Richelieu gewendet, welcher von dem französischen König Ludwig XIII. in seinen Staatsrath aufgenommen worden war und der Ausbreitung der spanischen und östreichischen Macht entgegen zu arbeiten suchte, ohne darum selbst Krieg anfangen zu wollen. Gustav Adolf schenkte auch wirklich dem französischen Gesandten Gehör und Richelieu traf zu gleicher Zeit Anstalten, sowohl Mansfeld als die Holländer durch Geld zu unterstützen, welche mit den Spaniern wieder in Krieg waren und von Spinola bedrängt wurden. Der schwedische König machte aber damals Bedingungen, welche den Franzosen, sowie auch den Engländern zu übertrieben schienen. Im Jahre 1624 jedoch verlobte sich der Sohn des englischen Königs Jakob I., Karl I., dessen Eheverhandlung mit Spanien man abgebrochen hatte, mit der französischen Prinzessin Henriette, einer Tochter Heinrich's IV., die er dann im folgenden Jahre heirathete. Seit dieser Zeit schien es wirklich, als wenn zugleich die Engländer, Franzosen und Dänen für die Aufrechterhaltung der deutschen Verfassung und der protestantischen Religion die Waffen ergreifen wollten. Von den deutschen Fürsten dagegen war nichts zu erwarten. Der Landgraf von Hessen-Darmstadt war dadurch, daß der Kaiser ihm einen günstigen Spruch in der Marburger Angelegenheit ertheilt und zugleich einige Aemter der Kur-Pfalz gegeben hatte, von diesem gewonnen worden. Kurfürst **Georg Wilhelm** von Brandenburg war auf gemeine Weise dem Trunke ergeben, und sein Minister, der katholische Graf Adam von **Schwarzenberg**, stand völlig im Interesse des Kaisers.*) Die niedersächsischen Herzoge der verschiedenen Linien waren arm, schwach und zaghaft, und einer von ihnen, Christian von Lüne-

*) J. W. C. Cosmar und K. A. Menzel führen die Sache des Grafen. Daß dieser nach seiner Ueberzeugung handelte und daß der calvinische Kurfürst mit ihm bei seinen lutherischen Unterthanen anfangs besser auskam, als mit einem

burg, welcher Oberster des niedersächsischen Kreises war, hatte sich dem Kaiser verkauft. Dem Kurfürsten von Mainz hatte der Kaiser die Bergstraße als einen Theil der Beute der Liga abgetreten. Unter diesen Umständen war nur von dem dänischen König Christian IV. etwas zu hoffen. Dieser hatte jetzt einen doppelten Grund, gegen die Liga aufzutreten, da die Bisthümer seines Sohnes Friedrich von den ligistischen Truppen immer härter mitgenommen wurden, und da er auch für seinen jüngeren Sohn ein Bisthum in Mecklenburg erlangt hatte. Er war übrigens dadurch bedroht, daß sogar der Markgraf Christian Wilhelm von Brandenburg in seinem Stifte Magdeburg, der Herzog Christian von Lüneburg in Bezug auf Hoya und der Graf von Schauenburg wegen des Klosters Möllbeck von den kaiserlichen Truppen bedrängt wurden. Kaiser Ferdinand verstärkte nämlich damals das Heer in Westfalen und Niedersachsen mit Kosaken, welche er aus Polen hatte kommen lassen und welche weit und breit schrecklich hausten. Beschwerte man sich bei Tilly, so verwies er auf Kurfürst Maximilian; klagte man beim Kaiser, so hatte dieser allerhand Ausflüchte. Das vormalige Kloster Möllbeck sollte wieder mit Mönchen bevölkert werden; die Abteien Hersfeld und Alt-Haldensleben, die unter protestantischen Bischöfen standen, wurden von Tilly's Truppen besetzt; im Stift Bremen wollte man den Prinzen Friedrich verdrängen und den Katholiken Hasenbach einsetzen; die Bisthümer Halberstadt, Münster und Osnabrück sollten wieder ganz katholisch werden; im Stifte Verden endlich wurde das Amt Sick, welches an Dänemark verpfändet war, von Tilly's Truppen ohne Weiteres besetzt.

Die Franzosen, die Generalstaaten und König Jakob von England waren endlich übereingekommen, sich der Sache des vertriebenen Kurfürsten von der Pfalz, so weit es, ohne daß sie selbst Krieg anfingen, geschehen konnte, thätig anzunehmen. Die Franzosen hatten bereits Christian von Braunschweig in ihren Sold, sowie die Engländer den Grafen Mansfeld in den ihrigen genommen, und Beide hatten in England und Frankreich Leute geworben. Auch standen Beide schon im Begriff, mit diesen aufs Neue in Westfalen einzubrechen. Sie konnten aber für sich allein auf keinen Erfolg ihrer Unternehmungen gegen Tilly rechnen und doch waren auch die Holländer nicht im Stande, ihnen beizustehen, da diese nach dem Ablaufe ihres Waffenstillstandes mit Spanien ihre Truppen gegen Spinola nöthig hatten, der ihre Festungen in Holländisch-Brabant belagerte. Alles kam daher auf Christian IV. von Dänemark an. Dieser hatte damals schon ein Heer

Calvinisten, mag richtig sein; darum blieb es aber doch ein ganz schmählicher Mißgriff, in solcher Zeit einem Schwarzenberg das Interesse eines großen protestantischen Staates in Deutschland anzuvertrauen.

bei Itzehoe vereinigt und ward jetzt auch zum Kreis-Obersten in Niedersachsen erwählt. Christian von Lüneburg nämlich, der seitherige Kreis-Oberst, hatte für rathsam gehalten, diese unter den damaligen Umständen gefährliche Stelle niederzulegen (December 1625), und es ward zur Wahl eines neuen Kreis-Obersten in Braunschweig ein Kreistag gehalten, auf welchem die Stände im Mai 1625 den König Christian IV., der als Besitzer Holsteins und anderer Herrschaften zu ihnen gehörte, zum Kreis-Obersten erwählten. Diese Wahl mußte als ein Signal des Krieges erscheinen, zumal da König Christian sich dadurch, daß Tilly Truppen gegen Mansfeld und gegen Christian von Braunschweig ausschickte, bewegen ließ, sein Heer von der Elbe gegen die Weser hin zu führen. Dies geschah, noch ehe Christian das Bündniß mit England und Holland, über welches Jahre lang unterhandelt worden war und das erst im December zu Stande kam, abgeschlossen hatte.

Auch bei dieser Gelegenheit vereitelten Selbstsucht, kleinliche Eifersucht und engherzige Politik deutscher Fürsten und ihrer Familien, schon vor dem Beginne des Krieges, jede Hoffnung, daß die Bemühungen derjenigen Fürsten, welche gegen die Hierarchie und die kaiserliche Autokratie zu streiten entschlossen waren, gelingen würden. Schon vor Christian's Erwählung zum Kreis-Obersten von Nieder-Sachsen war im März eine Versammlung zu Lauenburg gehalten worden, auf welcher sich auch Landgraf Moritz von Hessen-Kassel einfand, dessen Land durch die Einquartierung von Tilly's Horden sehr litt, und es war dort zwischen allen holsteinischen Prinzen, dem Erzbischofe von Bremen, dem Herzoge von Braunschweig und dem Herzoge von Mecklenburg eine Verbindung geschlossen worden. Die beiden Lüneburger waren aber ausgeblieben, der eine, Christian, Bischof von Minden, weil er, wie wir wissen, eine verderbliche Neutralität beobachten wollte, der andere, sein Bruder Georg, der in Celle residirte und mit einer Tochter Ludwig's V. von Hessen-Darmstadt vermählt war, weil er es für klug hielt, sich gegen seine Glaubensgenossen für die Päpstler zu erklären. Der Letztere focht auch später, als Gustav Adolf in Deutschland erschien, gegen diesen und ging nachher wieder von den Kaiserlichen zu den Schweden über, um diese dann ebenfalls zu verrathen.

König Christian machte im April die mit den niedersächsischen Fürsten getroffenen Verabredungen, bei welchen auch nicht die leiseste Erwähnung von Feindseligkeiten gegen den Kaiser gethan worden war, dem König Gustav Adolf bekannt. Er schrieb ihm damals: er habe die Absicht, schon im Mai mit 24,000 Mann an der Weser da, wo der Feind am stärksten sei, zu erscheinen; er wünsche aber durchaus nicht, das Werk allein zu betreiben, und wolle den König von Schweden keineswegs abhalten, die Hülfe zu leisten, zu welcher derselbe sich

bereitwillig gezeigt habe; er sei vielmehr ebenso, wie Richelieu und die Generalstaaten, der Meinung, daß einem so mächtigen Feinde billig zwei Kriegsheere an verschiedenen Orten entgegengestellt werden sollten, und er erinnerte den König Gustav Adolf an das Versprechen, welches derselbe früher schon den französischen und brandenburgischen Gesandten gegeben habe. Gustav Adolf nahm zwar die Botschaft freundlich auf, zog aber gleichwohl lieber nach Livland, wo er in kurzer Zeit Kockenhausen, Dannenberg und Selborg den Polen entriß und dann weiter nach Kurland vordrang. Dies hatte wenigstens den einen Vortheil, daß die Polen verhindert waren, ihr Versprechen zu erfüllen und den Kaiser durch einen Einfall in Brandenburg zu unterstützen.

Christian IV. hatte schon am 18. Mai an den Kaiser ein Schreiben gerichtet, welches als eine Kriegserklärung angesehen werden konnte. Er meldete nämlich dem Kaiser, daß er zum Kreis-Obersten des niedersächsischen Kreises erwählt sei, und zeigte zugleich an, welche Stellung dieser Kreis seit der Versammlung zu Lauenburg angenommen habe. Man sei, schrieb er, entschlossen, endlich die verderblichen Einquartierungen und Kriegslasten zu beseitigen, welche einige Stände dieses Kreises, dem Religions-Frieden und den Reichsgesetzen zuwider, erdulden müßten, und mit denen auch die anderen bedroht würden. Außerdem erinnerte Christian daran, daß der Kaiser nichts von dem, was er ihm und seinem Bundesgenossen, dem Könige von England, in Betreff des Kurfürsten von der Pfalz versprochen, erfüllt habe. Der Kaiser antwortete zwar ganz höflich, aber immer in der alten Manier, nämlich verschiebend und vertröstend, während die Gewaltthätigkeiten immer ärger wurden. Er wolle, sagte er, im August einen Reichstag zu Ulm halten; dies hieß aber nichts Anderes, als daß er den König und die Protestanten in den April schicken wolle. Auch forderte Tilly in des Kaisers Namen den König Christian auf, das Kreis-Obersten-Amt niederzulegen, weil noch nie ein fremder König dasselbe geführt habe.

Die Spanier hatten um jene Zeit Breda erobert und schickten Verstärkungen an Tilly, welcher gleich darauf Hörter besetzte und dies damit entschuldigte, daß Christian von Braunschweig ins Clevesche eingefallen sei. Der Letztere und Graf Mansfeld hatten, wie oben angegeben worden ist, in England und Frankreich Miethstruppen geworben, die sich später eben so leicht zerstreuten, als sie gesammelt worden waren; sie hatten trotz ihres Geldmangels und vieler widrigen Umstände ein Heer von 12- bis 15,000 Mann vereinigt und waren aus der Gegend von Wesel, wo sie sich zuerst gelagert hatten, in das Kölnische eingefallen. Als Tilly gegen sie den Grafen von Anhalt schickte, begann auch Christian IV., welchem Karl I., seit drei Monaten Beherrscher von England, damals einen Theil der von seinem Vater

versprochenen Subsidien auszahlen ließ, die Feindseligkeiten. Er zog im Anfang des Juli aus Holstein nach Hameln. Es schien in diesem Augenblicke, als wenn beide Theile entschlossen wären, den Streit im Felde auszumachen; allein Christian stürzte, als er am Abend des 20. Juli auf den Wällen von Hameln die Wachtposten besichtigte, mit seinem Pferde in eine mit Brettern schwach überlegte Grube; er wurde mühsam herausgezogen, lag einige Tage besinnungslos und war genöthigt, drei Wochen lang das Zimmer zu hüten. Auf der anderen Seite hatte Tilly noch nicht alle seine Truppen zusammengezogen; einstweilen hauste sein Heer fürchterlich in Niedersachsen; daß man Frauen peinigte und protestantischen Geistlichen Hände und Füße abschnitt, leugnen sogar Tilly's Lobredner nicht. Zu derselben Zeit stellte der Kaiser unerwarteter Weise neben dem Heere der Liga, welches von Tilly commandirt wurde, ein anderes auf, das gleich den Söldnerschaaren, welche im 14. Jahrhundert im südlichen Europa das Schicksal der Länder und Völker entschieden und einem Franz Sforza zur Herrschaft von Ober-Italien verhalfen, nur seinen Feldherrn, nicht aber den Kaiser als Herrn und Eigenthümer anerkannte.

4. Fortsetzung der Geschichte des dreißigjährigen Krieges bis zum Frieden von Lübeck.

Albrecht von Wallenstein, welcher in diesem dänisch-deutschen Kriege neben Tilly als Oberfeldherr glänzte, dessen Privatgeschichte wir aber billig übergehen, hatte sich schon früh an Ferdinand II. angeschlossen und ihm, noch ehe derselbe Kaiser ward, gegen Venedig als Führer einer Schaar freiwilliger Streiter gedient. Er gehörte einer der angesehensten Familien böhmischer Herren an, und einer seiner Verwandten war Ober-Land-Hofmeister. Er war, wie bereits erzählt, ursprünglich Protestant gewesen, hatte aber in jungen Jahren zu Olmütz die Religion geändert. Schon vor den böhmischen Unruhen genoß er der Gunst der kaiserlichen Minister, hatte von seiner ersten Gemahlin Lucretia von Landeck ein großes Vermögen geerbt und vermählte sich in zweiter Ehe mit einer Tochter des kaiserlichen Kämmerers und Geheimenrathes Karl von Harrach. Er zog durch den Glanz seines Hauswesens und einen fürstlichen Aufwand die Aufmerksamkeit der Böhmen auf sich, wurde wegen seiner Anhänglichkeit an das Haus Oestreich in den Grafenstand erhoben und war kaiserlicher Kammerherr, als der Aufstand in Böhmen ausbrach. In diesem wurde er, wie wir bereits an einem anderen Ort angegeben haben, als Oberster der mährischen Land-Miliz aus Olmütz getrieben, nahm aber die Landeskasse mit sich, welche der Kaiser nachher ersetzen mußte, um den

Kardinal von Dietrichstein aus der Gefangenschaft zu befreien. Die Summe, welche der Kaiser von diesem Gelde zurückbehielt, wurde angewendet, um für Wallenstein ein neues Regiment Kürassiere zu werben. Mit diesem und mit anderen Truppen, die man ihm anvertraute, wehrte er, als Bethlen Gabor den Waffenstillstand aufgekündigt hatte, die Ungarn von Mähren ab, und schlug sie in einem blutigen Treffen bei Standschütz. Gleich darauf besiegte er am 18. Oktober 1621 den Markgrafen Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf bei Kremsier, worauf Bethlen Gabor wieder Frieden zu schließen suchte und Johann Georg seiner Besitzungen in Schlesien beraubt wurde. Nun zeichnete Ferdinand den ehrgeizigen Obersten auch durch Verleihung der erledigten Herrschaft Friedland in Böhmen aus, welche dem Protestanten Christoph von Rödern abgenommen worden war, erhob ihn zum Reichsgrafen, dann zum Fürsten und endlich (1624) zum Herzog. Außerdem benutzte Wallenstein seine Schätze kluger Weise zum Ankauf confiscirter Güter, worauf er mehr als sieben Millionen Gulden verwandte. Er ward hierauf Mitglied des kaiserlichen Kriegsrathes und seine Briefe aus dieser Zeit, welche Förster*) hat drucken lassen, beweisen, daß er schon damals, als er noch nicht Führer eines Heeres war, sich eben so brutal, großsprecherisch und abenteuernd benahm, als später an der Spitze der kaiserlichen Heere. Die übrigen Mitglieder des Kriegsrathes fanden daher auch, als Tilly, von Christian IV. und dessen Verbündeten bedroht, die Hülfe eines kaiserlichen Heeres forderte, das Anerbieten Wallenstein's, ohne viele Kosten des Kaisers, welcher kein Geld hatte, 40- bis 50,000 Mann aufzustellen, anfangs abenteuerlich; Wallenstein's Schwiegervater Harrach beredete aber den Kaiser, sich auf dieses Anerbieten einzulassen. Für Ferdinand war es unbedingt nothwendig, ein Heer zu erhalten, das von ihm persönlich abhing; es war ihm drückend, sich, bei seinen Kriegsplänen und beim Abschluß der Bedingungen nach dem Siege, nach der Liga und ihrem Führer Maximilian richten zu müssen. Zudem schien die letztere für den bevorstehenden Kampf nicht stark genug; die kaiserliche Kriegsschuld aber war auf mehr als acht Millionen angewachsen.

Wie Wallenstein bei seinem Anerbieten verfuhr und auf welche Weise man damals Heere aufstellte und gebrauchte, werden die Leser am besten aus den nachfolgenden Worten der Khevenhüller'schen Annalen ersehen können. „Es sei," sagt Khevenhüller, „darauf mit Wallenstein beschlossen worden, daß er erstlich 20,000 Mann und demnächst das Uebrige werben solle, und ihm seien etliche Crayse in

---

*) Friedrich Förster's „Albrecht von Wallenstein" erschien in Potsdam 1834, sein „Wallensteins Proceß" in Leipzig 1844.

Böhmen zu Muster= und Sammelplätzen eingeräumt worden, daraus er und aus den anderen Orten, wo er hinkommen, so viel Contribution gezogen, daß er nicht allein das Volk versammelt, sondern noch sich und die Seinigen reich gemacht und also der Erste gewesen, der diesen modum Krieg zu führen ohne Entgelt des Kriegsherrn=Beutels gefunden." Dies war freilich nur möglich, wenn man eine überwältigende Kriegsmacht zur Verfügung hatte. Wallenstein's bekannter Ausspruch, den er im Sommer 1625 zu Wien that, daß er eine Armee von 20,000 Mann nicht ernähren könne, wohl aber eine von 40—50,000, ist daher nicht besonders auffallend. Sein eigenes Patent als „General=Obrister Veldthauptmann" ist vom 25. Juli 1625 ausgestellt; der weitere Zweck wurde dadurch erreicht, daß er über 100 Obersten=Patente an sehr angesehene Herren, deren Namen Khevenhüller (X. S. 803) mitgetheilt hat, unter der Bedingung überließ, daß diese für Mannschaft und Officiere sorgten. Die Aristokratie betrachtete solche Patente gerade so, wie man heut zu Tage Eisenbahn=Actien betrachtet; denn jeder Oberst ertheilte wieder Patente an Hauptleute und diese wieder an ihre Officiere, ohne daß der Kaiser darüber befragt wurde. Eine ganz natürliche Folge der Preisgebung des eigenen Landes an die Junker und an die aus allen Gegenden Europas herbeiströmenden Abenteurer war das, was Khevenhüller gleich nach dem Berichte vom glänzenden Erfolge der Werbungen hinzufügt. „Weil nun," sagt derselbe, „dieses Volk zur Einquartierung in Böhmen zu viel sein wollen und Erweiterung von Nöthen gewesen, also hat der Kaiser um den halben Junium der Einquartierung halber theils (doch in Rücksicht) dieses Volks an den fränkischen und nächst angrenzenden schwäbischen Kreis ein Missiv ergehen lassen." Der wesentliche Inhalt des nachher eingerückten langen und langweiligen Schreibens ist der kurze Satz, der Kaiser finde es billig, daß er, um seine Erblande mit der Plage der Heuschrecken von Wallenstein's Heer zu verschonen, diesen den vom Kriegs=Theater ganz entfernten schwäbischen und fränkischen Kreis zum Sammelplatz und zum Aussaugen anweise. Dies wird in der Kanzlei=Sprache so ausgedrückt: „Se. kaiserliche Majestät hätten diesmal nicht darüber gekonnt, den Sammelplatz theils in obgemeldeten fränkischen, theils schwäbischen Kreises Grenzen anzuordnen, in Erwägung, daß die Erblande, weil sie zur Unterhaltung gedachter Armada stets und allein contribuirten, auch durch die vorige vielfältige zur Defension des Reichs und dessen getreuer Stände und der werthen Christenheit angewendete Anstrengung gänzlich erschöpft, mit angezogener Versammlung zu belegen nicht möglich." Wir theilen diese Stellen in der Absicht mit, zu beweisen, daß die Missive und Hofzeitungen des 17. Jahrhunderts

denen unserer Zeit ganz gleich waren. Die nöthigen Summen erpreßte Wallenstein durch eine Härte, welche um so drückender war, weil sie ganz systematisch geübt wurde. Gleich nachdem er seinen Marsch von Eger aus nach Franken gerichtet hatte, mußte allein die Stadt Nürnberg, der er und sein Kaiser gar nichts vorzuwerfen hatten, ihm 100,000 Gulden zahlen.

Wallenstein marschirte nachher mit einem Heere, welches täglich anwuchs, durch Hessen, Hannover und Braunschweig in die Stifter Halberstadt und Magdeburg, während Tilly im westfälischen und niedersächsischen Kreise glänzende Vortheile erlangte, einen Ort nach dem andern einnahm und endlich das ganze Herzogthum Braunschweig besetzte. In diesen Gegenden war Georg von Lüneburg-Celle ganz offen zum Verräther an der Sache der Protestanten geworden, weil er beim Tode des kinderlosen Herzogs Friedrich Ulrich von Braunschweig eine besondere Begünstigung vom Kaiser erwartete. Er hatte schon seither stets den Spion des Letzteren gemacht; sein offener Uebergang zu den Kaiserlichen wäre daher eher ein Gewinn als ein Verlust für die Protestanten gewesen, wenn Georg nicht auch seinen Bruder Christian, welcher in Lüneburg regierte, zum Abfall veranlaßt hätte. Zum Glück für die Protestanten waren auch Tilly und Wallenstein, die sich Ende September vereinigten, nicht gleichen Sinnes. Keiner von Beiden wollte den Anderen als Oberfeldherrn anerkennen; Wallenstein weigerte sich sogar, 8000 Mann an Tilly abzugeben, und beide Heere marschirten, ohne daß man sich über einen Plan verständigt hätte. Da man in jener Zeit, wie nachher sogar noch im siebenjährigen Kriege, beim Beginne des Winters sichere Quartiere bezog, so schlugen die protestantischen Verbündeten einen während desselben zu haltenden Kongreß vor. Dieser trat auch wirklich in Braunschweig zusammen. Wallenstein führte aber bei Gelegenheit desselben, ohne Tilly oder den Kaiser vorher zu fragen, eine so brutale Sprache, daß man seine Manier nur mit derjenigen vergleichen kann, welche in unserer Zeit Bonaparte gegen die Schwachen einhielt. Es war offenbar dem Wallenstein, der schon damals ein Fürstenthum für sich zu erobern hoffte, mit den Unterhandlungen nicht Ernst, während der Kurfürst Maximilian und sein General nicht abgeneigt waren, eine Uebereinkunft zu treffen. Als im folgenden Jahre (1626) der Feldzug wieder eröffnet wurde, nahm Wallenstein seine Richtung nach Osten hin, weil Mansfeld, anstatt mit Christian IV. vereinigt Tilly's Heer aufzusuchen, durch Mecklenburg an die Elbe zog, um an diesem Flusse her in Schlesien und Böhmen einzudringen, dort einen Krieg zu erregen und Bethlen Gabor aufs Neue ins Feld zu rufen.

Im Westen, wo endlich Christian IV. wieder bei seinem Heere

erschienen war, bildete sich damals der Herzog (d. h. Prinz) Bernhard von Sachsen-Weimar neben Christian von Braunschweig zu der großen Rolle, die er später viele Jahre lang in diesem Kriege spielte. Er stand zugleich mit Christian von Braunschweig an der Spitze eines Heeres in Westfalen. Der Letztere erkrankte damals, und es gehört zu den Unglücksfällen, welche die Vertheidiger der protestantischen Sache um jene Zeit trafen, daß Christian am 16. Juni 1626, seinem 27. Geburtstage, zu Wolfenbüttel gerade in dem Augenblicke starb, wo seine Tollkühnheit hätte nützlich werden können. Unterdessen war Mansfeld durch Mecklenburg an die Elbe gezogen. Er hatte vorher Verstärkung von Christian IV. erhalten, unter dessen Befehlen er und Christian von Braunschweig standen, seit Beide von dem englischen Könige förmlich in Sold genommen worden waren. Wallenstein war ihm bei jenem Zuge zuvor gekommen, hatte Zerbst eingenommen und ließ bei Dessau einen Brückenkopf anlegen, zu dessen Vertheidigung er den Oberst Altringer mit einer Heeresabtheilung abordnete. Hier erfolgten dann die ersten bedeutenden Gefechte, welche, auch abgesehen von der nicht lange nachher erfolgten Niederlage Christian's IV., das Schicksal Deutschlands entschieden. Nachdem nämlich Mansfeld zweimal (am 9. und 11. April) einen vergeblichen Angriff auf die bei der Dessauer Brücke angelegten Schanzen gemacht hatte, suchte er den Obersten Altringer einzuschließen; dieser behauptete aber seine Verbindung mit Wallenstein, welcher einem dritten Angriffe Mansfeld's entgegentrat, indem er mit seinem ganzen Heere herbeizog. Gleichwohl führte Mansfeld, welchem die Ankunft Wallenstein's und seiner Truppen verborgen geblieben war, am 25. April 1626 sein Heer noch einmal gegen die feindlichen Schanzen; sobald er aber sah, daß er es mit dem ganzen Heere Wallenstein's zu thun haben werde, ordnete er einen schnellen Rückzug an. Wallenstein folgte ihm jedoch auf dem Fuße nach. Er zersprengte das ganze Heer Mansfeld's, so daß diesem, wie es heißt, von 20,000 Mann nur noch 5000 übrig blieben. Die Anderen kamen theils auf dem Schlachtfelde um, theils wurden sie gefangen. Eine ziemlich große Zahl von ihnen nahm bei Wallenstein Dienste. Mit dem geringen Reste seiner Truppen zog Mansfeld zunächst in die Mark Brandenburg.

Wallenstein ward gleich darauf, gerade als es im niedersächsischen Kreise zwischen Tilly und Christian IV. zu einem entscheidenden Kampfe kommen sollte, genöthigt, aus dem nördlichen Deutschland nach Schlesien aufzubrechen. Mansfeld war nämlich in der Mark durch 1000 aus England geschickte Schotten*), sowie durch mecklenburgische Truppen,

*) Niels Slange im Leben Christian's IV. sagt 3000.

durch 2000 Mann vom dänischen Heere und durch 5000, welche Herzog Johann Ernst von Sachsen-Weimar ihm zuführte, verstärkt worden, und hatte auch französische Subsidien erhalten. Mit diesem Heere, das 20,000 Mann stark gewesen sein soll, brach Mansfeld Ende Juni 1626 über Frankfurt an der Oder nach Crossen auf und gelangte über Glogau, Breslau, Oppeln und Ratibor nach dem Jablunka-Paß, wo Bethlen Gabor versprochen hatte, sich mit ihm zu vereinigen. Wallenstein zog, nachdem er die Linie der Elbe und die Städte des Magdeburgischen hatte besetzen lassen, dem Grafen Mansfeld über Jüterbogk durch die Lausitz nach. Mansfeld ließ eine große Zahl seiner Truppen in Schlesien zurück und eilte selbst in den gebirgigen Theil von Ungarn, um sich mit Bethlen Gabor zu vereinigen, war aber diesem und den Ungarn nicht sehr willkommen, da Bethlen gerade wieder mit dem Kaiser unterhandelte. Wallenstein war nicht viel besser daran als Mansfeld, obgleich er in Mähren und Schlesien ebenso hauste, wie vorher in Deutschland. Schlesien wurde damals von Mansfeld's Truppen, die sich dänische nannten, und von den kaiserlichen auf gleiche Weise mißhandelt. Man beklagte sich bitter am kaiserlichen Hofe, daß Wallenstein die Güter der Familien, die er zu seinen Feinden rechnete, namentlich die der Herren von Lichtenstein und von Dietrichstein, hart mitgenommen habe. Wallenstein vermehrte damals sein Heer bis auf 40,000 Mann. Den Unterhalt für dasselbe erpreßte er in Schlesien; er machte aber dessen ungeachtet dem Kaiser eine Rechnung, welche von derselben Art war, wie diejenige, die Maximilian von Baiern für den Zug gegen Donauwörth und für den Krieg in Böhmen gemacht hatte. In Ungarn, wo die Bewohner des Gebirges von Mansfeld's Raubgesindel auf der einen und von Wallenstein's Horden auf der anderen Seite gepeinigt wurden, erbot sich Bethlen Gabor, ein Mann ohne Treue und Glauben, aufs Neue zum Frieden, obgleich er von einem türkischen Pascha unterstützt wurde. Dadurch ward Mansfeld genöthigt, sein Heer zu verlassen; es scheint, daß er sich durch Dalmatien nach Venedig begeben wollte. Den Rest seiner Truppen übergab er dem Herzog Johann Ernst von Weimar, welcher nach Schlesien zurückkehrte; er selbst ging durch Dalmatien, erkrankte aber im Dorfe Urakowicz, zwischen Spalatro und Sarajo, und starb dort am 30. November 1626 in seinem 46. Lebensjahre; er erwartete den Tod stehend, in voller Kriegsrüstung, auf zwei seiner Begleiter gestützt. Wallenstein erlitt in Ungarn durch Mangel, Regengüsse und Desertionen ungeheure Verluste; er begab sich, nachdem er sein Heer auf der Donau-Insel Schütt einquartiert hatte, im Winter nach Wien, um mit Hülfe seines Freundes Questenberg seinen Feinden und Anklägern entgegen zu wirken; er gedachte im Frühjahr 1627 wieder nach

Schlesien zu ziehen, wo Christian Wilhelm, Administrator des Bisthums Magdeburg, und andere Führer mit den ihnen von Mansfeld überlassenen Truppen sich noch immer behaupteten.

Tilly hatte während des vorhergehenden Winters oft an Krankheit und an jener Melancholie gelitten, die von Zeit zu Zeit seinen Geist niederdrückte. Er hatte damals sein Lager häufig im Hessischen aufgeschlagen und es dem edeln Landgrafen Moritz unmöglich gemacht, seinen Glaubensgenossen beizustehen. Christian IV., dessen Haupt-Quartier während der ersten Monate des Jahres 1626 in Wolfenbüttel war, hatte auf der einen Seite einen großen Theil der Mark Brandenburg besetzt und breitete auf der andern sein Heer über das Stift Osnabrück und einen Theil des Bisthums Münster aus. Im Frühling griff Tilly die Stadt Münden an. Es lag in der Stadt eine dänische Besatzung, die sich bis zum 9. Juni vertheidigte, zum großen Aerger Tilly's, welcher die Stadt nicht im Rücken lassen durfte, wenn er Christian's Heer angreifen wollte. Tilly eroberte endlich durch einen mörderischen Sturm, bei dem er viele Leute verlor, die Stadt; der Commandant vertheidigte sich aber nachher noch im Schlosse, welches Tilly erst nach einem Verlust von 5—600 Mann einnehmen konnte. Die hartnäckige Gegenwehr der Belagerten veranlaßte ein schreckliches Blutbad. Von mehr als 3000 Soldaten, Bürgern, Bauern, Weibern und Kindern, die sich auf das Schloß geflüchtet hatten, blieben keine 50 am Leben, und auch diese wären niedergemetzelt worden, wenn sie sich nicht in Keller und andere Schlupfwinkel versteckt hätten, aus denen sie erst nach einigen Tagen wieder hervorkrochen.

Ehe Tilly nachher gegen Braunschweig vorrückte, bedrängte er den Landgrafen Moritz in Kassel und erzwang von ihm die Vollziehung des Reichshofraths-Urtheiles wegen der Abtretung des Marburgischen Gebietes an die lutherische Linie Hessen-Darmstadt, welches durch des Kaisers Gunst auch den Besitz von St. Goar, Rheinfels und der ganzen niederen Grafschaft Katzenellnbogen erlangte*). Moritz mußte außerdem allen Verbindungen mit den Feinden des Kaisers entsagen und den kaiserlichen Truppen den Durchzug durch sein Land jederzeit offen halten. Uebrigens wurden St. Goar und Rheinfels von ihren Commandanten noch bis in den September hinein behauptet. Auch Göttingen hielt die Truppen Tilly's, welchem Herzog Georg von Lüneburg um jene Zeit 10,000 Mann zuführte, vom 23. Juni bis zum 11. August auf. Nachher wurde Tilly zwar von Nordheim nach Göttingen

*) Nachdem Landgraf Moritz um 1605 die Universität Marburg calvinistisch eingerichtet hatte, stiftete Ludwig V. von Hessen-Darmstadt die Universität Gießen, welche 1607 von Kaiser Rudolf bestätigt wurde; er berief aus Marburg einige Theologen, welche sich mit Moritz und seiner Reform nicht vertrugen.

zurückgetrieben; er hinderte aber, durch seine Verbindung mit den von Wallenstein an der Elbe zurückgelassenen Truppen, den König von Dänemark, nach Thüringen zu ziehen und die sächsischen Herzoge und Moritz von Hessen für seine Sache zu benutzen. Als hierauf Christian IV. aus dem Eichsfelde nach Wolfenbüttel zurückmarschirte, kamen beide Heere einander so nahe, daß eine Schlacht unvermeidlich ward. Diese Schlacht erfolgte am 27. oder nach dem alten Kalender am 17. August 1626 bei dem Städtchen Lutter, das man zum Unterschiede von Königslutter bei Helmstedt Lutter am Barenberge zu nennen pflegte. Sie war blutig und endigte mit einem entscheidenden Siege des ligistischen Heeres. Christian, dessen Thätigkeit und Tüchtigkeit Tilly in seinem Berichte an den Kaiser rühmt, verlor mehrere tausend Mann, welche theils getödtet, theils gefangen genommen wurden. Unter den Ersteren befand sich auch des Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel jüngerer Sohn, Philipp. Christian selbst mußte sich durch die feindlichen Reiter schlagen und kam des Abends ermattet und mit geringer Begleitung in Wolfenbüttel an. Tilly verfolgte seinen Sieg zwar sehr eifrig, mußte aber doch die Belagerung von Wolfenbüttel, wo Christian sein Heer wieder sammelte, aufgeben. Dieser behauptete nicht nur diese Stadt, sondern auch Nordheim bis in das folgende Jahr.

Der Verlust, welchen Christian durch die Schlacht bei Lutter erlitten hatte, war freilich nicht so groß, als man hätte denken sollen; denn er vermißte sogar vier Wochen nach dieser Schlacht, als er Musterung hielt, nur 4500 Fußgänger und 1600 Reiter. Allein er war unter den deutschen Städten und Fürsten wie verrathen und verkauft. Auch der Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig hatte nach derselben Politik, welche die deutschen Fürsten stets irre leitete, dem Könige von Dänemark seine Truppen entzogen, ohne dadurch etwas Anderes zu gewinnen, als daß von dieser Zeit an sein Land ebenso arg von den Dänen, als von den Liguisten verheert und ausgesogen wurde. Ja, wir werden später sehen, daß sogar Christian's Verwandter, Herzog Friedrich III. von Holstein Gottorp, ihn verließ. Christian vertheidigte sich indessen in den nördlich von der Elbe gelegenen Gegenden noch so lange, bis Wallenstein aus Schlesien zurückkehrte und an die Ostsee marschirte. Dabei leisteten ihm Georg Friedrich von Baden-Durlach, welcher nach seiner Niederlage bei Wimpfen ein mit englischem Gelde geworbenes Heer commandirte, und der jüngere Graf Thurn, der aus Schlesien hatte weichen müssen, gute Dienste. Einen großen Verlust erlitten Christian und die Sache der Protestanten dadurch, daß im December 1626 Herzog Johann Ernst von Weimar, Mansfeld's Waffengenosse, zu Sanct Martin in der ungarischen Gespanschaft Thuroz starb. Der Markgraf von Baden-Durlach behauptete sich in

Mecklenburg und Pommern, bis Wallenstein's Oberst Arnim, (Arnheim, von der Linie Boitzenburg) ein geborener Protestant, welcher den einfältigen Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg peinigte und plagte und in dessen Lande Kriegs-Materialien, Vorräthe und Geld erpreßte, ihn nach Holstein drängte. Wallenstein selbst nöthigte Thurn und die anderen Generale der von Mansfeld in Schlesien zurückgelassenen Truppen, durch die Mark nach Mecklenburg zu ziehen, was ihnen Arnim, den er in die Mark beordert hatte, sehr schwierig machte. Schon am 21. August ertheilte Wallenstein von Cottbus aus an Arnim den Befehl, ganz Mecklenburg zu besetzen und von Wismar und Rostock die Aufnahme kaiserlicher Besatzungen zu fordern. Er selbst traf am 30. August in Dömitz ein.

Von diesem Augenblicke an ward Christian von Tilly auf der einen, von Wallenstein auf der anderen Seite gedrängt und diese besprachen sich im September zu Lauenburg über den zu befolgenden Plan. Christian suchte zwar, wie schon 1625 geschehen war, Frieden zu schließen; man machte ihm aber so brutale Forderungen, daß er nicht darauf eingehen konnte; er sollte nämlich nicht blos die Kriegskosten ersetzen, sondern auf Holstein und die anderen Reichslehen, auf die Stifter und auf den Sundzoll verzichten. Das vereinigte katholische Heer war nach den uns überlieferten Angaben, als es in Holstein einrückte, 80,000 Mann stark. Tilly führte den linken Flügel desselben und lagerte sich bei Pinneberg; Wallenstein zog an der Spitze des rechten gegen Glückstadt und besetzte Ende September Itzehoe. Zu derselben Zeit schlug Graf Schlick, welcher mit dem äußersten rechten Flügel über Lübeck zog, den Markgrafen von Baden-Durlach, der sich schon bei Wimpfen als einen schlechten General erwiesen hatte. Uebrigens geht aus Wallenstein's Briefen hervor, daß er schon damals die Absicht hatte, sich Mecklenburg auf dieselbe Weise als Besitzthum anzueignen, wie der neue Kurfürst von Baiern die Ober-Pfalz an sich gebracht hatte. Auch überließ der Kaiser ihm das Land nachher als Unterpfand, weil Ferdinand die beiden Herzoge von Mecklenburg als abtrünnige Vasallen verfolgte, obgleich er sie nicht, wie hie und da irrig behauptet wird, förmlich in die Acht erklärte. Tilly's Benehmen stach von demjenigen Wallenstein's durchaus ab: man dachte ihm den Besitz von Kalenberg und den Fürstentitel zu, was er aber selbst in seiner schlichten und rauhen Denkweise vereiteln half.

Damals trat man auch offen mit dem Plane hervor, den Städten und weltlichen Herren die geistlichen Güter, die sie seit einem Jahrhundert besessen hatten, wieder zu entziehen. Wallenstein's Heer vermehrte sich jetzt fast täglich, was leicht möglich war, da dasselbe auf Kosten des Landes, in welchem es gerade lag, unterhalten und verpflegt

wurde. Dieses Heer drang aus Schleswig nach Jütland vor und nöthigte Christian IV., sich auf die dänischen Inseln zurückzuziehen; ja man erzählte dem Herzog von Friedland nach, er habe aus Zorn, weil er die Dänen nicht über das Meer verfolgen konnte, ihnen einige glühende Kugeln nachgesandt. Tilly war unterdeß auf Westfalen und auf die Gegenden der unteren Weser angewiesen, weil es hieß, daß die Holländer eine Flotte mit Truppen an diesen Fluß schicken würden. Im Winter 1627 vertheilte Wallenstein, während Tilly Bremen, Braunschweig und Lüneburg aussog, sein Heer im Brandenburgischen. Er erpreßte dort ebenso, wie in Mecklenburg und Pommern drückende Steuern, obgleich der Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg ganz kaiserlich war und gleich den Beherrschern von Sachsen und Hessen den neuen Kurfürsten von Baiern, der ihnen vom Kaiser eigenmächtig aufgedrungen worden war, anerkannte. Die Dänen waren indessen im Bremischen immer noch stark und hatten 1627 auch aus Schottland Verstärkungen erhalten. Dagegen verstärkte Adolf, der Bruder des Herzogs Friedrich III. von Holstein-Gottorp, Wallenstein's Heer mit einem Regiment zu Fuße und einem anderen zu Pferde, welche beide er auf eigene Kosten für den Dienst des Kaisers angeworben hatte.

Schon in dieser Zeit äußerte Wallenstein in seinen von Förster herausgegebenen Briefen die größte Besorgniß, daß Gustav Adolf sich von Polen aus in den deutschen Krieg einmischen möchte. Zu einem solchen Schritte konnte der schwedische König allerdings durch viele Gründe bewogen werden, zu welchem wir auch den Umstand zählen, daß Gustav Adolf seit 1620 mit Maria Eleonore, einer Schwester des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, vermählt war. Indessen stand der Letztere so gänzlich unter dem Einflusse seines an den Kaiser verkauften Ministers Adam von Schwarzenberg, daß ihm mehr vor den Schweden angst war, als vor den sein Land auf die grausamste Weise mißhandelnden Miethlingen Wallenstein's. Gerade in dem Augenblicke, als Gustav geneigt gewesen wäre, ihm Hülfe zu leisten (1627), benahm sich Georg Wilhelm in Bezug auf den polnischen König, dessen Lehensmann er als Herzog von Preußen damals noch war, treulos gegen Gustav Adolf, indem er nicht einmal die Bedingungen erfüllte, die sein Schwager ihm zuvorkommend gewährt hatte. Er wurde nichtsdestoweniger von Wallenstein gleich im Anfange des Jahres 1628 als Untergebener behandelt, obgleich er des Kaisers Willen viel unbedingter befolgte, als der neue, von Georg Wilhelm jetzt anerkannte Kurfürst Maximilian, den es sehr zu verdrießen begann, daß der Kaiser ganz Deutschland der Brutalität Wallenstein's unbedingt überließ. Der Kaiser selbst hatte zunächst nichts im Auge, als den Jesuiten zu Gefallen überall die Protestanten und den Protestantismus

verfolgen und ausrotten zu lassen, wobei dann allerdings, während Ferdinand II. keineswegs hart oder grausam war, die Beamten und Officiere, welche seinen Willen vollzogen, mit unerbittlicher Strenge verfuhren.

Wallenstein zeigt in seinen Briefen und Befehlen aus dieser Zeit dieselbe Art von Genialität, sowie von politischer und administrativer Einsicht und von militärischer Ueberlegenheit über die zaghaften und kleinlichen deutschen Fürsten, welche die meisten Geschichtschreiber an Bonaparte preisen. Er läßt im Brandenburgischen die Steuern für sich erheben und verbietet sogar dem Kurfürsten die Erhebung derselben, worüber dieser sich ganz vergebens am kaiserlichen Hofe beschwert; er verfährt mit Mecklenburg, als wenn es ihm schon eigenthümlich, nicht blos als Pfand, angehöre. Ferdinand hatte nämlich die beiden mecklenburgischen Herzoge, Adolf Friedrich von Schwerin und Johann Albrecht von Güstrow, weil sie den König von Dänemark unterstützt hatten, trotz dem Abmahnen seiner Räthe aus kaiserlicher Machtvollkommenheit abgesetzt und ihre Länder im Januar 1628 seinem Oberfeldherrn als Pfand mit fürstlicher Hoheit überlassen. Die förmliche Belehnung erhielt Wallenstein erst im Juni des folgenden Jahres. Wie drückend die Manier Wallenstein's war, und auf welche Weise er und seine Generale und Officiere bis zum Korporal herab, gleich dem Kaiser Napoleon und seinen sämmtlichen Franzosen, sogar befreundete Länder behandelten, mögen einige Beispiele zeigen. Wallenstein verordnete, daß in der Mark Brandenburg jedem Musketier sieben und jedem Reiter zwölf Gulden monatlich zur Verköstigung gezahlt werden sollten; die Soldaten erzwangen aber neben diesen Geldern auch noch die Kost dazu. Montecuculi, welcher in der Neumark lag, forderte für sich, seinen Generalstab und zwölf Compagnieen monatlich 29,500 Gulden, für seine Tafel 1200 Gulden, für die Tafel jedes Ober-Lieutenants 600 Gulden, für drei Compagnieen vom Puttlitz-Regiment 1940 Gulden und für Werbegelder 4800 Gulden. Die Obersten machten für ihre eigene Rechnung Erpressungen, wie in unserer Zeit jeder Franzose ebenfalls that, obgleich auch Wallenstein ebenso, wie Bonaparte, oft scharf darein fuhr und die härtesten Befehle gegen seine Officiere ergehen ließ. So erhob z. B. der Oberst Hebron von den Städten der Mittelmark monatlich 7000 Gulden, der Oberst Fahrenbeck von der Stadt Ruppin wöchentlich 2000 Gulden.

Gustav Adolf's Thaten und Charakter, sowie seine große Thätigkeit, welche nicht, wie es bei Georg Wilhelm von Brandenburg und auch bei Christian IV. der Fall war, durch unerhörtes Trinken geschwächt war, flößten dem Wallenstein Scheu ein, und Gustav Adolf war der einzige Gegner, den dieser, wie Bonaparte den Lord Welling-

ton, durch sein Schimpfen ehrte. Wallenstein unterhandelte zwar am Ende des Jahres 1627 mit dem Könige von Schweden; er gebot aber nichtsdestoweniger Maaßregeln der Art gegen ihn zu nehmen, wie sehr oft die Engländer sie ohne Bedenken gegen Freunde nehmen, wenn sie fürchten, daß diese bald Feinde werden könnten. Er schrieb im November 1627 an den Oberst Arnim, welcher an der Küste der Ostsee commandirte: „Was Sschwedische schief anbelangt, bitte, wolle der Herr keine Zeitt verlieren, sondern dieselbige sofort abbrennen lassen; denn bis dato haben wir noch kein verbündnis mit ihm gemacht undt menniglich sagt, das er die leit gern bey der Nasen herumführt. Nun bedarf er keiner schief, wenn er allein sein Künigreich defendiren will; will er aber zu uns, sollen sie ihm deswegen abgebrennt werden, denn wir bedürfen seiner bey uns nicht." Obwohl Wallenstein damals mit Gustav Adolf in Unterhandlung stand, so glaubte er doch wahrzunehmen, daß, wie er sich ausdrückt, dem Könige so wenig zu trauen sei, als seinem Schwager Bethlen; er gab deshalb Befehl, dem Könige von Polen die verlangten 4000 Mann unter dem Herzog von Holstein zu Hülfe zu schicken, damit der König von Schweden in Preußen beschäftigt werde. Uebrigens mußte seit Ende 1627 auch der Herzog Bogislav XIV. von Pommern, der gar nichts mit dem Kriege zu thun hatte, trotz alles seines Sträubens zehn kaiserlichen Regimentern Quartier in seinem Lande geben, angeblich weil eine Landung der Dänen zu befürchten sei.

Schon damals ließ Wallenstein, obgleich er noch nicht zum Admiral auf der Ostsee ernannt worden war, alle Häfen an ihr besetzen und wollte dieselben, was allerdings, wie er sich selbst ausdrückt, ziemlich viel war, insgesammt befestigt und Schiffe zusammengebracht haben. Schon im Anfange des Jahres 1628 nennt er sich in der Ueberschrift seiner Ordres „von Gottes Gnaden Herzog von Friedland"; auch spricht er in demselben von seinem Herzogthum Mecklenburg, obgleich ihm der Kaiser bis dahin noch keine andere als eine mündliche Versicherung gegeben hatte, daß er dieses Herzogthum dauernd erhalten solle. Am 19. Januar durfte er jedoch um dieser Pfandverleihung willen zu Brandeis in Böhmen vor dem Kaiser mit bedecktem Haupt erscheinen. Er trug seinem theueren Arnim auf, dafür zu sorgen, daß die mecklenburgischen Herzoge aus dem Lande gehen, das heißt wohl, daß Arnim sie so lange chikaniren solle, bis sie ihm aus dem Wege gehen. Im April 1628 erhielt er zu seinen vielen anderen Titeln auch noch den „des oceanischen und baltischen Meeres General". Er hegte damals die großartigsten Entwürfe; des Kaisers Oberherrschaft über Deutschland sollte durch eine Seemacht im Norden gestützt werden. Die Hanse sollte, wie der kaiserliche Gesandte Georg Lud-

wig von Schwarzenberg ihren Abgeordneten zu Lübeck eröffnete, durch Abstellung des Sundzolles gehoben werden und die spanische Waarenausfuhr als Monopol erhalten; doch hatte der Städtebund, welcher seiner Auflösung schon nahe war, zu wenig Thatkraft und Vertrauen, um auf solche Anträge einzugehen.

Jetzt erkannten Gustav Adolf und sein Kanzler Oxenstierna, daß eines Theils Christian IV. bald werde Friede machen müssen und daß anderes Theils von den deutschen Fürsten gar nichts zu erwarten sei. Gustav Adolf sagt in einem Briefe, sogar die Herzoge von Mecklenburg, die seinen Rath und Beistand begehrt hätten, der Herzog von Holstein und der Erzbischof von Bremen seien ganz und gar kaiserlich. Die Sache berührte ihn doch so nahe, daß er sich bewogen fand, nicht allein, wie er schreibt, „bei dem bedrückten Zustande der mecklenburgischen Fürsten, seiner Verwandten, die jungen Herzoge, ihre Söhne, in seinem Lande versorgen und unterhalten zu lassen,“ sondern auch zu hindern, daß Wismar und Stralsund in Wallenstein's Hände fielen.

Der Kaiser schien damals die deutsche Constitution ändern zu wollen und in häufigen Kurfürsten-Tagen, in welchen jetzt die Stimmenmehrheit katholisch war, das Mittel gefunden zu haben, der Reichsversammlungen entbehren zu können. Es war aber schlimm für Ferdinand's Absichten, daß er seine Beschlüsse durch Wallenstein ausführen lassen mußte, welcher allzu rasch und rücksichtslos vorschritt, mit Maximilian von Baiern nicht gut stand und den General Tilly, sowie die deutschen Fürsten durch Hochmuth und Raubsucht beleidigte, so daß sich am Ende Alles über ihn beschwerte. Schon auf einer Versammlung, welche 1627 zu Würzburg gehalten ward, beklagten sich die Fürsten und Kurfürsten, protestantische wie katholische, über den Unfug, den die kaiserlichen Truppen überall verübten, und über die dictatorische Gewalt, welche Wallenstein vom Kaiser erhalten hatte. Sie hatten die Absicht, in Bezug darauf Verfügungen zu treffen, beschränkten sich aber am Ende auf den Beschluß, eine Gesandtschaft an den Kaiser zu schicken, wovon sie sich schon darum etwas mehr Wirkung versprachen, weil der Kaiser damals seinen Sohn Ferdinand III. zum römischen König gewählt zu sehen wünschte. Der Kaiser vertröstete die Gesandtschaft auf einen Kurfürsten-Tag, welcher im Oktober 1627 gehalten werden solle, und den er beschicken wolle. Auch die Berathschlagungen, welche die Kurfürsten auf dieser in Mülhausen statt gefundenen Versammlung hielten, beseitigten die vorhandenen Uebel nicht, sondern führten vielmehr neue herbei, weil die Entscheidung in den Händen der fanatischen Partei lag, der es nicht um die Religion und um christliche Andacht und Gottesverehrung, sondern um weltliche Herrschaft und um Geld und Gut zu thun war. Alle

Kurfürsten, geistliche wie weltliche, erklärten auf jener Versammlung sich zwar dafür, daß dem Kriege mit Dänemark ein Ende gemacht werden solle; sie wollten aber zugleich dem Kaiser zur Vernichtung des unglücklichen Friedrich V. behülflich sein, wenn nur ihre eigenen Länder nicht ferner mit Durchmärschen, Einquartierungen und Contributionen beschwert würden. Friedrich sollte Abbitte thun, der Kurpfalz auf immer entsagen und dafür aus kaiserlicher Gnade der Acht entbunden werden; seine Kinder möchten sodann aus den Erbländern soviel wieder erhalten, als dem Kaiser belieben würde. Mit dem Könige von Dänemark, so lautete ihre Erklärung, riethen sie dem Kaiser, Friede zu machen, sobald Christian darum ansuche; und bei dieser Gelegenheit, bemerken sie noch weiter höflich, aber doch ganz deutlich, könne man auch wegen der Abdankung der Kriegsvölker und wegen Verhütung der daher zu besorgenden Unordnungen die nöthigen Maaßregeln treffen; auch hoffe man, daß der Kaiser keine neuen Werbungen gestatten und die vor kurzem erst angeworbenen und noch nicht gemusterten, dem Reiche aber schon höchst schädlich gewordenen Truppen wieder entlassen möge.

Indem man auf diese Weise gegen die militärische Autokratie des Kaisers und gegen Wallenstein's Dictatur protestirte, forderte man vom Kaiser Dinge, welche ohne eine sehr große Militär-Macht und ohne einen Mann, wie Wallenstein war, unmöglich durchgeführt werden konnten. Man kam nämlich in Mülhausen zuerst auf den Gedanken einer vollständigen ultramontanen Art von Reaction, welche in Süddeutschland begonnen und nach dem Frieden mit Dänemark auch auf ganz Norddeutschland ausgedehnt wurde. Die vier katholischen Kurfürsten nämlich, die drei geistlichen und Baiern, unterstützt vom päpstlichen Nuntius Caraffa, überreichten auf dem Mülhauser Kurfürsten-Tage dem Kaiser ein Gutachten des Inhalts, er solle die Protestanten dazu zwingen, daß sie alle seit dem Passauer Frieden, also seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, für weltliche Zwecke verwendeten geistlichen Güter ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgäben; denn in jenem Frieden sei den Protestanten über die damals noch katholischen Stifter und Klöster keinerlei Gewalt eingeräumt; auch dürfe schon nach dem gemeinen Recht und nach dem Landfrieden Niemandem das Seinige genommen werden. Dies war gerade dasjenige, was Kaiser Ferdinand, sein Beichtvater und seine Jesuiten wünschten. Ferdinand ließ daher auch sogleich an Würtemberg, an Straßburg, Ansbach, Nürnberg, Schwäbisch-Hall, Ulm und andere Städte den Befehl ergehen, die seit dem Passauer Frieden säcularisirten geistlichen Güter herauszugeben. Zu derselben Zeit wirkte der Nuntius Caraffa für Ferdinand's Sohn, Leopold Wilhelm, die

Provision der Abtei Hersfeld aus, welche im Besitze des Landgrafen von Hessen-Kassel war. Die protestantischen Domherren von Halberstadt sahen sich durch Mittel, die man in unserer Zeit leider nur zu gut kennt, genöthigt, denselben Prinzen, der ungeachtet seiner Jugend bereits Bischof von Straßburg und Passau, Deutschmeister und Abt von Murbach war, auch zum Bischof von Halberstadt zu erwählen. Noch weit ärger war das Verfahren mit dem Bisthum Magdeburg, auf welches Brandenburg und Sachsen bei Erledigungen Anspruch hatten. Dort war Markgraf Christian Wilhelm von Brandenburg Erzbischof oder, wie der bei einem protestantischen Bischof gebräuchliche Titel lautete, Administrator des Stiftes. Dieser tapfere Prinz hatte aber in Verbindung mit den Dänen dem Kaiser vielen Schaden gethan und war dafür in die Acht erklärt worden. Nachdem deshalb Wallenstein im Jahr 1628 das Bisthum Magdeburg ganz besetzt hatte, erklärte das Dom-Kapitel, um die Einziehung desselben zu verhindern, Christian Wilhelm als einen Geächteten für abgesetzt, und wählte oder, wie man, wenn eine Wahl ohne nachfolgende Bestätigung des Kaisers oder des Papstes nicht gültig sein konnte, sich auszudrücken pflegte, postulirte den zweiten Sohn des Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen, August. Dies wurde dann dem Kaiser durch eine Deputation des Kapitels angezeigt. Der Kaiser gab aber zur Antwort, er müsse, so freundlich auch sein Verhältniß zu Sachsen sei, doch die Sache dem Papste überlassen, welcher das Beste der Religion berücksichtigen werde. Der Papst ernannte hierauf den zuvor erwähnten kaiserlichen Prinzen Leopold Wilhelm zum Erzbischof von Magdeburg. Dieser nahm indessen, um nicht mit Sachsen offenbar zu brechen, nicht sogleich Besitz von dem Erzbisthum, sondern übertrug die Verwaltung der Stiftslande vorerst dem katholischen Grafen Wolfgang von Mansfeld. Sachsen hatte sich schon früher die Zusicherung geben lassen, daß die seit dem Passauer Frieden eingezogenen Güter in seinem Bereiche nicht angetastet werden sollten, und hoffte daher noch immer, mit diesen Maaßregeln oder Zumuthungen verschont zu bleiben; auch gab der Kurfürst dem Herzog von Würtemberg auf dessen Klagen zu verstehen, er könne sich dieser Sache nicht annehmen.

Auf dem Kurfürsten-Tage zu Mülhausen war endlich, wie bereits angegeben, auch die Angelegenheit der Beraubung Friedrich's V. von der Pfalz durch die Mehrheit der katholischen Stimmen entscheidend berichtigt worden, indem man erst dort das eigenmächtige Verfahren, welches Maximilian von Baiern und der Kaiser 1623 auf dem Regensburger Convent eingeschlagen hatten, von Reichs wegen als im Rechte begründet anerkannte; der Kaiser, hieß es, könne mit allem Rechte die Kosten für die Ausführung des gegen den Kurfürsten von

der Pfalz gethanen Spruches von diesem fordern und sich zu diesem Zwecke an dessen Land und Leute halten. In Folge davon wurde dann am 22. Februar 1628 zu München Alles in eine förmliche Urkunde gebracht, durch welche der Kaiser sein Ober-Oestreich zurückerhielt und dagegen dem Herzog Maximilian die Kur-Würde, ohne den vorher mit der Abtretung derselben verbunden gewesenen Vorbehalt, zusicherte. Der Kaiser trat vermöge dieses Vertrages die Ober-Pfalz und den diesseit des Rheins gelegenen Theil der Unter-Pfalz dem Kurfürsten von Baiern käuflich ab, und als Kaufpreis wurden die 13 Millionen Gulden angesehen, welche Maximilian dem Kaiser für Kriegskosten und deren Zinsen angerechnet hatte. Dagegen gab der Kurfürst sein Unterpfand, Ober-Oestreich, zurück, behielt sich aber vor, daß, wenn er aus der Pfalz verdrängt werden sollte, ihm das Pfandstück zurückgegeben werden müsse.

Im April dieses Reactions-Jahres 1628 ließ der Kaiser auch die Länder der von ihm schon im Januar eigenmächtig abgesetzten und ihrer Gebiete verlustig erklärten Herzoge von Mecklenburg, Adolf Friedrich's I. zu Schwerin und Johann Albrecht's II. zu Güstrow, dem Herzog von Friedland huldigen; Reichsfürst war dieser schon geworden, als er das Herzogthum Sagan in Schlesien erhalten hatte. Inzwischen hatte sich die reiche und sehr feste pommersche Stadt Stralsund geweigert, kaiserliche Truppen aufzunehmen, indem sie sich auf alte Rechte und auf den Umstand berief, daß auch andere Städte, wie Stettin und Wolgast, von jener Verpflichtung ausgenommen blieben. Da besetzte Arnim die kleine Insel Dänholm und brachte die Stralsunder dahin, daß sie sich zur Zahlung von 30,000 Thalern (statt der verlangten 150,000) verstehen wollten. Arnim nahm diese Summe in Empfang, hielt aber auf Wallenstein's Befehl den Dänholm noch besetzt. Die Bürger, zum Widerstand entschlossen, sandten gleichwohl eine Deputation an den Kaiser nach Böhmen und erhielten von demselben einen günstigen Bescheid; Wallenstein aber, der ebenfalls in Böhmen war, fuhr den Abgesandten, Notar Vahl, mit harten Drohungen an; ja als derselbe ihm in Prenzlau den Bescheid Ferdinand's vorwies, soll er erwidert haben: „Und wäre Stralsund mit Ketten an den Himmel geschlossen, es müßte doch herunter." Er befahl hierauf dem Obersten Arnim, Stralsund zu beschießen und zu stürmen. So begann am 25. Mai 1628 der Angriff auf die Stadt. Diese erhielt indessen von Schweden und Dänemark sowohl zu Wasser als zu Lande Beistand. Christian IV., welcher bald nachher selbst mit seiner Flotte bei Wolgast und Rügen erschien, warf den Oberst Holk mit einigen Compagnieen deutscher Kriegsleute in die Stadt und schickte, da Arnim seinen Angriff den ganzen Monat Mai hindurch fortsetzte,

nicht allein eine bedeutende Verstärkung nebst Proviant und Munition, sondern auch ein schottisches Corps unter Monroe; Gustav Adolf aber sandte von Danzig aus 100 Ochsen, ebenso viele Tonnen Pulver und sechs halbe Kartaunen, weil es hieß, daß der Feind täglich mehr als 100 Kugeln in die Stadt werfe; auch belobte er die Stadt in einem Schreiben wegen ihres muthigen Eifers für ihre Freiheit und für das Evangelium. Als die Belagerung fortdauerte und mit immer größerem Nachdruck betrieben ward, schickte Christian wieder drei Kriegsschiffe, während zugleich Gustav Adolf 1000 Mann in die Stadt warf und ihr einen tüchtigen Obersten lieh. Nachher erschien der dänische König selbst mit sechs Kriegsschiffen und 150 anderen Fahrzeugen in der Nähe von Stralsund, und nahm eine solche Stellung ein, daß Wallenstein's Leute von Rügen abgeschnitten wurden und man die Batterieen für einige Zeit zurückziehen mußte. Christian eroberte damals Wolgast, gab aber die unhaltbare Stadt wieder auf, nachdem er einen ganzen Vorrath von Kanonen, Flinten, Kugeln und Pulver in seine Schiffe hatte bringen lassen. Da Christian hierauf wieder nach Kopenhagen zurückkehrte und Holk in Stralsund zu strenge verfuhr, so knüpften die Bürger der Stadt zugleich mit Wallenstein und mit Schweden Unterhandlungen an, um von jenem billige Bedingungen und von diesem Schutz zu erlangen. Schon am 23. Juni ward zwischen ihnen und den Schweden ein Vertrag abgeschlossen, in welchem Gustav Adolf der Stadt seinen Schutz versprach, diese aber sich vorbehielt, daß dadurch in ihrem Verhältnisse zu Kaiser und Reich und zu ihrem unmittelbaren Herrn, dem Herzoge von Pommern, durchaus nichts geändert werde. Es stimmte daher auch Wallenstein, dessen Correspondenz mit Arnim in den Monaten Mai, Juni und Juli sich fast ausschließlich auf Stralsund bezieht, seine Forderungen sehr herab. Dies geht unter Andern aus dem Berichte der Deputation hervor, welche von den Stralsundern am 30. Juni an Arnim gesandt wurde; denn in diesem Berichte heißt es: „Der Herr General sagte: die Herren sollen Generalpardon haben, sie sollen den Dänholm (welcher von ihnen mit Sturm genommen war) behalten; Volk will ich auch nicht in die Stadt legen; ihr sollt aber Volk in der Stadt behalten, Kur-Brandenburg, Pommern und der Stadt Befehl. Auch soll die Stadt sicher sein, daß man sie mit Zumuthungen der Religion halber verschonen werde." Die Unterhandlungen führten zu keinem Ziele, obgleich die Stralsunder, wie aus den von Förster herausgegebenen Briefen Wallenstein's hervorgeht, sehr weitgehende Anerbietungen machten. Ihr Widerstand bildet einen geschichtlichen Wendepunkt; er hinderte die Entwürfe, die sich auf Begründung einer Seeherrschaft bezogen und die um so mehr Ausdehnung gewannen, als der Herzog Bogislav von Pommern alt

und kinderlos war; bei seinem Tode konnte Pommern für ein erledigtes Reichslehen erklärt werden und Wallenstein in seiner geschäftigen Planmacherei zog selbst die Möglichkeit in Betracht, den Kaiser zum König von Dänemark zu machen.

Wallenstein war besonders über die Schweden, welche einen Oberst und Truppen in die Stadt gesendet hatten, sehr erzürnt. Er ließ den schwedischen Officieren aufpassen, und als Oxenstierna ihm wegen der Auswechselung einen lateinischen Brief schickte, drückte er sich in einem Schreiben an Arnim sehr verdrießlich darüber aus, daß derselbe ihn in der Aufschrift nicht Admiral des oceanischen und baltischen Meeres genannt habe. Auch über den Magistrat von Stralsund war er so erbittert, daß er schon am 18. Juli, als die Unterhandlungen noch fortdauerten, Lust hatte, die förmliche Belagerung wieder anzufangen. Er schreibt an Arnim: „Ich hab' gemeint, wenn die von Stralsundt forth wie sie gewest seindt böse Buben bleiben wollten, daß wir unsere Preparationes fort machen theten, id est, die paterien, die stück, so von Stettin und Anklam angelangt seindt, daß sie hierher gebracht werden u. s. w." Die Verachtung, mit der er von den Schweden spricht, beweist am besten, in welch' großem Ansehen schon damals Gustav Adolf als General und seine Schweden als Soldaten standen. Wallenstein schreibt in einem Briefe vom 7. August an Arnim: „Der Oberst Fahrensbach bericht mich, das der Künig aus Sschweden mit sieben Regimentern zu schief gegangen, nun weis ich wol, daß in allem der schwedischen canaglia nicht über 3000 man seindt, hab aber doch den Herrn avisiren wollen, daß er in Hinter-Pommern befiehlt, alerte zu seyn; denn der Sschwed thuet uns nichts aperto Marte, er möchte aber u. s. w."

Wallenstein ward übrigens damals endlich inne, daß er Gefahr laufe, bei neuen Unternehmungen weder von Tilly noch vom Kurfürsten von Baiern weiter unterstützt zu werden und daß er am kaiserlichen Hofe selbst unzählige Feinde und Neider habe. Er ward deshalb geneigt, der Brutalität zu entsagen, die er bis dahin gezeigt hatte, so oft ihm, mittelbar oder unmittelbar, Frieden mit Dänemark angeboten worden war. Jedermann, selbst der Kaiser, fügte sich damals in Wallenstein's Willen, huldigte ihm und ließ sich Alles von ihm gefallen. Er selbst glaubte auf dieselbe Weise, wie Bonaparte sich für den Erkorenen des Weltschicksals hielt, daß sein Schicksal in den Sternen geschrieben sei. Den berühmten Kepler, welchen Kaiser Ferdinand als Astronom fast hatte verhungern lassen und der sich jetzt in Wallenstein's Stadt Sagan aufhielt, gedachte er als seinen Hof-Astrologen zu gebrauchen. Er correspondirte mit demselben und ließ es zu, daß der Kaiser den großen Mann für die Besoldungsrückstände, die er als kaiserlicher Mathematicus zu empfangen hatte, und die sich auf 12,000 Gulden beliefen,

an ihn wies. Auch verkehrte er zu Sagan persönlich mit ihm; im Grund entsprach aber doch der Astrolog Zenno (Seni) seinen Absichten mehr. Wallenstein wollte Kepler dadurch befriedigen, daß er ihn der Universität Rostock als Lehrer der Mathematik zuwies; Kepler ging jedoch nicht darauf ein, sondern gedachte, seine Ansprüche an das Reich beim Reichstage geltend zu machen.*) Wallenstein hielt ferner zu Güstrow als Herzog von Mecklenburg einen glänzenden Hof und ließ dagegen die ganze herzogliche Familie in der kläglichsten Dürftigkeit leben, obgleich die beiden Herzoge von Mecklenburg, deren Land er schon seit April 1628 als Unterpfand besaß, erst am 9. Juni 1629 durch ein kaiserliches Manifest förmlich entsetzt wurden.

Von Wallenstein's Truppen stand ein großer Theil in Pommern, um Stralsund zu belagern und die Schweden in Preußen zu beobachten; ein anderer Theil war in Jütland vertheilt. Sie hielten dort, ohne Unordnung zu üben oder zu dulden, die beste Mannszucht, schützten Handel und Verkehr und mischten sich in die protestantische Kirchenordnung nicht ein. In den Herzogthümern wurden sie sehr belästigt, weil die Besatzungen von Glückstadt und Krempe, sowie die Bauern ihnen keine Ruhe ließen und die Bewohner der Inseln nicht blos bald in diesem, bald in jenem Hafen landeten, sondern auch alle Zufuhr hemmten, die aus Spanien und Dünkirchen kommenden Schiffe kaperten und sogar einmal Bremen einnahmen. Auch in der Elbe erschienen dänische Schiffe; doch mußte Stade, welches von einem schottischen Corps unter Morgan heldenmüthig vertheidigt wurde, endlich capituliren. Der Kaiser selbst hinderte damals, weil ihm der Krieg nichts kostete und Wallenstein den Kurfürsten von Baiern entbehrlich machte, den Abschluß eines Friedens noch weit mehr als Wallenstein. Es war daher ein Glück für Dänemark, daß, gerade nachdem sich besonders Sachsen und Brandenburg das ganze Jahr 1628 hindurch vergebens bemüht hatten, den Kaiser zum Frieden zu bewegen, ein Streit über die Nachfolge im Herzogthum Mantua entstand, welcher einen Theil der Kräfte des Kaisers in Anspruch nahm. Es traten nämlich, als im December 1627 der Herzog Vincentius II. von Mantua aus dem Hause Gonzaga kinderlos gestorben war, zwei Prätendenten der Nachfolge in diesem Herzogthume auf, von welchen der eine durch Frankreich, der andere durch Spanien und den Kaiser begünstigt ward; der Letztere mußte also suchen, seinen Krieg auf Deutschland zu beschränken, um es nöthigenfalls in Italien mit den Franzosen aufnehmen zu können. Daher verständigte man sich endlich mit Christian IV über die Einleitung zu

*) Der Reichstag, zu dem er sich begab, wurde 1630 in Regensburg abgehalten; es war derselbe, bei welchem die Fürsten Wallenstein's Absetzung durchsetzten. Kepler starb dort kurz nach seiner Ankunft, am 15. November

Friedensverhandlungen. Diese sollten in Lübeck gehalten werden, und Wallenstein mußte sich gefallen lassen, daß Tilly neben ihm zum ligistischen Bevollmächtigten bei dem Friedens-Kongreß ernannt ward.

Wallenstein, der von Güstrow aus die Verhandlungen leitete, war auch aus persönlichen Rücksichten zu einiger Milde gegen Christian umgestimmt; er wollte als Herzog von Mecklenburg keinen feindseligen Grenznachbar. Er ernannte drei Herren, Balthasar von Dietrichstein, Richard von Walmerode und Hannibal von Schaumburg, zu kaiserlichen Unter-Bevollmächtigten; Tilly schickte den Grafen von Kronsfeld und den Herrn von Ruppa. Die Besprechungen begannen im Januar 1629 damit, daß die dänischen Bevollmächtigten Vorschläge machten, in Bezug auf welche Wallenstein sich anmaaßte als Herr über Krieg und Frieden in einer an den dänischen Reichsrath gerichteten Schrift die Antwort zu ertheilen. Dies nahm König Christian nicht an; er forderte vielmehr die eigene Unterschrift des Kaisers, was denn auch gewährt wurde. Auch gegen Wallenstein's Titel „General des oceanischen und baltischen Meeeres“ protestirten die Dänen. Obgleich sowohl Wallenstein als Tilly sehr oft aufs Neue einen brutalen Ton annahmen, so näherte man sich doch, weil Christian, um für Dänemark gute Bedingungen zu erlangen, sich um Deutschland und um die Rechte der protestantischen Fürsten ebenso wenig bekümmerte, als diese sich vorher um ihn bekümmert hatten. Während der Berathungen meldeten sich schwedische Bevollmächtigte, indem einer derselben, Salvius, von der Insel Langeland aus um Zulassung zum Kongreß und um sicheres Geleit bat. Salvius hatte jedoch in seinem Briefe auch der Stadt Stralsund erwähnt, und dies war genug, um Wallenstein, der den König von Schweden haßte, weil er ihn fürchtete, in Wuth zu setzen. Wallenstein erklärte gerade heraus, daß er, so lange eine schwedische Besatzung in Stralsund wäre, mit den Schweden nicht verhandeln könne; eine Antwort, zu der er an sich als kaiserlicher Feldherr wohl berechtigt war. Zudem glaubte man damals mit dem schwedischen Könige leicht fertig werden zu können, weil dieser nicht zugleich in Kurland, in Polnisch-Preußen und in Deutschland Krieg führen konnte. Der Lübecker Kongreß endigte mit einem Friedensvertrage, welcher am 22. Mai 1629 abgeschlossen wurde. In diesem Frieden von Lübeck versprach Christian nicht nur, sich in die deutschen Angelegenheiten nicht weiter zu mischen, als es ihm wegen des Herzogthums Holstein gebühre, sondern er gab auch dem Herzoge von Holstein alles das, was er im Kriege ihm entrissen hatte, wieder zurück, und entsagte im Namen seiner beiden Söhne allen Ansprüchen auf die deutschen Bisthümer, die er für dieselben erworben hatte. Dafür erhielt er alle ihm abgenommenen Landstriche und Städte mit allen Hoheiten und Rechten zurück. Von den mit Christian im Bund

gewesenen Reichsständen, dem Pfalzgrafen, den Herzogen von Mecklenburg, der Stadt Stralsund war nicht weiter die Rede. Damals geschah es, daß Wallenstein auch den beiden Grafen Tilly und Pappenheim fürstliche Besitzungen verschaffen wollte, um seine eigene Erhebung weniger auffallend zu machen. Dies sollte auf Kosten des Herzogs Friedrich Ulrich von Braunschweig geschehen, den man auf Grund seiner Verbindungen mit dem Pfalzgrafen, mit seinem Bruder, dem Administrator von Halberstadt und mit Dänemark als Reichsfeind darstellen konnte. Allein Tilly ging nicht darauf ein und Pappenheim, mußte auf scharfe Abmahnung des Kurfürsten von Baiern von seinem Vorhaben abstehen; Maximilian, der keineswegs die alten Fürstengeschlechter durch Emporkömmlinge verdrängt sehen wollte, nahm sich des Herzogs von Braunschweig auch beim Kaiser nachdrücklich an (April 1629).

Der Rücktritt des dänischen Königs von der Theilnahme am Streite der Protestanten mit dem Kaiser machte es diesem möglich, eine wichtige Maaßregel auszuführen, die er schon zwei Monate vor dem Abschlusse des Lübecker Friedens ergriffen hatte. Wir meinen das im März 1629 erlassene kaiserliche Restitutions-Edict. Zu diesem Edict, welches besonders in Norddeutschland die ganze Gestalt der Dinge verändern mußte, wurde Kaiser Ferdinand durch die geistlichen Kurfürsten, die Jesuiten und seinen Beichtvater Lamormain bewogen; denn er selbst würde, wenn er seiner eigenen Politik überlassen geblieben wäre, sich wohl schwerlich gerade in dem Augenblicke, als ganz Deutschland über Wallenstein's Despotismus und über die ohne Befragung der deutschen Fürsten durchgesetzte Beraubung der Herzoge von Mecklenburg erbittert war, zu einem solchen Schritt entschlossen haben. War ja doch sogar der eifrig katholische General Collalto der Meinung, daß es unmöglich sei, die Reaktion so weit zu treiben, als die geistlichen Kurfürsten in Mülhausen gefordert hatten! Die geistlichen Fürsten, der Papst und die Jesuiten behaupteten, daß der Passauer Religions-Friede das Jahr 1552 als Schranke der Einziehung geistlicher Besitzungen festgesetzt habe, und daß somit die Protestanten zwar alles das, was sie vor diesem Jahre besetzt hätten, behalten dürften, dagegen aber kein Recht hätten, das seit 1552 Eingezogene weltlich zu gebrauchen. Man hatte sich über diese Sache lange gestritten, bis endlich der Kaiser, sobald man des Friedens mit Dänemark sicher zu sein glaubte, jenes Machtwort einseitiger Deutung, das man Restitutions-Edict nannte, auszusprechen wagte.

Dieses Edict oder mit anderen Worten der autokratische Befehl des Kaisers, Alles auf den Stand des Jahres 1552 zurückzuführen und alle geistlichen Güter, welche später eingezogen worden wären, der

katholischen Kirche zurückzugeben, wurde nicht allein am 6. März 1629 öffentlich bekannt gemacht, sondern es ward auch alsbald zur Ausführung geschritten. Der Kaiser ordnete nämlich für jeden Kreis Commissäre an, welche den Rechtsbestand untersuchen sollten; und da in so vielen Fällen das Recht undisputirlich und die Beraubung notorisch sei, so erhielten diese Commissäre die Vollmacht, zur Vollziehung des Edictes „die nächst gelegene Armada, sei es nun kaiserlich oder katholischer Liga Volk," in Anspruch zu nehmen. In Augsburg erschien der Freiherr von Senftenau als kaiserlicher Commissär und forderte vom Stadtrathe die Wiederherstellung der geistlichen Gerichtsbarkeit des Bischofs und die Abschaffung jeder anderen als der katholischen Religions-Uebung, indem er mit Gewalt einzuschreiten drohte, wenn man nicht sogleich Gehorsam leiste. Der Stadtrath gehorchte, und nun mußten 14 evangelische Prediger die Stadt verlassen, alle evangelischen Kirchen wurden geschlossen und sogar der Privat-Gottesdienst bei schwerer Strafe verboten. In Ulm und Regensburg, sowie in fast ganz Schwaben und Franken ward auf ähnliche Weise verfahren; in Kaufbeuern wurden die Bürger, die nicht bis zu einem gewissen Tag ihre Theilnahme an der Messe und Beichte nachweisen würden, mit Austreibung bedroht. Die kaiserlichen Soldaten nahmen Besitz von den reichsten ehemaligen Klöstern. Dem Bischofe von Hildesheim, Ferdinand, der auch Erzbischof von Köln und ein Bruder Maximilian's von Baiern war, wurde zugetheilt was vom Bisthum Hildesheim an die Herzoge von Braunschweig oder Lüneburg gekommen war (s. Bd. IX., S. 309, 359). In Halberstadt wurden die evangelischen Mitglieder des Dom-Kapitels abgesetzt und den fünf katholischen die Schlüssel der Kirchen und des Archivs übergeben. Der kaiserliche Prinz Leopold Wilhelm, welcher schon Bischof von Straßburg, Passau und Halberstadt war, erhielt durch den Papst auch das Erzbisthum Magdeburg und später noch das Erzbisthum Bremen. In Norddeutschland allein traf das Gebot des Restitutions-Edicts, nach welchem die seit 1552 von den Protestanten säcularisirten Klöster und Stifter den Katholiken zurückgegeben werden mußten, sieben Bisthümer und Erzbisthümer des obersächsischen und ebenso viele des niedersächsischen Kreises. Diese Bisthümer waren: im ersteren Kreise Meißen, Merseburg, Naumburg, Brandenburg, Havelberg, Lebus und Kamin, im niedersächsischen Kreise Bremen, Magdeburg, Minden, Halberstadt, Verden, Lübeck und Ratzeburg. Die Ausführung des Restitutions-Edicts wurde dadurch erleichtert, daß, nachdem Christian IV. im Lübecker Frieden sich von den deutschen Angelegenheiten ganz zurückgezogen hatte, Niemand in Deutschland sich thätlich zu widersetzen wagte. Sachsen, gestützt auf die ihm früher ausnahmsweise gemachten Zusicherungen, wandte sich in einer besonderen sehr dringenden Eingabe

an Ferdinand und erhielt den Bescheid, es sollten jene Zusagen in Bezug auf die von Alters inhabenden Hochstifte (Naumburg, Merseburg, Meißen) kaiserlich gehalten werden; doch fühlte sich der Kurfürst deshalb keineswegs ganz beruhigt.

5. Der dreißigjährige Krieg vom Lübecker Frieden bis zur Zeit der Entlassung Wallenstein's.

Zu derselben Zeit, als der König von Schweden und der Kardinal Richelieu, welcher Frankreich regierte, sich einander näherten, um der drohenden Uebermacht des Hauses Habsburg im deutschen Reiche und in Spanien entgegenzutreten, fühlten auch die katholischen Fürsten die Möglichkeit, daß Ferdinand II. vermittelst Wallenstein's das Ziel erreichen könne, nach welchem Karl V. vergebens gestrebt hatte. Es war nämlich jetzt möglich, daß der Kaiser, auf Wallenstein's Despotismus und Militärmacht gestützt, noch einen Schritt weiter gehe, als die geistlichen Kurfürsten zu Mülhausen ihm gerathen hatten, d. h. daß er die alten kaiserlichen Rechte wieder an sich bringen könnte, welche die Fürsten durch Trug und Gewalt an sich gebracht hatten. Es war ein Glück für Deutschland, daß der schwedische König, von Ruhmbegierde und Enthusiasmus getrieben, sich zur Rettung vor Autokratie an die Engländer, Holländer und Franzosen anschloß; denn die evangelischen Fürsten wollten, wenn wir Moritz von Hessen, die thüringischen Herzoge und den Herzog von Würtemberg ausnehmen, weder von Patriotismus noch von Aufopferung etwas wissen. Landgraf Moritz hatte, verstimmt über den Gang der Ereignisse, die Regierung seinem Sohne Wilhelm V. überlassen. Der Kurfürst von Sachsen, von des Kaisers zweideutiger Vertröstung nicht ganz befriedigt, trat zwar gelegentlich wieder in Schriften als Vertreter der reinen Lehre auf,*) wollte aber doch Ferdinand nicht reizen. Der König von Schweden war daher die einzige Zuflucht der Protestanten, zumal da er nicht, gleich dem Kurfürsten von Sachsen, die Calvinisten noch mehr als die Papisten haßte. Er war um so mehr im Stande, die Protestanten zu retten, da er die deutsche Sache nicht, wie der Kardinal Richelieu, blos als Diplomat übernahm, um sich wohl auch gelegentlich für katholische Zwecke mit dem Kaiser zu verbinden, sondern vielmehr von wahrer Begeisterung für die reine evangelische Lehre erfüllt und somit im Stande war, Alles zu wagen.

*) Im Jahr 1629 erschien die von sächsischen Hoftheologen verfaßte Schrift „Vertheidigung des evangelischen Augapfels," mit einer vom Martinstag 1628 datirten Erklärung, daß der Kurfürst sich rund, öffentlich und beständig zu der allein wahren lutherischen Lehre bekenne und mit keiner Ader und keinem Blutstropfen Beliebung zu dem sogenannten katholischen Glauben habe.

Gustav Adolf hatte, als er die Regierung antrat und an der Ost-see-Küste mit den Russen den oben erwähnten Krieg führte, die Festungen Riga und Kockenhausen in den Händen des polnischen Königs lassen müssen; dagegen waren Rewal, Narwa und Wittenstein in seiner Gewalt. Er hatte nachher mit Polen einen Waffenstillstand geschlossen, welcher mehrere Male verlängert und bis zum 20. Januar 1616 ausgedehnt wurde. Als nach Ablauf desselben die Polen den Herzog Wilhelm von Kurland vertrieben, schickte Gustav Adolf Truppen nach Livland und eroberte 1617 unter Wilhelm's Beistande zuerst Dünamünde und dann auch Pernau. Eine schwedische Heeres-abtheilung belagerte die Stadt Riga und nahm auch eine Schanze derselben, mußte aber, als die von Radziwill angeführten Polen heran-kamen, wieder zurückweichen. Auch konnten die Schweden nicht verhindern, daß die Polen im Winter 1618 nach ihrer Weise schänd-liche Verheerungen in Livland und Esthland ausübten. Bei dieser Gelegenheit bewies sich Gustav Adolf des Berufes, die in Deutsch-land unterdrückte Freiheit der Predigt des von allen Schlacken ge-lehrten Truges gereinigten Evangeliums zu retten, durchaus würdig. Er verbot nämlich seinen Generalen, den Polen Gleiches mit Gleichem zu vergelten und mit den Bauern statt mit den Soldaten Krieg zu führen. Nach einem nochmaligen Waffenstillstande und nach langen vergeblichen Unterhandlungen führte er endlich im Juli 1621 ein neues Heer und eine Flotte nach Livland. Damals machte er die Kriegsartikel bekannt, auf welche die Disciplin und Einrichtung seines Heeres gegründet werden sollten. In diesen Kriegsartikeln, welche Gustav Adolf mit eigener Hand geschrieben hatte, findet sich freilich ein Satz, der unseren Begriffen von den constitutionellen Rechten, wie die schwedische Nation sie hatte, nicht ganz angemessen ist. Es heißt nämlich in ihnen, der König, als Gottes Bevollmäch-tigter auf Erden, sei der höchste Richter sowohl im Kriege, als im Frieden.

Eine ansehnliche Flotte brachte den König mit 20,000 Mann nach Livland. Dünamünde wurde sogleich erobert; vor Riga verschanzte er sein in vier Abtheilungen getrenntes Heer auf einem Sandhügel; die eigentliche Belagerung begann erst am 13. August. Sie dauerte, da die Polen nicht zum Entsatze herbeikamen, nur etwa einen Monat. Am 16. September zogen die Schweden in die Stadt ein, die sich unter der Bedingung ergeben hatte, daß sie künftig dem schwedischen Könige auf dieselbe Weise gehorche, wie sie vorher dem polnischen ge-horcht hatte. Gustav's Freunde und Feinde rühmen die Mannszucht und Schonung, welche damals jede bei der Einnahme von Städten gewöhnliche Unordnung verhinderte; nur die Jesuiten wurden ver-

trieben. Nicht lange nach der Eroberung von Riga starb Gustav Adolf's Bruder, Karl Philipp von Südermanland, der ihn nach Livland begleitet hatte (Januar 1622). Dorpat und Kockenhausen blieben noch den Polen, weil der König dem Herzoge von Kurland zu Gefallen sein Heer in dessen Land führte. Die gemachten Eroberungen wurden von den Schweden auch nachher behauptet; zu einem Frieden aber konnte der König die Polen nicht bewegen. Dagegen ward von Zeit zu Zeit wieder ein Waffenstillstand geschlossen, sowie denn überhaupt der Krieg bis zum Jahre 1625 nicht gerade lebhaft geführt wurde. In diesem Jahre blokirte des Königs Flotte die polnischen Häfen der Ostsee; Gustav Horn und Jakob de la Gardie sollten Dorpat angreifen und die Polen nöthigen, ihre Kräfte zwischen Livland und Kurland zu theilen, der König selbst wollte in Kurland einrücken. Dorpat wurde schon am 15. August 1625 erobert und Gustav Adolf nahm, nachdem ihm schon Mitte Juli Kockenhausen die Thore geöffnet hatte, am 17. September auch Mitau durch Capitulation ein.

Damals, wie im folgenden Jahre, zeigt sich Gustav Adolf, nach seinen eigenen Briefen zu urtheilen, bewunderungswürdig groß als König, als Feldherr und als Mensch. Als König macht er die weisesten Anordnungen nicht allein für Livland, Esthland und Kurland, welche Provinzen Unsägliches zu leiden hatten, sondern auch für Schweden, das er im Felde und von der Fremde her so regiert, wie er nur immer in seiner Residenz hätte thun können. Seine Thaten als Feldherr haben wir kurz erwähnt, weil das Einzelne zu prüfen nicht unseres Faches ist und außerdem blos der Specialgeschichte angehört. Von allgemeiner Wichtigkeit aber ist der Umstand, daß er sein Heer in Bewaffnung und Aufstellung beweglicher einrichtete, wodurch er der Schöpfer einer neuen Taktik wurde. Als Mensch zeigte er überall die größte Theilnahme für die Leiden der Seinigen, sorgte für die Ernährung der Hungernden und für Bekleidung der durch die Kälte Leidenden, und ging dabei in das Einzelnste ein, weil, wie er schreibt, sein Kriegs-Commissär Mans Martensson alle diese Sachen höchst unfleißig bestellt hatte. Er übernahm selbst die Sorge für seine Leute und entsagte für sich der Bequemlichkeit, um jedem Bedürfnisse seiner Leute Genüge zu leisten, die er auch mit doppelten Strümpfen, tuchenen und wollenen, versieht. Zugleich sorgte er für Hebung der Universität Upsala durch reiche Ausstatiung, zu welchem Zweck er freilich die Bibliotheken der Jesuiten in Beschlag nahm, aber auch sein eigenes Erbgut angriff.

Als Gustav Adolf 1626 zum Herre zurückgekehrt war, ging er zwar zuerst über die Düna und drang nach seinem ersten in

offener Feldschlacht erfochtenen Siege bei Wallhofen über die Polen unter Sapieha in Kurland vor; er hatte aber schon seine Absicht auf Deutschland gerichtet, wo die Uebermacht auf Seiten der Feinde seiner Religion war, und suchte deshalb den Krieg nach Polnisch-Preußen zu versetzen, damit er gelegentlich sich von den Polen weg gegen Wallenstein's Heer richten könne. Am 15. Juni erschien er plötzlich mit Heer und Flotte vor Pillau, ohne bei seinem Schwager Georg Wilhelm, dem Kurfürsten von Brandenburg und polnischen Lehensherzog von Preußen, darüber anzufragen. Schon am 26. ward diese Stadt eingenommen. Am 30. brachte er Braunsberg, am 1. Juli Frauenburg, am 6. die ansehnliche Stadt Elbing, welche damals bedeutend befestigt war, und am 8. Marienburg in seine Gewalt. Gleich darauf nahm er Dirschau ein, in dessen Nähe er eine Brücke über die Weichsel schlug, und seine Streif-Corps erreichten die pommerische Grenze. Sein ganz unfähiger und armseliger Schwager Georg Wilhelm suchte Gustav Adolf's Eifer für die reine evangelische Lehre nicht nur nicht zu benutzen, sondern er conspirirte sogar mit den Polen gegen ihn. Was die Letzteren betrifft, so erschien ihr König, Sigismund III., zu spät im Felde, um die Fortschritte der Schweden aufhalten zu können. Uebrigens ließ Gustav Adolf damals, als er selbst sich wieder nach Stockholm begab, Axel Oxenstierna als Regent des eroberten Landes zurück. In dieser Zeit (8. December 1626) ward ihm seine Tochter Christina geboren, welche ihm später in der Regierung folgte und, gleich vielen Hochgeborenen unserer Zeit, durch Genialität, Emancipation, Romantismus, Philosophie und Katholicismus ihrem armen Volke lästiger ward, als sie ihm durch Despotismus jemals hätte werden können.

Dürften wir hier die Unternehmungen Gustav Adolf's in den drei folgenden Jahren und zugleich die unablässige persönliche Thätigkeit, die er sowohl im Felde als auch im Kabinet bei der Verwaltung von Schweden, Finnland, Livland und Kurland entfaltete, genau berichten, so würden wir leicht nachweisen können, daß er gleich dem Kaiser Bonaparte stets das Größte wie das Kleinste selbst anordnete.*) In Schweden ließ er, wenn er selbst abwesend war, den Gemahl seiner älteren Stiefschwester Katharina, den Pfalzgrafen **Johann Kasimir** von Zweibrücken-Kleeburg, dessen Sohn (Karl X.) später König von Schweden ward, als seinen Stellvertreter zurück. In Kurland erfocht de la Gardie bei Wenden einen glänzenden Sieg. Die ganze Aufmerksamkeit des Königs war während jener drei Jahre auf die deutschen

*) Bei der Eroberung von Wormditten (1627) gebrauchte er mit Leder überzogene Kanonen, von denen einige später erbeutet und noch in unserm Jahrhundert zu Wien als Merkwürdigkeit gezeigt wurden.

Angelegenheiten gerichtet. In Bezug auf diesen Punkt wagen wir freilich nicht zu behaupten, daß Gustav Adolf's Wunsch, dem nach dem Lübecker Frieden mit völliger Unterdrückung bedrohten deutschen Protestantismus beizustehen, blos aus ritterlichem Muthe und aus der Begeisterung für den Gedanken, der reinen Lehre des Evangeliums seinen Arm zu leihen, hervorgegangen sei; denn ein irrender Ritter war Gustav Adolf nicht; dessenungeachtet hatte aber seine aufrichtige und einfache Religiosität, die aus dem Gemüthe, nicht aus dem Verstande oder der Phantasie stammte, sowohl auf ihn als auf seine Schweden den größten Einfluß.

England, Frankreich und Holland thaten Alles, was in ihrem Vermögen stand, um den schwedischen König zu bewegen, daß er das Werk unternehme, welches auszuführen Christian IV. von Dänemark nicht im Stande gewesen war. Von diesen drei Staaten hätte England den schwedischen König am kräftigsten unterstützen sollen, weil Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, der Schwager des damaligen englischen Königs Karl I., nur dann wieder eingesetzt werden konnte, wenn die kaiserliche Partei im Reiche völlig unterlag; allein Karl I. war wie sein Vorgänger Jakob I. mit seinem Volke in einen Verfassungsstreit verwickelt, der es ihm unmöglich machte, Geld oder Truppen von der Nation zu erhalten. Frankreich, welches vom Kardinal Richelieu in Ludwig's XIII. Namen mit unbeschränkter Gewalt regiert ward, suchte dem Kaiser und den Spaniern aus politischen Gründen eine mit französischem Gelde unterstützte Macht entgegenzusetzen; es konnte aber nicht wünschen, daß die schwedische, d. h. die protestantische Partei in Deutschland obsiege. Diese Politik der Franzosen würde Gustav Adolf in seinem Enthusiasmus für die evangelische Lehre übersehen haben; Oxenstierna aber erkannte sie und war deshalb sehr vorsichtig in seiner Verbindung mit Frankreich, obgleich sein König ohne französische Subsidien und ohne Richelieu's Einfluß in Polen, durch welchen die Polen an der Fortsetzung des Krieges gehindert wurden, den Zug nach Deutschland nicht hätte unternehmen können. Die Holländer besaßen zwar in dem Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien einen Mann, vermittelst dessen sie dem spanischen General Ambrosius Spinola das Gleichgewicht halten konnten; es lag ihnen aber dessen ungeachtet sehr daran, die Kaiserlichen und die Liguisten aus der Nähe der Spanier zu entfernen.

Mit dem Kaiser und sogar mit Tilly kam Gustav Adolf bis zum Lübecker Frieden in keine unmittelbare Berührung; mit Wallenstein dagegen würde er, auch wenn die Stralsunder ihn nicht um Hülfe gebeten und einen schwedischen Commandanten mit Truppen und Schießbedarf in ihre Stadt aufgenommen hätten, einen offenen Kampf haben

beginnen müssen, weil Wallenstein schon längst Mecklenburg besetzt hatte und im Begriffe stand, auch Pommern wegzunehmen. Wallenstein hatte sich nicht nur, wie seine Briefe an den Oberst Arnim beweisen, allerlei andere Grobheiten gegen die Schweden erlaubt, sondern er hatte auch (dies nicht mit Unrecht) keine schwedischen Unterhändler in Lübeck dulden wollen, und jede Vermittlung Gustav Adolf's für Stralsund abgelehnt. Er war sogar kühn genug, den Polen seine Hülfe im Kriege mit Schweden anzubieten. Schon früher hatten kaiserliche Hülfstruppen unter dem Herzog von Holstein den König Sigismund unterstützt; im Jahr 1629 nahmen die Polen förmlich Wallenstein's Hülfe, welche sie vorher abgelehnt hatten, an, und Arnim erhielt den Befehl, mit einer Abtheilung Wallensteiner, 10,000 Mann stark, nach Preußen zu ziehen. Uebrigens hatte der Kaiser selbst im Juni 1629 den Schweden einige Ursache gegeben, Feindseligkeiten zu üben; denn er hatte am 16. Juni, noch ehe die vertriebenen Herzoge von Mecklenburg, die sich in Schweden unter Gustav Adolf's Schutz befanden, von ihm förmlich verurtheilt worden waren, dem Herzog von Friedland (Wallenstein) einen Lehensbrief über das Land derselben ertheilt und nachher die Bevollmächtigten Wallenstein's in Wien aufs Feierlichste mit dem Herzogthum Mecklenburg belehnt. Als die nach Polen bestimmten Wallensteinischen Regimenter im April 1629 an die preußische Grenze geschickt wurden und sich darauf zu Graudenz mit den Polen vereinigten, kam es endlich zu einer Erklärung zwischen der schwedischen Regierung und Wallenstein. Der Letztere kränkte bei dieser Gelegenheit den schwedischen Reichsrath noch einmal durch eine brutale Antwort. Der Reichsrath Bielke nämlich, welcher wegen der Absendung jener Truppen an Wallenstein geschickt worden war, machte demselben von Stralsund aus schriftliche Vorstellungen und erhielt die schnöde Antwort: Der Kaiser habe mehr Soldaten, als er brauche; diejenigen, welche jetzt auf dem Marsche nach Polen begriffen wären, habe er aus seinen Diensten entlassen; er habe ihnen erlaubt, in polnische Dienste zu treten, und da sie unter eines Fremden (Arnim's) Oberbefehl ständen, so liege es nicht mehr in seiner Macht, sie zurückzurufen. Uebrigens ist aus Gustav Adolf's Briefen über den Krieg in Preußen und über seine unablässige Thätigkeit, welche Geijer durch Auszüge belegt hat, sowie aus der Correspondenz, welche Wallenstein mit Arnim während des Marsches dieses Generals nach Polen führte, deutlich zu ersehen, daß Gustav Adolf und Wallenstein einander beständig überwachten, und daß Arnim sehr ungern nach Preußen zog, wo nichts zu rauben war. Gustav Adolf schreibt Ende Mai 1629 aus Elbing an den schwedischen Reichsrath, er habe in Preußen Arnim mit 8000 Mann Fußvolk und 2000 Reitern vorgefunden, diese seien

aber den Polen lästig und würden ihnen nicht viel helfen, weil die Letzteren kein Geld hätten. Auch nahmen die kaiserlichen Truppen wirklich anfangs gar keinen Antheil an den Gefechten zwischen Schweden und Polen. Am 27. Juni aber ließ sich der Rheingraf Otto Ludwig, der unter Gustav diente, nahe bei Stuhm unvorsichtiger Weise in ein Treffen ein, in welches beide Heere gezogen wurden. Der König gerieth persönlich in die äußerste Gefahr und verlor seinen Hut, welchen Arnim an Wallenstein übersandte. Er schrieb ihm dabei: „Der Feind schickt einen Trompeter an mich; der König hat gesagt, er habe noch nie so warm gebadet, doch wäre ihm lieb, daß er die Kaiserlichen kennen gelernt; der König hat sich durch seine außerordentliche Tapferkeit und durch den treuen Beistand der Seinigen durchschlagen müssen.“ Eine entscheidende Wendung erhielt der polnische Krieg dadurch, daß Richelieu einen Gesandten, den Baron von Charnacé, mit dem Auftrage nach Preußen schickte, einen Frieden oder doch wenigstens einen Waffenstillstand zwischen Polen und Schweden zu Stande zu bringen, damit der König von Schweden seine Waffen gegen das kaiserliche Heer in Deutschland richten könne. Der französische Gesandte war erst in München gewesen, um den Herzog Maximilian vom Kaiser abzuziehen, hatte jedoch nichts erreicht; hierauf war er nach Kopenhagen gereist, um den König Christian zu bewegen, daß er den Frieden von Lübeck, über den eben verhandelt wurde, nicht abschließe. Auch dieses Bemühen war vergeblich. Dagegen ist bemerkenswerth, daß der damalige Papst Urban VIII. bei den derzeitigen Verhandlungen, so weit sie Mantua betrafen, mit Frankreich im Einverständnisse war. Derselbe fürchtete, wie Richelieu, die Uebermacht des habsburgischen Hauses besonders in Bezug auf Italien. Von dem kaiserlichen Heere aber war ein Theil gerade nach Mantua bestimmt worden, weil Kaiser Ferdinand II. glücklicher Weise ebenso den Spaniern für ihre Absichten in Italien ein Heer leihen mußte, wie sie ihn vorher mit ihren Truppen in Deutschland unterstützt hatten.

In Spanien herrschte seit dem Tode Philipp's III. (1621) dessen Sohn Philipp IV. Dieser war bei seinem Regierungsantritte erst 16 Jahre alt und wurde vom Grafen Olivarez viel unbedingter geleitet, als vorher Philipp III. durch den Herzog von Lerma. Olivarez spielte in Spanien dieselbe Rolle, welche Richelieu in Frankreich übernahm, jedoch ohne die Fähigkeiten und Talente dieses Kardinals zu besitzen. Sein Hauptstreben war darauf gerichtet, dem Habsburgischen Hause, und zwar nicht nur dem spanischen, sondern auch dem östreichischen Zweige desselben, das Uebergewicht in Europa zu verschaffen. Er ließ einestheils den Krieg in den Niederlanden mit neuer Anstrengung beginnen und wollte anderes Theiles in Italien zuerst

Savoyen und Venedig und dann auch die kleineren Herren ebenso unter Spaniens Macht beugen, wie die deutschen Fürsten unter Ferdinand's II. Herrschaft gebeugt worden waren. In den Niederlanden ließ er durch Ambrosius Spinola die bedeutende Festung Bergen op Zoom belagern; als aber Prinz Moritz in Verbindung mit Mansfeld herannahte (1622), sah sich der spanische General genöthigt, von dieser Stadt wieder abzuziehen, deren Belagerung den Spaniern schwere Opfer gekostet hatte. Dies schreckte den Grafen Olivarez nicht ab, auch Breda angreifen zu lassen. Diesen Platz konnte Moritz nicht retten. Er selbst starb unmittelbar nach dem Verluste desselben (April 1625). Für die Niederländer, welche kurz vorher (1619) die Stadt Batavia auf der Nordküste von Java an der Stelle der zerstörten Königsstadt Jacatra gegründet hatten und sich auf den Gewürz-Inseln festsetzten, war es ein großes Glück, daß Moritzens Bruder, der Prinz Friedrich Heinrich, die militärischen Eigenschaften desselben erbte, ohne wie Moritz nach monarchischer Gewalt zu trachten und der religiösen und politischen Freiheit feindlich zu sein.

In Italien war Olivarez bei seinem Streben, das Habsburgische Haus auf Unkosten der kleineren Staaten zu vergrößern, zugleich mit Graubündten, Venedig und Savoyen in Streit gerathen, mit dem Ersteren wegen des Veltlin, mit Venedig wegen eines Forts Fuentes, welches einen Hauptpaß beherrschte, mit Savoyen wegen der kleinen Festung Casale, der ehemaligen Residenz der Markgrafen von Montferrat. Dazu kam noch seit 1628 ein förmlicher Krieg über die Erbschaft des letzten Sprößlings der älteren Linie des Hauses Gonzaga. Vincenz II., Herzog von Mantua und Markgraf von Montferrat, war am Schlusse des Jahres 1627 gestorben und es traten für die Nachfolge in Mantua und Montferrat zwei Prätendenten auf, der Herzog Karl II., auch Karl von Nevers genannt, weil sein Vater Ludwig Gonzaga die Erbin des Herzogthums von Nevers geheirathet hatte, und der Herzog Ferdinand II. von Guastalla. Die Ansprüche Beider zu prüfen oder auch nur nachzuweisen, ist hier der Ort nicht, da wir des Mantuanischen Erbfolge-Streites nur aus dem Grunde gedenken, weil dieser den Kaiser Ferdinand veranlaßte, Wallenstein's Heer dadurch zu schwächen, daß er eine Abtheilung desselben nach Italien schickte. Ferdinand nahm nämlich in Verbindung mit Spanien für den zweiten der genannten Prätendenten Partei, während der erste von Frankreich unterstützt wurde, und es kam zu einem Kriege zwischen den Beschützern der beiden Prätendenten. Auch Karl Emanuel von Savoyen trat für Ferdinand von Guastalla auf und wollte ihm Mantua erobern helfen, nahm aber Montferrat für sich selbst in Anspruch. Der Kaiser dagegen behielt sich die Entscheidung vor und erklärte einst-

weilen Mantua für ein sequestrirtes Reichslehen. Nun rief Karl von Nevers die Hülfe Frankreichs an. Schon war der König von Frankreich, Ludwig XIII., selbst bei seinem Heere erschienen, welches in das Herzogthum einrücken sollte, als der Papst, um dem Kardinal Richelieu erst noch Gelegenheit zur Demüthigung der französischen Calvinisten zu verschaffen, die Vermittlung übernahm und eine Waffenruhe zu Stande brachte, welche dann der Kaiser benutzte, um ein Heer nach Italien zu schicken. Dies fiel in die Zeit des oben erwähnten Abzuges Arnim's nach Polen. Im Mai 1629 marschirten gegen 30,000 Mann aus Deutschland nach Italien, und es hieß, Wallenstein habe versprechen müssen, im Nothfalle mit seinem ganzen Heere dahin aufzubrechen.

Dies bewog den Kardinal Richelieu, Alles aufzubieten, um dem König Gustav Adolf in Preußen Ruhe zu schaffen, damit derselbe in Deutschland Wallenstein beschäftigen könne. Richelieu's Gesandter, Charnacé, begab sich deshalb zu Gustav Adolf in dessen Lager und brachte es in Verbindung mit dem englischen Gesandten bald dahin, daß ein Waffenstillstand auf sechs Jahre zu Stande kam und daß der König sogar noch vor dem Abschlusse desselben nach Schweden zurückreisen konnte. Dieser Waffenstillstand wurde am 16. (26.) September 1629 zu Altmark bei Stuhm in Preußen unter freiem Himmel unterzeichnet. Nach den Bestimmungen desselben wurden Straßburg, Dirschau, Wormditten, Mehlsack und Frauenburg den Polen zurückgegeben; Mitau sollte der Herzog von Kurland erhalten; Marienburg aber, Stuhm und das Danziger Haupt (Höft) sollte der Kurfürst von Brandenburg während der Dauer des Waffenstillstandes besetzt halten; Gustav Adolf endlich behielt Elbing, Braunsberg, Pillau und Memel.

Von jetzt an war Gustav Adolf, dessen Unterhandlungen mit Richelieu über einen Subsidien-Vertrag immer noch zu keinem Ergebnisse geführt hatten, fest entschlossen, die allgemeine Unzufriedenheit der protestantischen und katholischen Fürsten Deutschlands mit Wallenstein's Militär-Despotie zu benutzen, um sich als Befreier der Protestanten mit den Waffen geltend zu machen. Die rechtswidrige Einmischung des Kaisers in seinen Streit mit Polen gab ihm ausreichenden Anlaß, den Krieg für bereits eröffnet zu erklären. Schon im Juni 1629 hatten die schwedischen Reichsstände den Kampf gebilligt und sich nicht nur zur Ausrüstung einer Flotte erboten, sondern auch zu den alten Auflagen neue gefügt. Im Jahre 1630 wurden die Umstände in Deutschland so günstig und Richelieu's Anerbietungen so anlockend, daß Gustav Adolf sich zu einer Landung in Pommern anschickte. Charnacé erklärte ihm in Stockholm (was bei dem Abgesandten Richelieu's sonderbar genug lautete), die deutschen Protestanten erwarteten ihn wie einen Messias. Wallenstein hatte damals seine

Soldaten aus Holstein und auch aus Mecklenburg nach Niedersachsen gezogen, weil er eines Theiles das Herzogthum Mecklenburg, von welchem er jetzt förmlich Herr war, schonen und anderes Theiles für sich, sowie für Tilly neue Fürstenthümer erobern wollte. Zu dem letzteren Zwecke benutzte er den Vorwand des Restitutions-Edicts. Anfangs hatte er es blos auf die kleineren Stifter abgesehen; bald nachher aber ließ er das Erzstift Magdeburg furchtbar peinigen und die Stadt selbst endlich förmlich belagern. Die Stadt Magdeburg hatte nämlich keine kaiserliche Besatzung, nicht einmal ein einziges Regiment, einlassen wollen, und verstand sich, nachdem sie früher schon die bedeutende Summe von 130,000 Gulden erlegt hatte, durchaus nicht zu der unerhörten Erpressung, welche Wallenstein über sie verhängte. Wallenstein mußte jedoch von seinem Angriffe auf Magdeburg wieder abstehen, weil gerade damals der Kaiser der Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg für die Wahl seines Sohnes zum römischen Könige zu bedürfen meinte und diese beiden Fürsten Ansprüche auf das Stift Magdeburg machten. Es kam im September 1629 ein von den Hansestädten vermittelter Vertrag zwischen dem Herzog von Friedland und Magdeburg zu Stande, in welchem die Stadt ihre Rechte und die von ihr eingezogenen Kirchengüter behielt; sie zahlte dem kaiserlichen Feldherrn nur eine Entschädigung von 10,000 Thalern für weggenommene Getreideschiffe. Wallenstein warf nun vorerst sein Augenmerk auf die kleineren Stifter und Länder. Er hatte bereits denjenigen Theil von Brandenburg, welcher an Mecklenburg grenzt, an sich gerissen. Wolfenbüttel sollte durch einen Ausspruch des Reichs-Hofrathes dem protestantischen Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig entzogen und an Wallenstein's General Pappenheim als Fürstenthum übertragen werden, in derselben Weise wie Tilly Kalemberg erhalten sollte. Auch das Herzogthum Würtemberg ward militärisch behandelt; und überall verfuhr man ohne Rücksicht darauf, ob das geistliche Gut, dessen man sich mit Gewalt bemächtigte, vor oder nach dem Passauer Religions-Frieden säcularisirt worden war, nach kaiserlichen Befehlen, welche von dem Generalissimus Wallenstein ausgingen.

Der Kaiser und die Spanier suchten durch Wallenstein Deutschland in dasselbe Verhältniß zu bringen, in welches nach dem Aufstand von 1848 Ungarn gebracht worden ist und sie bedienten sich dabei desselben Vorwandes, den man in Ungarn gebrauchte. Diesen Plan merkten weder die geistlichen Kurfürsten noch die von Sachsen und Brandenburg; dagegen durchschaute Maximilian von Baiern die Absichten des Kaisers. Maximilian war längst mit Wallenstein unzufrieden; er wurde, seit Richelieu sich in die italienischen Händel eingemischt hatte,

von diesem gewarnt und gesellte sich endlich im Jahre 1630 ganz offen denen zu, welche Wallenstein's Entfernung und die Verminderung des kaiserlichen Heeres in Deutschland zur Bedingung der Wahl des Prinzen Ferdinand zum römischen Könige machten. Richelieu benutzte seine mit Maximilian eingegangene Verbindung meisterhaft, um sowohl die spanischen als die kaiserlichen Politiker zu täuschen und zu betrügen. Maximilian bezeichnete Wallenstein als einen höchst arglistigen und verschlagenen Menschen; ein Convent katholischer Stände in Bingen bezeichnete geradezu die Absetzung des Generalissimus als nothwendig und erklärte, falls der Kaiser seines Feldhauptmanns nicht mächtig sei, aus eigenen Defensionsmitteln dem Unheil abhelfen zu wollen. Auf einem späteren Bundestage der Liga zu Heilbronn 1629 kam es dahin, daß die verbündeten Fürsten und Städte beschlossen, ihre Truppen nicht aus Schwaben zu ziehen, sondern sich mit Güte oder mit Gewalt gegen die Wallensteiner zu behaupten und zu diesem Zwecke ein Heer von 27,000 Mann Fußvolk und 40 Regimentern Reiterei bis zum allgemeinen Frieden zu unterhalten. Schon damals wurden zugleich die dringendsten Vorstellungen gemacht, daß der Kaiser der weiteren Vermehrung des Wallensteinischen Heeres Einhalt thun, auf das nächste Jahr einen Kurfürsten-Tag nach Regensburg ausschreiben und nicht nur persönlich sich auf demselben einfinden, sondern auch die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg bewegen möchte, in Person zu erscheinen.

Dieser Kurfürsten-Tag begann am 7. Juni 1630, an welchem Tage sich der Kaiser in Regensburg einfand; die Verhandlungen eröffnete er am 23. mit einem ausführlichen Vortrag. Die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg erschienen nicht persönlich auf demselben, sondern schickten Bevollmächtigte, woraus der Kaiser schließen konnte, daß die Wahl seines Sohnes zum römischen Könige großen Widerstand finden werde. Georg Wilhelm von Brandenburg erklärte, er habe bei seiner Rückkehr aus Preußen sein Land von kaiserlichen Truppen so verwüstet gefunden, daß er kaum noch die Mittel habe, daheim zu leben, geschweige denn die Reise zu machen. Der Kaiser, Maximilian von Baiern und die geistlichen Kurfürsten erschienen allerdings persönlich; aber es kamen nach Regensburg zugleich zwei von Richelieu gesendete Franzosen, Leon Brulart und François Leclerc de la Tremblay, von denen der Letztere als Diplomat überall gebraucht ward, wo Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit nicht ausreichte und irgend ein politischer Streich gespielt werden sollte. Derselbe hatte zuerst als Baron de Mafflée eine Rolle in der Welt gespielt, war dann als Pater Joseph in den Kapuziner-Orden getreten, wurde nachher von Richelieu in allen Dingen um Rath gefragt und gebraucht und ist dadurch eine sehr be-

deutende historische Person geworden. Er und sein Begleiter Brulart, welcher als Hauptperson der Gesandtschaft auftrat, hatten neben dem öffentlichen Auftrage, in dem Streite wegen der Mantuanischen Erbschaft zu vermitteln, die geheime Weisung, Baiern und die geistlichen Kurfürsten noch mehr gegen Wallenstein und den Kaiser zu erbittern. Was sie in dieser Beziehung betrieben und in Erfahrung brachten, und wie sie die geistlichen Kurfürsten und Maximilian in dem Vorsatze bestärkten, Alles, was sie dem Kaiser gewährten, an die Bedingung der Entlassung Wallenstein's zu knüpfen, findet man im sechsten Theile von Richelieu's Denkwürdigkeiten aufgezeichnet. Auch in Betreff der italienischen Angelegenheiten übten sie Betrug. Die Unterhaudlung wegen der Entfernung Wallenstein's vom Heere ward, zugleich mit der über die Erhaltung des Friedens in Italien, bis zum September 1630 in Regensburg betrieben. Der Kaiser mußte am Ende nachgeben, weil diesmal die Liga und ihr Haupt, Maximilian von Baiern, mit den beiden protestantischen Kurfürsten gemeine Sache machten. Maximilian und die geistlichen Kurfürsten bestanden während der Unterhandlungen mit ebenso großer Festigkeit auf der Entlassung Wallenstein's, wie sie auf der ganz strengen Durchführung der katholischen Reaction oder mit anderen Worten auf der strengen Vollziehung des Restitutions-Edicts bestanden. In Beziehung auf das Erstere schrieb der Kurfürst von Mainz schon vor der Berufung des Kurfürsten-Tages an den Kaiser: „Sollte aber der dictator imperii perpetuirt sein, der kaiserliche General nicht abgedankt und seines Commandos entlassen werden, worauf das kurfürstliche Collegium insonderheit dringet, so steht zu besorgen, daß auf solchem Convent wenig oder gar nichts werde ausgemacht."

Wallenstein hatte sich bis zum Januar 1630 mit der Ausführung des Restitutions-Edicts in Halberstadt aufgehalten und war dann nach Böhmen gereist, um seine von den katholischen Geistlichen der Religion wegen hart geplagten protestantischen Bauern, vor denen seine Gemahlin sich nach Prag hatte flüchten müssen, wieder zur Ruhe zu bringen. Erst im Juni hatte er Böhmen wieder verlassen; man rieth ihm, vor der Reichsversammlung persönlich aufzutreten, er aber begab sich zu seinem in Schwaben stehenden Heere, dessen Hauptquartier in Memmingen war. Dort hielt er sich während des Regensburger Kurfürsten-Tages auf. Er ward von Allem, was in Regensburg vorging, genau unterrichtet. Er entschloß sich nur höchst ungern, den dringenden und fast drohenden Vorstellungen Maximilian's nachzugeben und das Commando niederzulegen. Er that dies erst dann, als am 12. August die Kurfürsten eine sehr bestimmt abgefaßte letzte Erklärung gemacht hatten. Der Kaiser willigte in dieselbe ein, zuerst

mündlich am 14. August, sodann durch ausdrücklichen Beschluß am 6. September, jedoch „ungern und ohne Gutheißung und mit dem Betheuern, an allem hieraus entstehenden Unheil vor Gott und der Welt entschuldigt zu sein.“ Er schickte nun den geheimen Rath und Hofkanzler Baptist Graf von Werdenberg und den Kriegsrath von Questenberg an Wallenstein, weil diese beiden Männer bei dem Letzteren sehr wohl gelitten waren. Sie hatten den Auftrag, nach Memmingen zu reisen und, wie es in ihrer Instruction hieß, „den Herzog von Mecklenburg zur Niederlegung seines Commandos und seines Generalats mit allen glimpflichen guten Motiven zu persuadiren und ihn der kaiserlichen Gnade zu versichern.“ Wallenstein hatte schon vorher von Allem, was in Regensburg vorgegangen war, vollständige Nachricht gehabt; er wußte, wie ungern der Kaiser diesen Schritt thue, und wie gefährlich der Schweden-König sei, welcher gerade damals in Pommern gelandet war; er hielt sich mit Recht überzeugt, daß der Kaiser ihn nicht werde entbehren können und seine Dienste bald wieder um jeden Preis werde erkaufen müssen; er kann daher auch unmöglich dasjenige gesagt haben, was Khevenhüller ihm in den Mund legt, daß er nämlich des Teufels sein wolle, wenn er dem Kaiser je wieder diene. Er empfing vielmehr die Abgesandten sehr gefaßt, bewirthete sie glänzend und legte ihnen seine astrologischen Aufzeichnungen vor, aus denen er erkannt habe, wie durch den Einfluß der Sterne der Spiritus des Kurfürsten von Baiern über den Spiritus des Kaisers dominire. Er versprach Gehorsam und ging ruhig auf seine Güter in Böhmen, hielt sich aber mehrentheils in Prag auf, wo er, seiner baldigen Wiederanstellung gewiß, mit königlichem Glanze und Aufwande lebte. In Regensburg setzten inzwischen die Kurfürsten noch durch, daß über die Mecklenburger Angelegenheit eine Untersuchung veranstaltet werden und daß die vertriebenen Herzoge, falls sie keines Majestäts-Verbrechens schuldig befunden würden, wieder eingesetzt werden sollten.

Für den Krieg in Italien gewannen die französischen Gesandten in Regensburg dadurch einen Aufschub, daß sie einen Vertrag abschlossen, von welchem sie im Voraus wußten, daß Richelieu ihn nicht billigen werde. In Italien war im Februar und März 1629 ein französisches Heer, bei dem sich der König und Richelieu selbst befanden, eingedrungen, und dieses hatte einen Vergleich erzwungen, nach welchem die Spanier Montferrat räumen mußten. Gleich darauf hatte aber der Kaiser von den Truppen, die unter Wallenstein's Commando standen, nach und nach gegen 30,000 Mann nach Italien geschickt. Sein General, Graf Collalto, unter welchem Gallas und Altringer befehligten, zog verwüstend in Graubündten ein und eröffnete sodann

die Belagerung von Mantua, während spanische Truppen Casale bedrängten. Richelieu führte inzwischen den Krieg persönlich in Savoyen nicht ohne Glück; man sah den Kardinal zu Rosse mit dem Schwert an der Seite und mit langen Pistolen am Sattelgurt an der Spitze der Armee einherziehen. Doch konnte er nicht verhindern, daß die Oestreicher zum Staunen der Welt die für uneinnehmbar geltende Stadt Mantua mit Sturm nahmen (17. Juli 1630). So war, zu gleicher Zeit mit der Erneuerung des dreißigjährigen Krieges in Deutschland, ein blutiger Krieg in Italien entstanden. Dieser Krieg sollte durch den am 13. October 1630 in Regensburg von dem französischen Gesandten Brulart mit dem Kaiser abgeschlossenen Vertrag beendigt werden, in welchem auch Verhandlungen über den Besitz von Metz, Toul und Verdun in Aussicht gestellt wurden. Der Kardinal Richelieu verwarf aber den Vertrag, indem er erklärte, daß seine Gesandten zum Abschlusse desselben nicht bevollmächtigt gewesen seien, und der Krieg in Italien begann aufs Neue mit verdoppelter Heftigkeit.

Einen günstigeren Augenblick hätte Gustav Adolf, wenn er selbst die Wahl gehabt hätte, für den Versuch, seinen Glaubensgenossen in Deutschland Hülfe zu leisten, nicht aussuchen können, als die Zeit des Kurfürsten-Tages von Regensburg war. Der kaiserliche Generalissimus hatte, um sein Mecklenburg, sowie das ausgesogene Pommern und Brandenburg zu schonen, schon längst sein Hauptheer im mittleren und südlichen Deutschland vertheilt und überdies eine bedeutende Zahl Truppen nach Italien geschickt. Er selbst erwartete, weit vom Kriegsschauplatz entfernt, seine Entlassung, die ihm denn auch im September ertheilt wurde. Die unter Arnim's Führung nach Preußen geschickten Miethlinge zerstreuten sich dort. Der Kaiser selbst verpflichtete sich nach Wallenstein's Abgang, nicht mehr als 40,000 Mann Truppen zu halten, während Tilly 30,000 Mann Liguisten im Dienste behielt. Wallenstein's Generale hingen alle mehr an diesem, als an dem Kaiser, und Wallenstein behielt folglich auch, als Tilly zum obersten Feldmarschall des kaiserlichen wie des liguistischen Heeres ernannt wurde, immer noch einen großen Einfluß auf die Unternehmungen. Dies geht aus Arnim's Betragen deutlich hervor. Arnim war oder stellte sich unzufrieden, als er Pommern und die Mark, wo immer doch noch etwas zu erpressen war, räumen und zu den Polen ziehen mußte, die ihn nicht wollten und bei denen er nichts zu leben, geschweige denn zu erpressen finden konnte. Er legte daher seine Stelle nieder und begab sich auf seine Güter im Brandenburgischen. Die Verbindung zwischen ihm und seinem ehemaligen Oberbefehlshaber dauerte aber fort, wie denn Wallenstein mit den meisten Generalen seines früheren Heeres in stetem Briefwechsel blieb. Arnim wurde nachher vom Kur-

fürsten von Sachsen zum Oberbefehlshaber seiner Truppen ernannt. Er spielte bei dieser Gelegenheit eine offenbar treulose Rolle; denn er diente zugleich seinem früheren Führer und dem Reiche, welches Letztere doch die von Wallenstein begünstigten Erpressungen nicht dulden konnte. Diese Erpressungen waren ganz von derselben Art, wie diejenigen, welche wir armen Deutschen von 1801 bis 1813 durch Bonaparte's Marschälle zu erleiden hatten. Wallenstein hatte wie Bonaparte sich selbst so gut bedacht, daß er nothwendiger Weise auch für die Werkzeuge seines Despotismus sorgen mußte. Man schlug in jenen armen Zeiten seine jährlichen Einkünfte auf 6,000,000 Thaler an. Der Kaiser erlangte für alle Nachgiebigkeit und alle Opfer nicht einmal die Wahl seines Sohnes Ferdinand, der übrigens bereits König von Böhmen und von Ungarn hieß, zum römischen König. Dafür wurde seine Gemahlin im Dom von Regensburg als Kaiserin gekrönt, was ein Schaugepränge ohne jede Bedeutung war.

6. Der dreißigjährige Krieg von der Erscheinung Gustav Adolf's bis zur Schlacht bei Leipzig oder bei Breitenfeld.

Noch ehe der Kurfürsten-Tag zu Regensburg zu Stande gekommen war, hatte Gustav Adolf bereits Flotte und Heer vollständig gerüstet und seine Artillerie durch Torstenson, welcher nachher das ganze schwedische Geschützwesen leitete, in einen vortrefflichen Stand setzen lassen. Ehe er sich nach Deutschland einschiffte, machte er die nöthigen Anordnungen für die Verwaltung des Reiches während seiner Abwesenheit. Er übergab dieselbe zehn Reichsräthen, die sich beständig in Stockholm aufhalten mußten. Später stellte er, so sehr dies auch die Eifersucht der schwedischen Großen erregte, seinen Schwager, den Pfalzgrafen Johann Kasimir, an die Spitze der Verwaltung des Kriegswesens. Vor seiner Abreise nach Deutschland veranstaltete er eine Abschieds-Scene, welche auf die ganze Nation einen sehr tiefen Eindruck machte, weil sie keine Komödie des Pomps und der eingeübten Schmeichelei oder Affectation war, wie diejenigen, deren Beschreibung wir so oft in den Zeitungen lesen, sondern weil der einfache, bürgerfreundliche, religiöse Regent sich dabei als schlichter und durchaus väterlicher Fürst in der Mitte seines Volkes zeigte. Er versammelte nämlich am 19. Mai 1630 die in Stockholm anwesenden Reichsstände, stellte ihnen seine Tochter Christine, welche noch nicht sechs Jahre alt war, als Erbin des Reiches vor, empfahl dieselbe ihrer Treue, umarmte sie und hielt eine Abschiedsrede, die alle Anwesenden zu Thränen rührte und ein Actenstück der schwedischen Geschichte ist,

in welchem keine der deutschen hochtrabenden Kanzlei-Ausdrücke vorkommen*).

Nach einer langen und beschwerlichen Ueberfahrt ließ Gustav Adolf seine Flotte auf der kleinen Insel Rüden vor Anker legen und landete am 4. Juli 1630 auf der nördlichen Seite der Insel Usedom unweit des Dorfes Peenemünde**). Er hatte nur 13,000 Mann mitgebracht, wurde aber bald durch die 7000 Mann verstärkt, welche unter Lesley in Stralsund lagen und die Kaiserlichen aus der Insel Rügen vertrieben hatten. Gustav Adolf besetzte zunächst die Inseln Usedom und Wollin. Dann wandte er sich nach Stettin, wo der alte Herzog von Pommern, Bogislav XIV., seinen Wohnsitz hatte. Dieser hatte durchaus neutral bleiben wollen und auch den Kaiserlichen die Thore von Stettin geschlossen, ließ sich aber von Gustav Adolf, in dessen Lager er sich verfügte, bereden, die Schweden in die Stadt aufzunehmen. Dies geschah am 20. Juli, also etwa 16 Tage nach der Landung der Schweden. Die Bedingungen, welche der Herzog von Pommern eingehen mußte, lassen ebenso, wie das Verfahren mit Stralsund, welches gewissermaaßen zu einer schwedischen freien Stadt ward, aufs Deutlichste erkennen, daß, wenn auch Gustav Adolf selbst uneigennützig und voller Eifer für seine unterdrückten deutschen Glaubensgenossen sein mochte, doch sein Kanzler gleich anfangs darauf bedacht war, den Schweden Landbesitz und festen Fuß in Deutschland zu sichern. Der König ließ nämlich zwar Stettin von seinen Schweden und auf ihre Kosten sogleich neu befestigen, er trieb aber auch den alten Herzog, welcher keine Kinder sondern nur Seiten-Verwandte hatte, zu dem Versprechen, daß nach seinem Ableben das Herzogthum Pommern so lange in Gustav Adolf's Händen bleiben solle, bis die Kriegskosten ersetzt sein würden. Es war aber leicht einzurichten, daß dies nie geschehen konnte. Der Besitznahme von Stettin folgte die von Damm und Stargard. Die Fortschritte der Schweden wurden dadurch gefördert, daß der Italiener Torquato Conti, welcher das kaiserliche Heer in Pommern commandirte, seinen Soldaten erlaubte, die größten Grausamkeiten auszuüben, während Gustav Adolf, so lange er ein fast nur aus Schweden

*) „Weil zu geschehen pflegt, daß der Krug zum Brunnen geht bis er bricht: so wird auch mir geschehen, daß ich, der bei so mancher Veranlassung für Schwedens Wohlergehen Blut vergossen und unter Gottes gnädigem Schutze doch heil davon gekommen bin, zuletzt mein Leben lassen muß. Will demnach vor der Abfahrt sämmtliche Schwedens abwesende und gegenwärtige Stände Gott befohlen haben, wünschend, daß wir nach diesem elenden und beschwerlichen Leben uns treffen und finden in dem ewigen und unvergänglichen.“

**) Nach protestantischem (julianischem) Kalender am 24. Juni, dem Vorabende der hundertjährigen Feier der Uebergabe des augsburgischen Bekenntnisses, was nicht unbemerkt blieb.

bestehendes Heer hatte und in protestantischen Gegenden verweilte, sehr strenge Mannszucht hielt. Später, als auch das schwedische Heer großentheils aus solchen Leuten bestand, welche aus dem Kriegsdienste ein Handwerk machten, und als die Schweden in katholische Länder eindrangen, war die Ordnung bei ihnen nur wenig besser als bei den kaiserlichen Truppen, obgleich in beiden Heeren viel gebetet ward.

Gustav Adolf's Fortschritte waren übrigens gleich anfangs auch darum schneller, weil im Augenblicke seiner Landung keiner der kaiserlichen oder liguistischen Generale so viele Truppen beisammen hatte, daß er es mit dem schwedischen Heere, das schnell auf 25—30,000 Mann anwuchs, im offenen Felde hätte aufnehmen können. Torquato Conti, welcher mit 16,000 Mann die Küste der Ostsee schützen sollte, hatte seine Truppen zu sehr vertheilen müssen, um etwas Bedeutendes an einem einzigen Orte unternehmen zu können; er ließ bei Garz ein Lager befestigen, in welches sich nur einzelne Schaaren sammelten. Götz und Tiefenbach deckten Schlesien mit 8000 Mann, damit der König, bei dem sich der böhmische Graf Thurn befand, nicht an der Oder herauf ins Herz der kaiserlichen Erblande eindringe. In gleicher Absicht lag Maradas mit einem ebenso großen Heere in Böhmen. 10,000 Wallonen standen in der Pfalz. Montecuculi hielt mit einer gleichen Anzahl kaiserlicher Truppen Schwaben und den Elsaß besetzt. Das liguistische Heer unter Tilly, das man zu 30,000 Mann angab, war weit vom ersten Kriegsschauplatz in der Ober-Pfalz, in Franken und in Westfalen vertheilt. Auch wurde Tilly erst im October zum kaiserlichen Oberfeldherrn ernannt.

Gustav Adolf beschränkte sich vorerst darauf, sich den Besitz von Pommern zu sichern und den schrecklichen Verwüstungen, welche Conti's Truppen verübten, Einhalt zu thun. Ohne bei einzelnen Gräueln weilen zu wollen, können wir doch die Scenen, welche die kaiserlichen Truppen in Pasewalk anrichteten, nicht unerwähnt lassen. Die unglückliche Stadt, schon aufs Aeußerste gebracht, sollte noch 18,000 Thaler zahlen; als sie dies nicht vermochte, wurde Plünderung verkündigt. Diese war mit den entsetzlichsten Mißhandlungen verbunden; Frauen wurden gebunden weggeführt, die angesehensten Bürger krumm geschlossen, endlich die Stadt angezündet und Kinder in die Flammen geschleudert. Um so mehr wandten sich die Bürgerschaften dem König zu, während die Besatzungen in Kolberg, Greifswalde und einigen anderen Orten tapfer gegen die Schweden Stand hielten. Gustav suchte vergebens die Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg und Johann Georg I. von Sachsen zu bewegen, daß sie sich mit ihm für die evangelische Lehre verbündeten. Diese hielten sogar die beiden Herzoge von Mecklenburg anfangs ab, ihre Unterthanen zum Anschluß

an Schweden aufzufordern. Die beiden mecklenburgischen Herzoge waren zwar, da man in Regensburg Wallenstein durchaus nicht als rechtmäßigen Besitzer von Mecklenburg hatte anerkennen wollen, auf den günstigen Ausgang eines gerichtlichen Verfahrens vertröstet worden; man machte aber keine Anstalt, sie vorläufig wieder einzusetzen. Sie schlossen daher einen Vertrag mit dem schwedischen Könige und dieser wandte sich dann im September von Stettin nach Mecklenburg. Hier behaupteten sich indessen die Kaiserlichen in Rostock und Wismar, weil Gustav Adolf, um die Unterhandlungen mit England und Frankreich zu leiten, sich zuerst lange in Stralsund aufhielt und dann einen Angriff auf Conti machte, welcher noch bei Garz hinter Schanzen lag. Da der Letztere von Tilly nicht gehörig unterstützt wurde, so gelang es den Schweden, noch vor dem Ende des Jahres 1630 ganz Pommern, mit Ausnahme von Kolberg und Greifswalde, von den kaiserlichen Truppen zu säubern. Diese würden sogar durch die strenge Kälte, durch den Mangel an allem Nöthigen und durch die Rache der schändlich mißhandelten Bevölkerung ganz aufgerieben worden sein, wenn der Kurfürst von Brandenburg nicht die Flüchtigen in Küstrin und Frankfurt an der Oder eingelassen hätte.

Die nächste Folge der glänzenden, unter den schwierigsten Umständen erlangten Vortheile des schwedischen Heeres bestand darin, daß Gustav Adolf von England Subsidien erhielt, und daß der französische Gesandte, Charnacé, endlich nach vielen Schwierigkeiten und langem Zaudern in Richelieu's Namen einen Vertrag mit ihm abschloß. Dieser Abschluß wurde auch dadurch verzögert, daß die Franzosen dem König von Schweden den Titel Majestät nicht zugestehen wollten, Gustav aber ganz entschieden auf demselben bestand, weil alle Könige einander gleich seien und ein Landesherr nichts verabsäumen dürfe, was sein Ansehen betreffe. Der Deutsche, der mit den Folgen dieses Vertrages für Deutschland bekannt ist, wird mit Schmerz wahrnehmen, daß Gustav Adolf durch die Einmischung einer katholischen Macht in den deutschen Religions-Krieg nicht nur das künftige Wohl des deutschen Reiches seinem eigenen augenblicklichen Bedürfnisse, sondern auch die Religion selbst der Politik zum Opfer brachte, obgleich der König sonst so fromm war, daß er sehr oft betete und nicht selten dreimal an einem Tage eine Predigt hörte. Dieser Punkt muß hervorgehoben werden, obgleich es Niemanden einfallen wird, der schwedischen Nation und ihrem Könige zuzumuthen, daß sie für die zagenden deutschen Fürsten und Städte und für die freie Religions-Uebung in Deutschland ritterlich abenteuernd Gut und Blut hätten opfern sollen. Die Franzosen versprachen in dem Vertrage, den sie am 13. Januar 1631 zu Bärwalde auf sechs Jahre schlossen, dem schwedischen Könige für

das verflossene Jahr 120,000 und für jedes folgende 400,000 Thaler Subsidien, nachdem England ihm schon vorher 60,000 Pfund gezahlt hatte. Dafür verpflichtete sich der König, eines Theiles mindestens 30,000 Mann Fußvolk und 16,000 Reiter ins Feld zu stellen und gab anderes Theiles seine Einwilligung dazu, daß die Franzosen sich in Deutschland zu Protectoren der auf den Kaiser eifersüchtigen katholischen Fürsten machten. Auf diese Weise erklären wir nämlich den Artikel des Vertrages, in welchem Gustav Adolf versprach, die katholische Religion in den Orten, die er einnehmen würde, bestehen zu lassen und den Mitgliedern der Liga die Neutralität zu gestatten, jedoch unter der Bedingung, daß sie dieselbe begehrten und auch selbst beobachteten. Freilich konnte ein Staatsmann, der, wie Richelieu, zugleich Kardinal war, kaum umhin, diese Forderung zu stellen.

Im Anfang des Jahres 1631 eroberten die Schweden Kolberg; die Kaiserlichen wurden aus dem Mecklenburgischen vertrieben und Neu-Brandenburg (im jetzigen Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz) erhielt eine schwedische Besatzung. Man könnte sich verwundern, daß Tilly wartete, bis Kolberg, Neu-Brandenburg und das lange vertheidigte feste Demmin genommen waren, ehe er mit seinem Heere in Mecklenburg oder in Pommern erschien. Allein es verflossen, wie wir wissen, zuerst mehrere Monate, ehe Tilly den Oberbefehl über das gesammte deutsche Heer erhielt, dann brauchte er Zeit, um dasselbe zusammenzuziehen, und zuletzt erkannte er, wie er erst seinen Rücken sichern müsse, ehe er nach Mecklenburg aufbreche. Er konnte nämlich dem Kurfürsten von Sachsen nicht mehr trauen, seitdem der Papst dem zweiten Sohne desselben das Erzbisthum Magdeburg abgesprochen und dieses dem kaiserlichen Prinzen Leopold Wilhelm verliehen hatte. Tilly forderte daher die Festungen Magdeburg, Leipzig und Wittenberg als Grundlage seiner Unternehmungen an der Elbe. Er war durch Gustav Adolf's Vorrücken an der Oder und besonders durch den Zug desselben gegen Frankfurt genöthigt worden, sich im Januar 1631 der letzteren Stadt zu nähern, und man hatte, als die beiden Hauptheere nicht mehr als acht Meilen von einander entfernt waren, ein entscheidendes Treffen erwartet; Tilly nahm aber plötzlich eine andere Richtung. Er zog von Brandenburg über Nauen und Ruppin an die mecklenburgische Grenze. Am 6. März erschien er vor Neu-Brandenburg. Diese Stadt ward von den Schweden hartnäckig vertheidigt, weshalb Tilly, als er sie nach drei Stürmen einnahm, nach seiner grausamen Art die ganze Besatzung, 2000 Mann stark, niederhauen ließ. Von Neu-Brandenburg brach er sogleich gegen Magdeburg auf. Daher griff nunmehr der König von Schweden Frankfurt an der Oder an, wo der General Tiefenbach mit 6000 Mann lag. Die Stadt

wurde am 13. April 1631 beim ersten Sturm eingenommen und zwei Stunden lang geplündert; die Schweden, durch Tilly's Verfahren zu Neu-Brandenburg aufs Furchtbarste gereizt, gewährten den Kaiserlichen keinen Pardon, sondern hieben dieselben unter dem Rufe „Neu-Brandenburgisch Quartier!“ zusammen. Nur 800 Mann wurden durch Gustav's Einschreiten gerettet.

Der König von Schweden erwartete damals ganz sicher, daß sowohl Sachsen als Brandenburg, deren Häuser gerechten Anspruch auf die Administration des ehemaligen Erzstiftes Magdeburg hatten, sich an ihn anschließen würden, um die bedeutendste Handelsstadt und Festung in Norddeutschland zu retten; Beide lehnten aber seine Anträge ab. Er mußte daher das unglückliche Magdeburg, welches die Kurfürsten nicht retten wollten, seinem Schicksal überlassen. Brandenburg und Sachsen wurden Beide von Fürsten regiert, welche keines schnellen Entschlusses fähig waren und die Leitung ihrer Angelegenheiten entweder pedantischen Systematikern oder gar solchen Rathgebern, die insgeheim dem Kaiser verkauft waren, überließen. Beide Fürsten hatten jedoch schon im Anfange des Jahres 1631 erkannt, daß jetzt mit dem vielen Schreiben nichts mehr auszurichten sei, und deshalb auf den Februar eine große Versammlung protestantischer Fürsten und Städte nach Leipzig ausgeschrieben, damit man wegen der Gewaltthätigkeiten, zu denen das Restitutions-Edict den Vorwand gab, und wegen der an den Protestanten begangenen Verletzung der Rechte der Nation und der Menschlichkeit einen Beschluß fasse. Auf dieser Versammlung, welche unter dem Namen des **Leipziger Convents** bekannt ist, wurde dann allerdings viel Dreistes geredet.*) Der brandenburgische Gesandte wagte sogar, trotz der Furcht seines Herrn vor dem Kaiser, zu sagen, die Reichsabschiede seien abgeschieden; und ein anderer setzte hinzu, es sei jetzt die Zeit gekommen, wo man die Augen auf und die Fäuste zumachen müsse. Allein wenn man die Sache genauer betrachtet, so war dieser evangelische Convent am Ende eben so unfruchtbar, als alle anderen deutschen Versammlungen. Es wurde nämlich die Verbindung mit Gustav Adolf, dem Helden des Protestantismus, welcher damals ganz allein Deutschland aus der Gewalt der Jesuiten, Kroaten, Spanier und Wallonen erretten konnte, förmlich abgelehnt und dagegen der Beschluß gefaßt, daß man ein gemeinschaftliches Bündniß schließen, Dänemark zur Theilnahme an demselben einladen und ein Defensions-Heer aufstellen wolle. Auch dies gab der Kaiser nicht zu; er erließ Abmahnungsschreiben an die betheiligten Stände und Unterthanen, worin er die zu Leipzig beschlos-

*) Bei dem Eröffnungs-Gottesdienste wurde das bekannte Kirchenlied gesungen: „Erhalt' uns Herr, bei deinem Wort, Und steur' des Papstes und Türken Mord.“

senen Werbungen untersagte. Wir werden unten sehen, was Hessen-Kassel von Tilly, sowie Franken und Schwaben von Fürstenberg's Heer zu leiden hatten, weil sie von der Ausführung des Leipziger Beschlusses nicht abstehen wollten. Dieser Beschluß konnte nicht ausgeführt werden, sobald Sachsen, welches allein von allen Verbündeten ein Heer aufstellen konnte, wieder aus dem Bunde trat. Dazu wurde deshalb auch der Kurfürst vom Kaiser durch beruhigende Vorstellungen, die der Geheimrath Hegemüller nach Dresden brachte, von Tilly aber im drohenden Tone aufgefordert. Als der Kurfürst sich nicht begütigen noch einschüchtern ließ, nahm Tilly die Weigerung desselben zum Vorwande, um feindlich in Sachsen einzudringen. Er beschloß, jetzt Alles aufzubieten, damit er Magdeburg eilig erobern und dann auch Leipzig und Wittenberg einnehmen könne.

Tilly hatte Frankfurt an der Oder vergebens zu retten gesucht, und wandte sich, als er bei Brandenburg den Fall Frankfurts erfahren hatte, sogleich gegen Magdeburg, um die Belagerung dieser Stadt zu beginnen. Da die Magdeburger ihre Stadt lange und hartnäckig gegen Tilly und Pappenheim vertheidigten, so ist Gustav Adolf vielfach getadelt worden, daß er ihnen nicht früher zu Hülfe geeilt sei. Gustav Adolf mußte jedoch offenbar sich vorher den Rücken sichern und fand bei dem Kurfürsten von Brandenburg nicht das Vertrauen, welches er zu verdienen glaubte; wir wagen daher nicht, ihn des Zögerns zu beschuldigen. Uebrigens mag er auch noch andere, besonders strategische Gründe gehabt haben, sich mit dem Entsatze von Magdeburg nicht zu übereilen; wir lassen aber diesen Punkt, wie alles Militärische, wenn keine zuverlässige Autorität vor uns liegt, ganz unerörtert. Der Administrator des Erzstiftes Magdeburg, Christian Wilhelm, ein Oheim des Kurfürsten von Brandenburg, ward bei der Vertheidigung der Stadt von dem in schwedischen Diensten stehenden hessischen Oberst Dietrich von Falkenberg, welchen Gustav Adolf dahin geschickt hatte, kräftig unterstützt. Der schwedische König glaubte daher auch ein Recht zu haben, von dem Kurfürsten von Brandenburg, seinem Schwager, Bürgschaft und Unterpfand für den möglichen Verrath des katholischen Ministers desselben, Adam von Schwarzenberg, zu fordern, da dieser der eigentliche Regent von Brandenburg war. Gustav Adolf verlangte, daß der Kurfürst schwedische Truppen in die Festungen Spandau und Küstrin aufnehme. Er erhielt endlich zur Antwort, daß zwar Küstrin, nicht aber Spandau ihm als Sicherheitsplatz übergeben werden solle; zugleich wurden um Berlin Schanzen aufgeworfen und die Bürgerschaft zur Vertheidigung berufen. Die Verhandlungen zogen sich hin, so daß nach einem Briefe, welchen Pappenheim Ende April über den Fortgang der Belagerung von Magdeburg an Wallenstein

schrieb, diese Stadt schon damals schwerlich hätte gerettet werden können, wenn auch der König sich sogleich auf den Weg gemacht hätte. Dies konnte nicht geschehen, und als Gustav Adolf am 1. Mai bei Köpenik eintraf, verweigerte der Kurfürst ihm nicht blos die Uebergabe von Spandau, sondern er suchte auch der Erfüllung des Versprechens wegen Küstrins auszuweichen. Dadurch ward Gustav Adolf bewogen, mit zwei Regimentern auf Berlin los zu marschiren und stand am 13. Mai eine halbe Stunde vor der Stadt. Doch willigte er, auf Bitten seines Schwagers, in eine Zusammenkunft mit diesem. Der Kurfürst bat sich zuerst eine Stunde Bedenkzeit aus, beharrte aber auch dann noch auf seiner Weigerung und konnte durch keine Vorstellungen über die Gefahr, welche der Stadt Magdeburg drohe, wenn man nur wenige Tage zögere, zum Nachgeben bewogen werden. Gustav Adolf wurde dadurch so sehr erbittert, daß er sogleich nach Köpenik zurückkehren und von dort an der Spitze seiner Truppen nach Berlin ziehen wollte. Nur mit Mühe ließ er sich durch die Kurfürstin und die Mutter des Pfalzgrafen Friedrich bewegen, nach Berlin zu kommen, wo er die Nacht unter dem Schutze von 1000 schwedischen Musketieren im Schlosse zubrachte. Indessen folgte ihm sein ganzes Heeer nach und lagerte sich um die Stadt. Jetzt mußte freilich der Kurfürst sich fügen. Gustav Adolf soll übrigens selbst eingestanden haben, daß seine Forderung hart und bedenklich gewesen sei, wahrscheinlich weil er dachte, daß sein Enthusiasmus für Ruhm, Freiheit und Religion dem Kurfürsten und dem Sande der Mark fremd sei, daß aber einem Landesherrn die bloße praktische Klugheit und Politik allerdings nicht gestatteten, seine Festungen in die Hände eines fremden Königs zu geben. Spandau ward am 15. Mai dem Könige zur Verfügung gestellt. Dieser versprach, es wieder herauszugeben, sobald Magdeburg entsetzt sei, und zog nun über Potsdam und Brandenburg der Elbe zu.

Gustav Adolf eilte keineswegs, für die Rettung der unglücklichen Magdeburger das Aeußerste zu versuchen. Er konnte sich nämlich unmöglich tiefer in Deutschland hineinwagen, wenn nicht vorher Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen, der jetzt endlich ein Heer von 18,000 Mann aufgestellt hatte, sich mit ihm zum Angriffe des Kaisers verband. Dies wollte jedoch der Kurfürst so wenig, daß er den Schweden sogar den Uebergang über die Elbe bei Wittenberg streitig machte. Gustav Adolf machte ihm den Vorschlag, die Kaiserlichen, welche vor Magdeburg standen, mit vereinter Macht auf beiden Ufern der Elbe anzugreifen. Johann Georg nahm aber stets sein Verhältniß zu Kaiser und Reich zum Vorwande, obgleich das Reich sich in Bündnisse gespaltet hatte und der Kaiser im Begriffe stand, Sachsen mit Kosaken, Kroaten und Panduren anzugreifen. Nicht einmal Vorräthe wollte Johann

Georg den zur Rettung Magdeburgs eilenden Schweden liefern. Er hatte ja einem Arnim, der immer noch ganz von Wallenstein abhängig war und diesem über Alles Bericht gab, die Einrichtung und Anführung seines Heeres anvertraut. Arnim hatte den Oberbefehl des sächsischen Heeres in der Hoffnung übernommen, daß er auf diese Weise die 300,000 Thaler, die er vorgab an den Kaiser zu fordern zu haben, bezahlt erhalten werde, wenn er ihm dafür geheime Dienste leiste.

Magdeburg war schon seit dem März hart bedrängt worden und der Kurfürst von Sachsen war so ängstlich, den Kaiser auf irgend eine Weise zu reizen, daß sogar die Lebensmittel, die er für die Magdeburger am linken Ufer der Elbe hatte aufhäufen lassen, nicht an sie abgeliefert wurden, sondern von ihnen scheinbar mit Gewalt geholt werden mußten. In der Stadt fehlte es an Pulver, die Zahl regelmäßiger Truppen belief sich auf nicht mehr als 2300 Mann; doch hielt die Hoffnung auf Gustav's Ankunft die Gemüther aufrecht. Tilly schickte noch am 18. Mai einen Unterhändler in die Stadt mit Schreiben an den Administrator, an Falkenberg und an den Magistrat, worin er sie aufforderte, zur Vermeidung des Aeußersten die Capitulation abzuschließen. Man gedachte den Boten Tilly's bis zum 20. Mai (neuen Stils) zurückzuhalten. Aber gerade am Morgen dieses Tages, als die Bürger sich vom Walle hinweg zur Ruhe begeben hatten, begann Pappenheim, der mit Tilly's Zögern nicht einverstanden war, den Sturm gegen die Bastei an der Neustadt. Falkenberg, der mit einigen Truppen dem Feind entgegeneilte, wurde tapfer kämpfend erschossen; der muthvolle aber ungeordnete Widerstand der Bürger war bald gebrochen und gegen neun Uhr Vormittags hörte man den Siegesruf „All gewonnen.“ Die Stadt mußte nun alles das erleiden, was die von Barbaren und Kannibalen erstürmten Städte zu erleiden pflegen. Während Kroaten, Wallonen und das Gesindel, welches den Truppen Tilly's zu folgen pflegte, plünderten, mordeten und alle möglichen Gräuelthaten verübten, hatte Pappenheim, als er sah, daß die verzweifelten Bürger auch noch in den Straßen Widerstand leisteten, einige Häuser am Walle anzünden lassen; auch an einer anderen Stelle brach Feuer aus. Dasselbe verbreitete sich in der Nacht über die ganze Stadt, und diese, welche damals neben Hamburg der reichste Handelsplatz an der Elbe war, ward ein Raub der Flammen. Nur der Dom, zu dessen Schutze Tilly 500 Mann beordert hatte, und einige Häuser um denselben, ferner das Liebfrauenkloster und etwas über hundert entlegene Fischerhütten blieben verschont. Mehr als 25,000 Einwohner von Magdeburg sollen das Leben verloren haben. Der Administrator ward gefangen und sehr mißhandelt, kam aber doch mit dem Leben davon und trat später in Oestreich zum Katholicismus über. Wir wollen

weder Tilly noch Pappenheim anklagen und ebenso wenig vertheidigen. Daß der Erstere gegen die Unglücklichen, die sich in den Dom geflüchtet hatten, schonend und menschlich verfuhr, ist unzweifelhaft bezeugt. Als er am 25. Mai seinen feierlichen Einzug hielt, war er vom Anblicke der Verwüstung erschüttert; auch mußte er als Feldherr bedauern, einen Waffenplatz von solcher Bedeutung in einen Schutthaufen verwandelt zu sehen. Wenn demnach die verübten Gräuel Tilly's Andenken nicht beflecken, so haben wir doch wenig Lust, auf neuere Ausdeutungen einzugehen, nach welchen Falkenberg, oder Gustav Adolf durch ihn, mit diabolischer Berechnung zu Magdeburgs Unglück gewirkt habe. Pappenheim, der sich über Tilly's zurückhaltendes Benehmen beim Sturm beschwerte, meldete frohlockend nach Wien, eine solche Victoria habe man seit Trojas und Jerusalems Zerstörung nicht gesehen. Wenn man Tilly vertheidigen wollte, könnte man sagen, daß auch zu unserer Zeit Bonaparte und seine Marschälle überall in Italien, in Spanien, in Deutschland, in Rußland und in Polen auf dieselbe Weise verfahren seien, und zwar nicht wie Tilly, blos kroatisch, sondern ganz systematisch. Auch Wellington machte es in San Sebastian nicht besser, und die rauchenden Trümmer Indiens nach dem letzten Aufstande haben bewiesen, daß die mit ihrer Humanität prahlenden Engländer im Kriege ebenso verfahren. Uebrigens hatte der in allen Ecken und Enden Deutschlands mit den grellsten Farben geschilderte Untergang der blühenden Stadt auf die protestantischen Deutschen eine ähnliche Wirkung, wie sie in unseren Tagen der Brand von Moskau auf die Russen gehabt hat. Daß der König sich mit dem Zug gegen Magdeburg nicht mehr beeilt und hierdurch wenigstens den Feind abzuziehen versucht hatte, wurde ihm schon von Zeitgenossen übel gedeutet. Er ließ daher eine Rechtfertigungsschrift ausgehen, in welcher er die Schuld seiner Zögerung auf die laue und zweideutige Haltung der beiden Durchlauchtigkeiten von Brandenburg und Sachsen schob.

Gustav Adolf kehrte vorerst, so lange Sachsen noch nicht von Tilly bedroht und folglich auch noch nicht geneigt war, sich mit seinem Heere an die Schweden anzuschließen, nach Brandenburg zurück. Sein Schwager, der Kurfürst, ward von Arnim, der sich zum Besuche zu ihm begeben hatte, beredet, darauf zu bestehen, daß die Schweden, da jetzt Magdeburg gefallen sei, Spandau wieder räumen sollten. Dies ward freilich, nachdem man sich fast einen ganzen Monat darüber gestritten und Arnim den Vermittler gespielt hatte, am 8. Juni von Gustav Adolf zugestanden, und die schwedische Besatzung zog aus der Festung; Gustav Adolf nahm aber auch alles das, was vorher ausgemacht worden war, wieder zurück und zog gegen Berlin. Am 19. Juni stand das schwedische Heer vor dieser Stadt, die Kanonen auf den Flügeln und

gegen das Schloß gerichtet, und nun ward durch die angedrohte Gewalt bewirkt, was alle Vorstellungen nicht hatten bewirken können. Es wurde nämlich am 21. Juni ein förmlicher Bundesvertrag abgeschlossen. Nach diesem Vertrage sollte Spandau dem schwedischen Könige für die ganze Dauer des Krieges überlassen werden. Küstrin sollte zwar von den kurfürstlichen Truppen allein besetzt bleiben, jeder Zeit aber den Schweden zugänglich sein, und im Nothfall sollte Küstrin ihnen auch ganz eingeräumt werden. Außerdem wurden die Kur-Lande, abgesehen von einigen anderen ziemlich lästigen Bedingungen, noch zur monatlichen Zahlung von 30,000 Thaler an das schwedische Heer verpflichtet; doch sollten einige Kreise der Kur- und der Ucker-Mark ausschließlich für den Unterhalt der königlichen Hofhaltung steuern. Auch Greifswalde ward endlich (im Juni 1631) dem kaiserlichen Heere entrissen. Gustav zog nun nach Mecklenburg, das bis auf drei Städte von den Oestreichern befreit war, und führte die beiden vertriebenen Herzoge unter Glockengeläute in Güstrow ein, wo sie als rechtmäßige Landesherren die Huldigung empfingen.

Erst Ende Juni begab sich Gustav Adolf mit seinem Heere wieder in die Gegend von Magdeburg, so daß es das Ansehen hatte, als wenn er und Tilly absichtlich einander zwei Monate hindurch ausgewichen wären. Während nämlich Gustav Adolf nach dem Falle von Magdeburg sich nördlich von der Elbe in Brandenburg, Pommern und Mecklenburg theils durch freiwillige oder erzwungene Verträge, theils mit Gewalt der Waffen festsetzte, war Tilly beschäftigt, die protestantischen Fürsten des mittleren Deutschlands zu plündern und einzuschrecken. Unter diesen waren einige, welche längst mit dem schwedischen Könige in geheimer Unterhandlung standen, namentlich die Fürsten der herzoglich-sächsischen Linie in Thüringen und Landgraf Moritz von Hessen-Kassel.

Was den Letzteren betrifft, so hatte sein Vetter, Ludwig V. von Hessen-Darmstadt, sich bekanntlich ganz dem Kaiser hingegeben, um durch Vermittelung desselben einen günstigen Rechtsspruch in dem Streite über die Marburger Erbschaft zu erlangen. Moritz war daher theils aus politischen, theils aus religiösen Gründen bereit, für seine durch die Union mit ihm verbundenen Glaubensgenossen das Aeußerste zu wagen; und man beschuldigte ihn nicht mit Unrecht, er warte nur auf eine Gelegenheit, um über die Baiern und die Kaiserlichen herzufallen. Was er und seine Hessen dafür bis zum Jahre 1622 zu leiden gehabt hatten, können wir, da es in einzelnen sich stets erneuernden Neckereien und Räubereien bestand, hier nicht berichten; man kann es im siebenten Theile von Rommel's hessischer Geschichte nachlesen. Man wird aus den dortigen Angaben ersehen, wie es den Protestanten ergangen

sein würde, wenn nicht Gustav Adolf als ihr Retter erschienen wäre, mochte dieser nun bei seinem Einschreiten ihren oder seinen eigenen Vortheil im Auge haben.

Im Ganzen hatte Moritz bis zum Treffen bei Stadtlohn, in welchem Christian von Braunschweig durch Tilly geschlagen wurde, sich leidlich aus der Sache gezogen; dann hatte aber auch ihn der Sturm getroffen. Tilly hatte sich, als er vor jener Schlacht gegen Christian von Braunschweig vordrang, mit Gewalt den Durchzug nach Westfalen durch Hessen gebahnt und seine rohen Horden hatten dort, wie überall, geraubt und gewüthet. Moritz hätte damals gern das ganze Land aufgeboten, um mit Christian von Braunschweig vereinigt das Aeußerste zu wagen; seine Ritterschaft aber, welche bei den Ständen den Ausschlag gab, hatte von Aufopferung nicht reden hören wollen, so daß der Enthusiasmus des Landgrafen nur dazu diente, ihn persönlich dem Kaiser und der Liga verhaßt zu machen und ihm neue Gefahren zu bereiten. Er hatte sich gegen die ihm widerstrebenden Glieder der Ritterschaft Gewaltthätigkeiten erlaubt, und diese hatten sich an den Kaiser gewandt. Als daher Tilly im October 1623 aus Westfalen nach Hessen zurückkehrte, war an keinen Widerstand zu denken gewesen, zumal da Ludwig von Hessen-Darmstadt entschlossen war, sich der ihm vom Kaiser zuerkannten Marburgischen Erbschaft mit Gewalt zu bemächtigen. Tilly's Heer nahm im October und November 1623 das ganze zwischen Darmstadt und Kassel streitige Gebiet bis auf das Marburger Schloß gewaltsam in Besitz. Als nachher auch dieses erobert war, wurde im folgenden Jahre das ganze Oberfürstenthum Hessen dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt überliefert. Nur zwei hessische Befehlshaber, Hippolytus Castiglione zu Epstein und Johann von Uffeln auf Rheinfels widersetzten sich muthig den Zumuthungen Tilly's. Moritz selbst fand es nun rathsam, sich freiwillig von der Regierung zurückzuziehen, und überließ, um nicht den Jammer seiner von Tilly's Banden gepeinigten Unterthanen mit ansehen und ein ungerechtes Urtheil als Rechtsspruch anerkennen zu müssen, die Regierung seinem Sohne, Wilhelm V. oder dem Standhaften, als seinem Stellvertreter. Er setzte dabei seinem Sohne einige seiner angesehensten Civil- und Militär-Beamten zur Seite. Er selbst verließ auf einige Zeit das Land, um bei anderen Fürsten Trost zu suchen, den er freilich zu jener Zeit in Deutschland nicht finden konnte. Er hatte seinen Entschluß schon vorher auf einem Landtage zu Kassel den Ständen mitgetheilt und ausdrücklich hinzugesetzt, daß durch die auf des Kaisers und Tilly's Befehl im Lande ergriffenen Maaßregeln dieser Schritt nothwendig gemacht sei. Er begab sich zuerst auf seine Feste Pleß bei Göttingen, entfernte sich aber von dort, als ihm von einem Ohrenzeugen gemeldet wurde, daß Tilly in einem Gespräche

mit den Jesuiten zu Paderborn gesagt habe, er habe Befehl vom Kaiser, sich, wenn es geschehen könne, des Landgrafen zu bemächtigen und ihn an den Kaiser auszuliefern.

Moritz blieb auch abwesend immer mit seinem Lande in Verbindung; sein Sohn Wilhelm war daher als Statthalter in einer höchst peinlichen Lage zwischen den hessischen Landständen, dem General Tilly und seinem eigenen Vater, welcher immer noch der eigentliche Regent war und sich überall, wohin er kam, in Verbindungen und Projecte einließ, die dem Kaiser unmöglich verborgen bleiben konnten. Als Christian IV. von Dänemark 1625 ein Heer rüstete und in Holstein ein Lager bezog, ward freilich das Land des Landgrafen auf kurze Zeit der liguistischen Räuber entledigt, weil Tilly nördlich ziehen mußte, und Moritz kehrte damals in seine Residenz Kassel zurück; die Frist war aber nur von kurzer Dauer. Der Kaiser hatte Wallenstein beauftragt, ein Heer auf Unkosten aller der Städte und Fürsten anzuwerben, die er zwingen könne, seine Leute zu ernähren, zu bekleiden und zu bezahlen. Diesem Heere wurde durch eine förmliche kaiserliche Urkunde Franken und Schwaben preisgegeben; es hieß in derselben, der Kaiser versehe sich zu den Ständen des schwäbischen und fränkischen Kreises, daß sie bei den Anstalten, die er zur Assecuration des Friedens und nothwendiger Defension treffen müsse, ein Uebriges thun würden. Die Truppen nahmen aber bald auch im Hessen-Lande Quartiere. Schon im September 1625 erklärten die Hauptleute der im Lande an der Werra, in Hersfeld, Sontra, Rothenburg an der Fulda und Lichtenau liegenden Wallensteiner, welche, mit den ihnen ertheilten Quartier-Billets nicht zufrieden, sich vorzugsweise in den Städten einquartiert hatten, daß sie mit ihren nicht auf kaiserliche, sondern auf eigene Kosten aufgestellten und unterhaltenen Truppen ganz besonders auf das Hessen-Land angewiesen seien, und daß diejenigen, von denen sie Nahrung und Quartier nähmen, bei ihren Landsleuten Ersatz suchen möchten. Als Wallenstein erschien, ließ er, weil Moritz sich weigerte, die Erpressungen durch seine Beamten betreiben zu lassen, durch seine Leute Alles, was diese brauchten, wegnehmen und sogar das Getreide durch sie dreschen. Sehr drückend für den Landgrafen wie für das hessische Volk und sehr schimpflich für die Ritterschaft war es, daß Wallenstein die Ritterschaft des Landes, die sich schon vorher mit Tilly zu verständigen gewußt hatten, nicht blos im Allgemeinen, sondern auch die einzelnen Geschlechter insbesondere mit allen ihren Dörfern und Hintersassen von jeder außerordentlichen Contribution und Schatzung freisprach und daß die edeln Ritter dies suchten und annahmen. Dadurch wurde fast der vierte Theil der hessischen Unterthanen einer drückenden

Last entledigt, welche dagegen auf die ärmeren anderen drei Viertheile gewälzt ward.

Als Christian IV. die Sache der Protestanten zu verfechten übernahm, schien Moritz fest entschlossen, sich mit ihm zu verbünden, obgleich er an seiner Ritterschaft einen ebenso gefährlichen Feind hatte, als an Tilly's Baiern und Kroaten. Christian IV. machte deshalb auch zweimal den Versuch, sich mit Moritz und den thüringischen Herzogen in Verbindung zu setzen; er mußte aber das erste Mal bei Rothenburg wieder umkehren und das zweite Mal konnte er nicht nach Thüringen gelangen und war nach seiner Rückkehr genöthigt, das Treffen bei Lutter am Barenberge zu liefern. Das erste Mal, als Christian (April 1626) zur Befreiung Hessens auszog, wurde er ganz öffentlich vom Landgrafen Moritz unterstützt. Die vielen Bedrängnisse, welche dieser dann bis zu Christian's Niederlage von Seiten Tilly's erlitt, schienen dem Letzteren nothwendig, da er sich den Rücken decken mußte. Diente ja doch auch des Landgrafen jüngerer Sohn, Philipp, welcher nachher bei Lutter fiel, in Christian's Heere! Tilly verlangte drohend im Auftrage des Kaisers, Moritz solle die Werbungen einstellen, seine Truppen entlassen, das Land und besonders die drei Hauptfestungen, Kassel, Ziegenhain und Rheinfels, den Kaiserlichen überlassen; der Landgraf blieb aber standhaft, obgleich seine Ritterschaft ihm immer noch widerstrebte. Er erklärte, wenn er persönlich verdächtig oder verhaßt sei, lieber die Regierung seinem Sohne ganz abtreten, als in die immer vermehrten Forderungen willigen zu wollen. Bis zum entscheidenden Treffen bei Lutter am Barenberge, also bis zum August 1626, war eine Auskunft getroffen worden; nach dem dort erfochtenen Siege aber hielt Tilly für nöthig, den Landgrafen ganz zu Grunde zu richten. Dazu benutzte er die Forderungen, welche Hessen-Darmstadt an Hessen-Kassel machte, weil dieses die Einkünfte des Marburgischen Erbes so viele Jahre hindurch widerrechtlicher Weise genossen habe. Ludwig's V. Nachfolger (seit 1626), Georg II., welcher ganz in seines Vaters Sinne handelte, riß mit Hülfe der ihm überlassenen Spanier die sogenannte untere Grafschaft Katzenellenbogen an sich, in welcher auch der wackere Johann von Uffeln Rheinfels räumen mußte und St. Goar grausam geplündert und verwüstet wurde. Als nachher die Mißhandlung des Landes theils von den Darmstädtern unter dem Vorwande der kaiserlichen Execution in der Erbschafts-Sache, theils von Tilly aus Feindschaft gegen Moritz zu einer unerhörten Höhe getrieben wurde, entschloß sich Moritz, der Regierung ganz zu entsagen und sich dem Lande zu opfern. Er hatte diesen Gedanken schon im Jahre 1624 gehegt und war im Laufe des Jahres 1626 oft auf ihn zurückgekommen, hatte aber viele Gewissens-Bedenklichkeiten und

mancherlei Hindernisse zu überwinden, ehe er zur Ausführung schreiten konnte. Dies geschah endlich am 17. März 1627, wo er in dem sogenannten goldenen Saale des Schlosses von Kassel die Regierung förmlich seinem Sohne überließ. Er erschien bei dieser Gelegenheit nicht in Person, sondern ließ die nöthigen Actenstücke von dem geheimen Rathe vorlesen, den er stets in seinen eigenen Angelegenheiten gebraucht und deshalb auch, als derselbe von der Ritterschaft heftig verfolgt wurde, mit eigener Gefahr geschützt hatte.

Wilhelm V. oder der Standhafte übernahm die ihm von seinem Vater überlassene Regierung nur unter einer feierlichen Protestation gegen die Schuldenlast, die in der letzten Zeit seines Vaters durch den Druck der Kaiserlichen und der Baiern sehr angewachsen war, und gegen das ungerecht ausgesprochene und gewaltsam ausgeführte kaiserliche Urtheil in der Marburger Sache. Es heißt in dem Proteste: „Er nehme die von seinem Vater aufgegebene und verwaiste Regierung nur als lehens- und vertragsmäßiger Nachfolger an nnd behalte sich alle Rechtswohlthaten vor, welche er besonders in Bezug auf die in der Marburgischen Execution geschehene Schmälerung und Verletzung seiner erblichen Lande geltend zu machen gedenke.“ Uebrigens brachte Wilhelm durch seine Gemahlin Amalia Elisabeth, die Erbtochter des Grafen von Hanau, diese Grafschaft an Hessen-Kassel; Amalia Elisabeth selbst erhielt später Gelegenheit, sich im dreißigjährigen Kriege einen ähnlichen Ruhm zu erwerben, wie Maria Theresia ihn im 18. Jahrhundert erworben hat; von neueren ultramontanen Schriftstellern wird sie freilich aufs Heftigste verunglimpft.

Wilhelm war weniger starrsinnig und gewaltthätig, als sein Vater, und konnte sich daher eher in die Umstände der Jahre 1627 bis 1631 fügen. Wie hart dies war und wie unbarmherzig der lutherische Landgraf Georg II. von Hessen-Darmstadt, von seinem lutherischen Schwiegervater, dem Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen, unterstützt, mit seinem calvinistischen Verwandten umging, kann man daraus schließen, daß Darmstadt nicht blos die Landes-Universität Marburg,*) die Besitzungen am Rhein und eine große Zahl von Herrschaften an sich gerissen, sondern zugleich auch die Kassel'sche Linie ganz arm gemacht hatte. Der abgedankte Landgraf Moritz lebte darbend in Melsungen; Wilhelm selbst, welcher nur mit Mühe das feste Ziegenhain und Kassel gerettet hatte, war sogar um seinen Lebensunterhalt besorgt. Er hatte von den ihm übrig gebliebenen zwölf Aemtern jährlich nur

*) Als Marburg an Darmstadt kam, verlegte Landgraf Ludwig die um 1607 gestiftete Universität Gießen dorthin, so daß von da (1625) bis nach dem westfälischen Frieden nur eine hessische Universität bestand. 1650 wurde das alte Verhältniß hergestellt und einige Jahre darauf Marburg neu eingeweiht.

40,000 Gulden einzunehmen, welche für die Besoldungen nicht hinreichten, so daß er noch in demselben Jahre, in welchem er die Regierung übernahm, seiner Mutter Juliane die Speisung am Hofe aufkündigte, weil alle Vorräthe aufgezehrt seien und er selbst sich eine zeitlang auf dem platten Lande behelfen wolle. Durch Verträge mit Hessen-Darmstadt und durch Demüthigungen vor dem Kaiser besserten sich zwar in den beiden folgenden Jahren Wilhelm's Verhältnisse; es kam ein Vergleich zu Stande, in welchem er einiges Gebiet zurückerhielt und welchen der Kaiser 1628 bestätigte, worauf in Kassel wie in Darmstadt Dankfeste gehalten wurden. Das Restitutions-Edict von 1629 führte aber neue Bedrängnisse herbei. Leopold Wilhelm, des Kaisers fünfzehnjähriger Sohn, nahm neben Passau, Straßburg, Halberstadt, Bremen und Magdeburg auch noch die säcularisirte hessische Abtei Hersfeld in Anspruch, und die verschiedenen Mönchsorden strömten herbei, um alle von Philipp dem Großmüthigen eingezogenen und zu frommen Zwecken verwendeten Klöster wieder in Besitz zu nehmen. Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß nach der Rechnung bei Rommel im Jahre 1630 die gesammten Einkünfte Wilhelm's, nach Abzug der Zinsen der Schuld und der sehr kargen Deputate für Juliane und für Moritz, nur 18,000 Thaler betrugen. Wunderlich genug war es übrigens, daß Jagd und Falknerei nicht beschränkt, sowie daß Küche und Keller immer noch fürstlich unterhalten wurden.

Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel war, was nach den dargelegten Verhältnissen sich leicht begreifen läßt, der erste unter den deutschen Fürsten, welcher ganz freiwillig und aufrichtig mit dem schwedischen Könige in Verbindung trat. Aus diesem Grunde allein haben wir auch der hessischen Angelegenheiten hier so ausführlich erwähnt. Wilhelm hatte bei dem Wagestücke der Verbindung mit den Schweden, welche durch einen weiten Raum von ihm getrennt waren, wenig mehr zu verlieren und, wenn die Sache gelang, Alles zu gewinnen. Schon vom Jahre 1629 führt Rommel drei Briefe an, welche der schwedische König aus Preußen und aus Schweden an den Landgrafen schrieb, und in denen er über die Zaghaftigkeit der deutschen protestantischen Fürsten klagte und die Absicht kund gibt, seinen deutschen Glaubensgenossen kräftig beizustehen. Der eine dieser Briefe, welcher am 8. November zu Upsala geschrieben und dem Landgrafen durch den Grafen Reinhard von Hohensolms zugeschickt wurde, enthält ausführliche Nachrichten über den Stand der Dinge und über Gustav Adolf's trostlose Verhandlungen mit den deutschen Kurfürsten. Im Jahre 1630 wurde die Verbindung zwischen Gustav Adolf und dem Landgrafen enger geknüpft, obgleich damals Tilly's und Wallenstein's Schaaren in Hessen waren. Im Herbst des vorhergehenden Jahres hatte der

Landgraf eine Reise nach Holland gemacht und dort Freundschaft mit zwei Männern geschlossen, welche Beide unsterblichen Ruhm im Felde erlangt und als Helden für Freiheit und Vaterland, nicht für Geld und Orden gekämpft haben. Der eine war der junge Prinz oder, wie alle sächsischen Prinzen sich nennen, Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, der jüngste unter den acht Söhnen Herzog Johann's III.; derselbe, der später, als Gustav Adolf gefallen war, den deutschen Ruhm neben dem schwedischen glänzend aufrecht erhielt. Der andere war der tapfere Hesse Heinrich von Falkenberg, welcher, nachdem er 15 Jahre früher von Moritz nach Schweden geschickt worden war und dort Dienste genommen hatte, als schwedischer Oberst zuerst Stralsund und dann Magdeburg heldenmüthig vertheidigte und sich unter den Trümmern der letzteren Stadt begrub.

Der Kaiser, von Wilhelm's Verkehr mit Gustav Adolf unterrichtet, ermahnte den Landgrafen schon im Januar 1630 in einem verschlossenen Schreiben, um seiner und des Reiches Wohlfahrt willen, behutsam zu sein, weil er im Verdacht stehe, daß er in Holland über die Aufnahme holländischer Truppen in Kassel und Ziegenhain Verabredungen getroffen habe. Auch Gustav Adolf bat den Landgrafen in demselben Jahre, sich nicht unvorsichtig hervorzuwagen. Im Oktober 1630 schickte jedoch der Landgraf einen Abgeordneten, Hermann Wolf, der den König in Stralsund antraf und, freilich unter ziemlich beschränkten Bedingungen, das Versprechen erhielt, daß Gustav Adolf sich des Landgrafen kräftig annehmen wolle. Schon mit diesem hessischen Bevollmächtigten wurden die Bedingungen festgestellt, unter denen Wilhelm der schwedischen Hülfe sicher sein könne. Bekanntlich erlaubte aber das Verhalten der Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg dem schwedischen Könige damals nicht, irgend etwas im mittleren Deutschland zu unternehmen. Nichtsdestoweniger ließ Wilhelm sich durch die Beschlüsse des Leipziger Convents ermuthigen, mit den Herzogen Wilhelm und Bernhard von Weimar den Versuch eines Widerstandes gegen den politischen und religiösen Druck, welcher immer schwerer auf ihnen lastete, zu machen. Wilhelm von Weimar stand an der Spitze des Hauses, seit der älteste Bruder, Johann Ernst, in Ungarn gestorben und der zweite, Friedrich, in den Niederlanden gefallen war; er selbst war bei Stadtlohn verwundet und zu Wienerisch Neustadt gefangen gehalten worden, bis Kaiser Ferdinand ihn begnadigte. Bernhard hatte bei Wimpfen und Stadtlohn gekämpft, war dann in holländische Dienste getreten und hatte sich später zu Christian IV. geschlagen; seit 1628 lebte er in Weimar. Die drei Fürsten wandten sich noch einmal an Gustav Adolf. Dies fiel in die Zeit, als der Letztere nicht sehr eilte, den Magdeburgern beizustehen, weil er die deutschen Protestanten fühlen

lassen wollte, wohin ihr Egoismus führe. Der Schweden-König begnügte sich daher auch, den Bevollmächtigten der jungen enthusiastischen Fürsten am 15. Mai 1631 zu erklären: daß er ihren tapferen Entschluß lobe und ihnen, falls sie durch die unversöhnlichen Feinde ihres Glaubens von Land und Leuten getrieben würden, Zuflucht und Unterhalt in Schweden zusichere.

Um Ostern 1631 machten die drei verbündeten Fürsten ihre Absicht öffentlich bekannt, und riefen ihre Unterthanen und Freunde zu dem von ihnen längst vorbereiteten Heere. Am 16. April kündigte Landgraf Wilhelm den noch nicht eingelagerten Truppen der Liga und ihrem Feldherrn Tilly die hessischen Quartiere, sowie den ihnen bisher unter dem Namen Contribution gezahlten Tribut auf, und erschien mit einem Heere von 5000 Mann, welches bald durch die Anwerbung von gedienten Leuten und durch den Zutritt der erbitterten, schnell in Soldaten umgewandelten Bauern verstärkt wurde, rüstig im Felde. Die Herzoge von Weimar unterstützten ihn kräftig. Wilhelm von Hessen, der im Anfang Mai als Kreis-Oberst des oberrheinischen Kreises nach Frankfurt kam, ließ weit und breit werben und erhielt von den Grafen der Wetterau und des Westerwaldes die mündliche und schriftliche Zusicherung, daß auch sie ihre Leute aufbieten würden. Als jedoch Magdeburg gefallen war, stand der Landgraf wieder plötzlich allein und suchte vergebens im Anfange Juni bei den seinem Hause erbverbrüderten Fürsten, bei dem jetzt mit ihm ausgesöhnten Landgrafen von Hessen-Darmstadt und beim Prinzen von Oranien Hülfe. Zugleich erfuhr er, daß Tilly, anstatt nach der Eroberung Magdeburgs den Schweden-König aufzusuchen, vielmehr nur einen Theil des kaiserlichen Heeres unter Pappenheim an der Elbe gelassen habe und selbst Rache dürstend gegen Thüringen und Hessen heranziehe. Bei dieser Wendung der Dinge verlor einer der drei mit einander verbündeten jungen Fürsten, Wilhelm von Weimar, den Muth; Wilhelm von Hessen dagegen, den in der Noth auch seine Stände, besonders die Ritterschaft, im Stiche ließen, und Bernhard von Weimar, zeigten der Welt, daß in ihnen eine ganz andere Seele wohne, als in jenem. Wilhelm von Weimar flüchtete sich nämlich, als Tilly gleich einem Waldstrom verheerend hereinbrach, zum Kurfürsten von Sachsen, der ihm dann nur unter der schimpflichen Bedingung eine Zuflucht in Leipzig gewährte, daß er die von ihm geworbene und eingeübte Mannschaft an der Grenze entlasse; Wilhelm von Hessen und Bernhard von Weimar dagegen rüsteten sich zu einem tapferen Widerstand. Als im Anfang des Juli Tilly, auf seine Uebermacht vertrauend, vom Landgrafen forderte, daß er ungesäumt seine Truppen entlasse, fünf kaiserliche Regimenter in seine Städte aufnehme, Kassel und Ziegenhain ihm über-

lasse, eine Contribution zahle und endlich rund heraus erkläre, ob er Freund oder Feind sei, gab der Landgraf ihm folgende Antwort: „Er wäre weder Freund noch Feind, seine Truppen gebrauche er selbst fremdes Kriegsvolk aufzunehmen, sei er nicht gemeint, am wenigsten aber in seine Residenz, wo sich Tilly's alte Soldaten mit seinen Neulingen schlecht vertragen würden; gegen einen Angriff werde er sich zu vertheidigen wissen; Geld und Unterhalt möge sich Tilly in München holen, wo er Alles in Ueberfluß finden werde." Bei dem bevorstehenden Kampfe mit Tilly und Pappenheim ließ dann Wilhelm das gesammte Hessen-Volk durch die geistlichen und weltlichen Beamten zur Rettung seiner Religion und seiner Unabhängigkeit von kaiserlichen und militärischen Befehlen aufbieten.

Wilhelm von Hessen und Bernhard von Weimar standen bei dem hierauf folgenden Kampfe freilich allein, weil Wilhelm von Weimar auch den dringendsten Bitten die Politik entgegensetzte; allein Gustav Adolf marschirte damals endlich heran. Er ließ sich von der brandenburgischen Besatzung in Küstrin Treue schwören, ging bei Tangermünde über die Elbe und bezog bei dem Städtchen Werben, welches auf dem linken Ufer der Elbe, dem Einfluß der Havel in diesen Fluß gerade gegenüber liegt, ein festes Lager, wodurch Tilly genöthigt ward, sein Heer aus Hessen abzurufen. Bernhard von Weimar begab sich in das schwedische Lager, während Landgraf Wilhelm die Entfernung von Tilly's Hauptmacht benutzte, um seine Festen wieder zu besetzen und die im Lande gebliebenen Kaiserlichen zu vertreiben. Er selbst folgte dann seinem Freunde Bernhard, der in schwedische Dienste trat, nach Werben und schloß dort im August 1631 den für sein Haus und für ganz Deutschland wichtigen Vertrag mit Schweden, durch dessen treue und heldenmüthige Erfüllung später Wilhelm's Wittwe im Frieden die Vortheile erhielt, welche der Kaiser für Hessen-Darmstadt nicht zu erlangen oder vielmehr nicht zu behaupten im Stande war. In diesem Vertrage von Werben verpflichteten Gustav Adolf und Wilhelm sich in ihrem und ihrer Erben Namen, unter Bürgschaft ihrer Kronen und Fürstenthümer, zu einem beständigen und unauflöslichen Bündnisse, und der schwedische König versprach dem Landgrafen, alle Gegner desselben als seine und seiner Krone Feinde zu verfolgen und mit Niemanden innerhalb und außerhalb des Reiches eine diesem Versprechen zuwiderlaufende Verbindung einzugehen. Der Vertrag von Werben hatte zunächst die Wirkung, daß der Landgraf von Gustav Adolf mit Geld für seine Werbungen unterstützt und zum General der in den rheinischen Kreisen und in den Oberlanden für ihn geworbenen Heerschaaren ernannt wurde. Wilhelm kehrte nach dem Abschlusse des Vertrages nach Hessen zurück. Er nahm seinen Weg über Leipzig, wo er den

Kurfürsten von Sachsen schon in einer Stimmung traf, die ihn geneigt machte, sich vom Kaiser zu trennen, der ihn durch Tilly heftig bedrohen ließ. Herzog Bernhard war dem Landgrafen aus dem schwedischen Lager nach Hessen vorangeeilt und erschien gleich darauf mit 4000 Mann zu Fuß, vier Fähnlein Reiterei und vier aus dem Kassel'schen Zeughause geholten Kanonen vor Hersfeld.

Dies war im August 1631. Schon im Juli hatte Gustav Adolf Vortheile über Tilly's Heer erhalten, welche diesen erbittert hatten, obgleich sein Verlust nicht gerade bedeutend gewesen war. Gustav Adolf hatte am 18. Juli an der Spitze von einigen tausend Reitern eine Abtheilung von Tilly's Reiterei zwischen den Dörfern Burgstall und Angern überfallen und ihr einen empfindlichen Verlust beigebracht. Nachher hoffte Tilly im Vertrauen auf Verräther durch einen Angriff, den er in der Nacht des 27. Juli unternahm, das schwedische Lager erstürmen zu können; der Anschlag war aber entdeckt worden und Tilly mußte nicht nur unverrichteter Dinge und mit großem Verluste wieder zurückweichen, sondern er sah sich auch, da er an Allem Mangel litt, genöthigt, seine Stellung zu ändern und nach Wollmirstädt bei Magdeburg zu marschiren. Im August ward die schon erwähnte feierliche Wiedereinsetzung der Herzoge von Mecklenburg zu Güstrow begangen, obgleich die Kaiserlichen sich in Rostock noch bis zum October 1631 und in Wismar sogar bis in den Januar des folgenden Jahres behaupteten. Die kriegerische Thätigkeit und die Feldherrn-Talente des schwedischen Königs, welcher überall selbst erschien, handelte und mitfocht, wagen wir nicht zu preisen, weil das Militärische uns fremd ist; sein Verdienst in dieser Beziehung wurde jedoch allgemein anerkannt, sogar von Tilly, der im Kriegswesen Meister war.

Gustav Adolf und Tilly waren Beide im Sommer sehr verstärkt worden. Der Erstere hatte den General Gustav Horn an sich gezogen, welcher nach der Einnahme von Frankfurt an der Oder nach Schlesien geschickt worden war und jetzt mit 4000 Mann zu Gustav Adolf zurückkehrte; Tilly dagegen hatte einen bedeutenden Theil der aus Italien heimkehrenden kaiserlichen Völker unter dem Grafen Fürstenberg mit den seinigen vereinigt, nachdem dieser erst in Schwaben und Franken diejenigen Fürsten und Städte, die, wie z. B. Nürnberg und die brandenburgischen Markgrafen, bei den Leipziger Beschlüssen betheiligt waren, gezüchtigt hatte. Tilly beging jedoch gerade jetzt, wo der entscheidende Augenblick heranrückte, die Unvorsichtigkeit, daß er den Kurfürsten von Sachsen beleidigte. Er that dies gegen den ausdrücklichen Willen seines Herzogs Maximilian und anderer Fürsten der Liga, blos dem Kaiser und seinen Jesuiten zu Gefallen. Der Kurfürst von Sachsen hatte nämlich dem Leipziger Fürsten-Convent bei-

gewohnt und war der Verbindung derer beigetreten, welche zur Abwehr des Unrechtes Rüstungen machen wollten. Gegen diese Verbindung ließ der Kaiser, wie bereits angegeben, Abmachungsschreiben (Avocatorien) ergehen, und als dieselben nichts fruchteten, machte er Anstalt, die einzelnen Mitglieder des Bundes mit Gewalt zum Rücktritte zu zwingen. In Schwaben und Franken setzte der Kaiser seinen Willen vermittelst des Grafen von Fürstenberg glücklich durch; in Sachsen dagegen erreichte Tilly, als er das Nämliche erzwingen wollte, seinen Zweck ebenso wenig, wie vorher in Hessen.

Tilly forderte den Kurfürsten am 24. August auf, alle Rüstungen einzustellen und dem kaiserlichen Heer Durchmärsche, Lieferungen und Geldbeiträge zu gewähren. Da Johann Georg sich auf die Reichsverfassung berief, beschloß der kaiserliche und liguistische Feldherr, ihn gewaltsam vom Leipziger Bunde abzuziehen und die Stadt Leipzig zu besetzen; er brach daher mit 40- bis 50,000 Mann in Sachsen ein, besetzte Halle, Eisleben, Merseburg und Naumburg und schrieb Kriegssteuern aus. Der Kurfürst unterhandelte damals, um sich zu schützen, mit Gustav Adolf, welcher an der Spitze von 13,000 Mann Fußvolk und 8850 Reitern aus dem Lager von Werben aufgebrochen war, über eine Vereinigung der aus 18- bis 20,000 Mann bestehenden sächsischen Truppen mit dem schwedischen Heere. Diese Unterhandlung hatte anfangs Schwierigkeiten; als aber dem Kurfürsten gemeldet wurde, daß 200 Dörfer in seinem Lande brenneten, warf er sich unbedingt in Gustav Adolf's Arme, welcher edelmüthig genug war, jetzt keine andere Bürgschaft als des Kurfürsten Wort zu verlangen. Am 15. September vereinigte sich das schwedische Heer bei Düben mit dem sächsischen; der Kurfürst von Brandenburg traf mit Johann Georg ein. Tilly hatte Leipzig mit glühenden Kugeln beschossen und nachher eingenommen. Gustav Adolf hatte Bedenken gegen eine Schlacht; denn seine Krone, sagte er, sei zwar durch die Ostsee geschützt, aber bei einer Niederlage könnten zwei Kurhüte wackeln. Aber Johann Georg bestand auf einer Schlacht, wie bei den Kaiserlichen Pappenheim sie begehrte. So wurde sie denn bei dem in der Nähe dieser Stadt liegenden Orte Breitenfeld eröffnet. In dieser Schlacht bei Leipzig oder bei Breitenfeld (17. September 1631) wurde Tilly völlig geschlagen. Der Sieg ward ganz allein von den Schweden erfochten; denn die Sachsen, deren Heer aus lauter Neugeworbenen bestand, waren nach einem kurzen Kampfe zerstreut worden und selbst ihr Kurfürst war bis nach Eilenburg geflohen, wo er sich mit einem Trunk Bier erquickte. In dieser Schlacht, welche fünf Stunden dauerte und in welcher der König sieben Angriffe Pappenheim's zurückschlug, ward Tilly's ganzes Heer so gut wie vernichtet; er verlor sein Geschütz und die Hälfte seiner Leute; auch er

selbst würde, als ein Rittmeister, den man den langen Fritz nannte, ihn in seine Gewalt bekam, von diesem getödtet worden sein, wenn nicht ein Reiter im Dienste des Herzogs Rudolf Maximilian von Sachsen-Lauenburg, der beim kaiserlichen Heere stand, ihn durch einen glücklichen Schuß von seinem Gegner befreit hätte. Tilly begab sich verwundet nach Halle, wo er mit Pappenheim zusammentraf. Die von ihm erlittene Niederlage war so vollständig, daß es zuerst das Ansehen hatte, als wenn das mühsam errungene Uebergewicht des Kaisers und der Liga auf einmal gänzlich zusammenstürzen würde. An Gustav Adolf lag es nicht, daß damals der Protestantismus nicht völlig obsiegte und der Krieg ein schnelles Ende erhielt. Es war die sächsische Politik, die wir als solche und in Beziehung auf das reine deutsche Interesse nicht zu mißbilligen wagen, sowie Arnim's fluchwürdiger Egoismus und seine Anhänglichkeit an Wallenstein, was den unseligen Krieg verlängerte. Gustav Adolf überließ es dem sächsischen Heere unter Arnim, durch die Lausitz und Böhmen nach Mähren zu ziehen; er selbst marschirte mit einer sogar in unserer Zeit fast unglaublichen Schnelligkeit durch Thüringen und Franken an und über den Rhein, sowie von dort an den Lech und nach Baiern.

Inhalt des elften Bandes.

Geschichte der neueren Zeit.

Schlosser, Friedrich Christoph, / Jäger, Oskar, / Kriegk, Georg Ludwig,

Fr. Chr. Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk mit
Zugrundelegung der Bearbeitung ; mit der Fortsetzung bis auf die Gegenwart

Bd.: 11

Oberhausen [u.a.] 1876